BUHR A

a39015 01812950 5b

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DT
731
.A57

— 64. —

Carl B. Lorck's Hausbibliothek.

Livingstone und Ellis.

Südafrika und Madagaskar.

Digitized by Google

Digitized by Google

Südafrika

und

Madagaskar

geschildert

durch die neueren Entdeckungsreisenden,

namentlich

Livingstone und Ellis.

Karl Theodor Andree

Leipzig,
Verlagsbuchhandlung von Carl B. Lorck.
1860.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Erstes Buch.

Der Aufschluß des Innern von Südafrika. Die Entdeckung des Ngami-Sees und des Zambesi.

Erstes Kapitel.

Erste Versuche, in Südafrika vorzudringen. — Die früheren Reisen der Portugiesen. — Galton, Andersson und Livingstone. S. 1.

Zweites Kapitel.

Livingstone's erste Reise. — Das Land der Bakuene. — Abenteuer mit einem Löwen. — Die Betschuanastämme und ihre Benennungen. — Die Missionsstation Kolobeng. — Der Häuptling Sechele. — Patriarchalische Regierung. — Die Kotla. — Dürre und Regenmacher; Heuschrecken und eßbare Frösche. — Die Kalahariwüste, deren Pflanzenwuchs und Bewohner; Buschmänner und Bakalahari. S. 11.

Drittes Kapitel.

Die Reise von Kolobeng bis zum Ngami-See am Rande der Kalahari vom 1. Juni bis 1. August 1849. — Thierleben in der Wüste. — Wassermangel und Salzpfannen. — Der Zougafluß. — Der Ngami-See. — Die Bamangwato. S. 32.

Viertes Kapitel.

Ein mislungener Versuch, von Kolobeng aus bis zu Sebituane, dem Häuptling der Makololo, vorzudringen. — Ein anderer Versuch gelingt. — Salzpfannen. — Buschmänner. — Der Führer Schobo. — Die

Digitized by Google

Banaſchoa. — Die giftige Tſetſefliege und ihre Verheerungen. — Zuſammentreffen mit Sebituane. — Die Makololo und die Batoka. — Sebituane's Kriege mit den Matebele. — Sein Tod. — Livingſtone entdeckt tief im Binnenlande den Zambeſi, im Juni 1851. — Die Mambari und der Sclavenhandel. — Rückreiſe nach der Capſtadt. S. 41.

Zweites Buch.

Livingſtone's Reiſe von Kuruman bis an den Zambeſi.

Fünftes Kapitel.

Ein Blick auf die verſchiedenen Regionen des Caplandes und deren Pflanzenwuchs. — Noch einmal die Wüſte. — Das Thierleben. — Die holländiſchen Bauern. — Griqua und Betſchuana. S. 55.

Sechſtes Kapitel.

Kuruman und deſſen Umgegend. — Die Sprache der Betſchuana; Bibelüberſetzung. — Heidenbekehrung. — Die Bakuene. — Wüſtenwinde. — Krankheiten und Kuren. S. 66.

Siebentes Kapitel.

Krankheiten der wilden Thiere. — Löwen, Mäuſe und Schlangen. — Das Land der Bamangwato. — Sitten und Gebräuche; Wehrhaftmachung und Boyale. — Die Bakaahöhen. — Der Strauß. S. 89.

Achtes Kapitel.

Salzpfannen und Bitterwaſſer. — Ntwetwe, Mowane- und Mopanebäume. — Buſchmänner und Elephantenjagden. — Gifte. — Der Reiſende erreicht den Sarſchure. — Ueberſchwemmte Wieſen. — Der Chobefluß. — Ankunft in Linyanti. S. 93.

Neuntes Kapitel.

Des Makololohäuptlings Sekeletu Hofhalt zu Linyanti. — Sitten und Gebräuche. — Frauen und Sclaven. — Gerichtshöfe. — Die ſclavenhandelnden Mambari. — Elfenbein. — Speerwerfen. — Das Fieber. — Polygamie. — Die unterworfenen Makalakaſtämme. — Die Völkergruppen im ſüdlichen Afrika. S. 105.

Zehntes Kapitel.

Von Linyanti bis Seſcheke. — Charakter der Gegend. — Ameiſenhügel und wilde Datteln. — Antilopenſchwärme und Jagden. — Leben und Treiben der Makololo. — Der Liambye oder Zambeſi. S. 122.

Digitized by Google

Drittes Buch.

Livingstone's Reise von Seschеke am Zambesi nach Loanda an der Westküste.

Elftes Kapitel.

Der Liambye. — Die Wasserfälle von Gonye. — Die Fruchtbarkeit des Barotsethales. — Naliele. — Die Banyeti und Barotse. — Mambari; Araber aus Zanzibar. — Vögel, Fische und Flußpferde. S. 129.

Zwölftes Kapitel.

Die Fahrt auf dem Chobe und Liambye. — Der Libafluß bis nach Schinte oder Kabompo. — Charakter und Thierleben dieser Region. — Sitten und Gebräuche der schwarzen Stämme. — Die Balonda sind ächte Neger. — Die Stellung der Häuptlinge. S. 138.

Dreizehntes Kapitel.

Die Balonda und ihr Land. — Ihre Dörfer. — Der Oberhäuptling Matiamwo. — Ueberschwemmte Ebenen. — Der Lokalueje und der Lotembwa. — Der Diloloſee — Der Kasaifluß. — Der Stamm des Chiboque. — Die große Wasserscheide.

Vierzehntes Kapitel.

Das Thal des Quango. — Die Baschindsche. — Ankunft in der portugiesischen Ortschaft Cassandsche. — Die Basongo. — Ambaca. — Der Biß des Tampan. — Der Bezirk Golungo Alto. — Livingstone erreicht San Paolo de Loanda. S. 193.

Fünfzehntes Kapitel.

Livingstone's Aufenthalt in San Paolo de Loanda. — Nachrichten des deutschen Arztes Dr. Tams über Angola und Benguela.

Viertes Buch.

Livingstone's Rückreise von San Paolo de Loanda nach Linyanti.

Sechzehntes Kapitel.

Ein Ausflug nach Massangano am Coanza nach dem Bezirk Cazengo. — Der Lucalla. — Aufenthalt in Golungo Alto; Ambaca und Pungo Andongo. S. 225.

Siebzehntes Kapitel.

Von Pungo Andongo über Cassange (Kassandsche) und Cabengo bis an den Kasai. — Die Ausdehnung der portugiesischen Besitzungen und der Handel. — Aberglauben und Zauberei. — Pombeiros. — Fieber

Digitized by Google

und abermals Fieber. — Uebergang über den Quango. — Die Ambakistas und die Baschindsche. — Zuflüsse des Congo oder Zaire. — Land und Leute. — Leichenbegängniß in Cabengo. — Die Gewässer im Lande Londa. — Matiamwo. — Das Thal des Lotembwe. — Verkehr mit Kawawa. S. 235.

Achtzehntes Kapitel.

Siebenundzwanzigster Fieberanfall. — Der Lotembwe. — Der Dilolosee als Wasserscheide zwischen dem indischen und atlantischen Ocean. — Regen im Norden und im Süden des Aequators. — Arabische Berichte über die Region östlich von Londa. — Wahrscheinliche Wasserscheide zwischen dem Zambesi und dem Nil. — Katima's Stadt. — Freundliche Aufnahme bei Schinte. — Fahrt den Liba hinab. — Gesellschaftliche Zustände. — Ankunft in Libonta. — Aufenthalt zu Naliele und Gonye. — Ankunft zu Linyanti. — Das Klima des Barotsethales. — Die Makololo. — Beschluß am Zambesi hinab nach der Ostküste zu gehen. S. 252.

Fünftes Buch.

Livingstone's Reise von Linyanti den Zambesi abwärts nach Kilimane an der Ostküste.

Neunzehntes Kapitel.

Die Victoriawasserfälle des Zambesi. — Ansichten über die alte Hydrographie des südafrikanischen Festlandes; frühere Seen und neuere Strombildungen. — Die Batokaneger und deren Barbarei. — Schädeltrophäen. — Ausreißen der obern Schneidezähne. — Der Unguesifluß. — Ruinen einer großen Stadt. — Landschaftlicher Charakter und Fruchtbäume. S. 268.

Zwanzigstes Kapitel.

Schwarze und weiße Ameisen. — Hanfrauchen. — Der Kalomofluß. — Die Configuration des Landes. — Aus dem Thierleben. — Der Mozumafluß und der weiße Berg. — Freundlich gesinnte Batoka und der Häuptling Monze. — Gesunde Lager und fruchtbarer Boden. — Die Elephanten. — Der Kafuefluß. — Das Thierleben am Zambesi. — Die Ttetse. — Die Leute von Ma Mburuma. S. 275.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Von der Mündung des Loangwa in den Zambesi bis nach der portugiesischen Niederlassung Tete. — Die Ortschaft Sembo und deren Ruinen. — Bemerkungen über Cazembe. — Der Häuptling Mpende. — Weiße Handelsleute. — Uebergang auf das südliche Ufer des Zambesi. — Der Bezirk Chicove. — Beiträge zur Naturgeschichte. — Sitten und Gebräuche der Banyai. — Ankunft in Tete. S. 285.

Digitized by Google

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die portugiesische Niederlassung Tete am Südufer des Zambesi und deren Commandant Sicard. — Bestandtheile der Bevölkerung und deren Lebensweise. — Handel der Portugiesen. — Ursachen des Verfalles ihrer afrikanischen Kolonien. — Zwei Rebellionen. — Kohlen und Goldwäschereien. — Nachrichten über die Gegend nördlich vom Zambesi. — Vorstellungen der Eingebornen vom höchsten Wesen. — Leichenfeierlichkeiten. — Die Jesuiten. — Faserpflanzen und Arzneigewächse. — Eisen. S. 299.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Fahrt auf dem Zambesi von Tete bis Kilimane. — Lupata oder das Rückgrat der Welt. — Die Niederlassung Senna und ihr kläglicher Zustand. — Die Jesuitenstation Gorongoza. — Die Goldgegend Manica. — Mazaro an der Spitze des Zambesi-Delta's. — Capitän Parkers Bericht über das letztere. — Ankunft in Kilimane. — Livingstone's Bestrebungen und Pläne. — Sein Aufenthalt in England und seine Rückreise nach Afrika; die neuen Pläne. — Ein Blick auf die portugiesischen Besitzungen in Ostafrika. S. 306.

Sechstes Buch.

Galton's und Anderſſon's Reiſe von der großen Walfiſchbai durch das Land der Damara nach Ondonga im Ovampolande. — Anderſſon's Ausflug nach dem Ngami-See und Fahrt auf dem Tioge.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Plan der beiden Reisenden. — Die große Walfischbai und die deutschen Missionen. — Groß-Namaqualand. — Sitten und Gebräuche der Hottentoten. — Vorbereitungen zur Reise ins Land der Damara. — Eigenthümliche Art, Botschaften zu befördern. S. 314.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Ausflug nach Erongo, der Bergveste der schwarzen Ghu Damup. — Besuch bei Jonker Afrikaner. — Reise durch das Land der Damara und über ein sechstausend Fuß hohes Tafelland zur periodischen Seelache Omanbonde. — Ausführliche Schilderung des Damaravolkes. S. 330.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Eine Karawane aus dem Ovampolande. — Ondonga eine Getreidekammer. — Fleißige Neger. — Zusammentreffen mit dem drei Centner schweren Könige Nangoro. — Seine Residenz. — Festball.

Digitized by Google

— Die ſchwarzen Schönen. — Eigenthümlicher Gegenzauber. — Die Wohnungen und deren Bauart. — Nachrichten über den großen Fluß Cunene oder Rio Nourſe. — Der Mukuru-Mukovanja. — Friedlicher Charakter der Ovampo. — Ihre Lebensweiſe. — Betrachtungen über Sclaverei in Afrika. — Rückkehr Galton's und Anderſſon's nach Barmen. S. 339.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Anderſſon's Reiſe über Tunobis zum Ngami-See. — Die traurige Lage der Miſſionen im Lande der Urlam und Damara. — Ghanze. — Kobis. — Eindrücke am See. — Deſſen Umfang und Beſchaffenheit. — Der Tioge als deſſen Zufluß und der Zouga als der Abfluß. — Betrachtungen über den Mukuru-Mukovanja. — Der Plan, auf dem Tioge bis Libebe vorzudringen, wird vereitelt. — Rückkehr zu den Batoane am See. — Charakter und Sitten dieſes Volkes und der Bayeiye. — Die Bavicko. — Schluß. S. 350.

Siebentes Buch.

Die Inſel Madagaskar.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Die Weltlage der Inſel. — Die Küſten und das Klima. — Erzeugniſſe des Pflanzen- und Thierreichs. — Die Provinzen und die verſchiedenen Völkerſchaften. S. 359.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Die Howa und die Entwickelung ihrer Macht. — König Radama und deſſen Regierung. — Die Beſtrebungen der Engländer auf Madagaskar Einfluß zu gewinnen. — Verträge über Abſchaffung des Sclavenhandels. — Die engliſchen Miſſionäre und deren Erfolge. — Raſche Ausbreitung des Chriſtenthums. — Unterrichtsanſtalten. — Prinz Coroller. — Radama's Charakter. — Leichenfeierlichkeiten. — Seine Nachfolgerin, Königin Ranovalo. — Landestrauer. — Ein anderes Regierungsſyſtem. — Krönungsfeſt. — Die Anſprüche der Franzoſen auf Madagaskar. — Der Hafenplatz Tamatawe wird von ihnen und den Engländern beſchoſſen. — Erwerbungen der Franzoſen; Noſſi Be und Mayotta. — Die Landesgötter und die Chriſtenverfolgungen. — Grauſamkeit der Königin. — Ihre Erlaſſe gegen die Chriſten.

Dreißigſtes Kapitel.

Ellis in Tamatawe. — Pflanzenwuchs. — Ouviranda fenestralis. — Eingeborene Chriſten. — Aufenthalt in der Hauptſtadt. S. 394.

Digitized by Google

Südafrika und Madagaskar.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erstes Buch.

Der Aufschluß des Innern von Südafrika. Die Entdeckung des Ngami-Sees und des Zambesi.

Erstes Kapitel.

Erste Versuche, in Südafrika vorzudringen. — Die früheren Reisen der Portugiesen. — Galton, Andersson und Livingstone.

In unseren Tagen ist der Schleier, welcher so lange über dem „schwarzen Erdtheile" lag und uns einen großen Theil Afrika's verhüllte, an vielen Stellen gelüftet worden. Wir kennen nun den ganzen Nordrand dieses Erdtheils; der Nil ist bis zum vierten Grade nördlicher Breite befahren worden, das abessinische Hochland wurde zugänglicher, unsere Kunde der östlichen Gestadegegenden und des zunächst hinter ihnen liegenden Binnenlandes ist beträchtlich erweitert worden. Nicht minder haben kühne Reisende die große Wüste durchzogen, und deren Gestaltung, Erzeugnisse und Bewohner uns näher kennen gelehrt; andere sind von Westen her, zu Lande und zu Wasser, bis tief ins Innere eingedrungen, und haben über das so lange räthselhafte System des Niger sichere Nachrichten mitgetheilt; auch die große Sumpflache des Tschadsees ist längst kein Problem mehr. Im Sudan sind freilich Waday und Dar Fur von Europäern noch nicht erforscht worden, während zugleich im Osten und zu beiden Seiten des Aequators sehr große Lücken auszufüllen bleiben. Ueber die Südspitze haben wir dagegen schon seit längerer Zeit umfassende Kunde, und auch über das sogenannte Kaffernland, in welchem holländische Bauern Staaten gegründet haben, sind wir näher unterrichtet. Den Portugiesen gehören an der westlichen Küste die Provinzen Angola und Benguela, und gegenüber, am östlichen

Digitized by Google

Gestade, nehmen sie das Land am Kanal von Mosambique vom Cap Corrientes bis in die Nähe des Cap Delgado in Anspruch, aber über die Regionen im Innern besitzen wir immer noch spärliche Kunde. Wenn in unseren Tagen über einen großen Theil von Afrika Licht verbreitet worden ist, so bleibt doch immer noch viel zu thun übrig, ehe wir das Innere dieses Festlandes nur annähernd so genau kennen, wie jenes von Südamerika; die Forschung hat insbesondere auf der weiten Strecke von dreißig Breitegraden (von 10 Grad N. bis 20 Grad S.) ein ausgedehntes, noch so gut wie unbekanntes Feld. Welche Ausbeute auf demselben zu gewinnen ist, sehen wir insbesondere durch Livingstone, Ladislaus Magyar, Rebmann, Krapf, Peters und Galton.

Man hat lange geglaubt, daß die Portugiesen eine Verbindung zwischen ihren Besitzungen an beiden Küsten auf dem Landweg unterhalten hätten, daß aber von ihnen, aus einer Politik des Mistrauens, diese Communication zwischen Congo und Mosambique mit gutem Vorbedacht verheimlicht worden sei. Durch Livingstone wird aber bestätigt, daß eine solche Verbindung niemals bestanden hat, und eine Kette von portugiesischen Handelsposten von einem Oceane zum andern nicht vorhanden war. Dagegen ist ausgemacht, daß arabische Kaufleute von Zanzibar seit langer Zeit tief ins Binnenland vordringen und bis in die Gegenden kommen, in welchen das Betschuanavolk der Makololo über Negerstämme herrscht, also bis in das Barotsethal und bis Linyanti am Chobefluſſe, welcher sich oberhalb der Victoriawasserfälle in den Zambesi ergießt. Schon 1811 hatte der Reisende Salt die Ueberzeugung gewonnen, daß nie eine Karawanenstraße oder ein anderer Handelsverkehr zwischen Loanda und Kilimane vorhanden gewesen, und das zwischenliegende Binnenland den Portugiesen zum größten Theil unbekannt geblieben sei.

Versuche, das Innere von Südafrika zu erforschen, wurden übrigens schon zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts gewagt, denn 1606 unternahm der Aragonier Balthasar Rebello das Wagstück, von Angola aus bis Mosambique vorzudringen; dasselbe mislang jedoch gleich jenem des Jose da Roza 1686, und dann verfloß mehr als ein Jahrhundert, ohne daß es wiederholt wurde. Erst 1807 rüstete ein unternehmender Gouverneur von Angola, Saldanho da Gama, eine Expedition aus, um das Land jenseit

Digitized by Google

der portugiesischen Grenzen näher erforschen zu lassen. Der Kaufmann da Costa erhielt den Auftrag, bis in das Land der Mulua vorzudringen, welches seither noch von keinem Europäer besucht worden war, und Alles aufzubieten, um die Küste des indischen Oceans zu erreichen. Da Costa schickte einen Mulatten nebst Dolmetschern von Kassandsche aus, der nach einer zweimonatlichen Wanderung die Hauptstadt jenes Landes erreichte und von dem Häuptling oder König (Muata) Janvo (Matiamwo) sehr freundlich aufgenommen wurde. Dieser wohnte weit entfernt von seiner Gemahlin, die ein eigenes Reich regierte, und mit welcher er alljährlich nur auf wenige Tage zusammenlebte. Die Muluastadt hatte regelmäßige Straßen, die täglich bewässert wurden, und stark besuchte Märkte. Es galt aber der barbarische Brauch, daß sowohl der Muata wie seine Gemahlin täglich fünfzehn bis zwanzig Menschen schlachten ließen. Beide erhielten von ihren nach Südosten hin wohnenden Nachbarn einen Tribut von Seesalz, und dem Mulatten wurde erzählt, daß noch weiter in südöstlicher Richtung eine vom Muata abhängige Gegend liege (Cazembe), welche vor kurzem von einem Weißen besucht worden sei, der von der Ostküste dorthin kam. Dieser Reisende war der Portugiese Pereira, vielleicht auch der Ingenieurofficier Lacerda. Der Muata wollte übrigens den Mulatten nicht weiter ziehen lassen, bevor er selber mit dem Gouverneur Saldanho einen Freundschaftsvertrag geschlossen habe; offenbar lag ihm daran, Handelsverbindungen mit Angola anzuknüpfen, und zu diesem Zwecke schickte das Königspaar zwei Gesandtschaften zu den Portugiesen. Diese Neger trugen Zeuge aus europäischen Fabriken, welche von den Niederlassungen in Mosambique bis zu ihnen gekommen waren. Sie erreichten glücklich Loanda, wo man ihnen viele Aufmerksamkeiten erwies; die Schiffe und die Festungswerke erregten in hohem Grade das Erstaunen dieser Leute aus dem tiefen Binnenlande, aber die Stadt fanden sie im Vergleiche zu der Residenz ihres Königs nur klein. Sie sprachen im Namen des Letztern den Wunsch aus, daß die Portugiesen in Mulua einen Waarenmarkt mit regelmäßigem Verkehr einrichten möchten, und waren sehr erfreut, als Saldanho darauf einging. Dieser Gouverneur glaubte auf solche Weise endlich Mittel und Wege finden zu können, um eine Verbindung nach Mosambique zu eröffnen, und rüstete

Digitized by Google

eine Expedition aus, welche nach glücklich vollbrachter Reise zu Schiffe um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum nach Loanda heimkehren sollte. Und vielleicht wäre schon damals gelungen, was später Livingstone ausführte, wenn nicht Gouverneur Saldanho nach Europa hätte zurückkehren und einem Nachfolger Platz machen müssen, der seinen Eifer für geographische Entdeckungen und für Ausdehnung des Handels nicht theilte.

Die Bemühungen der Portugiesen, von der Ostseite her tief ins Innere vorzudringen, blieben gleichfalls ohne große Ergebnisse. Wir haben schon angedeutet, daß Oberst Lacerda 1796 eine Reise ins Innere gemacht hatte; zwei Jahre darauf wollte er eine zweite Expedition von Tete am Zambesi aus antreten, erlag aber dem Klimafieber. Kurz vor seinem Tode hatte er Mittheilungen des Gonsalvo Gaetano Pereira nach Europa geschickt, eines Abenteurers, welcher in jenen Gegenden seit langer Zeit Goldhandel getrieben und seinen Sohn ins Innere abgeschickt hatte, um die Goldgegenden zu besuchen. Der junge Pereira brach in Gesellschaft einiger hundert Movizakaufleute im Mai 1796 von Maringa auf und durchzog das Land der Maravis nach Nordwesten hin. Er schildert diese Neger als ein Räubervolk, welches den Kaufleuten, die aus dem Innern nach Tete am Zambesi reisen, viele Ungelegenheiten bereite und geringfügiger Dinge halber Streit vom Zaune breche. Darauf gelangte er in das Land der Moviza, und nach elf Tagereisen, oder einer Strecke von sechzig Wegstunden, kam er an einen Fluß, welchen die Landesbewohner Zambeze nannten, der aber nicht mit dem eigentlichen Zambesi zu verwechseln ist. Die Movizas sind ein gutmüthiges, friedliebendes Volk, das ausgedehnten Handel mit Baumwollenzeugen treibt, welche sie nicht blos von den Portugiesen, sondern auch von den Arabern aus Zanzibar erhalten. Sie nehmen dafür von den verschiedenen Stämmen Elfenbein und bringen einen Theil desselben nach Mosambique; die Sitte, die Zähne spitz zu feilen, ist auch bei ihnen allgemein verbreitet, doch sind sie im Uebrigen nicht so barbarisch, wie andere Negervölker. Auf der andern Seite des von Pereira fälschlich Zambeze genannten Stromes lag das Gebiet des Cazembe, zu dessen Hauptstadt der Reisende nach einer Wanderung von neunzehn Tagen (vom Stromufer an gerechnet) gelangte. Unterwegs traf er einige kleine Wü-

Digitized by Google

sten und eine Seelache, deren Wasser ihm nur bis an die Hüften ging. Am Hofe des Cazembe wurde er mit großer Auszeichnung empfangen; dieser Häuptling erklärte vor allem Pereira's und seiner Begleiter Person für heilig und sicherte sie dadurch vor jeder Beeinträchtigung von Seiten der Landesbewohner; er gab ihnen ferner Lebensmittel in reichlicher Menge und erklärte ausdrücklich, daß sie von den landesüblichen Strafen ausgenommen seien; diese bestehen im Abschneiden der Ohren, Abhacken der Hände oder anderer Glieder. Denn die Freude des Cazembe, einen weißen Mann bei sich zu sehen, war groß, und gleich nach dessen Ankunft sandte er Boten an den Häuptling von Moropua, um diesem zu melden, daß er den Besuch eines Europäers aus Mosambique erhalten habe, und nun mit jenem, zu welchem einst Leute von Angola gekommen waren, sich messen könne. Der Cazembe war mit barbarischer Negerpracht umgeben; er trug einen faltigen Mantel von Seidenzeug, eine mit Federn verzierte Mütze, und ließ sich nur selten vor seinem Volke sehen. Er hatte seinen Unterthanen den übermäßigen Genuß starker Getränke verboten und einen eigenen Beamten angestellt, welcher Alle hart bestrafte, die sich etwa berauschten. Als er dem Portugiesen Audienz gab, saß er hinter einem Vorhange. Seine Soldaten waren ziemlich gut eingeübt und benahmen sich ordentlich; er hatte sie mit langen Lanzen und kurzen Messern bewaffnet, die im Lande selbst verfertigt wurden; die Schilde bestanden aus Baumrinde, welche auf der Außenseite mit Binsen überflochten waren; Bogen und Pfeile, mit welchen die Movizas gut umzugehen wissen, waren nicht im Gebrauch. Die Stadt selbst hielt einige englische Meilen im Umfange, und war mit hohem Zaun und tiefem Graben umgeben. Die Herrschaft des Häuptlings wurde ganz nach Negerweise despotisch ausgeübt: er schrieb sogar seinen Unterthanen vor, wann sie ruhen und wann sie lustig sein sollten; auch war der Ertrag der Bergwerke wie der Elfenbeinhandel sein Monopol. Während Eisen und Kupfer häufig vorkommen, fehlt das Gold; Sklaven schickte er zum Verkauf nach Moropua, von wo sie weiter nach Angola und Benguela gingen, um von dort nach Brasilien verschifft zu werden. Das Volk unterschied sich in seinem Benehmen wesentlich von den Küstenbewohnern; die Leute sprachen wenig, benahmen sich höflich, kämmten ihr Haar und beobachteten

Digitized by Google

bei ihren Tänzen einen gewissen Anstand. Eine Sitte, welche Livingstone im Barotsethale und in Angola fand, die nämlich, zum Zeichen der Begrüßung und bevor sie sich in eine Unterhaltung einließen, sich die Arme mit Staub zu reiben, fand Pereira auch im Lande des Cazembe, sie ist also auch bis in diese Gegenden verbreitet. Ihre Götzenbilder sind hohl, und der Kranke schüttete in dieselben seine Arzneitränke, weil er diese so für wirksamer hielt, aber Zauberer und Priester gab es nicht. Gleich allen Negerkönigen im Innern wünschte auch der Cazembe lebhaft, mit den Portugiesen an der Küste in unmittelbaren Handelsverkehr zu treten, und Pereira erhielt die Erlaubniß zur Abreise erst dann, als er versprochen hatte, sobald als möglich wieder zu kommen. Später schickte der Häuptling einen Gesandten zu den Portugiesen nach Tete. Dieser Mann erkannte dort sogleich die portugiesische Flagge, welche er früher schon in Angola gesehen hatte, bis wohin er von der Hauptstadt seines Landes drei Monate unterwegs gewesen war.

Hoffentlich erhalten wir über die südostafrikanische Region zwischen dem Aequator und dem Zambesi in den nächsten Jahren durch Burton und durch Livingstone ausführliche Kunde. Schwerlich wird aber dort ein großer Staat gefunden werden, etwa in der Art jener des centralen und östlichen Sudan, wo mohammedanischer Einfluß sich geltend gemacht und die Herrschaft erworben hat. Der Neger scheint nicht die Begabung zur Bildung eigentlicher Staaten mit, sei es auch noch so geringen, Culturbestrebungen zu besitzen; seine Länder sind in der Südhälfte Afrika's in eine Menge kleiner Häuptlingschaften zersplittert, und der Leser wird aus Livingstone's Reiseberichte erfahren, worin dieses centrifugale Wesen seinen Grund hat.

Es liegt nicht in unserer Absicht, eine Analyse der verschiedenen Reiseberichte zu geben, welche wir über das Capland und die Kafferngegenden haben. Beide sind der Gegenstand einer langen Reihe von Schilderungen gewesen, die man selbst in Jugendschriften findet. Unsere Absicht geht dahin, übersichtlich die Resultate einiger neueren Expeditionen in Südafrika zusammenzufassen, die Individualität der Reisenden hervortreten zu lassen und namentlich zu zeigen, wie während der letzten zehn Jahre das centrale und westliche Südafrika näher erforscht worden ist, insbesondere

Digitized by Google

durch Galton, Andersson, Livingstone, Oswell, Murray und Ladislaus Magyar.

Franz Galton hat den Westen, zwischen der Nordgrenze der Capcolonie und dem Süden der portugiesischen Besitzungen, im Innern durchwandert. Zunächst erforschte er von Süden her das Land der Damaras, eines kriegerischen Hirtenstammes; jenseit desselben fand er einen breiten Landstrich von eingebornen Hottentotten bewohnt, und im Norden desselben die Ovampo, ein friedliches und ziemlich intelligentes Negervolk, das einen sehr fruchtbaren Boden fleißig anbaut. Er kam bis unter den 16. Grad südl. Br. und machte auf der Rückreise einen Abstecher nach Osten hin, auf welchem er sich überzeugte, daß ein prakticabler Weg vom atlantischen Ocean bis zu dem von Livingstone entdeckten Ngami-See vorhanden sei. Er rühmt das Land der friedlichen Ovampo als gesund; dasselbe sei von einer gleichfalls gesunden Meeresküste her ohne Schwierigkeit zu erreichen und biete für Missionaire gewiß kein undankbares Feld dar. Dazu kommt, daß die Ovampo unter den Negern eine rühmliche Ausnahme bilden, sie treiben nämlich keinen Sklavenhandel. Galton ist der Ansicht, daß eine Reise von der kleinen Fischbai nach Osten und Süden hin manche wichtige Ergebnisse bringen werde; es könne nicht fehlen, daß man dort die interessantesten Negervölker Afrika's finden werde.

Die Länder der Damaras und der Ovampo sind auch, und zwar in Gemeinschaft mit Galton, von dem Schweden Karl Johann Andersson besucht worden, der später bis zum Ngami-See vordrang. Die Schilderungen, welche dieser südafrikanische Nimrod von dem Thierleben in den von ihm durchwanderten Gegenden entwirft, sind in hohem Grade ansprechend, auch hat er die Sitten und Eigenthümlichkeiten der Völker sehr gut beobachtet, und ergänzt in mancher Hinsicht die Darstellungen sowohl Livingstone's wie Galtons.

David Livingstone nimmt unter den afrikanischen Entdeckungsreisenden aller Zeiten eine hervorragende Stelle ein; er ist der erste Europäer, welchem es gelang, den ganzen Continent in der Breite zu durchwandern: er hat den Ngami-See entdeckt und war so glücklich, von seinem Missionsorte Kolobeng im Betschuanalande aus bis zum portugiesischen Hafen St. Paolo de

Digitized by Google

Loanda an der Westküste zu gelangen. Von dort ging er wieder ins Land der Makololo zurück, um eine Reise nach Osten anzutreten, die nicht minder von Erfolg gekrönt war. Es war ihm vergönnt, am Zambesi und auf demselben nach Osten reisend, das westliche Gestade des indischen Oceans zu erreichen und somit ein großes Problem zu lösen. Dieser schottische Missionair ist ein in jeder Beziehung ausgezeichneter Mann; sein Drang, in das Innere von Afrika Gesittung zu bringen und den Heidenvölkern das Christenthum zu predigen, hat etwas ungemein Rührendes, und die Beharrlichkeit, mit welcher er diesem Ziele nachstrebt, flößt hohe Achtung ein. Freilich leidet auch er hin und wieder an jener sehr einseitigen und befangenen Auffassung, die wir bei den meisten Missionairen zu finden schon längst gewöhnt sind, und in solchen Fällen kommt ihm dann sein sonst so klares Urtheil abhanden. Aber die Verehrung, welche wir gegen einen so würdigen und wackern Mann hegen, kann dadurch nicht vermindert werden. Seine Aufopferung kennt keine Schranken, er steht den Betschuanas wie den Negern gegenüber wie ein wohlwollender Vater da; er theilt mit ihnen alle Entbehrungen, sucht ihnen nützlich zu sein wo er kann und genießt deshalb auch ihr volles Vertrauen. Er benutzt seinen Einfluß, um Kriege zu verhüten, und wenn er einen Theil seiner Zeit verwendet, um sie zu bekehren, so ist er doch auch nie müde, ihnen in praktischen Dingen mit gutem Beispiel voranzugehen. Er unterrichtet sie in Handwerken und im Ackerbau, steht ihnen hilfreich mit Rath und That zur Seite und ist ebenso uneigennützig wie muthig. Unerschrocken trotzt er den wilden Völkern und, was viel mehr ist, dem mörderischen Klima Innerafrika's und der Küsten. Daneben hat er eine großartige Hingebung für die Wissenschaft, welcher er so große Dienste geleistet hat.

Dieser Reisende stammt aus einem schottischen Hause. Sein Urgroßvater focht auf Seite des Kronprätendenten Karl Eduard Stuart in der Schlacht von Culloden, sein Großvater war ein Ackersmann auf der hebridischen Insel Ulva, und dieser erzählte dem Enkel viele jener schottischen Sagen und Geschichten, welche nachher von Walter Scott so anziehend geschildert worden sind. In späteren Jahren hat der Reisende dieser Erzählungen oftmals gedacht, wenn er tief im Innern Afrika's um das Abendfeuer der Wilden saß. Seine Großmutter sang ihm gaelische Lieder vor.

Digitized by Google

Einer seiner Vorfahren schärfte seinen Kindern und Kindeskindern noch auf dem Todtenbette die Lehre ein, unter allen Umständen rechtschaffen und ehrlich zu bleiben.

Der Großvater fand den Ackerbau auf Ulva nicht einträglich genug und siedelte nach Schottland über, wo er bei den Blantyre Works, einer Baumwollenfabrik oberhalb Glasgow am Clydeflusse, seinen Wohnsitz nahm. Die Söhne wurden dort als Handlungsdiener beschäftigt, er selbst erhielt ein Vertrauensamt und hatte ein behagliches Alter. Davids Oheime dienten alle auch im Landheer oder auf der Flotte; sein Vater aber blieb daheim und war erst Theeverkäufer, nachher Diakonus an einer Independentenkirche in Hamilton, wo er erst 1856 gestorben ist, als sein Sohn sich noch in Ostafrika befand.

David wurde schon als zehnjähriger Knabe in die Fabrik geschickt, um als Andreher bei der Weberei etwas zu erwerben, denn im väterlichen Hause ging es knapp her. Mit einem Theile seines ersten Wochenlohnes kaufte er sich eine lateinische Grammatik, und lernte diese Sprache in einer Abendschule, in welcher von acht bis zehn Uhr Unterricht ertheilt wurde. Nachher machte er bis Mitternacht seine Aufgaben, und oftmals blieb er bis zu einer so späten Stunde über den Büchern, daß die Mutter ihm dieselben wegnahm, denn Morgens um sechs Uhr mußte er wieder in die Fabrik und, abgesehen von der zum Essen vergönnten Zeit, bis Abends acht Uhr thätig sein. Als der Fabrikknabe sechzehn Jahre alt war, kannte er Horaz und Virgil sehr gut. Der Schulmeister war freundlich und nahm von ihm nur geringes Schulgeld. Nachdem der Knabe im Latein Fortschritte gemacht hatte, las er mit Eifer wissenschaftliche Werke und mit besonderer Vorliebe Reisebeschreibungen, während er Romane gar nicht in die Hand nahm; der Vater hätte ihn freilich lieber ausschließlich mit Erbauungsschriften beschäftigt gesehen. Nach einiger Zeit beschloß der junge Mann, sein ganzes Leben der Abhilfe des Elendes unter seinen Nebenmenschen zu widmen und wo möglich als Missionair nach China zu gehen. Zu diesem Behufe fing er an, Arzneikunde zu studiren und in seinen wenigen Mußestunden zu botanisiren. Nebenher verlor er sich auch in astrologische Träumereien, verfiel aber bald auf das viel ersprießlichere Studium der Geognosie, als er in einem Kalksteinbruche

Digitized by Google

viele Muscheln im Gestein gefunden hatte. Als er fragte: „Wie mögen diese Muscheln in jene Steine gekommen sein?", gab ihm ein Schotte die eines Türken würdige Antwort: „Als Gott die Steine schuf, machte er auch die Muscheln." Damit war der wißbegierige Jüngling indessen nicht zufrieden, sondern dachte nach und studirte. Er legte sein Buch auf die Spinnmaschine, so daß er oft einen Blick hineinwerfen konnte, wenn er einen Augenblick Muße fand, und ließ sich durch das Geräusch und das Klappern in der Fabrik nicht stören. Diese Gewohnheit ist ihm später, wenn er Bemerkungen in sein Tagebuch schrieb, sehr zu Statten gekommen.

Im neunzehnten Jahre wurde Livingstone Baumwollenspinner und besuchte in den Abendstunden Vorträge über griechische Sprache und über Arzneiwissenschaft in Glasgow, auch hörte er theologische Vorlesungen. Unterstützung erhielt er von keiner Seite her, die Ersparnisse, welche er während der Sommermonate in der Fabrik gesammelt hatte, mußten ausreichen, ihn im Winter zu ernähren. Ein Bekannter machte ihn auf die Londoner Missionsgesellschaft aufmerksam, welche den Heiden nicht die kirchliche Auffassung der einen oder anderen Secte, sondern lediglich das Evangelium predigen lassen will. Mit dieser trat der junge Baumwollenspinner in Verbindung. Von nun an konnte er sich ausschließlich dem Studium widmen, bestand einige Zeit nachher eine Prüfung, wurde Licentiat der Medicin und der Wundarzneikunst, und wollte sich eben zur Reise nach China einschiffen, als der sogenannte Opiumkrieg ausbrach. Damit scheiterte dieser Plan, und Livingstone ging 1840 nicht nach dem Reiche der Blume der Mitte, sondern nach Südafrika, wo er sechzehn Jahre lang als Arzt, Reisender und Missionair eine so reiche und ersprießliche Thätigkeit entfaltet hat, die wir in den nachfolgenden Kapiteln näher schildern.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Livingstone's erste Reise. — Das Land der Bakuene. — Abenteuer mit einem Löwen. — Die Betschuanastämme und ihre Benennungen. — Die Missionsstation Kolobeng. — Der Häuptling Sechele. — Patriarchalische Regierung. — Die Kotla. — Dürre und Regenmacher; Heuschrecken und eßbare Frösche. — Die Kalahariwüste, deren Pflanzenwuchs und Bewohner, Buschmänner und Bakalahari.

David Livingstone hatte von den Vorstehern der Londoner Missionsgesellschaft den Auftrag erhalten, von der Station Kuruman oder Lattaku nach Norden zu reisen. Im Jahre 1840 ging er in Begleitung eines anderen Missionairs in das Land der Bakuene, deren Häuptling Sechele damals in der Ortschaft Schokuane verweilte. Fünfzehn englische Meilen südlich liegt das Dorf Lepelole oder Litubaruba, und dort lebte der Reisende ein halbes Jahr, fern von allem Verkehr mit Europäern, unter den Eingeborenen, um sich mit ihrer Sprache, ihren Sitten, Gesetzen und Anschauungen vertraut zu machen. Er traf dort allerlei Vorbereitungen zu einer Ansiedelung und bewässerte seinen Garten aus einem Flusse, welcher jetzt völlig ausgetrocknet ist. Darauf wanderte er weiter nach Norden zu den Bakaa, Bamangwato und Makalaka, welche zwischen dem 22. und 23. Grad südl. Br. wohnen. Die Bakaaberge waren früher einmal von einem weißen Handelsmanne besucht worden, der aber sammt allen seinen Begleitern vom Fieber hinweggerafft worden war. Als Livingstone bei Letloche um den nördlichen Theil dieser Basalthügel bog, befand er sich nur noch zehn Tagereisen vom untern Laufe des Zouga (Suga) entfernt, der in den Ngami-See fällt, und es wäre ihm schon damals, 1842, leicht gewesen, den letztern zu entdecken. Das lag aber nicht in seiner Absicht.

Bei seiner Rückkehr nach der Hauptstation Kuruman erfuhr er unterwegs, daß seine Freunde, die Bakuene, mit den Barolongs in Fehde gerathen und aus Lepelole vertrieben worden seien; unter solchen Umständen war vorerst an die Gründung einer Station nicht zu denken. Dergleichen Kriege unter den Eingeborenen haben ihre Ursache gewöhnlich darin, daß ein Stamm dem andern Vieh raubt, und sie kommen periodisch seit undenklichen Zeiten vor. Livingstone ging wieder nach Norden. Da-

Digitized by Google

mals stand gerade ein Komet am Himmel, welcher den Betschuanavölkern Furcht und Schrecken einflößte. Denn zur Zeit des Kometen von 1816 waren ihre grausamsten Feinde, die Matebele oder Zulukaffern über sie hergefallen, und sie meinten nun, die Erscheinung des Schweifsternes werde auch jetzt großes Unglück bringen. Einige Bamangwato, welche sich unserm Reisenden auf seiner Wanderung angeschlossen hatten, brachte er zu ihrem Häuptling Sekomi zurück, und damals lernte er auf Ochsen reiten. Im Jahre 1843 ging er in das schöne Mabotsathal (25 Grad 14 Min. südl. Br., 26 Grad 30 Min. östl. L.), um eine Missionsstation zu gründen. Dort begegnete ihm gleich anfangs ein Abenteuer, das er in folgender Weise erzählt.

„Die Bakatla im Dorfe Mabotsa wurden arg von Löwen belästigt, welche bei Nacht einbrachen und Kühe raubten; ja sie fielen selbst am hellen Tag über die Heerden her. Dergleichen war etwas ganz Ungewöhnliches, und das Volk glaubte an Hexerei; man meinte, ein benachbarter Stamm habe die Bakatla in die Gewalt der Löwen gegeben. Die Leute waren zu feig, um sich dieser lästigen Thiere zu entledigen. Es ist bekannt, daß die Löwen eine Gegend verlassen, sobald einer aus dem Trupp getödtet worden ist. Als nun wieder einmal die Heerde überfallen worden war, ging ich mit den Leuten hinaus, und wir fanden die Löwen auf einem kleinen, mit Bäumen bewachsenen Hügel. Sogleich schlossen wir einen Kreis und gingen auf die Thiere zu. Neben mir befand sich ein eingeborener Schulmeister, Namens Mebalwe, und wir beide sahen einen Löwen auf einem Steine sitzen. Mebalwe feuerte, die Kugel schlug aber auf den Stein, und der Löwe biß nach ihr, etwa so wie ein Hund nach einem Stück Holz oder einem Steine beißt. Dann sprang er auf, brach durch den Kreis und entkam. Wir sahen aber jetzt auch noch zwei andere Löwen, die gleichfalls durchbrachen, weil wir, aus Furcht, einen Menschen zu treffen, nicht feuern mochten. Dem landesüblichen Gebrauch zufolge hätten freilich die Bakatla ihre Speere gebrauchen müssen. Wir wollten nun unverrichteter Dinge nach dem Dorfe zurückgehen, als ich wieder einen Löwen auf einem Felsen sitzen sah; vor ihm stand ein kleiner Busch. Ich zielte aus einer Entfernung von dreißig Schritten und drückte beide Läufe ab. Die Leute riefen: Er ist getroffen, wir wollen

Digitized by Google

hingehen! Ich sah, daß der Löwe seinen Schweif in die Höhe streckte, und sagte zu den Leuten: Wartet ein wenig, bis ich wieder geladen habe. Als ich damit beschäftigt war, vernahm ich einen lauten Schrei und blickte zur Seite. Der Löwe war gerade im Begriff, auf mich einzuspringen. Ich stand auf einer kleinen Anhöhe; im Sprunge packte er meine Schulter, und wir fielen beide auf die Erde. Er brüllte in mein Ohr und schüttelte mich wie ein Terrierhund eine Ratte. Dadurch wurde ich in ähnlicher Weise betäubt, wie etwa eine Maus, nachdem sie von der Katze gepackt worden ist. Es war eine Art von Traumzustand, in welchem ich weder Schmerz noch Schreck verspürte, obwohl ich ganz deutlich wußte, was vorging. Es mag mir etwa so gewesen sein wie einem Patienten unter der Einwirkung von Chloroform; er sieht die Operation, fühlt aber vom Messer nichts. Dieser eigenthümliche Zustand war nicht das Ergebniß eines geistigen Processes; das Rütteln und Schütteln hatte die Furcht beseitigt und mich schauderte nicht, als ich die Bestie anblickte. Ein derartiger Zustand tritt wahrscheinlich bei allen Thieren ein, welche den Fleischfressern zur Beute werden. Ich drehte mich um, weil der Löwe schwer auf mich drückte; seine eine Tatze lag auf meinem Hinterkopfe, und ich sah, wie sein Auge auf Mebalwe gerichtet war, der etwa fünfzehn Schritte von uns entfernt stand und eben anschlug. Aber sein Doppelgewehr versagte, und nun ließ der Löwe mich fahren, um über Mebalwe herzufallen, den er ins Dickbein biß. Ein anderer Mann, den ich einmal gerettet hatte, als er von einem Büffel überrannt worden war, versuchte den Löwen zu speeren, während dieser an Mebalwe hing; aber das wüthende Thier ließ nun den letztern los und packte jenen Mann an der Schulter. Zum Glück wirkten gerade in diesem Augenblicke die Kugeln, und der Löwe sank todt zu Boden. Das Ganze war ein Werk weniger Augenblicke. Die Bakatla machten am andern Tage ein großes Freudenfeuer über dem todten Löwen, um ihm dadurch den Zauber zu rauben. Ihrer Aussage zufolge war er der größte, welchen sie jemals gesehen hatten. Er hatte mir einen Knochen zu Splittern zermalmt, und am Oberarm zählte ich elf Wunden, die er mir mit seinen Zähnen versetzt. Sie sahen aus, als wären sie durch eine Kugel verursacht, eiterten stark und schmerzten auch nach der Heilung periodisch. Ich

Digitized by Google

trug bei jenem Vorfall eine wollene Jacke, in welcher der Geifer von den Zähnen hängen blieb, so daß mir davon nichts ins Fleisch kam; meine beiden Gefährten dagegen litten viele Schmerzen, während ich mit zersplittertem Knochen davonkam. Der Mann, welchem der Löwe die Schulter zerrissen hatte, wies mir ein Jahr nach dem gefährlichen Abenteuer seine Wunde, die genau in demselben Monate wieder aufgebrochen war."

Die einzelnen Betschuanastämme werden nach gewissen Thieren benannt. Das Wort Bakatla bedeutet „die vom Affen", Bakuene „die vom Alligator", Batlapi „die vom Fische"; und bei jedem Stamme heftet sich ein Aberglaube an das betreffende Thier. Sie gebrauchen das Wort „bina", d. h. tanzen, in Bezug auf jene Namengebung, und wenn man Einen fragen will, zu welchem Stamm er gehöre, dann sagt man zu ihm: „Was tanzest du?" Nie genießt ein Stamm das Fleisch des Thieres, nach welchem er genannt wird, und in Bezug auf die Tödtung eines solchen bedient er sich des Ausdruckes „ila", d. h. hassen oder fürchten. Man findet noch manche Spuren von nun nicht mehr vorhandenen Stämmen bei einzelnen Leuten, z. B. von den Batau, d. h. „die vom Löwen", Banoga, „die von der Schlange". Der Gebrauch des persönlichen Fürwortes sie, z. B. Ba Ma, Wa, Va oder Ova, Am ki, kommt bei den Namen der afrikanischen Stämme häufig vor. Ein einzelnes Individuum wird mit dem Ausdrucke Mo oder Lo bezeichnet. So ist Mokuen ein einzelner Mann aus dem Bakuenestamme, und Lekoa ein einzelner weißer Mann oder Engländer; Makoa sind die Engländer.

Livingstone schloß sich an die Bakuene an, deren Häuptling Sechele damals zu Schokuane wohnte; mit diesem intelligenten Manne befreundete er sich sehr. Sein Großvater Mochoasele war ein großer Wanderer gewesen und hatte zuerst seinem Volke von dem Dasein weißer Menschen Kunde gegeben. Bei seines Vaters Lebzeiten waren, im Jahre 1808, zwei weiße Männer, wahrscheinlich Dr. Cowan und Capitain Donovan, in diese Gegend gekommen, am Limpopo hinuntergezogen und dem Fieber erlegen. Die Regenmacher besorgten, die Wagen dieser Weißen möchten den Regen vertreiben, und hatten deshalb diese Wagen in den Fluß geworfen. Das ist der wahre Hergang, wie ihn der Sohn jenes Häuptlings erzählte, in dessen Dorfe sie starben. Er selber er-

Digitized by Google

innerte sich, daß er als Knabe Pferdefleisch gegessen habe, welches ihm wie das vom Zebra schmeckte. Die beiden Weißen sind also nicht von den Bamangwato getödtet worden.

Die Bakuene waren damals reich an Heerden; zum Beweise dafür, daß das Land mehr und mehr einer Austrocknung unterliegt, weisen sie auf Flußbetten hin, wo früher tausend und abertausend Stück Vieh getränkt werden konnten, während jetzt kaum noch Wasser genug für eine einzelne Heerde vorhanden ist. Als Sechele noch ein Knabe war, wurde sein Vater, der auch Mochoasele hieß, von seinen eigenen Leuten ermordet, weil er einigen reichen Unterhäuptlingen die Frauen weggenommen hatte. Die Freunde seiner Kinder wandten sich darauf an Sebituane, den Häuptling der Makololo, um Hilfe. Dieser überfiel die Stadt der Bakuene und erklärte, er sei gekommen, um Mochoasele's Tod zu rächen. Seine Krieger schlugen an ihre Schilder, die überraschten Bakuene suchten zu entrinnen, aber viele erlagen unter den Speeren der Makololo. Der Usurpator wurde hingerichtet, und Sechele als Häuptling eingesetzt. Er blieb seitdem ein standhafter Freund Sebituane's, und dieser Umstand hatte zur Folge, daß Livingstone eine wohlbewässerte Gegend auffand.

Sechele beirathete die Töchter von drei Unterhäuptlingen, welche als seine Verwandten treu zu ihm gehalten hatten. Derartige Verbindungen gehören zu den Mitteln, durch welche ein Häuptling sich die Anhänglichkeit seines Stammes sichert. Die Regierung ist patriarchalisch; jeder Mann ist Häuptling seiner eigenen Kinder. Diese bauen ihre Hütten rund um jene des Vaters herum, und je mehr Kinder ein Mann hat, um so höher steht er an Bedeutung; deshalb gilt es auch für einen Segen, recht viele Kinder zu haben, die stets sehr gut behandelt werden. In der Mitte eines solchen Kreises von Hütten befindet sich eine Stelle mit einem Herde; sie heißt Kotla. Dort wird gearbeitet, gegessen und allerlei Gespräch und Unterhaltung gepflogen. Ein armer Mann schließt sich an die Kotla eines Reichen an und wird dann als ein Kind dieses Letztern betrachtet. Ein Unterhäuptling hat eine Anzahl solcher Kreise um den seinigen, und diese Anhäufung von Kotlas um die große Kotla, welche im Mittelpunkte liegt, bildet die Stadt oder das Dorf. Der Kreis von Hütten, welcher unmittelbar um die Kotla des Häuptlings herum

Digitized by Google

liegt, besteht aus den Wohnungen seiner Frauen und Blutsverwandten. Die Unterhäuptlinge gewinnt er, wie schon bemerkt, dadurch, daß er ihre Töchter heirathet, oder diese mit seinen Brüdern vermählt. Bei diesen Stämmen wird auf Verwandtschaft mit angesehenen Familien großer Werth gelegt. Wenn man Fremden begegnet, dann erzählen sogleich die Begleiter eines Mannes, dieser letztere sei mit den und jenen Verwandten des Häuptlings verwandt, und falls einmal eine solche Ankündigung unterbleibt, wird der Betreffende irgend Einem zuflüstern: „Sag ihm, wer ich bin." Darauf wird dann ein Theil des Stammbaumes an den Fingern hergezählt.

Livingstone säumte nicht, an Sechele Bekehrungsversuche zu machen, bei denen dann allerlei verfängliche Fragen nicht ausblieben, welche der Missionair höchst ungenügend zu beantworten wußte. Der Häuptling wollte z. B. wissen, ob die Vorfahren des Schotten etwas vom jüngsten Gericht gewußt hätten. Dieser antwortete bejahend und erzählte dann salbungsvoll „von dem großen weißen Throne und Ihm, der auf demselben sitzen soll, und vor dessen Antlitz Himmel und Erde hinwegfliehen werden". In diesen apokalyptischen Galimathias konnte begreiflicherweise der Bakuene keinen Sinn bringen, er entgegnete aber ebenso geistreich als mit gesundem Menschenverstand: „Du erschreckst mich; Deine Worte machen alle meine Knochen erbeben, mir geht die Kraft aus. Aber meine Vorfahren haben doch mit den Deinigen zu gleicher Zeit gelebt; wie kommt es denn nun, daß sie nicht schon längst über diese schrecklichen Dinge Kunde gegeben haben? Weshalb sind sie in die Hölle gekommen, ohne zu wissen, wohin sie gehen sollten?" Livingstone suchte sich aus der Klemme zu helfen, aber mit nichtssagenden Redensarten: „Ich erklärte ihm die geographischen Schranken im Norden, und wie allmälig die Kunde sich vom Süden verbreitet habe, zu welchem wir erst vermittelst der Schiffe Zugang gehabt hätten, und sprach meine Ueberzeugung aus, daß, wie Christus uns gesagt habe, die ganze Welt einmal durch das Evangelium Erleuchtung empfangen werde." Auf die Frage selbst wußte also der Missionair nichts zu antworten. Sechele lernte mit leichter Mühe lesen, und konnte bald einige Kapitel aus der Bibel lesen; Jesaias war sein Liebling, und wenn der Missionair den Häuptling besuchte, erhielt jener allemal et-

Digitized by Google

was zu essen. Er zeigte bald große Anhänglichkeit an das Christenthum, gab sich große Mühe, seinen Stamm zu demselben hinüberzuziehen, und sprach einfache Gebete ganz prächtig, denn er war ein Meister seiner Sprache. Das Volk aber gab der neuen Lehre die lange Dürre im Lande schuld.

Livingstone wußte sich durch aufrichtiges und kluges Benehmen bald in ein richtiges Verhältniß zu den Bakuene zu bringen. Als er ihnen ein Stück Land abkaufen wollte, um einen Garten anzulegen, waren sie darüber in nicht geringem Maße erstaunt, denn der Gedanke, ein Grundstück zu verkaufen, war ihnen völlig neu; sie nahmen aber Waaren im Werthe von etwa fünf Pfund Sterling, welche er ihnen als Kaufschilling gab. Der Missionair mischte sich nicht in die inneren Angelegenheiten des Stammes, trat durchaus nicht herrschsüchtig auf, benutzte aber seinen Einfluß, um Frieden zwischen den Bakuene und ihren Nachbarn aufrechtzuerhalten. Es gelang ihm nicht weniger als fünfmal, einen dem Ausbruche nahen Krieg zu hintertreiben. Seine religiösen Vorträge und deren Inhalt begriffen sie nur langsam, aber über ihre eigenen Belange hatten sie sehr richtige Ansichten. Sie verstehen sich z. B. trefflich auf Alles, was ihre Kühe, Schafe und Ziegen angeht, und kennen das für die einzelnen Thiergattungen geeignete Weideland ganz genau, ebenso wissen sie sehr wohl, welche Bodenart für verschiedene Getreidearten die beste ist.

Seine erste Mission legte Livingstone zu Chonuane an, und der Anfang war schwer, weil er in eine Zeit lang anhaltender Dürre fiel. Von einer solchen werden nicht eben selten die verschiedenen Gegenden des südlichen Afrika nach einander heimgesucht. Für Viehzüchter wie die Betschuanas ist Wasser eine Lebensfrage, und sie suchen dasselbe durch Zauber herbeizuziehen. Unter allen Stämmen giebt es „Regenmacher", und der zum Christenthum bekehrte Sechele war gleichfalls ein solcher „Regendoctor" gewesen. Nach der Taufe gestand er aufrichtig, nichts sei ihm so schwer geworden, als sich von dem Glauben an Regenzauber freizumachen; das Volk glaubt aber nach wie vor steif und fest daran. Zu jener Zeit hielt die Dürre nicht weniger als vier volle Jahre an und brachte um so größere Noth, da sie über eine weit ausgedehnte Landstrecke verbreitet war. Zu Kolobeng, der späteren Station Livingstone's, die ungefähr fünfzig deutsche Meilen

Digitized by Google

nördlich von Kuruman (Lattaku) etwa unter 25 Grad südl. Br. liegt, verschwand fast alles Wasser aus dem Flusse, und auch die Brunnen, welche im Bette desselben gegraben wurden, blieben oft trocken. Nähnadeln, die man monatelang unter freiem Himmel liegen ließ, rosteten nicht einmal, alle Blätter auf den Bäumen schrumpften zusammen, ohne jedoch abzusterben, und jene der Mimosen schlossen sich am hellen Mittag. Merkwürdig war, daß bei solcher Dürre die Ameisen von ihrer gewohnten Lebhaftigkeit nichts einbüßten, während gewisse Käfer, die an die freie Luft in den Sonnenschein gebracht wurden, nur einige Sekunden umherliefen und dann starben. Der Thermometer zeigte Mittags, nachdem er bei Sonnenschein drei Zoll tief in den Sand gesteckt worden war, 134 Grad F., aber eine solche Hitze war den langbeinigen schwarzen Ameisen ganz angenehm; sie zeigten sich dabei sehr lebhaft und verloren nicht an Feuchtigkeit. Auch die weißen Ameisen bauten rüstig an ihren Erdgängen, welche Livingstone auffallend naß fand, obwohl gar kein Thau fiel. Am Ende kamen die Eingeborenen auf den Glauben, daß die weißen Fremdlinge oder doch mindestens die Kirchenglocken den Regen vertrieben, thaten aber keinem etwas zu Leide. Sie bereiteten gegen die Dürre sehr unschuldige, freilich auch unwirksame Zaubermittel, z. B. Fledermäuse, welche sie zu Asche verbrannten, Lebern vom Schakal, Affen- und Löwenherzen, Schlangenhäute und verschiedene Knollengewächse.

Livingstone lehrte die Bakuene viele nützliche Dinge, namentlich auch die Bewässerung der Felder. Auf seinen Rath siedelte sich der Stamm am Kolobeng an, einem Flusse, der vierzig englische Meilen von Chonuane entfernt liegt. Dort gruben sie einen Kanal und warfen einen Damm auf, so daß die Felder bewässert werden konnten; dafür half er ihnen, die Alles rund machen, ein viereckiges Haus für den Häuptling erbauen; auch ein Schulgebäude stellten sie her. Er hämmerte mit den Schmieden, war Maurer, Zimmermann und Gärtner, Arzt und Prediger, während seine Frau, eine Tochter des Missionairs Moffat, Lichter zog, Seife kochte und Kleider machte. Im ersten Jahre gingen die Sachen ganz erträglich, aber im zweiten und dritten Jahre fielen zusammen noch nicht zehn Zoll Regen, und der Kolobeng, an welchem die neu errichtete Station lag, trocknete aus. Die

Digitized by Google

Fische starben ab, und die von allen Seiten herbeikommenden Hyänen, die doch sehr gefräßig sind, vermochten nicht, die faulenden Massen völlig zu verzehren; ein alter Alligator, der übrigens nie einem Menschen etwas zu Leide gethan hatte, lag unter den Fischen auf dem trockenen Schlamme und war todt. Auch im vierten Jahre fiel so wenig Regen, daß das Getreide nicht reif wurde. Das Volk benahm sich während dieser schweren Zeit ganz vortrefflich; die Frauen entäußerten sich ihres Schmuckes, um dafür von anderen Stämmen Getreide zu kaufen, die Männer gingen auf die Jagd, und die Kinder sammelten Wurzeln und Knollen. Eine große Anzahl von Büffeln, Nashörnern, Zebras, Giraffen, Kokongs oder Gnus sammt verschiedenen Antilopenarten, drängten sich an den Quellen bei Kolobeng zusammen, und die Eingeborenen bauten Hopos, eine besondere Art von Fallen, um sie zu vertilgen. Solch ein Hopo besteht aus zwei Zäunen von der Gestalt einer römischen V, die an den Winkeln sehr stark und dick sind; aber an der spitzen Seite laufen die Zäune nicht etwa so zusammen, daß sie schlössen, sondern bilden einen schmalen, etwa fünfzig Schritt langen Gang, an dessen Ende sich eine zehn Fuß tiefe und fünfzehn Fuß breite Grube befindet. Vom Gange selbst her kann aber dieselbe nicht bemerkt werden, weil Baumstämme weit über dieselbe gelegt werden und gewissermaßen einen Ueberhang bilden. Das Ganze wird mit grünen Binsen und Rohr überdeckt, so daß diese große Fanggrube einer verborgenen Falle gleicht. Die Zäune sind manchmal eine Meile lang und liegen an ihren äußeren Enden ebensoweit aus einander. Vor diesen letzteren bilden nun die Jäger eines Stammes einen Kreis von einigen Meilen Ausdehnung, den sie allmälig immer enger schließen, so daß das Wild wie in einen Kessel getrieben wird und in den Hopo läuft, weil ihm kein anderer Ausweg bleibt. Während es dorthin von außen her verfolgt wird, werfen Männer, welche sich hinter dem spitz zulaufenden Theil der Hecke verborgen haben, mit ihren Speeren zwischen die bereits erschreckten Thiere hinein und nun drängen diese immer weiter vorwärts, bis sie in die Grube fallen. Es ist ein fürchterlicher Anblick, zu sehen wie dort Alles über einander stürzt, und wie namentlich die hübschen Antilopen getödtet werden. Vermittelst solcher Hopojagden haben die Bakuene nicht selten im Laufe einer einzigen Woche sechzig bis sieb-

Digitized by Google

zig Stück großen Wildes erlegt, und die Armen wurden bei der Vertheilung ebenso wohl bedacht, als die Reichen. Diese Fleischnahrung wirkte den nachtheiligen Folgen einer bloßen Pflanzenkost entgegen; diejenigen Armen, welche in der einen oder andern Gegend lediglich von Wurzeln leben mußten und dabei kein Salz hatten, bekamen Unverdaulichkeiten.

Livingstone entwirft eine anziehende Schilderung von seinem Leben und Treiben unter den Bakuene, und von den täglichen Beschäftigungen, welchen er nachging. Von Waarenläden war auf der Station natürlich keine Rede, und der Missionair mußte sich die meisten Sachen, deren er bedurfte, selber verfertigen. Um ein Haus zu bauen, mußte er hinausgehen und Bäume fällen, diese in Bretter zersägen und daraus Ziegelsteinformen machen; auch das Material zu Fenstern und Thüren stand im Walde, und ein den Eingeborenen respectabel erscheinendes Haus erforderte viel Schweiß und Arbeit, bevor es dastand. Die Leute können mit dem besten Willen dabei nicht viel Hilfe leisten, so gern sie auch um Lohn arbeiten, weil die Bakuene gar kein Geschick haben, viereckige Gegenstände zu machen, denn bei ihnen sind, wie bei allen Betschuanavölkern, die Wohnungen rund. Livingstone hat zu verschiedenen Zeiten drei große Häuser gebaut, und dabei jeden viereckigen Stein oder Balken mit seiner eigenen Hand verfertigen müssen.

Die Familie mußte sich ihr Mehl aus dem Korne selbst bereiten, und die Frau knetete und buk das Brot; ein Backofen war mit leichter Mühe hergestellt, weil man nur nöthig hatte, ein großes Loch in einen Ameisenhügel zu machen, und ein Stein die Thür ersetzte. Statt des Butterfasses diente eine Steinkruke, Lichter wurden in Formen gegossen, und zur Bereitung der Seife nahm man Asche von der Salsolapflanze oder Holzasche, die aber in Afrika so wenig salzige Bestandtheile enthält, daß ein oftmaliges Kochen der Lauge nöthig war, und das Fett erst nach einem Monate zu Seife wurde. „Unser tägliches Leben mag manchem sehr romantisch erscheinen; wir aber bestrebten uns dasselbe nützlich und ersprießlich zu machen. Wir standen früh auf; Morgen und Abend sind, wie heiß es auch am Tage gewesen sein möge, in Kolobeng sehr angenehm und erfrischend; kühl kann man nicht sagen, weil man weder mehr Kälte noch mehr Wärme wünscht und bis Mitternacht im Freien sitzen kann, ohne Erkäl-

Digitized by Google

tung oder Rheumatismus befürchten zu müssen. Nach dem Morgengebet und dem Frühstück, das zwischen sechs und sieben Uhr eingenommen wurde, hielten wir Schule für Alle, die da kommen wollten, Männer, Frauen und Kinder. Das dauerte bis elf Uhr; und während dann die Frau mit häuslichen Arbeiten beschäftigt war, hatte der Mann Verrichtungen als Schmied, Zimmermann oder Gärtner, und arbeitete als solcher für sich, oder wies die Bakuene zu nützlichen Dingen an. Im letztern Falle mußten sie als Entgelt dafür im Garten des Missionairs thätig sein, und so wurde die Arbeit des Geschicktern gegen jene der Ungeschickteren ausgetauscht. Nach dem Mittagsessen und einstündiger Ruhe hielt die Frau Schule für die Kinder, welche zuweilen bis hundert an der Zahl sich außerordentlich gern einfanden, oder wechselte insofern ab, als die Mädchen im Nähen unterwiesen wurden; sie fanden viel Geschmack an einer solchen Beschäftigung. Den ganzen Tag über mußte Alles, was geschah, beaufsichtigt werden, und Mann wie Frau waren bis Sonnenuntergang beschäftigt. Dann ging der Missionair in die Stadt, um sich mit den Leuten zu unterhalten, entweder über allgemeine oder auch über religiöse Angelegenheiten. An drei Abenden fand, nachdem die Kühe gemelkt worden waren, Gottesdienst statt; an einem vierten wurde Unterricht in anderen Gegenständen ertheilt, wobei Bilder und Muster zur Erläuterung und Versinnlichung vorgewiesen wurden. Zu allem dem kamen noch die ärztlichen Bemühungen und die Sorge für Arme oder anderweitig Bedrängte. Wir suchten die Liebe Aller dadurch zu gewinnen, daß wir uns bestrebten, einem Jeden nach Kräften nützlich zu sein. Auch die kleinsten Beweise von Freundschaft und Wohlwollen, ein verbindliches Wort, ein freundlicher Blick sind, wie schon St. Xaverius bemerkte, kein zu verachtender Theil der Rüstung eines Missionairs."

So lange in Kolobeng die Dürre anhielt, mußte alles Getreide von Kuruman herbeigeschafft werden, und eine Zeitlang hatte die Familie nichts als *Kleienbrot*. Der Appetit zu Fleischnahrung trat entschieden hervor, und diese ist gewiß für den menschlichen Körper weit nothwendiger, als die Vertheidiger einer bloßen Pflanzenkost, die sogenannten Vegetarianer, sich vorstellen können. Sechele hatte kraft seiner Häuptlingswürde ein Anrecht auf alles Brustfleisch von jedem Thiere, das von seinem

Digitized by Google

Stamm geſchlachtet wurde, und er ſandte dem Miſſionair einen Antheil, aber freilich nur unregelmäßig, ſo daß zuweilen Heuſchrecken die Stelle des Rindfleiſches erſetzen mußten. Dieſe Inſecten ſind als Speiſe eine wahre Wohlthat für das Land, und manchmal verſprechen die Regendoctoren ſie herbeizuzaubern. Die Heuſchrecke hat einen vegetabiliſchen Geſchmack, den ſie von der Pflanze annimmt, von welcher ſie ſich gerade vorzugsweiſe nährt. Es hat einen phyſiologiſchen Grund, daß man gern Honig zu den Heuſchrecken genießt. Sie ſchmecken auch ganz gut, wenn man ſie röſtet, zu Mehl zerſtampft und Salz hinzuthut; ſo zubereitet halten ſie ſich Monate lang; gekocht ſchmecken ſie unangenehm; geröſtet dagegen beſſer als Garnelen. Auf Wanderungen empfand man oft den Mangel an Fleiſch ſehr empfindlich, und das war namentlich bei Livingſtone's Kindern der Fall. Die Eingeborenen gaben ihnen dann von einer großen Raupenart zu eſſen, welche den Kleinen auch vortrefflich ſchmeckten und keineswegs ungeſund ſein können, da die Eingeborenen davon in großer Maſſe genießen.

Aber noch mehr mundete den Kindern ein großer Froſch, der Matlametlo. Dieſer Pyxicephalus adspersus, Smith, hat eine Körperlänge von 5½ Zoll. Die Vorderbeine ſind 3, die Hinterbeine 6 Zoll lang; am Hinterkopfe hat er 3, auf dem Rücken 4½ Zoll Breite. Ein gekochter Matlametlo ſieht aus wie ein Küchlein. Die Eingeborenen glauben, er falle aus den Donnerwolken herab, weil nach Gewitterregen die Sümpfe, welche vorher trocken lagen, ſogleich mit dieſen lautquakenden kampfluſtigen Thieren angefüllt ſind. Dieſe Erſcheinung zeigt ſich auch in den dürrſten Theilen der Wüſte und an ſolchen Stellen, wo kurz vorher der Beobachter nicht eine Spur von Leben wahrnehmen konnte. Livingſtone befand ſich einſt in der Kalahariwüſte an einem Punkte, wo keine Ausſicht war vor Ablauf von zwei Tagen an eine Waſſerſtelle zu kommen. Er war nicht wenig überraſcht, dort an einem heitern Abend das Gequak von Fröſchen zu vernehmen. Sie waren wohl ſo munter, weil ſie ein Herannahen des Regens witterten. Späterhin erfuhr der Reiſende von den Buſchmännern, daß der Matlametlo ſich ein Loch an den Wurzeln eines gewiſſen Buſches macht und dort während der trockenen Monate verborgen bleibt. Er kommt dann nur ſelten zum Vorſchein, und eine große Spinne

Digitized by Google

benutzt ihrerseits das Loch, vor dessen Mündung sie ein Gewebe spinnt. So hat der Frosch Fenster und Vorhänge umsonst, und gewiß würde Niemand anders als ein Buschmann daran denken, hinter Spinngeweben nach einem Frosche zu suchen. Livingstone konnte sie in dem obenerwähnten Falle nirgends auffinden. Sobald Regen gefallen ist, eilen sie aus ihren Löchern nach den Tümpeln, während die Betschuanas sich ihre aus Fellen bestehenden Kleider über den Kopf ziehen. Plötzlich erschallt dann der muntere quakende Chorgesang, und die Leute meinen, die Frösche, welche sich auf allen Seiten hören lassen, seien vom Himmel gefallen. Der Missionair macht hier gelegentlich die Bemerkung, es sei auffallend, daß man nicht einige schöne und nützliche Thiere Afrika's nach England hinüberverpflanzt habe, z. B. die prächtige Elennantilope, welche dem Park eines Edelmannes weit mehr zur Zierde gereichen würde als der Hirsch und ein ganz vortreffliches Fleisch giebt. Den Frosch empfiehlt er den Franzosen, und den Dreckkäfer wünscht er den schmutzliebenden Italienern zur Reinigung ihrer Städte, welche von Unsauberkeit starren.

Dieser Dreckfeger ist ein außerordentlich nützliches Thier; überall, wo er häufig vorkommt, z. B. in Kuruman, sind die Dörfer rein. Denn sobald ein Thier Auswurf fallen läßt, eilt der durch den Geruch angelockte Käfer herbei und schafft den Mist in runden Stücken fort, die oft so groß wie Billardbälle sind. An einer geeigneten Stelle gräbt er dann eine solche Kugel ein, legt seine Eier in dieselbe und bedeckt das Ganze wieder mit Erde. Die Larven leben so lange von dem Miste, bis sie völlig ausgebildet zum Vorschein kommen und dann ihrerseits sich eben so nützlich machen wie ihre Aeltern.

Während seines Aufenthaltes zu Kolobeng unternahm Livingstone zweimal Reisen, welche ihn etwa dreihundert Meilen weit nach Osten führten. Er benutzte jede günstige Gelegenheit, um genaue Nachrichten insbesondere über die Kalahariwüste einzuziehen, weil er sie demnächst zu durchwandern gedachte, um auf diesem Wege an den Ngami-See zu gelangen. Sekomi, Häuptling der Bamangwato, kannte einen Weg, über den er aber seither nichts verlauten ließ, weil die Gegenden am See viele Elephantenzähne liefern, von welchen er viele sehr wohlfeil bezog. Diesen Vortheil wollte er natürlich mit Anderen nicht theilen:

Digitized by Google

namentlich war aber Sechele darauf erpicht; dieser wünschte ohnehin seinen alten Wohlthäter Sebituane, den Häuptling der Makololo, einmal zu besuchen. Sechele galt unter dem Volk als höherstehend wie Sekomi. Als der große Volksstamm sich in drei Abtheilungen sonderte, nämlich in die Bangwaketse, Bamangwato und Bakuene, blieb die erbliche Häuptlingswürde bei den letzteren, und in Folge dessen hat der Bakuenehäuptling Sechele einiges vor Sekomi voraus. Wenn z. B. Beide auf die Jagd gehen, hat Sechele das Recht, von jedem Wilde, welches Sekomi erlegt, den Kopf für sich zu nehmen. Außerdem deutet noch manches Andere auf frühere Theilungen und Herrschaftsverhältnisse bei den Stämmen hin. Der ältere Bruder von Sechele's Vater erblindete und trat deshalb die Häuptlingswürde an den letztern ab; die Nachkommen dieses Oheims zahlen aber an Sechele keinen Tribut, obwohl er Herrscher ist und höher steht als das Oberhaupt jener Familie. Trotzdem nennt er aber doch jenen Kosi oder Häuptling. Die übrigen Stämme genießen von der neuen Kürbisernte nichts, bevor sie wissen, daß die Bahurutse „angebissen" haben, was unter Feierlichkeiten stattfindet; der Sohn des Häuptlings schmeckt zuerst von den Früchten der neuen Ernte.

Sechele sandte auf Livingstone's Rath einen Boten an Sekomi und ließ für den Weißen um Durchzug bitten; als Geschenk wurde ein Ochse mitgesandt. Aber Sekomi's Mutter, welche auf ihren Sohn großen Einfluß übte, verweigerte die Erlaubniß, weil nicht auch sie bedacht worden war. Darauf erfolgte eine zweite Botschaft, und die Mutter erhielt auch einen Ochsen, ließ sich aber noch nicht erweichen. Als Vorwand wurde geltend gemacht, daß die Matebelekaffern, diese Todfeinde der Betschuanas, in der Umgegend des Sees schwärmten. Es würde ein Schimpf für alle Betschuanas sein, wenn diese den weißen Mann erschlügen.

Die genaue Lage des Ngami-Sees war schon mindestens vor einem halben Jahrhundert den Eingeborenen bekannt; sie hatten ihn besucht, während in der Wüste mehr Regen fiel, als in neueren Zeiten. Auch hatte man später Versuche gemacht, durch die Wüste dorthin vorzudringen, aber sie waren vergeblich gewesen. Selbst die Griquas, welche doch einen Theil Buschmännerblut in den Adern haben und deshalb sehr lange Durst ertragen können, hatten in der Kalahari umkehren müssen. Unser Reisen-

Digitized by Google

der wollte nun das Wagstück unternehmen; er hielt die Monate März und April, also das Ende der Regenzeit, für passend die Reise zu unternehmen, und hoffte dann wenigstens manche Wasserlachen zu finden. Zwei seiner Landsleute, Oswell und Murray, schlossen sich ihm an.

Man bezeichnet die Landstrecke, welche vom Orangeflusse (der Grenze der Capkolonie) unter 29 Grad südl. Br. bis zum Ngami-See im Norden und von 20 Grad östl. L. nach Westen hin sich ausdehnt, als Kalahari-Wüste, weil sie kein fließendes Wasser und nur wenige Brunnen hat. Allein es fehlt ihr weder an Pflanzenwuchs noch an Bewohnern; sie hat manche Gräser und Kriechpflanzen, und an vielen Stellen nicht nur Gesträuche, sondern auch Bäume. Zwar ist sie ganz flach, aber in manchen Gegenden gewahrt man noch die Betten von Flüssen, die früher einmal Wasser gehabt haben müssen. Ueber diese Ebene schweifen Antilopen solcher Arten, die nur wenig Wasser bedürfen, in ungeheurer Anzahl umher. Die Buschmänner und Bakalahari leben von diesem Wildpret, den vielen Nagethieren und von den kleineren Katzenthieren, welche den Antilopen nachstellen. Im Allgemeinen besteht der Boden aus hellfarbigem Kieselsande, nur in den Betten ehemaliger Flüsse ist viel Alluvialboden, welchen die Sonne nun so hart gebacken hat, daß Regenpfützen lange auf demselben stehen bleiben. In dieser höchst merkwürdigen Region ist der Graswuchs so ganz erstaunlich, daß selbst Männer, die lange Zeit in Indien gelebt haben, darüber sich verwundern. Das Gras steht in Büscheln, zwischen welchen sich kahle Stellen befinden; oder dieser Zwischenraum wird auch wohl durch Kriechpflanzen ausgefüllt, deren tiefdringende Wurzeln durch die Wirkung der Sonne nur wenig beeinträchtigt werden. Sehr viele von diesen Pflanzen haben Knollenwurzeln und zwar von solcher Beschaffenheit, daß sie auch nach sehr langer Dürre noch Feuchtigkeit enthalten und ein werthvolles Nahrungsmittel abgeben. Für die obengenannten Bewohner dieser wasserlosen Gegend sind sie geradezu unschätzbar. Pflanzenarten, die anderwärts keine Knollen bilden, setzen dort dergleichen an, und Aehnliches kann man in Angola beobachten bei einer beerentragenden Rebe, welche eben dadurch von großer Wichtigkeit wird. Die obenerwähnte Pflanze ist eine kleine Cucurbitacee und trägt eine kleine scharlachrothe

Digitized by Google

Gurke. Nicht minder schätzbar ist die Lewschua. Diese kleine Pflanze hat geradestehende Blätter, und der Stamm ist nicht dicker als der Kiel einer Rabenfeder; gräbt man aber anderthalb Fuß tief, dann findet man eine Knolle von der Größe eines Kindskopfes, und unter der Schale eine zellenförmige Masse wie bei den Rüben; diese erhält dadurch doppelten Werth, daß sie insgemein kühl und deshalb sehr erfrischend ist. Nicht minder bewundernswerth ist die Mokuri, eine krautartige Kriechpflanze, die gerade an den allerdürrsten Stellen wächst und unter der Erde eine Anzahl von Knollen bildet, die so groß werden wie ein Mannskopf. Dazu kommt dann noch die Kengwe oder Kemé (Cucumis cafker) oder südafrikanische Wassermelone, mit welcher in Jahren, die reichlich mit Regen gesegnet sind, ausgedehnte Strecken buchstäblich überdeckt sind. In solchen konnten auch die Bakuene bis zum Ngami-See vordringen. Dann haben Menschen und Thiere eine gute Zeit: der Elephant kommt herbei, um sich an diesem Leckerbissen zu laben, auch die Rhinocerosten lassen nicht auf sich warten, ebenso wenig die Antilopen; sogar fleischfressende Thiere, wie Löwen und Hyänen, Schakale und Mäuse, fressen diese Melonen. Aber nicht alle sind eßbar; einige haben einen süßen Geschmack, andere sind bitter, merkwürdig aber ist, daß beide an einer und derselben Pflanze wachsen; dasselbe ist auch mit einer scharlachrothen eßbaren Gurke der Fall, die man sehr häufig findet; sie hat vier Zoll Länge und bis zu anderthalb Zoll Durchmesser. Selbst Melonen, die man in einem Garten zieht, werden manchmal bitter, sobald einige bittere Kengwe in der Nähe stehen. Diese letzteren sind der Gesundheit sehr nachtheilig.

In dieser Wüste wohnen die Buschmänner und die Bakalahari: wahrscheinlich sind jene die Ureingeborenen des südlichsten Theiles von Afrika, diese aber Ueberbleibsel der ersten Betschuana-Auswanderung. Die Buschmänner leben aus freier Wahl in der Wüste, die Bakalahari, weil sie müssen; beide haben einen starken Hang zu völliger Ungebundenheit. Die Buschmänner stehen in Sprache, Race, Gewohnheiten und Körpererscheinung als Ausnahmen da und sind die eigentlichen Nomaden des Landes, denn sie treiben weder Ackerbau, noch halten sie Vieh, armselige Hunde ausgenommen. Aber mit allen Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Arten von Wild sind sie auf das allergenaueste be-

Digitized by Google

kannt; sie begleiten dasselbe auf allen seinen Wanderungen von Stelle zu Stelle und wirken der ungemessenen Vermehrung desselben nicht minder erfolgreich entgegen als andere fleischfressende Geschöpfe. Denn Wildpret ist ihre Hauptnahrung, obwohl die Frauen auch Wurzeln graben und Beeren sammeln. Die Buschmänner, welche in den heißen Sandebenen umherstreifen, haben gewöhnlich schlanke, aber gleichsam stählerne Formen und können große Anstrengungen und Entbehrungen ertragen. Manche sind dagegen klein, aber nicht zwerghaft; die welche man zu Schaustellungen nach Europa gebracht hat, sind gerade deshalb ausgewählt worden, weil sie so außerordentlich häßlich waren. Daß sie mit den Affen Aehnlichkeit haben, ist richtig, aber bekanntlich kommt es auch unter den weißen Menschen vor, daß einzelne affenähnliche Züge aufweisen.

Die Bakalahari gelten unter den Betschuanastämmen für die ältesten und sollen vor ihrer letzten Wanderung sehr beträchtliche Rindviehheerden gehabt haben. Diese aber wurden ihnen geraubt, und sie sahen sich in die Wüste gedrängt, in welcher sie neben den Buschmännern nun schon seit Jahrhunderten leben. Sie sind den Einwirkungen desselben Klima's ausgesetzt, leiden ebenso viel vom Durst, genießen dieselbe Nahrung und liefern den Beweis, daß die Oertlichkeit, in welcher Völker leben, zur Erklärung eines Racenunterschiedes nicht ausreicht. Die Bakalahari haben sich ungeschwächt die den Betschuanas eigenthümliche Neigung zu Viehzucht und Ackerbau bewahrt; sie lockern alljährlich den Boden ihrer Gartenfelder mit der Hacke auf, obwohl sie oft lediglich bei Melonen und Gurken auf eine Ernte rechnen dürfen. Ihren kleinen Ziegenheerden widmen sie große Sorgfalt, die so weit geht, daß sie das Wasser für dieselben mit Straußeneiern ausschöpfen. Gewöhnlich schließen sich die Bakalahari an einflußreiche Männer der am Rande der Wüste lebenden Betschuanastämme an, und beziehen von ihnen Speere, Messer, Tabak und Hunde, welche sie mit Thierfellen bezahlen. Zumeist erlegen sie kleinere Katzenthiere und sowohl den schwarzen wie den gelben Schakal. Der erstere, Motlose (Megalotis capensis oder capische Fennec) giebt den wärmsten Pelz; der andere heißt Pukuye (Canis mesomelas und C. aureus) und liefert ein hübsches Fell zu Pelzmänteln, Karoß. Der Tsipa oder kleine Ocelot

Digitized by Google

(Felis nigripes), der Tuane oder Luchs, die wilde Katze und die gefleckte Katze liefern gleichfalls Felle. Dazu kommen dann noch jene vom Puti, welchen die Holländer Duiker nennen, von dem Puruhuru oder Steinbock, die beide in großer Menge vorhanden sind, endlich jene von Leoparden, Panthern, Löwen und Hyänen. Als Livingstone sich im Lande der Betschuanas befand, wurden jährlich zwischen zwanzig und dreißigtausend Felle zur Bereitung von Mänteln verwendet, von denen manche den Weg bis nach China finden. Die Bakuene kauften Tabak von den östlichen Stämmen, erhandelten dafür von den Bakalahari Felle, gerbten dieselben und verfertigten Karosses daraus. Mit diesen Mänteln gingen sie nach Süden und handelten dafür junge Kühe ein. Denn Kühe bilden den größten Reichthum, und nicht selten ist der Missionair gefragt worden, ob Königin Victoria viele Kühe besitze. Dieser Verkehr ist für beide vortheilhaft, doch wird er oftmals dadurch gestört, daß die Betschuanas von einem Stamme diejenigen Bakalahari, welche sich einem andern Betschuanastamme angeschlossen haben, überfallen und zwingen, ihnen die Felle zu geben, welche für die anderen bestimmt waren. Denn die Bakalahari sind ein schüchternes Volk und haben körperlich manches Uebereinstimmende mit den Eingeborenen Australiens, z. B. dünne Arme und Beine und dicke Bäuche, letztere vielleicht in Folge grober und unverdaulicher Nahrung. Den Augen der Kinder fehlt Glanz, und Livingstone sah diese nie spielen. Ein paar Betschuanas können ohne Weiteres in einem Bakalaharidorfe den Meister spielen und Alles beherrschen; sobald aber diese selben Abenteurer Buschmännern begegnen, müssen sie die kriechenden Schmeichler spielen und diesen Söhnen der Wüste ohne Weiteres Tabak geben, weil die Weigerung vergiftete Pfeilwunden zur Folge haben würde.

Die Bakalahari fürchten die Heimsuchung von solchen Betschuanastämmen, mit welchen sie nicht in freundlicher Verbindung stehen, und wählen sich deshalb Wohnplätze, die weit vom Wasser entfernt liegen. Nicht selten verbergen sie ihre Vorräthe in Gruben, welche sie wieder mit Sand verschütten, um darüber ein Feuer anzuzünden. Wasser holen die Frauen in Straußeneiern, die als Schöpfeimer dienen, und vermittelst deren sie auf eine sehr beschwerliche aber sinnreiche Art das Naß dem Boden entlocken.

Digitized by Google

Die sogenannte Wüste bildet eine durchaus nicht werthlose Landstrecke. Sie giebt einer unzähligen Menge von großen und kleinen Thieren Unterhalt und gewährte manchen verfolgten Stämmen eine Zuflucht, sowohl den Bakalahari wie den Betschuanas, als die Matebelekaffern weit und breit das Land feindlich überzogen. Damals flüchteten die Bakuene, Bangwaketse und Bamangwato allesammt in die Kalahari, und von den sie verfolgenden Matebele, die aus dem wasserreichen Osten kamen, gingen viele zu Grunde, namentlich jene, welche von einem Bangwaketsehäuptling durch falsche Führer irregeleitet und in Gegenden verlockt wurden, wo kein Tropfen Wasser zu finden war.

Drittes Kapitel.

Die Reise von Kolobeng bis zum Ngami-See am Rande der Kalahari vom 1. Juni bis 1. August 1849. — Thierleben in der Wüste. — Wassermangel und Salzpfannen. — Der Zougafluß. — Der Ngami-See. — Die Bamangwato.

Die Kalahari, welche Livingstone, Oswell und Murray zu durchwandern sich anschickten, war früher ein Schrecken der Betschuanas, wegen der vielen Schlangen, welche sich in ihr aufhalten, wegen der — Mäuse und des Wassermangels. Es traf sich, daß kurz vor der Abreise von Kolobeng, welche am 1. Juni 1849 stattfand, einige Anwohner des Ngami-Sees in der Station erschienen und im Namen des Häuptlings Lechulatebe den Missionair baten, ihr Land zu besuchen. Sie erzählten so lebhaft und so viel Uebertriebenes von dem großen Reichthum an Elfenbein, welchen man dort finde, wo sogar die Umzäunungen der Viehgehöfte aus riesigen Elephantenzähnen bestünden, daß die Bakueneführer je eher desto lieber aufbrechen wollten. Oswell und Murray waren gegen Ende des Maimonats angelangt. Der Weg ging nach Norden und durch eine Kette bewaldeter Hügel bis Schokuane, dem frühern Hauptorte der Bakuene; von dort führt er zu dem Lande der Bamangwato im Bett eines vormaligen Flusses, der seinen Lauf von Norden nach Süden genommen haben muß. Das umliegende Land ist durchaus flach,

Digitized by Google

aber mit offenen Gehölzen und Buschwerk bestanden und sehr grasreich. Die Bäume sind meist von einer Akazienart, Morato genannt, die auch schon etwas weiter südlich auftritt und bis nach Angola hin sehr gemein ist. Die große Raupe Nato frißt Nachts von den Blättern, bei Tage kommt sie vom Baume herab und bohrt sich an der Wurzel in den Sand, um sich den Sonnenstrahlen zu entziehen. Dort graben die Eingeborenen nach ihr, um sie zu rösten; sie hat einen vegetabilischen Geschmack. Ihr Schmetterling ist sehr schön, und der Missionair nahm die Raupe als Gleichniß, um vermittelst derselben den Wilden die Verwandlung und Auferstehung des Menschen klar zu machen!

Der Boden ist sandig; manche Spuren deuten darauf hin, daß früher einmal Brunnen und Viehgehöfte dort gewesen sind. Der nächste Haltpunkt Boatlanama ist ein lieblicher Punkt in der sonst dürren Gegend; neben den Brunnen standen einige Dörfer der Bakalahari, und überall sah man Pallahantilopen, Springböcke, Perlhühner und kleine Affen. Wieder ein Haltepunkt war Lopepe, wo man abermals deutlich sehen konnte, welcher Verdörrung diese ganze Region unterliegt. Als Livingstone zum ersten Male dort war, floß der Lopepe aus einem großen Pfuhl ab, jetzt war nicht Wasser genug dort, um das Vieh zu tränken, und man mußte deshalb einen Brunnen graben. Bei Maschue war dagegen reichlich Wasser in einer Sandsteinvertiefung. Dort verließ man den Weg, welcher zu den Bamangwato führt, und nahm die Richtung nach Norden hin in die Wüste, wo man eine ächte Kalahariquelle fand, die Serotli heißt. Das Land umher ist mit Büschen bestanden und mit Bäumen, die zu den Leguminosen gehören; sie tragen eine lilienartige Blüthe. In dem weichen weißen Sande kamen die Ochsen nur mit äußerster Mühe vorwärts; Wasser war äußerst spärlich, und das nächste erst siebzig Meilen weiter anzutreffen, also nach einer Reise von drei Tagen. Man mußte sich deshalb aus der Serotli versorgen, und zu diesem Behuf mit Spaten und Händen einen Brunnen graben. Das Wasser liegt unter dem Sande auf der Sandsteinschicht; aber es kam nicht genug zum Vorschein, um die Ochsen zu tränken, welche deshalb nach Lobotani zurückgeschickt wurden, wo sie nach einem Fasten von sechsundneunzig Stunden sich wieder einmal laben konnten. Aus jenen „Saugeplätzen", nämlich diesen künstlichen, nur

Digitized by Google

ſpärliche Ausbeute gebenden Waſſerlöchern, holen die Bakalahari ſich ihren Vorrath. Gewöhnlich liegen ſie in vertieften Stellen eines vormaligen Flußbettes, wohin das Regenwaſſer ſich zieht; in manchen Fällen iſt wohl auch eine eigentliche Quelle vorhanden, die früher den Fluß ſpeiſete, nun aber längſt nicht mehr an die Oberfläche kommt. Das Waſſer iſt an ſolchen Stellen für die Elennantilopen nicht zugänglich, doch waren dieſe Thiere in großer Menge vorhanden, gut genährt, und in ihrem Magen fand man Waſſer. Es iſt eine Thatſache, daß dieſes Thier monatelang ohne alles Waſſer ſich behelfen kann; daſſelbe iſt der Fall mit manchen anderen Thieren, z. B. dem Duiker (Cephalopus mergens), welchen die Betſchuanas Puti nennen; mit dem Steinbock (Tragulus rupestris) oder Puruhuru; mit dem Gemsbock (Oryx capensis) oder Kukama, und dem Stachelſchwein (Hystrix cristata); dieſe alle können des Waſſers entbehren, weil ſie Knollen freſſen, welche Feuchtigkeit enthalten; ſie haben ſcharfe Klauen, mit welchen ſie graben können. Dagegen ſieht man andere Thiere nur in Gegenden, wo Waſſer zu finden iſt. Wo das Rhinoceros, Büffel, Gnu (Catoblepas gnu), Giraffe, Zebra und Pallah (Antilope melampus) vorkommen, iſt allemal Waſſer nicht über ſieben bis acht Meilen entfernt. Aber man kann hunderte von Elennantilopen (Bos elaphus oreas), Gemsböcke, Tolo's oder Kudu's (Strepsiceros capensis), Springböcke (Gazella euchore) und Strauße ſehen, ohne daß in einer Entfernung von dreißig bis vierzig Meilen irgendwo Waſſer anzutreffen wäre. Das letztere bedürfen dieſe Thiere nicht, ſo lange die Pflanzen, von welchen ſie ſich nähren, noch Feuchtigkeit enthalten; wird aber die Dürre allzu ſtark, dann drängen auch ſie ſich aus der Wüſte nach den Flüſſen hin.

Auch bei Serotli iſt Alles flach und weißer Sand, und bei dem hellen Sonnenſtrahl iſt über das Ganze ein eigenthümlicher Glanz verbreitet. Die eine Gruppe von Bäumen oder Gebüſchen gleicht ſo genau der andern, daß man ſich kaum wieder zurecht finden kann, und Oswell und Murray verirrten ſich einmal, obwohl ſie einen Bakalahari zum Führer hatten. Die Eingeborenen hatten eine ſehr geringe Meinung von dieſen beiden Jagdliebhabern, die Livingſtone ſehr richtig als „wandernde Schlächter" bezeichnet. Sie fragten: Haben denn dieſe Jäger zu Hauſe kein

Digitized by Google

Fleiſch, daß ſie ſo weit herkommen und ſich ſo anſtrengen müſſen? Der Miſſionair antwortete: Dieſe Männer ſind reich und könnten alle Tage einen Ochſen ſchlachten. Das leuchtete aber den Leuten nicht ein; ſie hatten ihre Einwendungen: Und doch kommen ſie hierher, erleiden Durſt und eſſen trockenes Fleiſch, das doch nicht ſo gut ſchmeckt wie friſches Ochſenfleiſch! Als man ihnen begreiflich machen wollte, daß beide Jäger lediglich des Vergnügens halber in die Wüſte gegangen ſeien, ſprachen ſie: Deine Freunde ſind verrückt.

Es war allerdings Winterzeit, aber ſo warm, daß die Ochſen nur Morgens und gegen Abend die Wagen fortziehen konnten, und es war genug, wenn ſie täglich neunzehn Meilen machten. Wir können dem Reiſenden nicht in allen ſeinen einzelnen Schilderungen der Wüſtenwanderung folgen; ſie war äußerſt mühſam und anſtrengend; das Gras war ſo dürr und verbrannt, daß man es mit den Fingern zu Staub verkrümeln konnte. Alles ſchmachtete nach Metſe, d. h. Waſſer, und die Ochſen am meiſten. Als ſie an den Pfuhl Mathuluoni kamen, rannten ſie bis an den Hals hinein und fingen dann zu trinken an; ſchlürften immer mehr und mehr von dem erquickenden Naß ein, bis ſie beinahe berſten wollten. Dann hatten ſie friſchen Muth, und der Weg ging im ausgetrockneten Bette des Mokoko fort, in welchem Brunnen liegen, und zu Mokokonyani kommt das Waſſer ſogar in einem Tuffſteinbette zum Vorſchein. In jener Gegend wächſt vorzugsweiſe ein kleiner dorniger Strauch, die Acacia detinens, und drei Meilen weiter an der Lotlakaniquelle traten die erſten Palmyrapalmen auf, welche die Reiſenden in Südafrika ſahen; es waren ſechsundzwanzig an der Zahl.

Der ehemalige Mokoko muß manche andere Flüſſe aufgenommen haben, denn er wird ſehr breit und dehnt ſich zu einem großen See aus, von welchem jener, den die Reiſenden aufſuchten, nur einen kleinen Theil gebildet haben kann. Sie fanden überall da, wo ein Ameiſenfreſſer ſeine Grube gemacht hatte, mit der Erde auch Muſcheln ausgeworfen, welche jenen gleichen, die noch jetzt im Ngami-See leben.

Unterwegs traf Oswell auf eine Buſchmännin, welche fortkroch, um ſich vor ihm zu verbergen. Er hatte ſie aus der Ferne für ein wildes Thier gehalten, und als er ſie dann ereilte, gab

Digitized by Google

sie ihm ihre geringe armselige Habe, die in einigen Schlingen bestand, mit welchen sie Thiere hatte fangen wollen. Livingstone erklärte ihr, daß man lediglich Wasser haben wolle und daß er sie belohnen werde, wenn sie mit zu einer Quelle gehen wolle. Eine solche zeigte sie dann auch. Es war schon spät am Nachmittage, aber die Frau ging eine Strecke von acht Meilen rüstig vor den Pferden her und führte die Reisenden zur Nchokotsaquelle. Dann wollte sie fortgehen; sie war von einer Horde ihrer Landsleute entflohen und lebte mit ihrem Manne fern von allen anderen Menschen. Inzwischen war es dunkel geworden, und man wollte sie nicht gern fortlassen; man gab ihr Fleisch und einen großen Strang Glasperlen; darüber brach sie in ein freudiges Lachen aus und blieb dann auch bis zum nächsten Morgen.

Bei Nchokotsa gelangten die Reisenden an die erste sogenannte Salzpfanne, deren sie weiter nach Norden hin noch viele andere trafen. Es sind flache Vertiefungen mit Salpeterausschlag, und von Mopanebäumen (einer Bauhinia) eingefaßt. Jene erste hatte wohl zwanzig Meilen im Umfang und war für die Wanderer, welche von Südosten herkamen, durch Bäume völlig versteckt, bis sie dann plötzlich von einem Punkt aus gerade vor Sonnenuntergang einen prächtigen Anblick hatten. Die Pfanne sah einem See täuschend ähnlich. Oswell warf seinen Hut in die Luft und rief ein Hussa! Die Bakuene hielten ihn für toll. Livingstone dachte gleichfalls, der Ngami-See, der doch noch dreihundert Meilen entfernt war, liege vor ihm. Die Luftspiegelung auf dieser Salzfläche war in der That wunderbar, und schwerlich kann sie an anderen Stellen als auf solchen Pfannen, so vollkommen beobachtet werden. Der Beschauer brauchte nicht etwa seine Einbildung zu Hilfe zu nehmen, um irgend einen Gegenstand deutlich vor sich zu sehen, nein, die Wellen tanzten auf dem Wasserspiegel, in welchem sich die Schatten von Bäumen abhoben; Ochsen, Pferde, Hunde und selbst die Hottentotten wurden völlig getäuscht und wanderten dem Trugbilde zu. Eine Zebraheerde glich in dieser Fata morgana so genau den Elephanten, daß Oswell schon sein Pferd sattelte, um Jagd auf sie zu machen, bis dann ein Luftzug der Täuschung ein Ende bereitete.

Am 4. Juli glaubte man immer noch den See an jener Stelle finden zu können, kam aber statt dessen an den Fluß

Digitized by Google

Zouga (Suga), der gegen Nordosten floß. Am entgegengesetzten Ufer lag ein Dorf der Buhurutse. Diese leben unter den Batletli, einem Stamme, welcher das bekannte Schnalzen in seiner Sprache hat und der Hottentottenfamilie anzugehören scheint. Diese freundlichen Leute sagten, das Wasser komme aus dem Ngami-See, bis zu welchem man in eines Mondes Zeit gelangen könne; man würde das breite Wasser erreichen, wenn man nur immer am Fluß entlang gehe. Am andern Tage erschienen zwei Bamangwato, welche Sekomi vorausgesandt hatte, um alle Buschmänner und Bakalahari anzuweisen, daß sie den Reisenden aus dem Wege gingen und denselben nicht als Führer dienten; trotzdem hatten diese den Pfad zum Flusse gefunden. Jene beiden gingen aber nun voraus und verbreiteten die Nachricht, die Weißen kämen, um alle Stämme auszuplündern. Allein der eine dieser Lügenboten starb am Fieber, der andere kehrte um, und die Weißen gewannen durch ihr freundliches Benehmen das Vertrauen der schwarzen Leute.

Nachdem Livingstone an dem schönen Strome etwa sechsundneunzig Meilen hinaufgezogen war, befand er sich doch noch weit vom See. Um rascher an denselben zu gelangen, ließ er die meisten Ochsen und Wagen in Ngabisane zurück. Der Häuptling, welcher über die Betschuana am See gebietet, hatte allem Volk, das am Zouga wohnte, Befehl gegeben, dem Reisenden behilflich zu sein, und das geschah auch gleich von Seiten der Bakoba, deren Sprache auf eine Verwandtschaft mit den Stämmen im Norden hindeutet. Sie selbst nennen sich Bayeiye, d. h. Männer; aber die Betschuanas belegen sie mit dem ersten Namen, dem etwas vom Begriff eines Sklaven anhaftet. Man erinnert sich nicht, daß diese Leute jemals einen Kampf bestanden hätten; sie selber haben eine Ueberlieferung, derzufolge ihre Vorfahren einmal Krieg führen wollten; als Waffe hatten sie sich Bogen aus dem Holze der Palma Christi verfertigt. Diese aber zerbrachen, und seitdem wollten sie von Kampf und Krieg nichts mehr wissen. Und in der That haben sie sich jeder Horde unterworfen, welche in ihre Gegenden eindrang. Man kann sie gewissermaßen als die Quäker Südafrika's betrachten. Vor ein paar Jahren hatte der Häuptling am See Krieger aus ihnen machen wollen und ihnen Schilde gegeben. Sie sagten auch, daß sie nun käm-

Digitized by Google

pfen und ſtreiten würden. Als aber Makokoloräuber ins Land drangen, riſſen dieſe Quäker bei Nacht aus und ruderten den Zouga hinab, um dem Feind auszuweichen. Ihre Kähne beſtehen aus einem ausgehöhlten Baumſtamme, und wenn dieſer eine Biegung hat, iſt auch der Nachen gebogen. Sie hängen an dieſem Fahrzeuge wie der Araber an ſeinem Kameel, haben einen Herd in demſelben und ſchlafen auch Nachts darin. Sie ſagen: am Lande ſind Löwen, Schlangen, Hyänen und Feinde, aber im Kahn und auf dem Fluſſe geſchieht uns nichts zu Leide.

Während Livingſtone den Zouga hinanfuhr, deſſen Ufer mit Bäumen beſtanden ſind, kam er an die Stelle, wo der Tamunakle einmündet. „Von wo kommt er?“ Die Bayeiye antworteten: Oh, aus einem Lande, wo ſo viele Flüſſe ſtrömen, daß Keiner ſie zählen kann, und wo ſehr große Bäume ſtehen.“ Damit war alſo eine Ausſage beſtätigt, welche der Reiſende ſchon von ſolchen Bakuene vernommen hatte, die bei dem Makololohäuptling Sebituane auf Beſuch geweſen waren. Jene Gegend war alſo nicht etwa eine große ſandige Hochebene, wie die Geographen ſeither angenommen hatten. Die Ausſicht, in jener Region ſchiffbare Flüſſe zu finden, vermittelſt welcher man tief ins Innere eindringen könnte, war für Livingſtone ſo erfreulich, daß die Entdeckung des Sees ihm nur noch von untergeordneter Bedeutung erſchien.

Dieſen Ngami-See erreichte er am 1. Auguſt 1849. Vor dieſen Wanderern: Livingſtone, Murray und Oswell, hatte noch keines Europäers Auge dieſes ſüdafrikaniſche Waſſerbecken geſehen. Die Richtung deſſelben, ſchreibt er, ſei von N.N.O. nach S.S.W., während ſie auf der Karte mehr nach O. und W. angegeben iſt. Der ſüdliche Theil ſoll eine Biegung nach Weſten machen, und am nordweſtlichen Ende von Norden her der Teoughe (Tioge) einmünden. Da wo die Reiſenden ſtanden, konnten ſie nach S.S.W. hin kein Ufer erblicken. Den Ausſagen der Anwohner zufolge kann man in drei Tagen um den See herumgehen; das gäbe fünfundſiebzig engliſche Meilen, wenn man, was viel iſt, fünfundzwanzig auf einen Tag rechnet. Er mag etwa fünfundſiebzig bis hundert Meilen im Umfang haben. Er iſt ſehr ſeicht; Livingſtone ſah, daß ein Mann ſeinen Nachen am nordöſtlichen Ende ſieben bis acht Meilen vermittelſt einer Stange

Digitized by Google

fortſchob; für den Handel iſt alſo ein ſolches Waſſer ganz unbrauchbar. In jenen Monaten, welche dem Einſtrömen der nördlichen Gewäſſer vorhergehen, iſt der Ngami ſo ſeicht, daß das Vieh nur mit Mühe durch den Uferſchlamm bis zum Waſſer vordringen kann; die Ufer ſind überall niedrig, und im Weſten liegt eine baumloſe Strecke, welche beweiſt, daß ſich das Waſſer von dort unlängſt zurückgezogen hat. Man ſieht alſo auch hier einen Beleg für die allmälige Austrocknung dieſer Regionen. Viele Baumſtämme liegen oder ſtehen im Schlamme, und die Bayeiye ſagten, bei Anbeginn der jährlichen Ueberſchwemmung trieben allemal nicht blos Bäume herab, ſondern auch Springböcke und Tſeſſebes (Acronotus lunata). Wenn der See volles Waſſer hat, ſchmeckt daſſelbe ſüß, bei niedrigem Waſſerſtande dagegen brakig; aber das Waſſer im Tamunakle war ſo weich, kalt und klar, daß die Reiſenden beinahe geglaubt hätten, es rühre von geſchmolzenem Schnee her. (Siehe ſpäter Anderſſons Bericht.)

Dieſe ganze Region bildet offenbar eine Vertiefung, eine Einſenkung, deren tiefſte Stelle der See Kumadau bildet. Das ſiedende Waſſer zeigte zwiſchen 207½ und 206 Grad, die Erhebung über dem Meere betrüge mithin nicht mehr als 2000 Fuß. Von Kolobeng bis zu jenem Punkte waren alſo die Reiſenden etwa 2000 Fuß abwärts gekommen. Dort liegt der ſüdlichſte und niedrigſte Theil des großen Stromſyſtems, welches jährlich die tropiſchen Regen empfängt und weite Strecken unter Waſſer ſetzt. Ein Theil dieſes Waſſers, welches weiter nach Norden hin Ueberſchwemmungen verurſacht, kommt nach Süden hin bis 20 Grad 20 Min., bis in die Breite, unter welcher der See liegt, und dieſer dient ihm dann zum Aufnahmebecken. Es beginnt den Embarrah hinabzuſtrömen, welcher ſich in die Flüſſe Tzo und Teoughe theilt; der Tzo bildet wieder den Tamunakle und den Mababe; der Tamunakle ergießt ſich in den Zouga und der Teoughe in den See. Das Anſchwellen beginnt im März oder April, und das herabkommende Waſſer findet die Betten aller dieſer Flüſſe ausgetrocknet, bis auf einige Lachen, zwiſchen denen dann lange trockene Strecken liegen. Der See ſelber iſt, wie geſagt, ſehr flach. Der Zouga muß als eine Verlängerung des Tamunakle betrachtet werden, und ein Arm des Sees reicht bis zu dem Punkte, wo der eine endigt und der andere beginnt.

Digitized by Google

Der Tamunakle ist schmal und seicht, der Zouga breit und tief. Der schmale Arm des Sees, der auf der Karte als eine Verlängerung des Zouga erscheint, fließt nicht, sondern hat stehendes Wasser.

Der Teoughe und der Tamunakle sind im Wesentlichen ein und derselbe Fluß und erhalten ihr Wasser aus dem gleichen Quellstrom, nämlich dem Embarrah oder Varra. Beide können nicht in einander überlaufen. Wäre das möglich, und könnte der Teoughe den See füllen, was wenigstens in neueren Zeiten nicht der Fall gewesen ist, dann würde dieser kleine Arm Ueberschwemmungen verhindern. Wenn der See einmal niedriger würde, als das Bett des Zouga, dann würde etwas Wasser aus dem Tamunakle in ihn und nicht den Zouga hinabfließen; wir hätten dann die Erscheinung, daß ein Fluß auf zwei Wegen abflösse, was jedoch hier nicht beobachtet worden ist, und es bleibt auch die Frage, ob es an dieser Oertlichkeit möglich sei. Der Zouga ist bei seinem Abfluß aus dem Tamunakle tief und breit, wird aber auf seinem etwa zweihundert Meilen langen Laufe abwärts immer schmäler, und fällt dann in den Kumadau, einen drei oder vier Meilen breiten und zwölf Meilen langen See, der erst Ende Juni von dem Wasser gefüllt wird, das weiter oben im April zu fließen beginnt. Im September hören diese Flüsse auf zu strömen. Bei ungewöhnlicher Wassermenge fließt dann etwas Wasser noch über den Kumadau hinaus in ein Bett, welches die Reisenden am 4. Juli gesehen hatten, und wäre die Menge noch etwas beträchtlicher, dann könnte sie wohl noch weiter reichen, bis zum trockenen, felsigen Bette des Zouga, welchen Livingstone späterhin weiter nach Osten hin fand. Der Wasserzufluß dieses Systems von Gefließen geschieht vermittelst solcher Kanäle, welche für eine weit beträchtlichere Fülle geschaffen zu sein scheinen. Das Ganze gleicht einem großen orientalischen Garten, der in Verfall gerathen ist; man kann alle Dämme und Kanäle für die Bewässerung erkennen; da aber der Hauptdamm und die Schleusen nicht ausgebessert worden sind, so kann man nur einen geringen Theil bewässern. Beim Zouga ist der Kanal noch in gutem Zustande, es kommt aber nicht Wasser genug herab, um ihn ganz zu füllen, und bevor er seinen Weg jenseit des Kumadau erreicht, hört der Zufluß von oben auf und das Ganze verdunstet. Es ist schon gesagt worden, daß die oberen

Digitized by Google

Theile des Bettes breiter und tiefer sind, als der untere Lauf. Ein Fluß, der sich im Sande verlöre, ist in jener Gegend nicht vorhanden.

Livingstone war vorzugsweise in der Absicht an den Ngami See vorgedrungen, um von dort weiter nach Norden hinzugehen und Sebituane, den Häuptling der Makololo, zu besuchen. Am See befand er sich unter den Batauana, einer Unterabtheilung des Stammes der Bamangwato, und der Häuptling hieß Lechulatebe. Dieser erwies sich unfreundlich; er sah es in hohem Grade ungern, daß weiße Männer zu Sebituane gehen und diesem Schießgewehre bringen wollten, die er alle lieber für sich gehabt hätte. Der Besitz von Feuerwaffen giebt einem Stamme ein großes Uebergewicht über alle anderen, welche dergleichen nicht haben. Jener Lechulatebe bot Elfenbein in Fülle, und ein Handelsmann vom Cap, der sich in Livingstone's Gefolge befand, erhielt zehn gute Elephantenzähne für eine Muskete, die etwas über vier Thaler werth war. Zwei Jahre später wußten freilich die Batauana das Elfenbein besser zu würdigen und ließen es nicht mehr, wie früher, mit anderen Elephantenknochen verfaulen. Der durch abschlägige Antwort erzürnte Häuptling wollte den Reisenden keine Führer geben und verbot den Bayeiye, sie über den Zouga zu setzen. Livingstone gab sich Mühe ein Floß zu zimmern, kam aber damit nicht zu Stande und hatte von großem Glücke zu sagen, daß er nicht eine Beute der Alligatoren wurde. Nun war auch die Jahreszeit schon weit vorgerückt, und da Oswell sich erbot, nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu reiten und von dort ein Boot zu holen, so entschlossen sich die Reisenden zur Rückkehr nach Kolobeng.

Livingstone schildert die Gegend am Ngami-See ausführlich. Die Ufer des Zouga sind sehr hübsch und gleichen an manchen Stellen jenen des Clyde oberhalb Glasgow. Sie bestehen aus weichem Kalktuff, welcher die Unterlage dieses ganzen Beckens bildet. An der Seite, wo das Wasser seine Strömung hat, fallen die Ufer senkrecht, auf der andern dagegen sanft ab, und hier, wo die Thiere zur Tränke gehen, haben die Bayeiye in sehr sinnreicher Weise Fallen angebracht, vor denen sich aber die Ochsen und Elephanten zu hüten wissen. Da wo der See und der Zouga zusammenstoßen, erheben sich zwei mächtige Baobabs (Adansonia digitata) oder Mowanas, 76 Fuß im Umfange.

Digitized by Google

Jener Punkt liegt unter 20 Grad 20 Min. südl. Br.; die Länge konnten die Reisenden nicht beobachten, weil ihre Uhren dazu unbrauchbar waren, man kann sie aber zwischen dem 22. und 23. Grad O. annehmen. Dann und wann tritt die Palmyrapalme zwischen Bäumen auf, die weiter südlich nicht vorkommen. Der Mokuchong oder Moschoma trägt eine eßbare Frucht, die aber schlecht ist; dagegen ist der Baum selbst eine wahre Zierde für die Landschaft, und aus dem Stamme werden Kähne gemacht. Der Motsuri trägt eine blaßgelbe Pflaume mit angenehm schmeckendem sauern Safte, hat dunkelgrüne Blätter wie ein Orangenbaum und die Gestalt einer Cypresse. Von der Flora war damals, im Winter, nichts zu sehen; Pflanzen und Büsche waren trocken, aber wilde Indigopflanzen dort, wie überhaupt auf ausgedehnten Strecken Afrika's, in Menge vorhanden. Die Knaben färben damit allerlei Strohzierrath und die Maschora, welche zwei verschiedene Arten Baumwolle verarbeiten, ihre Zeuge.

Am südlichen U'er halten sich Elephanten in erstaunlicher Menge auf. Sie kommen Nachts zur Tränke, spritzen das Wasser umher und schreien vor Vergnügen. Den Fallen weichen sie sorgfältig aus und geben deshalb in langer Reihe einer hinter dem andern, bis sie meilenweit weg sind. In dieser Gegend werden sie nicht so groß als weiter südlich; am Limpopo z. B. erreichen sie eine Höhe von zwölf, hier dagegen nur von elf, und weiter nach Norden hin nur von neun Fuß. Auch die Kudu oder Toloantilope schien kleiner zu sein. Die Reisenden bemerkten hier das Kuabaoba oder Rhinoceros mit geradem Horn (Rh. Oswellii); es ist eine Abart des weißen; sein Horn steht nach unten hin und hindert ihm die Gesichtslinie nicht; deshalb kann es besser sehen als die anderen Arten und ist mehr auf seiner Hut. Die Leche- oder Lechwi-Antilope ist eine neue Art, eine Wasserantilope von heller gelbbrauner Farbe. Die Hörner steigen (wie beim Wasserbock, Aigoceros ellipsiprimnus, welchen die Betschuanas Tumoga nennen,) unten ein wenig nach rückwärts gebogen auf, biegen sich aber nach den Spitzen zu vorne über; Brust, Bauch und Augenränder sind weiß, die Läufe auf der Vorderseite und die Gelenke tiefbraun. Von den Hörnern zieht sich über den Nacken bis zum Schulterblatt beim Männchen eine kleine gelbe Mähne, und der Schweifbüschel ist schwarz. Dieses

Digitized by Google

Thier entfernt sich nie eine Meile weit vom Wasser; kleine Inseln in Sümpfen und Flüssen sind sein Lieblingsaufenthalt, und es kommt lediglich in diesem feuchten Centralbecken Afrika's vor. Sobald es fortlaufen will, senkt es den Kopf, legt die Hörner auf das Schulterblatt nieder, beginnt den Lauf in einem watschelnden Trabe, fängt aber bald zu galoppiren an und springt, gleich der Pallahantilope, über die Büsche hinweg, allemal nach dem Wasser hin, durch welches diese Leche in einer Reihenfolge von Sprüngen setzt, die sie vom Boden aus zu machen scheint. Den Reisenden schmeckte das Fleisch anfangs gut, sie wurden aber desselben bald müde.

Mit dem Wasser kommen alljährlich Fische in großer Menge, namentlich Aeschen (Mugil africanus), die in Netzen gefangen werden. Der Glanis siluris ist groß, hat einen breiten Kopf und keine Schuppen, wohl aber einen Bart. Die Eingeborenen nennen ihn Mosala, und er wird sehr fett und lang, denn wenn ein Mann ihn über der Schulter trägt, hängt der Schwanz am Boden. Dieser Fisch lebt von Pflanzen und hat in manchen Dingen Aehnliches mit dem Aal. Gleich den meisten Lophoiden-Fischen kann er in seinem dicken Kopfe eine große Menge Wasser aufbewahren und ist dadurch befähigt, auch außerhalb der Flüsse zu leben, ja in ausgetrockneten Tümpeln im Schlamme zu liegen, ohne daß er abstirbt. Ein anderer Fisch, welcher diesem gleicht, der Clarias capensis, Smith, ist im Innern weit verbreitet und kommt oft aus den Flüssen, um sich in Schlammtümpeln Nahrung zu suchen. Er wird in großer Menge gefangen, sobald dieselben austrocknen. Häufig sieht man eine unschädliche Wasserschlange, die gelb und dunkelbraun gefleckt ist und von den Bayeiye gern gegessen wird. Sie wissen zehn Arten von Fischen zu nennen, welche im Zouga vorkommen, und diesen Fluß preisen sie in ihren Gesängen, weil er ihnen so viele Nahrung gewähre. Denn die Bayeiye essen viel Fische, vor welchen hingegen die südlicheren Betschuanas einen wahren Abscheu haben. Ihre Netze machen sie aus den dünnen starken Fasern eines Hibiscus, der an allen feuchten Plätzen in Menge wächst. Die Taue, welche oben auf dem Wasser schwimmen, und an welchen das Netz befestigt ist, machen sie aus Isa (Sansoviere angolensis), die eine starke Faser hat und von Kolobeng bis Angola häufig ist, und an diesen Tauen bringen sie, um diese Treibleine auf dem Wasser zu

Digitized by Google

erhalten, Stücke einer Wasserpflanze an, welche an jedem Ende Klappenhäute enthält, die dann Luft in einer zolllangen Zelle eingeschlossen halten. Ihre Netze sind den unseren ähnlich. Auch gespeert werden Fische, und beim Harpuniren des Hippopotamus zeigen die Bayeiye eine große Gewandtheit. Bei den Baburutse fand Livingstone, daß die Fischernachen lediglich aus Rohrbündeln bestanden, welche an einander gebunden werden.

Viertes Kapitel.

Ein mislungener Versuch, von Kolobeng aus bis zu Sebituane, dem Häuptling der Makololo, vorzudringen. — Ein anderer Versuch gelingt. — Salzpfannen. — Buschmänner. — Der Führer Schobo. — Die Banaschoa. — Die giftige Tsetsefliege und ihre Verheerungen. — Zusammentreffen mit Sebituane. — Die Makololo und die Batoka. — Sebituane's Kriege mit den Matebele. — Sein Tod. — Livingstone entdeckt tief im Binnenlande den Zambesi, im Juni 1851. — Die Mambari und der Sklavenhandel. — Rückreise nach der Capstadt.

Livingstone blieb in Kolobeng bis zum April 1850, und brach dann wieder nach Norden auf. Wir wissen nicht, welche Gründe ihn bewogen, seine Frau und drei Kinder mit auf eine Wanderung zu nehmen, die voller Gefahren und Entbehrungen sein mußte, und auf welcher Wassermangel und Fieber zu besorgen waren. Gewiß ist, daß seine Kinder nahe daran waren, zu verdursten. Sechele, der sich inzwischen einen Wagen gekauft hatte, schloß sich an. Der Reisende wollte den Zouga an dessen unterem Ende überschreiten, dem nördlichen Ufer desselben entlang bis zum Tamunakle ziehen und diesen letztern aufwärts gehen, um dergestalt bis zu Sebituane im Norden zu gelangen. Sekomi zeigte sich nach wie vor unfreundlich und hatte den Wüstenbrunnen Serotli verschütten lassen. Deshalb mußte nun ein weiter östlich gelegener Weg eingeschlagen werden, über die Stadt des Bamangwatohäuptlings Letloche. Beim Uebergang des Zouga schied Sechele, um sich zu Lechulatebe zu begeben, und Livingstone drang mit Mühe am nördlichen bewaldeten Ufer des Zouga weiter vorwärts; dort verlor er manche Ochsen in den schon früher erwähnten Fallen, welche die Bakuene gemacht hatten; doch waren diese Leute so freundlich, dieselben zu

Digitized by Google

öffnen, sobald sie nur erfuhren, daß die Reisenden sich näherten. Eine unwillkommene Nachricht war, daß am Tamunakle die Tsetsefliege häufig sei, und Livingstone mußte deshalb wieder über den Zouga zurückgehen. Nachdem der Ngami-See entdeckt war, hatten sich Engländer dorthin begeben, um Elfenbein zu erhandeln, und ein Maler, Namens Rider, hatte sich ihnen angeschlossen. Jetzt erfuhr Livingstone, daß sie alle schwer am Fieber litten, an welchem Rider auch starb, während den Uebrigen durch die Fürsorge der Frau Livingstone das Leben gerettet wurde. Bald aber wurden auch sämmtliche Diener von dieser bösen Krankheit heimgesucht, ein Orts- und Luftwechsel wurde unbedingt nöthig, und man wanderte daher in die Wüste zurück.

Oswell beschäftigte sich am Zouga mit der Jagd auf Elephanten, und erlegte einst an einem einzigen Tage nicht weniger als vier ausgewachsene Männchen, deren Zähne in Europa hundert Guineen werth gewesen wären. Als Livingstone 1852 nach der Capstadt kam, war sein Rock seit elf Jahren aus der Mode, und der Mann selbst hatte nicht einen Pfennig Gehalt zu erheben. Aber Oswell kleidete die halbnackten Kinder und schenkte dem Reisenden allerhand nöthige Habe im Geldwerth von zweihundert Pfund Sterling. Am Zouga jagte Oswell ohne Hunde, die sonst dem Jäger von großem Nutzen sind, weil sie durch ihr Bellen den Elephanten sehr beläſtigen und in Anspruch nehmen. Er macht linkische Versuche, sie derart zu zermalmen, daß er auf seine Kniee fällt; manchmal stemmt er seinen Kopf gegen einen dünnen Baum und sieht hinter diesem hervor bald nach der einen Seite hin, bald nach der andern, und rennt dann im Grimme den Baum um. Der Jäger muß übrigens dafür sorgen, daß die Hunde nicht auf ihn zulaufen und so den Elephanten nach ihm hinlocken.

Als Livingstone wieder in Kolobeng war, erschienen dort Boten von Sebituane. Er hatte von der Absicht des Missionairs gehört und dann sogleich diese Einladung zum Besuch abgefertigt. Es war ihm Ernst mit der Sache, denn um dem Reisenden nach Kräften förderlich zu sein, schickte er dreizehn braune Kühe an Lechulatebe, dreizehn weiße an Sekomi und dreizehn schwarze an Sechele als Geschenk und ließ sie ersuchen, dem weißen Manne hilfreich an die Hand zu gehen. Freilich lag es im Interesse ihrer Handelspolitik, Sebituane vom Verkehr mit Weißen fernzuhalten.

Digitized by Google

damit sie seine Agenten bleiben, sein Elfenbein verkaufen und Waaren für ihn dagegen eintauschen könnten. Das ist ächt afrikanisch, und weil dieser Erdtheil von der See her schwer zugänglich ist, sind die Stämme im Innern vom Verkehr mit den Europäern bisher ferngehalten worden.

Bevor der Reisende seine dritte Wanderung antrat, besuchte er noch einmal Kuruman und brach dann von Kolobeng nach Norden hin auf. Jenseit Nchokotsa traf er auf große Salzpfannen; eine derselben, Ntwetwe genannt, ist fünfzehn Meilen breit und nicht weniger als hundert Meilen lang. Diese merkwürdigen Punkte scheinen vollkommen flach zu sein, haben aber alle in dieser Richtung einen sanften Abfall nach Nordosten, wohin auch das Regenwasser sich zieht. In dieser Richtung liegt auch der Zouga. So ist denn das im Wasser aufgelöste Salz nach einer nordöstlich gelegenen Pfanne, Namens Chuantsa, übertragen worden, wo das Lager oder der Kuchen von Salz anderthalb Zoll dick liegt. Alle anderen haben nur einen Ausschlag von Kalk und einen von Salpeter und sind zugleich mit Muscheln bedeckt, welche mit jenen des Ngami und des Zouga identisch sind, spirale sowohl als einklappige und zweiklappige. Jede Salzpfanne hat auf der einen Seite eine Quelle, deren Wasser brakig ist und salpetersaures Natron enthält. In einer Pfanne fand Livingstone ausnahmsweise zwei Quellen, von denen die eine salziger war als die andere. Käme das Wasser aus Steinsalzlagern, so wäre es nicht trinkbar, was doch im Allgemeinen der Fall ist; an einigen Stellen, wo das Salz, in welchem diese Quellen entspringen, von Menschenhänden entfernt wurde, bildete sich keine salzige Ablagerung wieder. Diese Salzablagerungen sind demnach höchst wahrscheinlich die Ueberbleibsel vormaliger Seen mit etwas brakigem Wasser, die bei der allgemeinen Zunahme der Dürre im Lande austrockneten. Wir sehen einen ähnlichen Vorgang im Ngami-See, der, wie schon bemerkt, bei seichtem Wasserstande brakig wird. Sodann findet man die größten Quantitäten Salz in den tiefsten Löchern und Einsenkungen, welche keinen Abzug haben. Eine Quelle, dreißig Meilen südlich von den Bamangwato, hat eine Temperatur von 100 Grad, ist stark mit reinem Salz geschwängert, liegt in einer ganz flachen Gegend, zeigt aber gar keine Ablagerungen. Wo diese letzteren in solchen ebenen Gegenden vorkommen, wo der Salpeter den

Digitized by Google

Tuffstein zersetzt, da ist sie weit und breit von Pflanzenwuchs entblößt. In diesem Tuff liegen viele Brunnen. An einer Stelle, die Matlomagan yana, d. h. die Glieder, genannt wird, findet man eine ganze Kette solcher Quellen, welchen das Wasser nie ausgeht, und die manchmal auch in solchen Jahren sich füllen, in welchen kein Regen fällt; sie erhalten also wohl Wasser vermöge der Durchsickerung von dem jenseits liegenden Flußsystem. Bei dieser Quelle hausen Buschmännerfamilien, die sich von jenen in der Kalahari unterscheiden, denn sie sind nicht klein und gelb, sondern hochgewachsen, vierschrötig und von dunkler Hautfarbe. Einer von ihnen, Namens Schobo, wurde Führer und gab den Reisenden die wenig tröstliche Versicherung, daß sie einen ganzen Monat lang kein Wasser finden würden; sie trafen aber durch Zufall Regenwasser in einer Reihenfolge von Lachen. Die ganze Gegend bietet einen unbeschreiblich traurigen Anblick dar; nur ein niedriger Busch oder Strauch wächst in dem tiefen Sande, und weder Insecten noch Vögel waren zu sehen. Der Führer bereitete den Wanderern allerlei Ungelegenheiten, und es war lediglich einem Zufalle zu verdanken, daß des Missionairs Kinder nicht vor Durst verschmachteten. Mit Mühe und Noth erreichte man den Mababefluß und gelangte dann zu einem Dorfe der Banaschoa; dieser Stamm reicht weit nach Osten hin. Hier wohnte er am Rande eines Sumpfes, in welchem der Mababe sich verliert; die Durra war den Leuten misrathen, und sie lebten nun fast ganz von der Wurzel Tsitla, einer Aroidee, welche eine große Menge süßer Stärke enthält, die getrocknet wird, dann gähren muß und eine ganz angenehme Speise giebt. Die Frauen scheeren das Kopfhaar ab und sind dunkler als jene der Betschuanas; die Hütten stehen auf Pfählen, und Nachts brennt unter denselben Feuer, um die Moskitos abzuhalten, die am Mababe und Tamunakle häufiger sind als anderswo. Der Obmann im Dorfe hieß Maschane; er hatte einen jüngern Verwandten zum Häuptling gemacht, bei welchem alle scharf ausgeprägten Eigenthümlichkeiten der Negergestalt vereinigt waren; aber dieser Mensch erwies sich als einen brauchbaren Führer und geleitete die Reisenden bis an den Chobefluß in das Land Sebituane's.

Unterwegs litten sie viel von der Tsetsefliege. Diese glossina morsitans, von welcher 1848 durch Major Vardon die ersten Exemplare nach England gebracht wurden, ist nicht größer

Digitized by Google

als unſere gewöhnliche Hausfliege, aber braun wie unſere Biene; am Hinterleibe hat ſie drei oder vier gelbe Querſtriche, und die Flügel reichen weit über denſelben hinaus. Das Thier iſt ſehr flink und läßt ſich bei gewöhnlicher Temperatur nicht mit der Hand fangen, dagegen erſcheint ſie bei der Morgen- und Abendkühle weniger beweglich. Ihr Summen vergißt man nicht wieder, wenn man es auch nur einmal gehört hat. Ein Stich von dieſem giftigen Inſect bringt Ochſen, Pferden und Hunden ſichern Tod, und Livingſtone verlor dadurch auf dieſer Reiſe nicht weniger als dreiundvierzig ſeiner beſten Ochſen, obſchon dieſe ſorgſam bewacht wurden, und vielleicht im Ganzen nicht zwanzig Fliegen auf den Thieren geſeſſen hatten. Dagegen ſchadet der Biß oder Stich der Tſetſe den Menſchen und wilden Thieren gar nicht, und ebenſo wenig den Kälbern, ſo lange ſie ſaugen. Ihre Wohnplätze ſind immer ſcharf abgegrenzt; das ſüdliche Ufer des Chobe z. B. war ſtark von ihnen heimgeſucht, während ſie auf dem nur fünfzig Schritte entfernt liegenden nördlichen Ufer gar nicht zu ſehen waren, weshalb dort auch die Ochſen in aller Sicherheit weideten. Das war aber um ſo merkwürdiger, da die Eingeborenen nicht ſelten Fleiſch herüberbrachten, auf welchem die Tſetſe ſaß. Das Gift wird nicht vermittelſt eines Stachels beigebracht auch nicht durch Eier unter der Haut; wenn man eine Tſetſe auf der Hand ruhig ſaugen läßt, dann ſieht man, daß ſie den mittlern Zinken der drei Abtheilungen des Saugerüſſels etwas tief in die Haut bringt und ihn dann ein wenig zurückzieht; ſobald dann die Kinnladen lebhafter arbeiten, wird ſie karmoiſinroth, der früher eingeſchrumpfte Bauch ſchwillt an, und die Fliege ſummt ruhig fort, wenn man ſie ungeſtört gelaſſen hat. Man verſpürt nachher ein leichtes Jucken, aber nicht mehr als nach einem Mückenſtich. Auch beim Ochſen hat der Stich unmittelbar ebenſo wenig Folgen wie beim Menſchen; er beläſtigt ihn nicht wie der von der gewöhnlichen Viehfliege, aber einige Tage ſpäter treten merkwürdige Symptome ein. Naſe und Augen fangen an zu laufen, das Haar wird rauh, unter den Kinnladen und manchmal auch am Nabel zeigt ſich eine Geſchwulſt; zwar fährt das Thier zu graſen fort, magert aber trotzdem ab, die Muskeln werden eigenthümlich ſchlaff, und das geht wochenlang ſo fort, bis dann ein Durchfall ſich einſtellt, das Thier zu ſchwach wird, um noch weiden zu können, und dann an

Digitized by Google

Erschöpfung verendet. Solche Ochsen, die sich in sehr gutem Zustande befinden, kommen wohl auch schon bald, nachdem sie gestochen worden sind, um; sie schwanken hin und her, erblinden und es ist, als ob ihr Gehirn angegriffen wäre. Plötzlicher Temperaturwechsel in Folge des Regens scheint die Krankheit zu beschleunigen, im Allgemeinen dauert jedoch die Abmagerung monatelang; aber verenden muß das unglückliche Thier. Beim Oeffnen findet man das Zellgewebe unter der Haut mit Luft gefüllt, etwa so, als ob eine Menge Seifenblasen über dasselbe zerstreut wären, oder als ob ein unredlicher Fleischer dasselbe aufgeblasen hätte. Das Fett sieht grüngelb aus und ist ölig; alle Muskeln sind schlaff, und das Herz oft so weich, daß man mit den Fingern hindurch greifen kann; dasselbe gilt von Lunge und Leber. Magen und Eingeweide sind blaß und leer, und die Gallenblase ist stark angefüllt und ausgedehnt. Alle diese Anzeichen deuten darauf hin, daß sich das Gift im Blute befindet, und daß es vermittelst des Rüsselzinkens in dasselbe gebracht wird. Der Giftkeim liegt in einer Art Kügelchen und ersetzt sich wieder. Ein von der Tsetse vergiftetes Thier hat so wenig Blut, daß dasselbe beim Zerlegen kaum die Hand färbt. Den Mauleseln, Eseln und Ziegen schadet die Tsetse ebenso wenig wie den wilden Thieren. Manche großen Stämme am Zambesi können gar keine anderen Hausthiere als Ziegen halten, weil sie die Tsetseplage im Lande haben. Livingstone's Kinder wurden oft gebissen, ohne davon irgend Schaden zu verspüren; Zebra's, Büffel, Schweine, Pallahs und andere Antilopen weiden ruhig in Gegenden, wo Tsetse sich aufhalten. Und doch ist zwischen der Beschaffenheit eines Ochsen und eines Büffels, eines Pferdes und eines Zebra's, eines Schafes und einer Antilope kein allzu großer Unterschied. Wie erklärt sich nun, daß der Stich der Tsetse für die einen tödlich ist und für die anderen nicht? Hunde die noch an der Mutter saugen, sterben von demselben, saugende Kälber, wie gesagt, dagegen nicht.

Die Tsetse hat eine große Abneigung gegen thierische Excremente; die einheimischen Doctoren mischen deshalb Viehmist mit Menschenmilch und einigen Kräutern und beschmieren damit die Thiere, welche durch einen Tsetsedistrict getrieben werden sollen; das hilft aber allerhöchstens nur augenblicklich und nicht auf die Dauer, und man kennt noch kein Heilmittel. Sebituane verlor einmal tausende

Digitized by Google

von Kühen und Ochsen in einer Gegend, welche man für frei von dieser Plage gehalten hatte. Auch Impfen hilft nicht; es ist aber wahrscheinlich, daß die Tsetse überall da verschwindet, wo das Wild ausgerottet wird, weil sie dann keine geeignete Nahrung mehr findet.

Die Reisenden wurden von den Makololo am Chobe und deren Häuptling Sebituane sehr freundlich empfangen. Dieser letztere war von der weiter nach Norden am Liambye (Zambesi) im Lande der Barotse liegenden Stadt Naliele nach Sescheke herabgekommen, als er vernahm, daß weiße Männer sein Land besuchen wollten, und hatte sich dann noch etwa hundert Meilen weiter nach Süden begeben, um sie auf seinem Gebiete willkommen zu heißen. Er befand sich gerade auf einer Insel im Chobe, umgeben von seinen angesehensten Mannen, und Alle sangen. Ihr Gesang glich mehr unserm Kirchengesang, als dem langgezogenen e e e ä ä ä der südlichen Betschuanas. Gleich nach dem Empfang sprach er: „Alle eure Ochsen sind von der Tsetse gebissen und werden sterben, seid aber deshalb außer Sorge; ich habe Ochsen genug und gebe euch so viele wie ihr nöthig habt." Darauf ließ er einen Ochsen zum Schlachten und einen Krug mit Honig bringen; dann vertrauete er die Fremden der Obhut eines gewissen Mahale, der als Obmann mit den Boten nach Kolobeng gekommen war und Sebituane's Einladung überbracht hatte. Sie schliefen unter Ochsenhäuten, die so weich gegerbt waren, daß man sie für Tuch hätte halten können, und schon vor Tagesanbruch war der Häuptling wieder bei seinen Gästen, denen er erzählte, wie große Beschwerden er in seinen jungen Jahren auf einer Wanderung durch die Wüste erduldet habe.

Sebituane's Laufbahn ist in hohem Grade merkwürdig, und an ihr erläutern sich die Zustände unter jenen Hirtenvölkern in sehr anschaulicher Weise. Wir wollen deshalb näher darauf eingehen. Als Livingstone den Häuptling besuchte, war er etwa fünfundvierzig Jahre alt, hoch und kräftig gewachsen, von olivengelber oder Milchkaffee-Farbe und etwas kahlköpfig. Sein Benehmen war ruhig und gesammelt, mit seiner Rede ging er frei heraus. Sebituane galt für den größten Krieger; während Dingaan, Mosilikatse und andere Kaffernhäuptlinge an Kämpfen sich nicht persönlich betheiligten, führte er seine Leute immer selbst ins Feld. Im Angesichte des Feindes befühlte er seine Streitaxt und sagte: „Ah,

Digitized by Google

sie ist scharf, und wer dem Feinde den Rücken zuwendet, wird fühlen, wie scharf sie ist." Auch war er flink auf den Beinen, und Alle wußten, daß jeder Feigling eine sichere Beute des Todes war, denn er hieb ihn nieder.

Dieser Mann war aus der Gegend an den Quellen des Likwa und Namagari gebürtig, stammte also aus dem fernen Süden, und jetzt fanden ihn die europäischen Wanderer neunhundert englische Meilen von seiner eigentlichen Heimath entfernt. Er war mit der Häuptlingsfamilie des Basutustammes verwandt, aber keineswegs Sohn eines Häuptlings, und war 1824 unter den vielen Tausenden, welche zu jener Zeit durch die Griquas von Kuruman hinweggetrieben wurden. Damals floh er mit wenigen Leuten und einer geringen Anzahl Ochsen nach Norden hin. Bei Melita zogen die Bangwaketse drei andere Stämme an sich, nämlich die Bakuene, Bakatla und Bahurutse, um Sebituane „aufzufressen". Dieser stellte seine Krieger voran, die Frauen hinter die Ochsen, griff an und schlug die Feinde völlig aufs Haupt. Nachdem er so den Bangwaketsehäuptling Makabe besiegt, nahm er Besitz von dessen Stadt und Habe. Später wählte er zu seiner Residenz die Ortschaft Litubarube, wo jetzt Sechele wohnt; dort hatte er Fehden mit den holländischen Boers. Als er dann nach Norden hin sich begab, wurde er von manchen Wechselfällen heimgesucht. Zweimal griffen die Matebele (Zulukaffern) ihn an und nahmen ihm alle sein Vieh; er aber wußte stets seine Leute beisammen zu halten und den Verlust wieder zu ersetzen. Dann zog er durch die Wüste, wurde aber von dem Führer, der entfloh, in die Irre geführt. Die Ochsen liefen nach der Wüstenquelle Serotli zurück, welche damals viel Wasser hatte, und nach Maschue und Lopepe, wo Sebituane sie geraubt hatte. Er nahm dann den Batletli am Kumadau-See Ochsen ab. (Diese gehören zu der Art mit großen Hörnern, und auch bei den Batauana am Ngami-See fand Livingstone dergleichen. Ein Horn, das Major Vardon nach England gebracht hat, faßt nicht weniger als einundzwanzig Pinten Wasser, und Oswell besaß ein Paar von je neunthalb Fuß Länge. Diese sind jetzt in London.) Sebituane bezwang die Stämme, welche um jene Seen wohnen, und hörte dort, daß an der Westküste weiße Menschen wohnen; er unternahm deshalb einen Zug nach Südwesten bis in jene Gegenden, welche später von Galton und Andersson besucht worden

Digitized by Google

sind. Dort, im Lande der Damaras, kam er an einen Brunnen, der nur wenig Wasser hatte; es entstand die Frage, ob zuerst das Vieh oder die Menschen trinken sollten. Sebituane entschied für das erstere; die Ochsen entliefen zu den Damaras, und der Häuptling kam ärmer zurück als er gegangen war. Er zog dann am Teoughefluſſe bis zum Sorilahügel hinauf und ging durch eine sumpfige Gegend nach Osten hin bis zum niedrig liegenden Becken des Liambye. Diese Gegend war für ein Hirtenvolk nicht geeignet; deshalb wanderte er stromabwärts durch das Land der Baſchubia und Batoka, die damals mächtig waren und in Fülle lebten. Er griff die verschiedenen Stämme an und hatte, seiner und seiner Leute Aussagen zufolge, allemal gerechte Ursache. Man kann aber fragen: was hatte er im Gebiete andrer Stämme zu thun? Die Batoka wohnten auf großen Inseln im Liambye oder Zambesi, wo sie sich vollkommen sicher und geschützt glaubten. Sie pflegten Flüchtlinge oder andere Reisende auf diese Eilande zu locken, indem sie sich für harmlose Fährleute ausgaben, ließen sie aber umkommen und eigneten sich die Habe zu. Sebituane war schlau und bestand darauf, daß der Häuptling der Batoka im Kahne neben ihm Platz nahm, und behandelte ihn als Geisel. Das Batokaland war damals dicht bevölkert; die Einwohner zierten mit den Schädeln der Fremden ihre Dörfer; das ist ein Negerbrauch. Sie wollten eine reiche Ernte von Makololoschädeln halten und hatten ihre ganze Streitmacht gegen Sebituane aufgeboten; dieser bezwang sie aber, und seine Leute machten eine so große Beute an Ochsen, daß sie nicht einmal die Schafe und Ziegen mitnehmen wollten. Dann unterwarf er alles Land bis nach dem Kafue hin, und siedelte sich in dieser wellenförmigen Ebene an, weil sie wenig Wald und viel Gras hat, also für einen Hirtenstamm sich eignet. Die Makololo haben große Vorliebe für jene hübsche und gesunde Gegend.

Nun aber kamen die Matebele, ein Kaffern- oder Zulustamm, mit ihrem Häuptling Mosilikatse, gingen über den Zambesi, griffen Sebituane an und nahmen ihm Ochsen und Frauen weg. Er sammelte seine Leute wieder, verfolgte den Feind, eroberte die Beute zurück, bestand nachher einen zweiten Angriff und hatte die Absicht, am Zambesi hinunter bis zu den Niederlassungen der weißen Leute vorzudringen, hauptsächlich wohl auch, um sich eine Ka-

Digitized by Google

none zu verschaffen. Er hatte sich fest eingebildet, daß er stets Frieden haben werde, wenn er ein solches Geschütz besäße, und schon so viele Kämpfe bestanden, daß er nun Ruhe wünschte. Aber ein Prophet bewog ihn wieder nach Westen zu gehen. Dieser hieß Tlapane und war ein sogenannter Senoga, das heißt ein Mann, der mit den Göttern im Verkehr steht. Wahrscheinlich litt er an Geistesstörung; manchmal zog er sich in die Verborgenheit zurück, und Niemand wußte, wo er sich aufhielt; erst bei Vollmond kam er wieder zum Vorschein, ganz abgemagert und in höchster Aufregung; gleich anderen derartigen Propheten stampfte er mit den Füßen, sprang und schrie in einer eigenthümlichen Weise, oder schlug mit einer Keule auf die Erde und gab dann seine Prophezeiungen. Zu Sebituane sagte er, nach Osten hin zeigend: Dort sehe ich ein Feuer, vor dem hüte dich, denn es könnte dich versengen. Dorthin gehe nicht, sagen die Götter. Dann zeigte er nach Westen: Dort sehe ich eine Stadt und ein Volk von schwarzen Leuten, Wassermenschen, ihre Ochsen sind roth. Dein eigener Stamm, Sebituane, kommt um und wird aufgerieben werden, du wirst über schwarze Leute herrschen, und wenn deine Krieger die rothen Ochsen genommen haben, dann sollen sie deren Eigenthümer nicht tödten. Die vom Propheten empfohlene Politik war richtig, und da einige andere Weissagungen, die aus seinem Munde gekommen waren, bald nachher eintrafen, so folgte Sebituane seiner Warnung. Das „Feuer" sollte wohl auf die Feuerwaffen der Portugiesen hindeuten; das schwarze Volk waren die Barotse, die sich selber Baloiana nennen, und Sebituane verschonte ihre Häuptlinge, obwohl sie ihn zuerst angriffen. Er war dann im Barotsethal am Liambye hinaufgezogen, wurde aber von Mosilikatse und dessen Matebele verfolgt, weil diese ihre früheren Niederlagen nicht vergessen konnten. Sie kamen in großer Menge am Fluß hinaufgezogen. Sebituane griff zu einer List. Er brachte auf einige große Inseln Ziegen, um damit die Feinde anzulocken, welche von Fährleuten übergesetzt wurden. Dann aber waren sie in der Falle, weil die Matebele nicht schwimmen können. Sie lebten einige Zeit von Gras und Ziegen, der Hungertod stand ihnen bevor; allein die Makololo setzten noch zu rechter Zeit in Nachen über den Fluß, um die Erwachsenen zu erschlagen, die so abgemagert waren, daß sie keinen Widerstand zu leisten vermochten; die Knaben wurden in

Digitized by Google

den Stamm der Makololo aufgenommen. Einige Zeit nachher kamen abermals Matebelekrieger, um jene Niederlage zu rächen, und brachten Kähne mit. Damals hatte Sebituane die Barotse seiner Herrschaft unterworfen und seine jungen Makololokrieger mit dem Rudern und überhaupt mit dem Wasser vertraut gemacht. Diese stiegen nun zu Kahn und überwachten am Flusse und auf demselben alle Bewegungen der Matebele, die nicht wagen durften, über den Strom zu gehen. Als Sebituane sah, daß er den Feind in die Enge getrieben, fuhr er in einem Nachen bis in dessen Nähe und ließ die Matebele durch seinen Dolmetscher fragen: weshalb sie ihn tödten wollten, er habe ihnen nichts zu Leide gethan. Jene gaben keine Antwort, zogen aber noch in derselben Nacht ab. Unterwegs litten sie viel durch Hunger, Fieber und die Batoka, welche ihnen nachsetzten, und die Sage geht, nur fünf Mann seien zu Mosilikatse zurückgekommen.

Sebituane war nun Gebieter über eine sehr ausgedehnte, von Negervölkern bewohnte Landstrecke und trieb auch die Batoka von den Inseln im Zambesi fort. Dadurch wurde eine freie Fahrt auf dem Strome möglich, denn seither hatten jene Niemand durchgelassen, jetzt aber stellten die Makololo, soweit ihr Gebiet am Zambesi reichte, Schildwachen auf; Sebituane erklärte denselben für seine Vertheidigungslinie.

Dieser Häuptling wußte Alles, was weit und breit umher vorging, weil er es verstand, die Neigung sowohl seines eigenen Volkes, als auch der Fremden zu gewinnen. Mit allen armen Leuten, welche in seine Stadt kamen, um Hacken und Felle zu verkaufen, machte er Bekanntschaft. Natürlich konnten sie nicht neben den Makololo-Herren um den Häuptling herumsitzen, dieser aber ging zu ihnen, setzte sich und fragte, ob sie Hunger hätten. Dann ließ er Mehl, Milch und Honig bringen, das Alles in ihrer Gegenwart mischen, (um jeden Verdacht zu beseitigen,) und gab ihnen die Speise. Sein leutseliges Wesen und seine Freigebigkeit machten ihn allgemein beliebt, weit und breit wurde sein Lob verkündigt, und Alle sagten: „Er hat ein Herz, er ist weise."

Es machte ihm viel Freude, daß Livingstone seine Kinder mitgebracht hatte; er sah darin einen Beweis von Vertrauen; auch erbot er sich persönlich den Reisenden sein Land zu zeigen, damit sie eine geeignete Stelle zur Niederlassung auswählen könnten.

Digitized by Google

Livingstone wollte als Missionair bleiben, während Oswell nach Osten hin gehen und dort den Lauf des Zambesi erforschen sollte. Aber gerade nun, als Sebituane einen seiner höchsten Lebenswünsche erreicht sah, nämlich mit weißen Männern in Verbindung getreten war, ging seine Laufbahn zu Ende; er wurde von einer Lungenentzündung ergriffen, zu welcher wohl eine Wunde mit Veranlassung gab, die er in früheren Zeiten erhalten hatte. Livingstone trug Bedenken, ihn ärztlich zu behandeln, und ein eingeborener Doctor sagte ihm: „Du handelst recht und klug; die Leute könnten dich tadeln." Am Todestage war der Missionair bei dem Häuptling, der gegen ihn äußerte: „Komm näher und sieh zu, ob ich noch länger ein Mann bin; es ist mit mir vorbei." Nachdem jener ihm von einem künftigen Leben gesprochen, hob Sebituane sich ein wenig empor, rief einen Sclaven und sprach: „Bring Robert (Livingstone's Knaben) zu meiner Frau Manuku und sage, sie solle ihm Milch geben." Das waren seine letzten Worte, aber sein Ableben erfuhren die Reisenden erst am andern Morgen. Die Betschuanastämme begraben ihre Häuptlinge innerhalb einer Hürde, und treiben dann das Vieh ein paar Stunden lang auf der Stelle umher, damit alle Spuren verschwinden. Livingstone ermahnte das Volk, in Eintracht zusammenzuhalten, und die Leute entgegneten, die weißen Männer hätten nichts zu befürchten.

Die Häuptlingswürde ging, dem Wunsche Sebituane's zufolge, an seine Tochter Mamochisane über, die sich zwölf Tagereisen weiter nördlich, zu Naliele befand. Von dort ließ sie den Fremden melden, daß diesen frei stehe, das ganze Land zu besuchen. Livingstone und Oswell gingen dann hundertunddreißig Meilen weit nach Nordosten hin bis Sescheke und entdeckten zu Ende des Juni 1851 den Zambesi in der Mitte des afrikanischen Continentes. Früher wußte man nicht, daß er dort floß; auf den portugiesischen Karten war er so dargestellt, als entspringe er weit östlich von der Stelle, an welcher sich die Reisenden nun befanden. Wenn jemals eine Kette von Handelsposten zwischen beiden Küsten Südafrika's, zwischen dem 12. und 18. Grade südl. Br. vorhanden gewesen wäre (was nicht der Fall ist), dann hätte dieser schöne Theil des Flusses nothwendig bekannt sein müssen. Die beiden Europäer sahen den Zambesi am Ende der trockenen Jahreszeit, als sein Wasserstand am niedrigsten war, er hatte aber trotzdem

Digitized by Google

drei- bis sechshundert Schritte breit tiefes und strömendes Wasser. Oswell erklärte, er habe selbst in Indien keinen schönern Fluß gesehen. Bei Hochwasser steigt er in senkrechter Höhe um volle zwanzig Fuß und setzt das Land bis auf zwanzig Meilen weit unter Wasser.

Die Gegend zwischen dem Chobe und Zambesi war vollkommen flach und bot keine anderen Erhöhungen dar, als die Ameisenhügel, die meist mit wilden Dattelbäumen und Palmyrapalmen bestanden sind; hin und wieder sieht man auch Wälder von Mimosen und Mopane. Hin und wieder stehen große Strecken unter Wasser, und in diesen Sumpfgegenden finden die Makololo Schutz vor ihren Feinden. Die gesunderen Gegenden boten einen solchen nicht, und jene, wo man sich für sicher halten durfte, waren so ungesund, daß selbst die Basuto zum größten Theil von Fiebern hinweggerafft wurden.

Menschen strömten in Masse herbei, um die ersten weißen Leute zu sehen. Einer trug einen Rock von bedrucktem Kattun; manche Makololo hatten auch Kleider von blauem, rothem oder grünem Wollzeuge, oder auch von Kattun. Diese Waaren hatten sich von den Mambari erhalten, einem Stamme, dessen Heimath bei Bihe in Benguela liegt. Sie begannen den Sclavenhandel mit Sebituane erst 1850, und hätte damals nicht, wie weiter oben erwähnt wurde, der Häuptling Lechulatebe den Reisenden Hindernisse in den Weg gelegt, dann würde dieser Verkehr gar nicht begonnen worden sein. Die Mambari waren schon in früheren Zeiten zu dem Barotsehäuptling gekommen, welchen Sebituane unterworfen hatte; er verbot aber allen Eltern, ihre Kinder zu verkaufen. Erst 1850 erschienen sie abermals, und dann mit alten portugiesischen Musketen. Diese wünschte Sebituane zu haben, weil sie ihm bei Kriegen mit den Matebele von großem Nutzen sein konnten, und er bot den Mambari Ochsen und Elfenbein. Sie bestanden aber auf Knaben von vierzehn Jahren, und so wurden dann acht Knaben für acht alte Flinten gegeben; diese Kinder waren aber keine Makololo, sondern Neger von den unterworfenen Stämmen. Livingstone kennt kein Beispiel, daß Eltern ihre eigenen Kinder verkauft hätten, aber in anderen Theilen Afrika's kommt das unter den Negern nicht selten vor. Einige Zeit nach jenem Handel wurden die Makololo, die, beiläufig bemerkt, weit und breit

Digitized by Google

als unverschämte Räuber berüchtigt sind, von den Mambari zu einer Menschenjagd veranlaßt; diese erbeuteten dabei ein paar hundert Sclaven, als Belohnung dafür, daß sie mit ihren Schießgewehren geholfen hatten, und den Makololo fiel alles geraubte Vieh zu. Während dieses Raubzuges trafen die letzteren mit einigen Arabern aus Zanzibar zusammen, welche ihnen drei englische Musketen für dreißig Neger gaben. Wenn diese Völker in Innerafrika auf dem Wege eines rechtlichen Handelsverkehrs mit europäischen Waaren versorgt werden könnten, die sie mit Elfenbein und anderen Landeserzeugnissen zu bezahlen hätten, dann würden Menschenjagden und Sclavenhandel eine schwere Beeinträchtigung erfahren. Aber zuvor muß ein freier Weg bis zu ihnen gebahnt und mindestens eine Niederlassung gegründet sein.

Die Gegenden, bis in welche Livingstone vorgedrungen war, sind im höchsten Grade ungesund, und es konnte keine Rede davon sein, Frau und Kinder dort zu lassen. Er beschloß daher, seine Familie nach England zu schicken, und kehrte mit ihr nach der Capstadt zurück. Seit elf Jahren befand er sich zum ersten Mal wieder inmitten der Civilisation. Er schied von den Seinigen, die er erst nach fünf Jahren wieder sah, und traf dann Vorbereitungen zu seiner vierten Reise, die so reich an Ergebnissen werden sollte.

Digitized by Google

Zweites Buch.

Livingstone's Reise von Kuruman bis an den Zambesi.

Fünftes Kapitel.

Ein Blick auf die verschiedenen Regionen des Caplandes und deren Pflanzenwuchs. — Noch einmal die Wüste. — Das Thierleben. — Die holländischen Bauern. — Griquas und Betschuanas.

Livingstone trat seine große Reise nach dem Norden und der Westküste im Juni des Jahres 1852 an; seine Frau und Kinder hatte er, wie gesagt, nach England geschickt; denn auf einer so mühsamen und gefährlichen Wanderung konnten sie ihn unmöglich begleiten. Er wollte von der Capstadt aus, also vom südlichsten Punkte Afrika's bis nach San Paolo de Loanda, der Hauptstadt der portugiesischen Besitzung Angola, an der westlichen Küste wandern, und von dort das Festland bis nach Kilimane am östlichen Gestade durchziehen. Eine solche Wanderung hatte vor ihm noch Niemand unternommen. Er trat sie frischen Muthes an, seine Ausrüstungen waren einfach, und als eigentliche Reisebegleiter hatte er von der Capstadt aus nur zwei christliche Betschuanas aus der Missionsstation Kuruman und zwei Bakuene. Sein Wagen wurde von zehn Ochsen gezogen.

Der Weg nach Norden hin führte durch das Centrum der kegelförmigen Landmasse, welche das Vorgebirge der guten Hoffnung bildet. Diese ist gewissermaßen in drei Zonen oder Längsstreifen getheilt, deren jede in Bezug auf Klima, Naturverhältnisse und Bevölkerung gewisse Eigenthümlichkeiten darbietet, obwohl an einigen Punkten diese Regionen in einander übergehen. Der östliche Gürtel ist an vielen Stellen gebirgig, und wohl bewachsen mit saftigen, immergrünen Bäumen, welchen weder Feuer noch

Digitized by Google

Dürre etwas anhaben können, z. B. Strelitzia, Zamia horrida, Portulacaria afra, Scholia speciosa, Euphorbia's, Aloe arborescens, und am Meeresgestade wachsen riesige Bäume. Auch ist diese ganze Gegend verhältnißmäßig durch Gefließe wohl bewässert, und der Regenfall in jedem Jahre nicht unbeträchtlich. Die Bewohner sind Kaffern, Sulu's (Zulu's), ein schlank gewachsener, muskelkräftiger Menschenschlag; Livingstone schildert sie als schlau, energisch und tapfer, und man bezeichnet sie wohl nicht mit Unrecht als „prächtige Wilde". Ihre Körper- und Schädelbildung sei derart, daß man, abgesehen von der schwarzen Haut und dem wolligen Haar, sie mit den hübschesten Europäern vergleichen könne.

Die mittlere Region hat nur niedrige Hügel, und besteht zumeist aus weiten, leicht gewellten Ebenen; hohe Berge fehlen ganz, Quellen und Gefließe kommen nur selten vor. Europäisches Getreide kann ohne Bewässerung nicht gedeihen, weil der Regen sehr spärlich fällt, und immer nach Verlauf einiger Jahre langanhaltende Dürre eintritt. Die Bewohner sind Betschuanas, die im Wesentlichen zu dem Kaffernschlage gehören und zugleich Ackerbau und Viehzucht treiben, aber sie sind in Vergleich zu den Sulu's schüchtern und leiblich nicht so wohlgestaltet.

Die westliche Abtheilung ist noch mehr eben und hat nur nach den Küsten zu Gebirgsland. Zu ihr gehört die Kalahariwüste, die zwar wenig Wasser, aber einen beträchtlichen Pflanzenwuchs hat. In diesen weiten Strecken fällt deshalb so wenig Regen, weil die Ostwinde, mit etwas Abweichung nach Süden, so entschieden vorwalten. Die Feuchtigkeit, welche die Atmosphäre aus dem indischen Ocean aufnimmt, wird am östlichen Gebirgsabhang abgelagert; und wenn die Luftmasse ihre beträchtlichste Höhe erreicht, dann befindet sie sich am Rande des großen Thales, oder bei der Kalahari über den großen Binnenebenen, welche einen erhitzten Boden haben. Dort trifft sie auf die verdünnte Luft, welche von jener heißen und trockenen Oberfläche aufsteigt; durch diese Luft erhält sie eine gesteigerte Fähigkeit, die ihr noch anhaftende Feuchtigkeit zu behalten, und so fallen in diesen mittleren und westlichen Landestheilen nur wenige Regenschauer. Diese Erscheinung ist im Wesentlichen dieselbe, welche man in kleinerem Maßstabe am Tafelberge bei der Capstadt beobachtet, und die als „Auflegen des Tischtuches" bezeichnet wird. Der Südostwind treibt eine

dem Durchmesser des Berges entsprechende Luftmasse rasch bis zu einer Höhe von dreitausend Fuß empor; dort dehnt sie sich aus, wird kühler und bildet auf dem Gipfel Wolken, das Wasser in der Atmosphäre wird sichtbar. der Luftstrom gleitet empor und geht über den Berg, so daß sich ununterbrochen Wolken bilden, aber oben ist diese Dunstmasse eben und bildet das scheinbar unbewegliche Tafeltuch. Auf der Leeseite dagegen ballen sich die dicken Dunstmassen zusammen, kräuseln sich und gehen nieder; sie verschwinden aber, sobald sie unten den Punkt erreichen, wo die Temperatur dichter und höher ist und sie auseinander treibt. Wenn sich an der Leeseite des Tafelberges eine heiße Hochebene statt der Kesselhöhlung befände, so würden die Wolken, welche sich jetzt über jene Seite hinabkräuseln und verschwinden, sobald ein Südost webet, einige Feuchtigkeit auf der dem Winde zugekehrten Abdachung und auf dem Gipfel ablagern.

Die verhältnißmäßig reiche Vegetation der Kalahari erklärt sich aus der geologischen Bildung des Landes. Ein Rand oder Saum von Urgestein umschließt ein großes Binnenthal, welches nach innen zu abfällt und ein Becken bildet, dessen Boden aus dem ältesten silurischen Gestein besteht. Dieses Becken ist durchbrochen und in manchen Theilen ausgefüllt worden von eruptivem Trapp und Breccien, zwischen welchen man oft eckige Bruchstücke älterer Gesteine findet, wie sich aus den Fossilien ergiebt, welche sie enthalten. Allerdings sind weite Strecken dermaßen verschoben, daß nur noch wenige Spuren der ursprünglichen Thalbildung vorhanden sind, aber es ist sehr wahrscheinlich, daß sich diese Beckenbildung noch in weit ausgedehnten Gegenden findet. Die Schicht an den Abhängen, wo der meiste Regen vorkommt, fällt nach innen, nach der Mitte hin ab, und führt wahrscheinlich Wasser unter den Ebenen hin, welche aus den Wolken nur sehr wenig feuchten Niederschlag erhalten. Die Erscheinung, daß stagnirende Quellen vermittelst eines neuen, tiefer gelegenen Abzugs zu unversiechbaren Strömen werden, mag zur Bestätigung der Ansicht dienen, der gemäß Wasser von den Abhängen her dem Boden des Centralthales zugeführt wird. Auch erscheint es keineswegs unmöglich, daß das wunderbare Stromsystem im Norden, welches den Aussagen der Eingebornen zufolge einen beträchtlichen Wasseranwuchs in den Quellen verursacht, welche man Matlomagan vana, d. h. die Glieder

Digitized by Google

nennt, seinen befruchtenden Einfluß unter dem Boden der Kalahari-Ebenen geltend macht. Diese eigenthümliche Formation des Landes erklärt auch, weshalb zwischen dem 20. und 30. Grad südlicher Breite der Pflanzenwuchs in Afrika so verschieden von jenem in Centralaustralien ist. In jenem würde das Bohren auf artesische Brunnen wahrscheinlich von Erfolg sein. Die inneren Bezirke des Caplandes werden alljährlich werthvoller, und das Klima ist insbesondere Lungenkranken sehr zuträglich.

Livingstone nahm seinen Weg durch die mittlere der drei oben erwähnten Zonen, ganz nahe dem westlichen Gürtel, und hielt diese Richtung bis zum Ngami-See inne, wo dann eine ganz andere Region beginnt. Innerhalb der Grenzen der Capcolonie kam er durch Gegenden, in welchen holländische und französische Ansiedler wohnen, die meist aus religiösen Gründen ihre alte Heimath verlassen haben. Jene, welche in der Umgegend der Stadt wohnen, zeigen eine geistige Ausbildung und Theilnahme für öffentliche Angelegenheiten, ähnlich wie die englischen Mittelklassen; weiter landeinwärts sind diese Bauern zwar weniger unterrichtet, aber genügsam, fleißig und gastfrei. Seit Jahren wird auch bei ihnen für den Volksunterricht mehr gesorgt, als früher der Fall war. Diese Ansiedler muß man nicht mit den holländischen Bauern, den Boers, verwechseln. Diese letzteren (denen Livingstone, als Missionair, nicht gewogen ist, und über deren ganze Stellung sein Urtheil keineswegs frei von Vorurtheilen bleibt,) heirathen früh und zeugen viele Kinder. Das südafrikanische Klima hat seit zwei Jahrhunderten auf die Leibesbeschaffenheit dieser batavischen Leute keinen merklichen Einfluß geübt; nur erscheint ihre Haut begreiflicherweise in einem warmen Lande, in welchem sie sich täglich den Sonnenstrahlen aussetzen, ein wenig mehr gebräunt, als bei einem Nordeuropäer (aber nicht bei den Kindern). Bei ihnen zeigt sich eine Neigung zur Steatopygie, welche bei den Arabern und anderen afrikanischen Völkern charakteristisch ist.

Der Weg führte durch sehr trockene Strecken, und manche Ansiedler hatten in Folge der Dürre zwei Drittel ihrer Heerden eingebüßt; die dunkelbraunen Hügel waren ohne Bäume, und der Pflanzenwuchs auf den Ebenen ist so dürftig, daß man diese Gegenden der Capcolonie weit mehr als Wüste bezeichnen kann, wie die Kalahari. Als die ersten Europäer sich in diesen Districten

Digitized by Google

niederließen, waren dieselben mit Gras bewachsen, das aber nicht mehr vorhanden ist, seitdem die Antilopen verschwunden sind, welche hier weideten; statt desselben wachsen nun Mesembryanthemen und Crassulas, dickblätterige Pflanzen. Es ist von hohem Interesse, zu beobachten, wie ganz verschiedenartige Organisationen in Bezug auf Fortbestand und Dauer sich gegenseitig bedingen. Hier war das ursprünglich vorhandene Gras für die Verbreitung des Samens abhängig von grasfressenden Thieren, welche die Aussaat besorgten. Diese hörte auf, als die Antilopen nicht mehr da waren, und die oftmals eintretende Dürre war nun zu stark für diese Vegetationsform. Aber an die Stelle des Grases kam eine andere Pflanzenfamilie, durch welche die Verdörrung, welche sonst hätte eintreten müssen, abgewehrt wurde, die Mesembryanthemen, welche den Samen in den Samengefäßen fest bewahren, wenn auch das Wetter noch so heiß und trocken ist; die Keimkraft bleibt bei ihnen unversehrt. Sobald aber Regen fällt, und der Boden dadurch für das Wachsthum zubereitet wird, dann öffnen sich die Samenkapseln und verstreuen ihren Inhalt. Bei manchen anderen Pflanzen dagegen springen die Kapseln bei Hitze und Trockenheit. Mesembryanthemum edule ist, wie schon der Name andeutet, eßbar; eine andere Art hat eine knollige Wurzel, welche roh genossen werden kann; alle aber haben dicke, fleischige Blätter, saugen die Feuchtigkeit ein und behalten dieselbe bei sich; auch während der äußersten Dürre zeigt ein abgebrochenes Blatt große Fülle an Saft. Diese Mesembryanthemen kommen auch weiter nach Norden hin vor, fallen aber dann nicht so sehr auf, weil dort der Graswuchs reich ist. Hier haben sie eine Lücke ausgefüllt, indem sie an die Stelle des Grases traten. Mesembryanthemum turbiniforme ist derart gefärbt, daß es genau dem Boden, in welchem es wächst, und den umherliegenden Steinen gleicht, und ein ebenso gefärbtes Heimchen (Gryllus) nährt sich von seinen Blättern.

Diese neue Vegetation giebt in einem so trockenen Lande den Schafen und Ziegen eine bessere Nahrung, als das Gras. Die Boers verfahren sehr verständig, indem sie in künstlicher Weise das Verfahren nachahmen, durch welches früher die Antilopen den Grassamen verbreiteten. Sie holen eine Wagenladung voll Mesembryanthemen mit dem reifen Samen, legen verschiedene Haufen auf dem Felde aus, welche sie mit grobem Gras bedecken, und lassen

Digitized by Google

die Schafe Abends davon freſſen. So wird der Same über den Weidegrund verbreitet, und zwar ſo regelmäßig, wie man nur wünſchen mag. Die Pflanzen gedeihen, und an ſolchen Stellen legt man Schäfereien an.

Einige Arten von Meſembryanthemen haben noch eine weitere Vorkehrung, um der Dürre zu widerſtehen, längliche Knollen nämlich, welche ſo tief liegen, daß ſie vor der eindringenden Sonnenhitze völlig geſchützt ſind, und während der lang anhaltenden Trockenheit, von welcher überall das Land heimgeſucht wird, als Vorrathsbehälter nährenden Saftes betrachtet werden können. Hier möge beiläufig bemerkt werden, daß das Land jenſeit des 18. Grades ſüdlicher Breite drei Varietäten beerentragender Reben hat; eine derſelben iſt der Wurzel entlang mit länglich runden Knollen verſehen, welche dem Spargel gleichen und ſehr ſaftig ſind.

Unterwegs wandte Livingſtone den Namen der verſchiedenen Oertlichkeiten Aufmerkſamkeit zu; manche derſelben deuten darauf hin, daß noch innerhalb der heutigen Coloniegrenzen Büffel, Elenne und Elephanten gelebt haben, die man jetzt nur hunderte von Meilen weiter im Norden findet. Da, wo alles andere verſchwunden iſt, ſchwärmen neben den Buſchmännern einige Bleßböcke (Antilope pygarga), Gnu's, Blauböcke (A. caerulea) und Strauße umher. Der kluge Elephant iſt allemal der erſte, welcher ſich aus einer Gegend zurückzieht, ſobald das Feuerrohr dort zu knallen anfängt, das ſchlaue, raſche Gnu und der dumme Strauß bleiben bis zuletzt. Als die erſten Anſiedler in dieſe Gegenden kamen, beſaßen die Hottentotten ungemein zahlreiche Heerden von Hornvieh, aber weder Pferde, noch Eſel oder Kameele. Das Rindvieh, von welchem noch jetzt manches an der Grenze zu ſehen iſt, muß urſprünglich aus Nordnordoſten gekommen ſein, denn aus jener Gegend ſind die Eingebornen der Sage zufolge hierher nach Süden eingewandert. Sie brachten Rindvieh, Schafe, Ziegen und Hunde mit, aber weshalb nicht auch das Pferd, an welchem doch die Wilden ſo großen Gefallen finden? Es gedeiht doch in der Capcolonie. Afrika hat keine Cordillere, welche einer Verbreitung der Thiere hinderlich ſein könnte, keine ſichtbare Grenze zwiſchen den Arabern im Nordoſten und den Hottentotten im Süden, durch welche die verſchiedenen Horden auf den Zügen gen Süden ſich gehindert geſehen hätten, Roſſe mit ſich zu führen.

Digitized by Google

Aber es ist eine unsichtbare Schranke vorhanden, die weit unüberschreitbarer ist als Hochgebirge, und doch dem Rindvieh, den Schafen und Ziegen kein Hinderniß in den Weg legt. Die Tsetsefliege konnte nur so lange einer Thierwanderung hemmend sein, als man ihre Aufenthaltssphäre nicht genau kannte, aber die sogenannte Pferdeseuche, Peripneumonia, ist auf einer über sieben Breitengrade ausgedehnten Landstrecke so heftig, daß alle Vorsicht nicht ausreicht, diese Thiere zu retten. Nur wenn man sie im Monat April zwischen dem 20. und 27. Grad südl. Br. gut unter Dach und Fach hält, kann man sie möglicherweise durchbringen. In dem letztgenannten Monate beginnt die Winterzeit, und während derselben kann man zu Pferde jagen, ohne gerade befürchten zu müssen, daß alle diese Thiere erliegen; denn fast allemal endet die Krankheit mit dem Tode; aber ein Pferd, das sie übersteht, ist dann vor einem zweiten Anfalle gesichert. Rindvieh wird auch von ihr heimgesucht, aber nur in mehrjährigen Zwischenräumen, und bei weitem nicht so stark als das Pferd. Diese Seuchenschranke erklärt also wohl, weshalb die Hottentotten keine Pferde haben. Der Genuß von Fleisch solcher erkrankten Thiere erzeugt beim Menschen ein bösartiges Geschwür, das rasch den Tod herbeiführt, wenn es an einem edeln Körpertheile ausbricht. Am allergefährlichsten ist es auf der Magengrube. Missionaire haben gekochtes Fleisch von Schafen genossen, welche die Krankheit in sich trugen, ohne daß äußerlich davon etwas sichtbar gewesen wäre, und das Gift wirkte doch; denn es wird weder durch Kochen noch durch Braten zerstört. Dafür liegen unzählige Beispiele vor, und man sieht, daß Probiren über Studiren geht. Chemiker und Physiologen, die nur in ihren Laboratorien Versuche angestellt haben, behaupten, daß in derartigen Fällen das Gift durch Kochen zerstört werde; das ist hier aber unbedingt nicht der Fall. Die Seuche verschont auch wilde Thiere nicht. Zu Chonuane hatten die Bakuene Gärten, in welchen die afrikanische Hirse, Holcus sorghum, reichlich wuchs. Dorthin kamen viele Tolo's oder Kudu's, äseten und wurden bald recht fett. Dieser Umstand scheint der Entwickelung der Krankheit günstig zu sein, denn nach kurzer Zeit lagen nicht weniger als fünfundzwanzig dieser Antilopen verendet auf einem benachbarten Hügel. Auch viele Gnu's und Zebra's kamen auf diese Weise um, man bemerkte aber deshalb doch

Digitized by Google

keine Verminderung dieser Thiere. Die Bakuene, welche sich nicht abhalten ließen, das Fleisch kranker oder gefallener Kudu's ꝛc. zu genießen, mußten ihre Unvorsichtigkeit mit dem Leben bezahlen.

Die Höfe der Boers stehen gewöhnlich inmitten einer kleinen Fläche angebauten Landes, die von meilenweitem Weideland umgeben ist, und die Viehzucht überwiegt bei ihnen den Ackerbau. Bei jedem Hof muß eine Quelle sein; wo Wasser fehlt, ist das der Regierung gehörende Land unverkäuflich. Ein Acker in England ist mehr werth, als eine ganze Quadratmeile in Afrika; doch ist das Land der Verbesserung fähig, wenn man Deiche aufwirft und Wasserbecken herstellt, was die Boers thun. Ueberhaupt gedeiht die Rindvieh- und Schafzucht, alljährlich wird eine größere Menge Wolle erzeugt, und die Höfe steigen im Werthe. Das Land ist ausgedehnt und sehr spärlich bevölkert, nichts desto weniger erscheint es den Ansiedlern zu eng, und sie dehnen sich allmälig immer weiter nach Norden hin aus. Dadurch entsteht aber für die Gegenden, welche sie hinter sich lassen, ein sehr empfindlicher Nachtheil, weil diesen für weitere Verbesserungen die nöthigen Arbeitskräfte entzogen werden.

Noch bevor Livingstone den Orangefluß, die Nordgrenze der Capcolonie, erreichte, sah er die letzte Abtheilung einer Wandergesellschaft von Springböcken (Tsepe, Gazella euchore). Sie kommen aus der großen Kalahariwüste, oft in Schwärmen von mehr als vierzigtausend Stück; ihre Hauptnahrung besteht in Gras; sie ziehen aber auch nach Süden, wenn im Norden noch reichlicher Grasvorrath ist, werden also nicht etwa durch Hunger zu ihrer Wanderung bewogen; auch bedürfen sie nur wenig Wasser. Sie lieben ausgedehnte, mit kurzem Gras bewachsene Ebenen, auf welchen sie einen Feind schon aus weiter Ferne erspähen können. Die Bakalahari brennen große Grasstrecken ab, um durch den neu aufsprießenden Halm die Springböcke anzulocken. Auch das Rindvieh liebt hohen Graswuchs nicht und erschrickt in demselben leicht, weil es einen versteckten Feind vermuthet und dann leicht wegläuft. Daraus entsteht manche Verwirrung, weil die Heerden durch einander kommen. Der Springbock hat einen sehr ausgeprägten Instinct und fühlt sich in der Kalahariwüste nicht mehr recht geheuer, sobald dort das Gras hoch aufschießt, und geht nach Süden, wo es in dem trockenern Boden niedrig bleibt.

Digitized by Google

Hier wird aber nach und nach das Futter spärlicher, und die Heerden überschreiten dann den Orangefluß; da aber im Süden desselben die Grasart, welche die Springböcke allem andern Futter vorziehen, nicht wächst, so werden sie für die Schafzüchter eine wahre Landplage. Gleich Heuschrecken verheeren sie die Weizenfelder. Merkwürdig ist, daß noch Niemand eine Heerde gesehen hat, die nach Norden zurückgewandert wäre; viele kommen aus Mangel an Futter um, andere zerstreuen sich über die Capcolonie, in welcher allerdings Raum für sie ist. Die Jäger richten große Verheerung unter ihnen an, trotzdem werden sie gewiß noch auf lange Zeit hinaus sehr zahlreich bleiben.

An der Nordseite des Orangeflusses beginnt das Gebiet der unabhängigen Griquas und Betschuanas. Mit dem Namen Griqua bezeichnet man die Mischlinge von Eingebornen und Europäern. Jene, welche Livingstone zuerst traf, waren von Holländern mit Hottentottinnen oder Buschmänninnen gezeugt. Mischlinge der ersten Zeugung halten sich für besser und höher stehend, als solche von der zweiten, die schon wieder mehr urafrikanisch sind; alle aber haben in gewisser Hinsicht bezeichnende Merkmale von den beiderseitigen Eltern. Jene am Orangeflusse standen lange Jahre unter dem Häuptling Waterboer, den sie selbst sich gewählt hatten. Die englische Colonialregierung zahlte ihm vertragsmäßig ein geringes Jahrgeld, wovon er die Schulen in seinem Lande unterhalten sollte, und er bildete für die Nordwestgrenze der Colonie eine sehr werthvolle Schutzwehr. So lange er regierte, kamen Viehdiebstähle nicht vor, und er trieb auch eine beträchtliche Menge Mantati's zurück, die einen Einfall in das englische Gebiet machen wollten. Ohne diesen „tapfern christlichen Mann Waterboer" wäre, Livingstone's Meinung zufolge, die Nordwestgrenze nicht minder beunruhigt worden, als jene im Osten, denn viele Griquas zeigten keinen geringern Hang zum Viehraub, als die Kaffern. Als Waterboer die Häuptlingswürde übernahm, erklärte er mit großer Festigkeit, daß er unter keiner Bedingung Raubzüge dulden werde. Jene Stämme kennen keine despotische Regierung, und einige angesehene Griquas ließen deshalb jene Warnung unbeachtet; sie gingen über den Orange und plünderten Dörfer der dort wohnenden Korannas. Waterboer aber verhaftete sechs Rädelsführer, berief eine Rathsversammlung, ließ über jene ein Urtheil fällen und vollzog mit

Digitized by Google

eigener Hand die Hinrichtung vor allem Volk. Dieser kühne Schritt zog eine Empörung nach sich, und die Aufständischen, welche ihn absetzen wollten, machten zweimal einen Angriff gegen Waterboers Hauptdorf Griqua Town; er schlug sie aber zurück, und seitdem ist dreißig Jahre lang kein Raubzug mehr vorgekommen. Dieser Mann verbot auch die Einfuhr und den Verkauf geistiger Getränke, und so weit sein Einfluß reichte, wurde das Verbot auch durchgesetzt. Nachdem er zehn Jahre seine Würde bekleidet, schloß er einen Vertrag mit der Colonialregierung, und er hielt ihn so getreulich, daß zwanzig Jahre lang gegen ihn und sein Volk auch nicht eine einzige Beschwerde laut geworden ist.

Hunderte von Griquas und Betschuanas sind durch englische Missionaire getauft und theilweise civilisirt worden. Livingstone bemerkt, daß die Mittheilungen über die bei ihnen angeblich erreichten Erfolge stark übertrieben worden seien, was bekanntlich bei der überwiegend großen Mehrzahl von Missionsberichten der Fall ist. Er habe demgemäß, sagt er, einen höhern Grad christlicher Einfalt und Reinheit erwartet, als er unter ihnen „oder unter uns" angetroffen habe; er sei aber völlig enttäuscht worden. Uebrigens sei es richtig, daß im Vergleich zu den Ungetauften diese christlichen Griquas Fortschritte gemacht hätten.

Die Griquas und Betschuanas trugen sich früher ähnlich wie die Kaffern, wenn überhaupt von einer Tracht die Rede sein kann, die keine Kleidung war. Die Weiber hatten ein Bündel von Lederstränge von etwa achtzehn Zoll Länge als Gürtel umgebunden; diese hingen vorne hinab; über die Schulter warfen sie eine gegerbte Schafs- oder Antilopenhaut, so daß Brust und Leib unbedeckt blieben. Die Männer trugen vor dem Unterleib ein Stück Fell von der Größe eines Hutdeckels, und einen Fellmantel wie die Weiber. Um die Haut vor Sonnenhitze oder Kälte zu schützen, rieben sie dieselbe mit einer Mischung von Fett und Oker ein, und ihr Haupt salbten sie mit Fett, in welches blauer, fein zerstoßener Glimmerschiefer geknetet war; einzelne glänzende Theile vom Glimmer, welche auf die Haut, die Lederstränge und die Messingringe hinabfallen, gelten für einen großen Schmuck. Gegenwärtig erscheinen diese Leute in zwar ärmlicher, aber doch anständiger Kleidung beim Gottesdienste und benehmen sich dabei höchst angemessen. Sie beobachten den Sonntag und halten auch

Digitized by Google

in solchen Gegenden, wo kein Missionair anwesend ist, religiöse Versammlungen. Kinder und Erwachsene werden von ihren eigenen Landsleuten im Lesen unterrichtet, und Keiner wird getauft, bevor er nicht lesen kann „und die Beschaffenheit der christlichen Religion versteht". Die Mission bei den Betschuanas ist, wie Livingstone sagt, insofern erfolgreich gewesen, daß er sich allemal, wenn er nach seiner Station Kuruman zurückkam, gleichsam in civilisirter Umgebung fühlte. „Ich will aber damit nicht etwa sagen, daß sie Musterchristen seien, denn das sind wir ja auch nicht. Sie sind geizig und habsüchtig. Ich fragte einen Häuptling, was er von ihnen halte, und erhielt Folgendes zur Antwort: Ihr weißen Leute habt keinen Begriff davon, wie schlecht wir sind; wir kennen uns unter einander besser als ihr; einige erheucheln Glauben, um sich bei den Missionairen angenehm zu machen; andere bekennen sich zum Christenthum, weil ihnen das neue System gefällt, indem es den Armen mehr Wichtigkeit beilegt; diese wünschen das Alte hinweg; die Uebrigen, und das ist eine ziemliche Menge, legen das Bekenntniß ab, weil sie wirklich daran glauben. — Dieses Zeugniß wird so ziemlich das Richtige getroffen haben."

Diese ganze Gegend wird, außer der Wolle, wohl niemals beträchtliche Handelsartikel liefern. Gegenwärtig verkaufen die Eingeborenen Karosses, das heißt Mäntel aus Häuten, die man von den Stämmen der Wüste bezieht, sehr wenig Elfenbein, einige Felle, Hörner und etwas Rindvieh; das ist aber auch alles. Sie nehmen dagegen in Tausch englische Manufacturwaaren, Zucker, Thee und Kaffee; den letztern trinken sie alle ungemein gern. Ein Betschuana, der Rindvieh und Wagen hat, gilt für respectabel. Mit dem Erlernen von Handwerken hat es unter ihnen keinen Fortgang nehmen wollen, obwohl sie dem Missionair bei der Arbeit aufmerksam zusahen; sie selber legen aber, aus eigenem Antriebe keine Hand an.

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Kuruman und dessen Umgegend. — Die Sprache der Betschuanas; Bibelübersetzung. — Heidenbekehrung. — Die Bakuene. — Wüstenwinde. — Krankheiten und Kuren.

Die Fortdauer der Mission zu Kuruman hängt lediglich davon ab, daß die schöne dort fließende Quelle ihr Wasser behält. Sie kommt unter einem Trappfelsen hervor, mit einer Temperatur von 72 Grad F., wahrscheinlich von dem ältern silurischen Gestein her, welches den Boden des großen Thales in der Urzeit bildete. So lange Livingstone dort verweilte, verminderte sich die Wassermenge nicht, als aber vor länger als fünfunddreißig Jahren sein Schwiegervater Moffat die Niederlassung gründete, warf er sechs englische Meilen weiter abwärts einen Damm auf, um das Land bewässern zu können. An andern Stellen, welche vierzehn Meilen unterhalb der Gärten von Kuruman liegen, sollen noch bei Menschengedenken Nashörner gelebt haben, und Wasserteiche vorhanden gewesen sein, in welchen Menschen und Vieh ertrinken konnten. Jetzt ist dort trockner Boden; das Wasser ist ausgegangen, hauptsächlich wohl in Folge der allgemeinen Austrocknung, Desiccation, des Landes; zum Theil kommt aber dieser Umstand wohl auch auf Rechnung jener Dämme Moffats. Freilich bleibt es Thatsache, daß nach und nach manche Quellen vertrocknet sind. Schon der bloße Augenschein zeigt, daß der nun so dürre Kuruman-District in einer keineswegs sehr weit zurückliegenden Zeit ebenso wohl bewässert gewesen ist, wie noch heute die Gegend im Norden des Ngami-Sees. Man sieht noch viele ausgetrocknete Flußbetten, Plätze, an welchen Quellen hervorgebrochen sind und Tuff abgelagert haben. Manche fließen nicht mehr, weil der Rand, über welchen sie sich nach abwärts ergossen, zu hoch geworden ist, oder die Erhebung der westlichen Seite des Landes den Boden so emporhebt, daß der Wasserzudrang von unten herauf verhindert wird; aber das Wasser strömt gleich wieder ohne Unterlaß, sobald es von einem niedrigern Niveau nach oben hin den Rand durchbricht und eine Rinne macht. In der Nähe von Kuruman sind einige dieser Quellen durch die Betschuanas wieder hervorgegraben worden. Diese Leute arbeiten oft Monate lang an tiefen Durchstichen, und

Digitized by Google

lassen nicht wieder ab, wenn sie einmal angefangen haben, auch dann kaum, wenn der Missionair ihnen sagte, daß Wasser unmöglich bergauf fließen könne. Die Boers graben übrigens lange und tiefe Canäle von niedrig gelegenen Stellen nach aufwärts hin bis zu Punkten, an welchen man weiter keine Spur von einstmaligem Vorhandensein einer Quelle gewahrte, als etwa Binsen und eine besondere Art von röthlichem Grase, das in einer Vertiefung wächst. Diese muß einst die Mündung eines Quells gewesen sein, ist aber jetzt mit weichem Tuff angefüllt. An anderen Stellen nehmen sie das Dasein von Wasser aus dem Umstand ab, daß Binsen nicht etwa in einer Furche, sondern auf einer ellenhohen sandigen Kette wachsen. Dort graben sie nach und finden Wasser. Die Winde treiben feinen Sand umher, der sich an Sträuchern, Gräsern und Bäumen festlagert, und die Binsen wirken etwa wie Hecken oder Zäune; sie halten den Boden fest, und so entsteht eine kleine Höhenkette. Uebrigens kommen immerfließende Quellen in jenem Lande nur dort vor, wo quarzhaltiger Trapp auftritt, welcher einst das große Thal ausgefüllt hat. Unter diesem kommen sie hervor, und das Wasser scheint auf einer silurischen Schicht zu liegen. Es ist demnach wahrscheinlich, daß artesische Brunnen guten Erfolg haben würden.

Den größten Theil des Jahres hindurch gewährt der Bezirk von Kuruman einen hellgelben Anblick; während der Regenzeit ist er dagegen grün mit gelb untermischt. Im Westen liegen Hügelketten, nach Osten hin dagegen auf Hunderte von Meilen weit Grasebenen. Große Strecken dieser Fläche sind mit weißem Kalktuff bedeckt, welcher einer vollkommen wagerechten Trappschicht aufliegt. Dort besteht der Pflanzenwuchs aus feinem Grase, das in Büscheln zwischen niedrigem Dorngesträuch wächst, nämlich der Acacia detinens mit angelförmigen Stacheln. Wo jenes Gestein an der Oberfläche nicht auftritt, liegt gelber Sand, und auf demselben wachsen lange grobe Gräser zwischen beerentragenden Sträuchern, nämlich dem Morotla (Grewia flava) und Mohatla (Tarchonantus); der letztere hat so viel wohlriechendes Harz, daß er auch grün hell brennt. An mehr geschützten Stellen findet man die weißstachelige Mimose (Acacia horrida, auch A. atomiphylla) und wilden Salbei (Salvia africana) in großer Menge; daneben Leguminosen, Ixias und Knollengewächse mit großen Blumen, z. B.

Digitized by Google

Amaryllis toxicaria und A. brunsvigia multiflora; die verwelkten Lamellen geben eine weiche, seidenartige Dune, welche sich zum Ausstopfen von Matratzen eignet.

In einigen wenigen Gegenden trifft man noch Ueberbleibsel früherer Wälder von wilden Oelbäumen (Olea similis) und Kameeldorn (Acacia giraffae); wenn diese aber bei den Betschuanadörfern umgehauen werden, sprießen junge Bäume nicht nach. Ein junger Kameeldorn in Moffats Garten nahm alljährlich einen Viertelzoll im Durchmesser zu; alle Exemplare, welche jetzt keine Nachfolger mehr finden, mögen einst mehr Regen gehabt haben und zwei- bis dreihundert Jahre alt sein. Neben dieser Akazie kommt allemal die Ngotuane vor, eine merkwürdige Pflanze mit feinen gelben Blumen, welche weit und breit einen angenehmen Duft verbreiten. Sie macht eine Ausnahme von der Regel, daß fast alle Gewächse in den dürren Theilen Afrika's entweder geruchlos sind oder unangenehm duften. Die Ngotuane enthält ein wirksames Gift; ein Franzose, der einige Mundvoll von einem Aufguß auf die Blumen als Thee getrunken hatte, wurde fast ohnmächtig und besinnungslos; aber der Weinessig hat die Eigenschaft, dieses Gift durchaus unschädlich zu machen; mit demselben vermischt, kann man es ohne alle Gefahr verschlucken, allein genossen, verursacht es dagegen ein Brennen im Schlunde. Jener Franzose bemerkt, daß der Genuß des Weinessigs gewissermaßen elektrisch gewirkt habe; die Kur sei augenblicklich und vollständig gewesen.

Moffat, der ein interessantes Werk über seine Erlebnisse und seine Wirksamkeit in Südafrika geschrieben und im Ganzen vierzig Jahre als Missionair in jenen Gegenden gelebt hat, ließ während Livingstone's Aufenthalt in Kuruman auf der dort befindlichen Presse die Bibel in der Sprache der Betschuanas drucken, also in dem sogenannten Sitschuana. Das Werk hat ungeheure Mühe und Anstrengung gekostet. Moffat mußte der Sprache zuvor eine schriftliche Form geben, und er vor Allen war wohl dazu am besten geeignet, weil er sich dreißig Jahre lang mit Erlernung derselben beschäftigt hatte. Keine Woche ist vergangen, ohne daß er neue Wörter und Ausdrücke entdeckte, denn sie ist ungemein reichhaltig. Livingstone sagt: Ich habe mit den Betschuanas, welche das reinste Idiom reden, so viel Verkehr gehabt wie nur irgend Jemand, habe das Sitschuana sorgfältig studirt; ich

Digitized by Google

kann aber keine irgend belangreiche Auseinandersetzung anders als nur sehr langsam geben, und muß wiederholen, weil sonst der fremdartige Accent, welcher bei allen Europäern zu bemerken ist, leicht den Sinn unverständlich macht. Ich folge darin dem Beispiele der Betschuanaredner, die bei wichtigen Verhandlungen allemal sehr langsam sprechen und die Sätze bedachtsam wiederholen. Was mit dem Sitschuana geleistet werden kann, mag man daraus abnehmen, daß Moffats Uebersetzung der fünf Bücher Mosis weniger Wörter zählt, als jene der griechischen Septuaginta, und noch viel weniger als die englische Uebertragung. Diese Sprache ist übrigens in ihrem Bau so einfach, daß man, um ihre reiche Fülle zu erklären, die Zuflucht nicht zu der Unterstellung zu nehmen braucht, das Volk, welches sie redet, sei von einem frühern hohen Stande der Cultur herabgesunken. Reiche und arme Leute reden sie gleich sehr correct; eine vulgäre Ausdrucksweise giebt es nicht, aber die Kinder sprechen unter sich oft eine Art Kauderwelsch und haben bei ihren Spielen Wörter, welche kein Erwachsener gebrauchen wird. Die Bamapela haben ein Schnalzen in ihrer Mundart angenommen, ein nachklingendes nj (ñ), vielleicht um dadurch Andere zu verhindern, das was sie sagen zu verstehn. (?) Die Uebersetzung der Bibel in das Sitschuana trägt hoffentlich gute Früchte; es ist nämlich nicht wohl anzunehmen, daß diese Sprache aussterben werde, denn sie hat sich auch im Norden des Ngami-Sees über ein ausgedehntes Land verbreitet, wo sie Hofsprache ist, und der Fremde ihr auf einer Strecke von etwa zehntausend deutschen Quadratmeilen überall begegnet. Auch haftet wohl den Betschuanas jene Unzerstörbarkeit an, welche der ganzen afrikanischen Race so eigenthümlich ist. (Seit 1857 erscheint ein Wochenblatt im Sitschuana.)

Livingstone bemerkt sehr richtig, bei den Heidenbekehrungen müsse der Missionair sich allemal auch fragen, ob der Glaube der Neubekehrten auch möglicherweise bei ihnen von Dauer sein könne, oder ob er eine fremde Pflanze sei, welche verdorre, sobald der, welcher sie gepflegt hat, sich entfernt. Auf Madagaskar haben eingeborene Christen mit der bloßen Bibel in der Hand und allen Verfolgungen zum Trotz sich um das Zehnfache vermehrt, auch nachdem die europäischen Sendboten aus dem Lande vertrieben worden waren. In Südafrika würde solch ein Experiment fehlschlagen; denn dort sind so viele verschiedene Secten in die Fuß-

Digitized by Google

tapfen der Londoner Miſſionsgeſellſchaft getreten, daß die Bekehrten der einen Secte, falls deren Miſſionaire ſich zurückzögen, gierig von jenen der anderen Secten aufgenommen würden. Die verſchiedenen Secten drängen einander gleichſam und arbeiten alle eifrig an demſelben guten Werke. Es iſt, ſagt Livingſtone, zu bedauern, daß ſo viel redlicher Eifer gerade da verſchwendet wird, wo ſo wenig Raum für guten Erfolg gegeben iſt. Es ſind in der That dort übergenug Miſſionaire, und jüngere Glaubensboten thäten wohl, ſich in fernere Gegenden zu begeben, wo noch Millionen zu bekehren ſind.

Als Sechele, der Häuptling der Bakuene, Kunde erhielt, daß Livingſtone nicht länger bei ihm auf der Miſſionsſtation Kolobeng (nördlich von Kuruman) verweilen könne, ſchickte er ſeine fünf Kinder zu Herrn Moffat nach Kuruman, damit ſie dort in Allem unterrichtet würden, was weiße Leute zu lernen pflegen. Livingſtone wurde dort vierzehn Tage lang aufgehalten, weil ein Rad an ſeinem Wagen gebrochen war. Dieſer Zufall machte, daß er nicht in Kolobeng war, als die Boers einen Angriff auf die Bakuene machten. Die Nachricht davon brachte Sechele's Frau, Maſebele, nach Kuruman, die ſich in einer Felſenſpalte verkrochen hatte, als die Boers zu feuern anfingen. Faſt wäre ſie durch ein Kind verrathen worden, das zu ſchreien begann, ſie beſchwichtigte daſſelbe aber dadurch, daß ſie ihm ihre Armringe als Spielzeug gab. Der Brief von Sechele an Herrn Moffat, welchen ſie überbrachte, lautet folgendermaßen:

„Freund meiner Herzensliebe und meines herzlichen Vertrauens; ich bin Sechele. Ich bin durch die Boers zu Grunde gerichtet worden; ſie haben mich angegriffen, obwohl ich ihnen nichts zu leide gethan habe. Sie verlangten, ich ſollte unter ihrer Herrſchaft ſtehen, und das verweigerte ich. Sie verlangten, ich ſollte den Engländern und Griquas verwehren, nach Norden zu kommen. Ich antwortete: dieſe ſind meine Freunde, und ich kann es keinem von ihnen verwehren. Sie kamen am Sonnabend, und ich bat ſie, am Sonntage möchten ſie nicht kämpfen, und ſie willigten ein. Sie fingen am Montag Morgen während der Dämmerung an und feuerten aus allen Kräften, brannten unſer Dorf mit Feuer nieder und zerſtreueten uns. Sie tödteten mir ſechzig von meinem Volke und nahmen Weiber, Kinder und Männer ge-

Digitized by Google

fangen. Und die Mutter der Baleriling (einer frühern Frau Sechele's) nahmen sie auch gefangen. Sie nahmen alles Vieh und alle Habe der Bakuene, plünderten Livingstone's Haus und nahmen Alles weg, was ihm gehörte. Sie hatten fünfundachtzig Wagen und eine Kanone, und nachdem sie meinen und Macabe's Wagen gestohlen, hatten sie, mit der Kanone, achtundachtzig Wagen. Alle Habe der Jäger (— Engländer, welche auf einem Jagdzuge in den nördlichen Gegenden abwesend waren —) haben sie im Dorfe verbrannt; von den Boers sind achtundzwanzig gefallen. Ja, geliebter Freund, jetzt geht meine Frau, um die Kinder zu sehen, und Kobus Hai wird sie zu Dir geleiten. Ich bin Sechele, der Sohn des Mochoasele."

Der Inhalt dieses Briefes stimmt genau mit dem Berichte, welchen der Lehrer Mebalwe, ein Eingeborener, gegeben hat, und mit den Angaben, die von einigen Boers in Colonialblättern veröffentlicht wurden. Niemals hat man die Bakuene des Viehraubes auch nur angeschuldigt, und wußte weiter nichts gegen sie anzuführen, als daß „Sechele zu üppig und übermüthig" werde. Er wollte sich den Boers nicht unterwerfen und die englischen Handelsleute, welche durch sein Land nach Norden hin zogen, nicht zurückweisen. Aber bald, nachdem Prätorius, Anführer der Boers, jenen Angriff auf Kolobeng hatte unternehmen lassen, starb er. Sie wollten ihre Politik mit den Weisungen rechtfertigen, welche Jehovah im fünften Buche Mosis, Kapitel 20, den jüdischen Kriegern giebt.

Die Kunde von den gegen die Bakuene verübten Unbilden und die falsche Angabe, daß Livingstone jenem Stamme den Rath gegeben habe, die Boers zu tödten, verbreitete einen solchen Schrecken im Lande, daß der Reisende sich vergeblich bemühete, einen Diener zu erhalten, der ihn auf der Wanderung nach Norden begleiten sollte. Früher waren nur Bakuene erschlagen worden, diesmal aber auch Boers gefallen, und das letztere wurde Livingstone's Einflusse zur Last gelegt. Die Boers wollten dafür Rache an ihm nehmen, und eine berittene Abtheilung war bereit, ihn zu verfolgen, falls er weiter gehen werde. Auch hatten die Boers erklärt, die englische Regierung habe ihnen die Herrschaft über die eingeborenen Stämme zugesprochen, und würde ihnen behilflich sein, sie zu Paaren zu treiben, indem sie weder Pulver noch Feuer-

Digitized by Google

waffen ins Land lasse, außer sie seien für die Boers bestimmt. So mußte denn Livingstone Monate lang in Kuruman liegen bleiben, weil er keine Wagentreiber finden konnte.

Endlich fand er denn doch drei Diener, auch schloß sich ihm Georg Flemming an, ein farbiger Mann, der mit den Makololo einen Handelsverkehr eröffnen wollte und gleichfalls drei Diener hatte. Am 20. November verließen sie Kuruman. Die Diener waren schlechte Leute, welche von den Europäern zwar viele Laster, aber nicht eine einzige gute Eigenschaft angenommen hatten; doch war dem Reisenden keine andere Wahl geblieben. Als er das vierzig englische Meilen weit entfernt liegende Moteto erreichte, traf er Sechele, der sich „zur Königin von England" begeben wollte. Die Boers hatten eine seiner früheren Frauen sammt zweien seiner Kinder gefangen genommen, und diese wollte er zurück verlangen; Livingstone's Einwand, daß der Weg für ihn viel zu weit sei, machte ihn nicht irre, und er ist wirklich damals bis zur Capstadt gekommen. Dann aber mußte er umkehren, weil ihm die Mittel zur Ueberfahrt nach Europa nicht zu Gebote standen. Dort hatte er sich aber Alles aufmerksam betrachtet; es gefiel ihm, daß man Verbrecher beim Straßenbau verwandte, und er führte diesen Gebrauch in seinem Lande ein, ist auch seitdem unter seinem Stamm als Missionair aufgetreten. Sechele ist ein hochgewachsener aber wohlbeleibter Mann und hat mehr Negerartiges, als gewöhnlich die Bakuene, aber große Augen; seine Haut ist sehr dunkel, und das Volk schwört beim „schwarzen Sechele". Er hat viel Fassungsgabe und Verstand, liest gut und hat Fluß in seiner Rede. Manche Stämme, welche früher unter den Boers lebten, haben sich unter seine Herrschaft geflüchtet, und er ist nun mächtiger, als er vor dem obenerwähnten Angriff gegen Kolobeng war.

Livingstone fuhr am Rande der Kalahariwüste dahin und manchmal innerhalb derselben, um nicht mit Boers in Berührung zu kommen. Im Jahre 1852 war mehr Regen als gewöhnlich gefallen, und so hatte sich ein Cyclus von zehn bis zwölf Jahren erfüllt; man sagt, daß dieselbe Erscheinung sich schon zu dreien Malen gezeigt habe. In Folge der Feuchtigkeit waren die Melonen außerordentlich gut gediehen. Unterwegs traf der Reisende mit Herrn J. Macabe zusammen, der vom Ngami-See zurückkam; er hatte von einem Punkte im Süden von Kolobeng aus die Rich-

Digitized by Google

tung gerade durch die Wüste nach Norden hin eingeschlagen. Melonen waren in der letztern in solcher Fülle, daß Macabe's Zugvieh sich volle einundzwanzig Tage von gar nichts anderm genährt hatte, und als es dann Wasser traf, sich kaum um dasselbe kümmerte. Macabe giebt dem Ngami einen beträchtlichern Umfang als Oswell oder Livingstone, und schätzt ihn auf neunzig bis hundert Meilen. Da er den See von Südosten her erreichte, so überschritt er den von Norden her in den See mündenden Fluß Teoughe, als er um den Nordrand des Ngami herumging, und er ist der einzige Europäer, welcher denselben ganz gesehen hat. Vor der Entdeckung des Sees hatte Macabe in einem Briefe an eine in der Capstadt erscheinende Zeitung eine Route angedeutet, auf welcher man wahrscheinlich diesen Wasserspiegel werde erreichen können. Dafür wollten ihn die Boers mit 500 Dollars Strafe belegen, denn er habe über ihr Land geschrieben, und sie hielten ihn auch so lange in Haft, bis er gezahlt hatte. Sein Gefährte Mabar wurde von den Barolongs für einen Boer gehalten und erschossen, als er sich einem Dorfe nahete; als aber die Leute ihren Irrthum erkannten, waren sie sehr betrübt und halfen ihn begraben. Er war der erste Engländer, der von Betschuanas ermordet worden ist.

Zu derselben Zeit durchzogen zwei andere Engländer die Wüste in derselben Richtung hin und zurück; einer davon, Capitain Shelley, verirrte sich und mußte den Weg nach Kuruman, das einige hundert Meilen entfernt lag, allein suchen. Als er mit seinem abgemüdeten Pferde und ohne Hemde, braun wie ein Griqua, in jener Niederlassung ankam, hielt ihn Frau Moffat für einen Griqua und redete ihn deshalb auf holländisch an. Wir wissen aus Shelley's und Macabe's Nachrichten, daß Alles wahr ist, was die Eingeborenen über die Kalahari erzählt haben.

In dieser Wüste weht in sehr trockenen Jahreszeiten, welche auf den Winter folgen und dem Regen vorausgehen, ein heißer Wind von Norden nach Süden; so glühend, als komme er aus einem Ofen, doch hält er selten länger als drei Tage an. In seinen Wirkungen gleicht er dem nordafrikanischen Harmattan, und als vor fünfunddreißig Jahren die Missionaire sich im Lande ansiedelten, führte er auch röthlichen Sand mit sich. Das Letztere ist gegenwärtig nicht mehr der Fall, aber er ist so trocken, daß

Digitized by Google

das Holz an den bestgearbeiteten, in England angefertigten Möbeln sich wirft und reißt, und selbst die Beschläge an den Ladstöcken losgehen und erst in Europa wieder fest werden. So elektrisch ist dieser Wind, daß ein Büschel Straußfedern, den man einige Sekunden ihm entgegenhält, dermaßen geladen wird, als hätte man ihn mit einer starken Elektrisirmaschine in Berührung gebracht, und er knistert scharf, sobald man die Hand daran hält. Während dieses heißen Windes und manchmal auch zu anderen Zeiten, verursacht der sehr elektrische Zustand der Atmosphäre eine eigenthümliche Erscheinung; der Karoß eines Eingeborenen giebt nämlich bei jeder Bewegung einen Strom feiner Funken von sich. Livingstone beobachtete das zum ersten Male, als er neben einem Betschuana in einem Wagen saß. Das Haar des Mantels wurde durch die Bewegung beim Fahren etwas gerieben und leuchtete; als er dasselbe rieb, gab es helle Funken und knisterte deutlich. „Siehst Du das nicht? fragte ich. Der Wilde antwortete: Das hat der weiße Mann uns nicht gezeigt; wir und unsere Vorväter kannten das lange, ehe jener noch in's Land kam. Leider habe ich vergessen zu fragen, mit welchem Namen sie diese Erscheinung bezeichnen, zweifle aber nicht daran, daß er ihrer eigenen Sprache angehört. Was in Europa zuerst Otto von Guerike beobachtet hat, ist den Betschuanas seit lange bekannt, allein es hatte keine Folgen, weil sie das Phänomen mit den Augen eines Ochsen betrachteten; bei ihnen ist der Geist stagnirend geblieben."

Auf den Ebenen nördlich von Kuruman wurden große Schaaren von Steinschwalben (Cypselus apus) beobachtet; eine derselben bestand aus mindestens viertausend Vögeln. Sie brüten aber nicht dort, denn man bemerkt nicht, daß sie gepaart sind oder einander jagen und spielen. Auch andere Vögel kommen dort in Schwärmen vor und ziehen umher wie wandernde Zigeuner, selbst während der Brütezeit, welche in diesem Lande in die Periode zwischen der warmen und kalten Jahreszeit fällt; „kalt" soll aber hier so viel bedeuten, als eine angenehme Frühlingstemperatur in Europa. Sind es europäische Zugvögel, welche dorthin zurückkehren und brüten?

Am 31. December 1852 erreichte Livingstone Sechele's Wohnort, Litubaruba. Unweit von diesem Dorfe liegt die Höhle Lepelole, in welcher sich früher ein Quell befunden hat. Kein Bakuene wagt, die Lohaheng oder eigentliche Grotte zu betreten, weil darin die

Gottheit wohnt, und Niemand wollte den Reisenden begleiten, welcher dieselbe genau untersuchte. Nur Sechele ging mit. Der Gott der Bakuene hat ein krummes Bein, wie der ägyptische Thot. Der Eingang zur Höhle ist etwa zehn Fuß weit, im Innern verengt sie sich zu zwei vom Wasser ausgewaschenen Abtheilungen, die in runden Mündungen enden, aus welchen einst die Quellen hervorgesprudelt sind. Sie hat nie andere Bewohner gehabt als Affen. Livingstone ließ dort eine Mäßigkeitsmedaille von Blei zurück, dergleichen der Nüchternheitsapostel Pater Mathew an solche austheilte, welche das Gelübde ablegen, sich aller berauschenden Getränke zu enthalten.

Die Bakuene waren in Folge ihrer Streitigkeiten mit den Boers in einer kläglichen Lage; achtzig schöne Zugochsen hatte der Feind weggetrieben; auch Vorräthe, welche von den Capitains Codrington und Webb in Litubaruba niedergelegt worden waren, hatten die Boers genommen, Getreide, Kleider und Hausrath waren verbrannt, und die Noth war groß.

Die Betschuanas haben große Neigung zu den Kindern und geben ihnen gut zu essen, auch werden Waisen mit Freude in eine andere Familie aufgenommen. Die Eltern legen sich den Namen des Kindes bei. Livingstone's ältester Sohn heißt Robert, und die Bakuene nannten deshalb die Mutter desselben Ma Robert. Der Reisende hat Fälle beobachtet, daß die Großmutter ihren Enkel säugte. Masina in Kuruman hatte eine Tochter Namens Sina geboren und, nachdem sie diese entwöhnt, kein Kind wieder bekommen. Sina verheirathete sich, als sie siebzehn oder achtzehn Jahre alt war, und gebar Zwillinge. Einen derselben legte die Großmutter, welche seit sechzehn Jahren keine Milch mehr gehabt hatte, an ihre Brust, und die Milch floß wieder so reichlich, daß sie das Kind vollständig säugte; sie war damals mindestens vierzig Jahre alt. Livingstone erhärtet, daß ihm noch mehre derartige Fälle vorgekommen seien. Er war deshalb auch keineswegs erstaunt, als ein Portugiese in Afrika ihm erzählte, ein eingeborener Arzt könne Milch dadurch hervorlocken, daß er einen Teig von zerquetschten Hornissen auf die Brust lege und dann die Lippen des Kindes an die Warze bringe.

Auffallend war die Angabe, daß der Bakuenehäuptling Maleke vom Bisse eines tollen Hundes gestorben sei, denn Hundswuth kommt

Digitized by Google

in jener Gegend äußerst selten vor, und der Reisende zweifelte, ob in diesem Falle sich wirkliche Wasserscheu eingestellt habe; er hat auch nie wieder von einem ähnlichen Falle gehört. Zu Mabotsa sah er allerdings, daß einige kranke Hunde in der Irre umherliefen, sie hatten aber wahrscheinlich nur eine Gehirnkrankheit, und kein von ihnen gebissener Mensch wurde krank. Er pflichtet der Ansicht bei, daß zwischen den Wendekreisen die Wasserscheu nicht vorkomme. Die Bakuene werden nur von wenigen Krankheiten heimgesucht; Skrofeln und Auszehrung kommen gar nicht, Wahnsinn und Wasserkopf nur selten vor; Krebs und Cholera sind völlig unbekannt. Vor zwanzig Jahren richteten Blattern und Masern große Verheerungen an; die ersteren sind seitdem mehrfach im Küstenlande vorgekommen, aber nicht wieder in's Innere gedrungen. Gegen die Pocken haben die Eingeborenen in einigen Gegenden eine Impfe, welche sie am Vorderkopfe anbringen; Livingstone spricht sich darüber nicht näher aus, sondern sagt nur unbestimmt, sie „bestehe aus einem animalischen Depositum". In anderen Gegenden nehmen sie aber das Pockengift selbst als Impfe, und in einem Dorfe hatten sie einen so bösartigen Stoff gewählt, daß die Krankheit die schlimmste Form annahm und viele Leute hinwegraffte. Woher sie die Impfung lernten, ist nicht bekannt; die Bakuene hatten sie schon, bevor sie mit Europäern in Berührung kamen. Impfstoff, welchen sie von den Missionairen erhalten, nehmen sie sehr willig an.

Die Syphilis, welche unter den nordamerikanischen Indianern so große Verheerungen anrichtet und die Insulaner der Südsee mit völliger Ausrottung bedroht, verliert sich im Innern Afrika's ohne Anwendung von Arzeneien. Die Bangwaketse schleppten sie von der Westküste her ein; sie verschwand aber, bevor jene Leute ihre südwestlich von Kolobeng gelegene Heimath erreicht hatten. Sie scheint bei Menschen von rein afrikanischem Blute in Centralafrika gar nicht permanent sein zu können. Anders verhält sich die Sache bei Leuten von gemischtem Blute, und bei allen Fällen, welche Livingstone beobachtete, schien die Heftigkeit der secundären Symptome in genauem Verhältniß zu der größern oder geringern Menge europäischen Blutes beim Kranken zu stehen. Unter den Korannas und Griquas richtet sie dieselben Verwüstungen an, wie in Europa, unter den halbblütigen Portugiesen tritt sie ebenso gefährlich auf, aber beim reinen Neger in den centralen Landes-

Digitized by Google

theilen hat sie keine Dauer. Unter den Barotse fand der Reisende eine Krankheit, Manassa genannt, bei den Frauen, und er erinnert dabei an die foeda mulier. Stein und Gries in der Blase kommen nicht vor, obwohl das Wasser oft sehr stark mit schwefelsaurem Kalk geschwängert ist. Auch das Nichtvorhandensein der Steinkrankheit ist bei der Negerrace, selbst in Nordamerika, bemerkenswerth; auf jeden Fall tritt sie wohl nur äußerst selten auf. Am meisten bemerkte Livingstone in jenen Gegenden Afrika's Lungenentzündung, in Folge plötzlicher Luftveränderung, und andere Entzündungen, zum Beispiel der Brüste, des Unterleibs und des Rippenfelles, und Herzkrankheiten; sie werden aber in demselben Verhältnisse seltener, als die Leute europäische Kleidung annehmen. Ferner kommen Unverdaulichkeiten und Augenentzündungen vor, die oft allgemein um sich greifen und genau der ägyptischen Ophthalmie gleichen. Keuchhusten ist häufig, und alljährlich tritt vor Anbeginn der Regenzeit irgend eine Art von Epidemie auf, entweder Augenentzündung, oder ein Durchfall, welcher dann nicht eher weicht, als bis Regen fällt. Die Eingeborenen gestatten keine Leichenschau und machen aus den Begräbnißstätten ein Geheimniß. Oft begruben die Bakuene den Todten in der Hütte, in welcher er gestorben war, damit die Hexen (Baloi) ihn nicht ausscharren und irgend einen Körpertheil zu bösen Zwecken verwenden könnten. Der Verstorbene wird sogleich bestattet, nachdem er den letzten Athemzug gethan hat; manchmal begräbt man ihn in der Höhle eines Ameisenfressers, weil man sich dadurch die Mühe erspart, eine Grube zu graben. Livingstone kennt zwei Fälle, daß lebendig Begrabene frisch und munter zu ihren darüber nicht wenig erschrockenen Verwandten gesund wiederkehrten. Bei Augenkrankheiten ziehen die schwarzen Doctoren dem Patienten die Schläfe vermittelst einiger Schropfköpfe in die Höhe; als solcher bedienen sie sich der Hörner von Ziegen und Antilopen; sie lassen ihn dann den Rauch von gewissen verbrannten Kräutern durch die Nase einschlürfen. Aber zwei oder drei Gran salpetersauren Silbers, in einer Unze Regenwasser aufgelöst, heben den Uebelstand weit sicherer, und Livingstone war täglich von Kranken umlagert, welche um dieses Augenwasser baten.

Die einheimischen Doctoren haben manche werthvolle Kunde und allerlei ersprießliche Heilmittel von ihren Vätern ererbt; wer seine Heilkunst nicht von Mitgliedern seiner Familie überkommen

Digitized by Google

und erlernt hat, gilt für einen Quacksalber. Der Reisende stand mit jenen immer in gutem Einvernehmen, weil er sie niemals in Gegenwart der Kranken zurechtwies und seine Belehrungen immer nur unter vier Augen gab. Sie nahmen gern englische Arzneien, ließen sich willig zurechtweisen und bezeigten sich recht dankbar. In der Wundarznei sind sie weit zurück, und die Heilkraft der Natur muß gewöhnlich das Beste thun. Ein Mann hatte ein Geschwulst von der Dicke eines Kinderkopfes im Nacken und konnte deshalb nicht gerade gehen. Man ließ einen berühmten Doctor ein paar hundert Meilen weit von der Küste herkommen, der dann auf dem Geschwulst ein Feuer von heilkräftigen Kräutern anzündete, um es zu zertheilen. Das Mittel half natürlich nichts, wohl aber Livingstone's Operation. Einer solchen unterwirft sich Jedermann, ohne den Schmerz merken zu lassen; auch die Frauen zeigen sich dabei äußerst standhaft. Sie rühmen sich, allen Schmerz ertragen zu können, und wenn die Mutter einem kleinen Mädchen einen Dorn aus dem Fuße zieht, sagt sie: „Nun, Ma, Du bist ein Weib, ein Weib darf nicht schreien." Für Männer wäre es schimpflich, Thränen zu vergießen; der Reisende sah nur einmal einen Betschuana weinen; er war Vater, und sein Knabe hatte das Leben in einem tiefen Brunnen verloren. Den Act des Gebährens betrachten die Frauen nicht als eine Krankheit, sondern als das, was es ist, eine natürliche Verrichtung; sie begriffen anfangs nicht, daß bei den Europäern auch Männer dabei hilfreiche Hand leisten, waren aber sehr dankbar, als der Reisende bei Zwillingsgeburten und in einigen anderen schwierigen Fällen rasch zu Stande kam, nachdem die einheimischen Frauen ferner keinen Rath wußten. Ueberhaupt leisteten ihm die Kuren, welche er verrichtete, großen Vorschub. brachten ihm aber auch mancherlei Verlegenheit. So erzählt er folgenden Vorfall.

„Eine Frau kam hundert Meilen weit her, um in einer Krankheit, mit welcher die einheimischen Doctoren nichts anzufangen wußten, Hilfe zu suchen. Die Heilung erfolgte, und sie ging wieder zu ihrem Manne, welchem sie nach etwa einem Jahre ein Kind gebar. Früher hatte er ihr oft vorgeworfen, daß sie unfruchtbar sei; jetzt sandten sie mir ein hübsches Geschenk und verbreiteten im ganzen Lande die Sage, daß ich ein Mittel gegen Unfruchtbarkeit besitze. Die Folge war, daß ich mit Gesuchen von allen Seiten her bestürmt

Digitized by Google

wurde; manche kamen hunderte von Meilen weit her, um das große Mittel zu kaufen. Vergeblich setzte ich auseinander, daß ein solches mir nicht zu Gebote stehe; je mehr ich ablehnte, um so mehr bot man mir, die Leute wollten alles Mögliche für die „Kindermedicin" geben. Manche Auftritte waren herzzerreißend, zum Beispiel, wenn eine Frau in Thränen ausbrach und sagte: Ich werde alt; Du siehst, daß ich schon graues Haar bekomme, und ich habe noch kein Kind. Du weißt, daß die Betschuanamänner ihre alten Frauen verstoßen; was soll ich nun machen? Ich habe kein Kind, das mir Wasser bringt, wenn ich krank bin 2c."

Die ganze Landstrecke, welche sich der Wüste entlangzieht, von Kuruman bis Kolobeng oder Litubaruba und weiter nach Norden hin bis unter die Breite des Ngami-Sees, zeichnet sich durch ein sehr gesundes Klima aus. Nicht blos die Eingeborenen, sondern auch die Europäer, deren Gesundheit zum Beispiel in Indien gelitten hat, finden jenen Strich gesund und erkräftigend. Die Missionaire haben dort, trotz ihres schweren und angreifenden Berufes, bei guter Gesundheit ein hohes Alter erreicht. Kranke, welche mit allen Anzeichen der Auszehrung in's Land kamen, sind durch das bloße Klima vollkommen hergestellt worden. Jenes an der Küste, welches als so zuträglich für die britischen Soldaten gerühmt wird, ist für Lungenleidende bei weitem nicht so zuträglich, als die Gegenden, welche dem Einflusse der Seeluft nicht unterworfen sind. Der Aufenthalt erfordert übrigens dort viel thierische Nahrung, und diese führt nicht etwa, wie in andern heißen Klimaten, Gallenkrankheiten herbei, während bloße Pflanzenkost nachtheilige Folgen hat. Oswell findet dieses Klima weit angenehmer als jenes von Peru; Livingstone besaß leider keine Instrumente, um in's Einzelne gehende Beobachtungen anzustellen; er hebt aber hervor, daß es zu dem feuchten englischen Klima einen völligen Gegensatz bilde. Der sogenannte Winter ist völlig trocken, von Anfang Mai bis Ende August fällt kein Tropfen Regen, Feuchtigkeit und Kälte kommen nie gemeinschaftlich vor. In Kolobeng stieg kurz vor der Regenzeit der Thermometer manchmal an der kühlsten Stelle im Missionshause auf 96 Grad F., aber diese Hitze wirkte niemals so abspannend, wie in Indien oder an der afrikanischen Küste. Abends war die Luft labend kühl, und auf die heißen Tage folgten stets erfrischende Nächte. Auch die stärkste Hitze ist dort nicht so drückend,

Digitized by Google

als wenn die Luft mit Feuchtigkeit geschwängert wäre, und die starke Verdunstung, welche nach einem Regen eintritt, macht die Regenzeit zur angenehmsten für das Reisen. Abende und Morgen sind das ganze Jahr hindurch herrlich und balsamisch; man wünscht die Luft weder kälter noch wärmer und kann bis Mitternacht im Freien sitzen, ohne sich zu erkälten, kann auch im Freien schlafen, und oft fällt Monate lang auch nicht ein Thautropfen.

Siebentes Kapitel.

Krankheiten der wilden Thiere. — Löwen, Mäuse und Schlangen. — Das Land der Bamangwato. — Sitten und Gebräuche; Wehrhaftmachung und Boyale. — Die Bakaahöhen. — Der Strauß.

Livingstone trat seine Weiterreise am 15. Januar 1853 an und verließ eine Gegend, welche kurz vorher so arg verwüstet worden war. Viele Hunde waren längere Zeit nicht sichtbar gewesen, kamen aber dann sehr wohlgenährt wieder zum Vorschein. Aber Niemand mochte sie haben, denn offenbar verdankten sie ihre Wohlbeleibtheit dem Umstande, daß sie menschliche Leichen gefressen hatten.

Auf dem Wege von Khopong, dem alten Flußbett entlang, welches nun den Pfad nach Boatlanama bildet, fand er eine Art von Cactus, die dritte, welche er überhaupt gesehen hatte. Die eine wächst in der Capkolonie und hat eine hellrothe Blume; die andere, mit leberfarbiger Blüthe, kommt am Ngami-See vor; diese dritte, welche damals nicht blühete, ist selten, und die Bakuene glauben, sie habe die Fähigkeit, aus einer Gegend in eine andere zu wandern.

Am 21. Januar erreichte er die Brunnen von Boatlanama, die er zum ersten Male trocken fand; auch der Lopepe, den er früher als ein Gefließ gekannt hatte, das aus einem schilfbedeckten Sumpfe kam, war trocken. Die heiße Salzquelle von Serinane, östlich vom Lopepe, ist untrinkbar, und der Reisende eilte deshalb dem Maschue zu, der köstliches Trinkwasser hat. In jener Gegend bemerkt man oft einen unangenehmen Geruch, welcher von einer Ameise, der Leschonya, herrührt; sie ist fast einen Zoll lang und giebt, wenn sie sich beunruhigt sieht, zum Beispiel mit einem Stecken angerührt

Digitized by Google

wird, jenen scharfen Geruch von sich, in ähnlicher Weise wie das bekannte Stinkthier; derselbe ist so flüchtig, wie Aether. Auch Landschildkröten sind nicht selten; ihr Fleisch sammt den noch nicht gelegten Eiern giebt eine wohlschmeckende Speise. Sie machen sich Pfade bis zu Quellen, welche Salz enthalten, und kommen aus weiter Ferne her, um dies wohlthätige Mineral zu genießen; in Ermangelung desselben fressen sie Holzasche. Es ist bemerkenswerth, daß dieses Thier sich überhaupt in einem solchen Lande halten kann, denn es vermag dem Menschen nicht zu entrinnen. Man nimmt die Jungen des Schildpats wegen, aus welchem Kästchen gemacht werden; in diesen bewahren die Frauen wohlriechende Kräuter auf, welche sie um den Hals hängen, die Schalen der größeren werden als Näpfe und Wassergefäße benutzt. Diese Schildkröten haben eine gelbe und dunkelbraune Farbe, welche jener des Grases und der Gestrüppe gleicht, und so entziehen sie sich der Aufmerksamkeit. Die Schale ist so hart und glatt, daß selbst der Zahn einer Hyäne davon abgleitet. Sie nähren sich von zartem Grase und einer Pflanze, welche Thotona genannt wird; sehr gern suchen sie, aus dem oben angegebenen Grunde, Aschenhaufen auf und Stellen, wo der Boden salzigen Ausschlag zeigt.

Die wilden Thiere sind manchen Krankheiten unterworfen. Livingstone sah manche Kokong's oder Gnu's, Kama's oder Hartebeeste, Tsessebe, Kukama und Giraffen so räudig, daß selbst die Eingeborenen das Fleisch nicht genießen wollten. Daß Pferde und Kudu's einer Seuche unterworfen sind, ist schon früher bemerkt worden. Auch das Zebra leidet oft an einer ansteckenden Krankheit, und nicht selten findet man es mit Schaum vor den Nüstern todt liegen. Daß die Seuche bei den wilden Thieren dieselbe ist, wie bei den zahmen, ergiebt sich aus einem einfachen Umstande; der Genuß des Fleisches erzeugt nämlich beim Menschen dasselbe Karbunkelgeschwür Kuatsi oder Selonda. Büffel werden von Augenentzündungen heimgesucht und erblinden; das Nashorn hat oft Würmer zwischen den Augen, doch sind diese nicht die Ursache der Verschwommenheit seiner Sehkraft, während welcher es zum Beispiel an dem Jäger, welcher geschossen hat und dann ganz still steht, vorüberrennt, weil es ihn wohl für einen Baum hält, sondern der Blick wird wohl durch das Horn beirrt; wenigstens hat die Varietät, welche Kuabaoba genannt wird, und deren Horn von der

Digitized by Google

Gesichtslinie in gerader Richtung nach unten zu läuft, einen sehr sichern Blick. Auch an Eingeweidewürmern leiden alle wilden Thiere; das Rhinoceros wird von Band- und von dicken Spulwürmern heimgesucht; ohne diese ist auch der Elephant und das Zebra nur selten, ebenso haben sie Fadenwürmer unter der Darmhaut. Kleine rothe Larven, welche auf der Hand ein Jucken hervorbringen, liegen in Klumpen hinten in der Kehle des Nashorns, an der Luftröhre; im Magen des Leches findet man platte, blutigelartige Würmer mit schwarzen Augen. Zebras, Giraffen, Elenne und Kukamos magern manchmal bis zum Gerippe ab, theils durch Krankheit, theils weil sie keine Zähne mehr haben.

Auch die fleischfressenden Thiere werden räudig, und mancher Löwe magert ab und kommt elend um, weil die Zähne ihm fehlen. Wenn er alt wird und kein Wild mehr jagen kann, geht er nicht selten in die Dörfer um Ziegen zu holen, zerreißt auch wohl gelegentlich eine Frau und ein Kind, und darin besteht für ihn dann einzig und allein die Möglichkeit, sich zu ernähren. Daraus ist wohl der Glaube entstanden, daß er Menschenfleisch, wenn er es einmal gekostet habe, allem andern vorziehe. Ein Löwe, der Menschen frißt, ist allemal ein altes Thier, und wenn er seine Furcht vor Menschen so weit überwunden hat, daß er auf Menschenraub ausgeht, dann sagen die Leute: „Seine Zähne sind abgenutzt, er wird bald Menschen tödten.“ Sie machen dann gleich Jagd auf ihn. Lebt aber solch ein alter Löwe fern von menschlichen Wohnungen, oder wagt er sich nicht an die Buschmänner und Bakalahari, dann hält er sich an Mäuse und andere kleine Nagethiere, und frißt sogar Gras. Die Eingeborenen folgen seiner Spur, sobald sie in seinen Excrementen unverdauete Pflanzenstoffe finden, treffen ihn gewöhnlich unter einem Baum an und fertigen ihn ab. Gras frißt er wohl nur als Arznei, etwa wie die Hunde. Daß er sich in vielen Fällen vor den Menschen fürchtet, ist ausgemacht, selbst die Löwin frißt manchmal eher ihre eignen Jungen, als daß sie sich an Menschen wagt. Er vermeidet oft schon eine Gegend, sobald er die Fußspuren der Eingeborenen wittert, manchmal ist er aber auch keck. Als Livingstone sich anschickte, nach Kolobeng überzusiedeln und Chonuane zu verlassen, zeigten sich bei letzterm Orte so viele Löwen, daß die Eingeborenen nach Anbruch der Dunkelheit nicht mehr vor die Thür gehen mochten.

Digitized by Google

Wer bei Tage einem Löwen begegnet, was in jener Gegend keineswegs selten ist, darf nicht etwa eine edle und majestätische Erscheinung erwarten; er sieht vielmehr nur ein Thier, das größer ist, als der stärkste Hund, und auch einige entfernte Aehnlichkeit mit einem solchen zeigt. Sobald er den Menschen gewahrt, bleibt er ein paar Secunden stehen, blickt hin, wendet sich langsam um, geht etwa ein Dutzend Schritte bedächtig, beginnt dann zu traben und rennt nachher, sobald er sich aus der Gesichtsweite glaubt, rasch weg wie ein Windspiel. Man kann als Regel annehmen, daß bei Tage keinerlei Gefahr vom Löwen zu besorgen ist, falls man ihn nicht angreift, und dasselbe ist bei Mondschein der Fall. Nur die Begattungszeit macht eine Ausnahme; während derselben trotzt er jeglicher Gefahr, und wenn dann ein Mann windwärts vor ihm geht, dann stürzt er nebst seinem Weibchen auf ihn zu; doch kommt dergleichen nicht häufig vor. In Mondscheinnächten hielt der Reisende sich so sicher, daß er die Zugochsen nicht einmal festband, sondern sie neben dem Wagen lagern ließ; in dunkelen Regennächten wird oft ein Ochs dem Raubthiere zur Beute. Der Löwe schleicht allemal ganz leise und heimlich heran, er müßte denn verwundet sein; er wagt aber den letzten Sprung nicht, wenn er etwas wittert, das er für eine Falle hält. Dies scheint für das ganze Katzengeschlecht charakteristisch zu sein. Wenn in Indien ein Jäger eine Ziege in freiem Felde an einen Pfahl binden wollte, um den Tiger anzulocken und ihm beizukommen, so würde er rasch die Beute mit einem Krallenschlage holen, und man hätte nicht einmal Zeit genug zum Anschlagen; man gräbt deshalb ein Loch, bindet dann in demselben die Geis an einen Stock und hängt ihr einen Stein an's Ohr, so daß sie nicht zur Ruhe kommt und die ganze Nacht hindurch meckert. Der Tiger kommt, sobald er aber das Loch gewahrt, besinnt er sich, geht mehrmals rund um die Grube und giebt so dem Jäger, welcher im Hinterhalte liegt, bequeme Gelegenheit zum Schusse.

Ein sehr hungriger Löwe, der auf der Lauer liegt, beginnt heranzuschleichen, sobald er ein anderes Thier sieht. Einst kroch ein Mann ganz leise, um einem Rhinoceros nahe zu kommen, und war keineswegs angenehm überrascht, als er bemerkte, daß ein Löwe gegen ihn heranschlich; er rettete sich nur dadurch, daß er flugs auf einen Baum kletterte. Bei Lopepe sprang eine Löwin hinten auf

Digitized by Google

das Pferd des Herrn Oswell, dem sie mit ihrer Tatze die Hand streifte, das Roß sprang auf und warf den Reiter ab, der besinnungslos an der Erde lag und nur seinem Hunde die Rettung verdankte. Hauptmann Codrington erlebte Aehnliches, schoß aber den Löwen nieder. Ein ander Mal verlief sich eines seiner Pferde, blieb aber mit dem am Boden schleppenden Zaume an einem Baumstumpf hängen und konnte nicht weiter. Als der Capitain es nach zwei Tagen wiederfand, waren ringsum Fußspuren von Löwen, die sich aber nicht an das Pferd gewagt, offenbar weil sie Halfter und Zaum für eine Falle gehalten hatten. Einst wagten sich bei Nacht zwei Löwen bis auf ein paar Schritt an einen Ochsen heran, der an einen Wagen gebunden war; ganz nahe dabei war ein Schaf an einem Baume befestigt, aber jene versuchten nicht einmal einen Sprung. Zwei von Livingstone's Leuten lagen einst, ohne irgend welche Gefahr zu ahnen, in tiefem Schlafe mitten zwischen Eingeborenen, in einem Gebüsch bei Maschue. Als das Feuer beinahe verloschen war, kam ein Löwe bis dicht in ihre Nähe, er sprang aber nicht zu, sondern fing an zu brüllen. Lediglich der Umstand, daß ein Reitochse vermittelst eines langen Riemens an einen Baum gebunden stand, war die Ursache, daß der Löwe Furcht bekam und seinem Instinct nicht folgte. Er trollte sich dann nach einem etwa hundert Schritt entfernten Hügel, wo er die ganze Nacht hindurch brüllte.

Ueber den Löwen bemerkt Livingstone weiter Folgendes: Was ich vom Löwen gesehen und über ihn gehört habe, bestätigt keineswegs, daß er ein unerschrockenes und edles Thier sei, wie man oft behauptet. Er erscheint weder so edel als der Neufundlandhund, noch wie jener vom St. Bernhard; aber seine Stärke ist allerdings gewaltig, und die Muskelmassen an Kinnbacken, Schulter und Vorderbeinen zeugen von großer Kraft, obwohl vielleicht der indische Tiger noch stärker ist. Der Löwe kann einen todten Ochsen nach seinem Schlupfwinkel an der Erde hinschleppen, springt auch wohl auf ein Pferd, aber niemand hat gesehen, daß er seine Pranken einer lebendigen Giraffe in den Rücken geschlagen habe; er springt nicht einmal einem Elenn auf das Hintervierte, sondern versucht das Thier zu Boden zu reißen. Die Herren Oswell und Vardon beobachteten, wie drei Löwen einen Büffel niederzureißen versuchten, aber längere Zeit konnten sie nicht damit zu Stande kommen, obwohl

Digitized by Google

derselbe mit einer vierlöthigen Kugel verwundet war. Gewöhnlich packt der Löwe seine Beute an den Weichen nahe bei den Hinterbeinen oder am Halse, am liebsten aber an der Seite, wo er auch allemal seinen Fraß beginnt. Die Eingeborenen und die Löwen haben so ziemlich einerlei Leckerbissen, und das Elenn wird vom Löwen so geschickt und so völlig ausgeweidet, daß es kaum aufgerissen zu sein scheint. Eingeweide und Fett bilden eine reichliche Mahlzeit auch für den größten Löwen. Der Schakal kommt herbeigeschnüffelt, erhält aber manchmal für seine Zudringlichkeit einen solchen Schlag mit der Löwentatze, daß er gleich todt auf dem Flecke liegen bleibt. Sobald der Löwe sich vollgefressen hat, schläft er ein und wird dann leicht abgethan. Die Jagd auf ihn mit Hunden ist weniger gefährlich, als jene auf den Tiger, denn die Hunde treiben ihn in's Freie und stellen ihn, so daß der Jäger gut zielen kann.

Der Löwe wird überall in Menge angetroffen, wo viel Wild ist, aber niemals in Heerden, sondern in Trupps zu sechsen oder achten, die wahrscheinlich eine Familie bilden. Diese jagen gemeinschaftlich. Man läuft in den Straßen Londons mehr Gefahr unter einen Wagen zu gerathen, als in den Einöden Afrika's, von einem Löwen zerrissen zu werden, falls man nicht etwa Jagd auf ihn macht.

Das Gebrüll des „Königs der Thiere" ist bei weitem nicht so erschrecklich, als es gewöhnlich dargestellt wird. Gewiß ist es unheimlich, wenn man es in einer Nacht vernimmt, in welcher auch die Erde vom Donner erdröhnt und Alles so pechfinster ist, daß der Blitzstrahl selbst nur noch dazu beiträgt, die rabenschwarze Dunkelheit gleichsam erkennbarer zu machen, wenn der Regen in Strömen herabgießt und das Feuer auslöscht, wenn man nicht einmal einen Baum zum Schutz hat und sich auf sein Gewehr nicht verlassen kann. Sitzt man aber im Hause oder im Wagen, so hört man dem Löwengebrüll mit großer Gemüthsruhe zu. Der dumme, hilflose Strauß macht ein ebenso lautes Geräusch, aber noch nie haben Menschen sich vor ihm gefürchtet. Vom majestätischen Gebrüll des Löwen zu sprechen, ist eben majestätisches Geschwätz. Aus der Ferne kann man gar nicht unterscheiden, ob ein Gebrüll vom Löwen oder vom Strauß herrührt; doch versichern die Eingeborenen, sie könnten zu Anfang einen Unterschied wahrnehmen. Uebrigens brüllt der Löwe anders, und gleichsam in singendem Tone,

Digitized by Google

wenn er satt ist, als wenn ihn hungert; seine Stimme kommt auch mehr und tiefer aus voller Brust, als jene des Straußes; Livingstone kann aber das Geräusch beider Thiere mit Sicherheit nur dadurch unterscheiden, daß der Strauß bei Tage, der Löwe aber bei Nacht brüllt. —

Der afrikanische Löwe ist braungelb, und das Männchen hat eine starke Mähne, deren Haarspitzen bei manchen Individuen schwarz sind; doch kommen auch Männchen vor, denen die Mähne fehlt; Oswell und Wilson haben dergleichen geschossen. Die Löwen in der Nähe des Ngami-Sees hörte Livingstone nur sehr selten brüllen. Der „König der Thiere" hat außer den Menschen noch manche anderen Feinde; zum Beispiel die Büffelkuh, welche ihm mit einem einzigen Hörnerstoß das Garaus machen kann. Es ist noch sehr die Frage, ob ein einzelner Löwe überhaupt jemals einen Angriff gegen den Büffel wagt. Unsere Reisenden beobachteten, daß auf einer Ebene die Büffelbullen einen Trupp Löwen von den Kühen und Kälbern, welche hinter jenen standen, dadurch abhielten, daß sie dem Feinde den Kopf entgegenhielten, und in Indien kommt es vor, daß Büffel den Tiger jagen. Auch an den Elephanten wagt sich der Löwe nicht, nur dann und wann raubt er wohl ein Junges, und vor dem Rhinoceros nimmt er Reißaus, sobald es ihm nur zu Gesicht kommt.

In der Umgegend von Maschue findet man verschiedene Arten von Mäusen in großer Menge, z. B. Euryotis unisulcatus, Cuv. Mus pumelio, Sparm. und Mus lehoela, Smith; die erstgenannte zeichnet sich dadurch aus, daß bei herannahender Gefahr die Jungen sich den Alten auf den Hinterleib setzen, um mit ihnen entfliehen zu können. Häufig ist der Boden von diesen Thieren so unterwühlt, daß der Fuß des Wanderers bei jedem Schritt einsinkt. Diese Mäusearten machen kleine, etwa zwei Fuß hohe Heuhaufen. Wo viele Mäuse sind, findet man hier allemal auch Schlangen, welchen jene zum Futter dienen; deswegen ist eine Katze im Hause sehr nützlich, um Schlangen aus demselben fern zu halten. Doch schleichen sie sich trotzdem manchmal ein; übrigens beißen auch die giftigsten Arten nur, wenn sie in Furcht gesetzt werden, oder wenn man sie tritt, oder endlich zur Begattungszeit. In Kolobeng wurde eine dunkelbraune, fast schwarze Schlange getödtet, die 8 Fuß 3 Zoll lang war; sie war eine Picakholu,

Digitized by Google

die so giftig ist, daß von den angreifenden Hunden der zuerst gebissene augenblicklich stirbt, der zweite in fünf Minuten, der dritte nach etwa einer Stunde, während der vierte noch etwa drei- oder viermal so lange am Leben bleibt. Sie richtet auch unter dem Vieh großen Schaden an. Aus den Giftzähnen des eben erwähnten Exemplars träufelte noch stundenlang Gift, nachdem der Kopf abgehauen worden war. Wahrscheinlich gehörte sie zu den sogenannten Spritzschlangen; die Eingeborenen glauben nämlich, daß dieses Thier im Stande sei, seinen Feinden bei günstigem Winde Gift in das Auge zu spritzen. Alle diese Thiere bedürfen des Wassers und kommen weit her, um Flüsse und Teiche zu besuchen. Auch andere gefährliche Schlangen kommen vor, und außerdem verschiedene Vipern. Die Noga-yut-sane oder Zickleinschlange soll bei Nacht wie eine junge Geis meckern, und Livingstone hörte dieses Geräusch. Einige Schlangenarten geben einen eigenthümlichen Geruch von sich, wenn sie sich beunruhigt glauben, und verrathen dadurch ihre Gegenwart im Hause. Die Cobra (Naia haje), in verschiedenen Varietäten, fehlt in Südafrika nicht; dort leben auch verschiedene Species von Dendrophis, z. B. Bucephalus viridis, der grüne Baumkletterer, welche im Gezweig Vögel haschen und nach Eiern suchen. Ihre Fangzähne sind weniger dazu eingerichtet, Gift mitzutheilen, als vielmehr das Thier, welches gefangen worden ist, recht festhalten zu können. Dasypeltis inornatus hat kleine Zähne, durch welche sie Eier hindurchlassen kann, welche sie erst hinten im Schlunde zerdrückt, so daß ihr nichts vom Inhalte verloren geht; sie wirft dann die Schale aus. Viele Schlangen sind harmlos und werden gegessen z. B. die große Python, Metse palli oder Tari, welche bis zu 15 und 20 Fuß Länge erreicht und meist von kleinen Nagethieren lebt; sie sind völlig harmlos; manchmal erwürgen sie wohl auch einen Steinbock oder eine Pallahantilope. Ihr Fleisch ist für die Buschmänner und Bakalahari ein wahrer Leckerbissen, und sie tragen, man möchte sagen, Klötze derselben auf ihren Schultern fort, nachdem sie die Schlange erlegt haben; diese hat oft die Dicke eines Mannesschenkels. Einige Bayeiye, mit welchen Livingstone verkehrte, behaupteten, der Biß giftiger Schlangen könne ihnen nichts anhaben; sie machten sich Risse in die Haut, aber wohlweislich mit Zähnen von unschädlichen Schlangen. Sie verschluckten auch (ob wirklich oder angeblich?) Gift, um sich einen Namen zu machen;

Digitized by Google

als ihnen aber Dr. Andreas Smith die Fangzähne von einer in der That giftigen Schlange in die Hände gab und sie aufforderte, das Experiment zu wiederholen, gaben sie eine ausweichende Antwort.

Livingstone befand sich nun nördlich vom Wendekreise des Steinbocks, im Lande der Bamangwato. Er bemerkt, daß alle Betschuana- und Kaffernvölker im Süden des Zambesi die Beschneidung (Boguera) haben, aber die Gebräuche, welche sie dabei beobachten, sorgfältig geheim halten; nur der Eingeweihte darf dabei zugegen sein. Doch wurde es dem Reisenden gestattet, beim zweiten Theil der Feierlichkeit, dem „Sechu", zugegen zu sein. Bei Tagesanbruch stand eine Reihe vierzehnjähriger Knaben nackt in der Kotla; jeder hatte ein Paar Sandalen in der Hand. Ihnen gegenüber standen, gleichfalls unbekleidet, die Männer des Dorfes, alle mit dünnen Stäben von der Morotlapflanze (Grewia flava) bewaffnet. Sie tanzten den Kohatanz, und während sie sprangen, richteten sie an die Knaben die Frage: „Wollt ihr den Häuptling gut bewachen? Wollt ihr die Heerden gut bewachen?" Die Knaben geben eine bejahende Antwort, während die Männer jedem einen tüchtigen, weit ausgeholten Schlag auf den Rücken versetzen; die Knaben halten die Sandalen vor und suchen dadurch den Streich abzuschwächen, aber die Wunde wird doch gewöhnlich einen Fuß lang, und das Blut spritzt hervor. Der Rücken ist, wenn der Tanz zu Ende geht, mit offenen Wunden und Striemen völlig bedeckt, und die Spuren sind unvergänglich. Man will die einstigen Krieger früh abhärten und sie derart vorbereiten, daß sie würdig sind, in die Reihen der Männer einzutreten. (Es ist eine Art Ritterschlag.) Ein Knabe, der diese Feierlichkeit überstanden und dann ein Rhinoceros erlegt hat, darf sich ein Weib nehmen.

Beim Kohatanze, wie bei manchen anderen Gebräuchen, wird dem Alter Achtung bezeigt. Ein jüngerer Mann, welcher etwa aus der Reihe hervortritt, um den Knaben Schläge zu geben, kann von einem ältern mit Streichen bedacht werden, und manchmal begegnet das auch sogar dem Stammhäuptling. Livingstone scherzte mit den jungen Leuten und sagte, sie hätten nicht viel Muth, die europäischen Soldaten seien tapfer, ohne so viel Schmerz ausstehen zu müssen; da entgegnete einer: „Frag ihn, ob ich nicht ebenso ruhig beim Feuer schlafe als er, wenn wir von einem Löwen gezwungen werden, Halt zu machen?"

Digitized by Google

Dieſes „Sechu“ iſt nur bei drei Stämmen gebräuchlich, dagegen Boguera (die Beſchneidung) wohl bei allen Kaffern und Betſchuanas, aber nicht bei den Negern im Norden des 20. Breitengrades. Sie erſcheint übrigens nicht als ein religiöſer, ſondern als ein bürgerlicher Brauch. Alle Knaben zwiſchen zehn und vierzehn oder fünfzehn Jahren werden ausgewählt, um für ihre ganze Lebenszeit Gefährten eines Häuptlingsſohnes zu ſein. Man bringt ſie in Hütten, die an einer weit abgelegenen Stelle, etwa tief im Walde, aufgeſchlagen worden ſind. Dorthin gehen die bejahrten Männer, lehren ſie die Tänze und weihen ſie in die Geheimniſſe afrikaniſchen Staatlebens ein. Jeder Knabe muß eine Rede halten zu ſeinem eigenen Lob und Preis, eine ſogenannte Leina. An Schlägen und Streichen fehlt es auch bei dieſen Einweihungen nicht; davon zeugen die blutigen Rücken. Dieſe Genoſſenſchaften oder Banden (im Plural Mepato, im Singular Mopato), erhalten eigenthümliche Benennungen, z. B. Matſati, die Sonnen; Mabuſa, die Herrſcher; demnach etwa ſo, wie man Regimenter in europäiſchen Heeren benannt hat. Beim Aufruf ſchaaren ſie ſich zuſammen, obwohl ſie in verſchiedenen Theilen eines Dorfes wohnen, und ſtellen ſich unter den Befehl des Häuptlingsſohnes. Sie bewahren unter einander eine Art von Gleichheit und haben in gewiſſer Hinſicht einen Communismus, und reden einander als Molekane an, d. h. Kamerad. Wer gegen die Satzungen verſtößt, alſo etwa allein ſpeiſet, wenn er einen ſeiner Genoſſen in der Nähe weiß, oder ſich Feigheit zu Schulden kommen läßt, oder überhaupt ſeine Schuldigkeit nicht thut, kann von irgend einem Mitgliede ſeiner Genoſſenſchaft mit Streichen beſtraft werden; nie aber darf ſich einer, der einer jüngern Genoſſenſchaft angehört, an einem Mitgliede einer ältern Genoſſenſchaft vergreifen. Sobald drei oder vier Compagnien vorhanden ſind, liegt der älteſten die Pflicht ob, nicht mit in den Krieg zu ziehen, ſondern Frauen und Kinder zu bewachen. Ein Flüchtling, welcher bei einem Stamme Schutz ſucht, wird zu demjenigen Mopato gewieſen, das dem entſpricht, welchem er unter ſeinem eigenen Volk angehört hat, und wird Mitglied deſſelben. Kein Eingeborener kennt ſein Alter. Wenn man einen darnach fragt, erfolgt ſtatt der Antwort eine andere Frage: „Kann Jemand ſich erinnern, wann er geboren wurde?“ Man berechnet das Alter nach der Anzahl der Mepato,

Digitized by Google

deren Einweihungsfeierlichkeiten man gesehen hat. Wer vier oder fünf jüngere Mepato hinter sich hat, ist der Dienstpflicht überhoben und braucht nicht ferner Waffen zu tragen. Der älteste Mann, mit welchem Livingstone über diese Verhältnisse sprach, hatte elf Knabenabtheilungen zur Boguera einweihen sehen; er mochte etwa fünfundsiebzig bis achtzig Jahre alt sein. Die ganze Einrichtung ist sehr zweckmäßig darauf berechnet, die Mitglieder eines Stammes an die Familie des Häuptlings zu binden und eine Zucht herzustellen, welche den Befehl über die Gesammtheit erleichtert. Nach der Einweihung erhält derjenige Knabe, welcher im Wettlauf Sieger blieb, einen Preis vor allem Volk. Nun sind die jungen Leute Männer (Banona, viri) und dürfen in der Kotla neben den Alten Sitz nahmen; bisher galten sie nur als Knaben (Basimane, pueri). Die Boguera, gegen welche die ersten Missionaire anei-ferten, weil sie Heidenthum dahinter witterten, war wohl nur ein Brauch, den man aus Gesundheitsrücksichten und aus politischen Gründen einführte. Eine ununterbrochene Kette von Stämmen zwischen Arabern und Betschuanas und Kaffern, welche die Beschneidung hätte, ist nicht vorhanden; sie besitzt, wie schon bemerkt, hier keinerlei religiöse Bedeutung, und kann gewiß nicht auf eine mohammedanische Quelle zurückgeführt werden.

Eine ähnliche Feierlichkeit, die Boyale, findet bei den Mädchen statt, welche von einer erfahrenen Frau zum Wasserholen abgerichtet werden. Während der Einweihungszeit tragen sie ein Gewand, das aus Kürbiskernen und Binsen besteht, die beide durch einander verflochten sind, und dieser Stoff wird in Gestalt einer 8 um den Leib geschlagen. Der Sinn ist, daß ein Weib Anstrengung ertragen lernen soll. Um ihre Standhaftigkeit auf die Probe zu stellen, legt man ihnen manchmal brennende Kohlen auf den Vorderarm.

Die Hügel im Lande der Bamangwato erheben sich, als Theile der sogenannten Bakaakette, etwa achthundert Fuß über die Ebene, und bestehen aus Massen von schwarzem Basalt. Sie sind wahrscheinlich die letzte Reihe vulkanischen Gesteins in Südafrika. Als Livingstone nach Norden hin zog, kam er durch den Paß Manakalongwe oder Einhornpaß. Das dortige Einhorn ist eine große eßbare Raupe mit einem emporstehenden hornartigen Schwanze. Der Paß heißt auch Porapora, oder das rieselnde

Digitized by Google

Wasser, denn vor Zeiten ist ein Fluß hindurch geströmt, ein Arm oder Theil des Mahalapi. Von dieser Stelle ab bekam der Reisende Monate lang keinen Hügel mehr zu Gesicht, denn das Land zeigt von nun an nach Norden hin weite Flecke von trappbedecktem Tuffstein, mit spärlichem Graswuchs und stacheligen Gesträuchen, und diese gelben Grasebenen mit den Moretloa- und Mahatlabüschen sind für diese Gegenden charakteristisch. Dieses Braungelb waltet fast das ganze Jahr hindurch vor. Die Bakuenehügel machen in diesen Flächen eine Ausnahme, denn sie sind bis oben hin mit Bäumen bestanden, und manche Thäler zeigen ein liebliches Grün; selbst die Ebenen im Bakuenelande haben Bäume statt der sonst gewöhnlichen Büsche.

In dieser ganzen Region könnte europäisches Getreide ohne Bewässerung nicht gedeihen. Die Eingeborenen bauen die Durra (Holcus sorghum), Mais, Kürbisse, Melonen, Gurken und verschiedene Arten Bohnen, und verlassen sich dabei auf den Regen. Ihr Hauptgeräth ist die Hacke, und die meiste Arbeit muß von den Frauen verrichtet werden; die Männer gehen auf die Jagd, melken die Kühe und besorgen überhaupt das Vieh; sie bereiten die Felle zu und verfertige auch die Kleidung.

Am 28. Januar fand Livingstone, zwanzig Meilen nördlich vom Lande der Bamangwato, bei Letloche, reichlich Wasser. In jener Gegend ist das begreiflicherweise ein Punkt von großer Wichtigkeit, und Reisende, die einander begegnen, fragen stets: „Habt ihr Wasser gehabt?“ oder: „Wie steht es mit dem Regen? Wo ist der Regen?“ Auf manchen Strecken ist sechzig Meilen weit kein Wasser zu finden. Bis Letloche ist der bekannte englische Jagdliebhaber Gordon Cumming gekommen, dessen Werk über Südafrika allgemein bekannt geworden ist. Livingstone giebt diesem Manne das Zeugniß, daß er nicht etwa „Jagdgeschichten“ erzählt, d. h. übertrieben und vieles Unwahre zum Besten gegeben, sondern die Wahrheit berichtet habe.

Auf jenen Ebenen ist der Strauß sehr häufig; gewöhnlich hält er sich an Stellen auf, wo er weit und breit die Gegend übersehen, und Niemand ihm nahe kommen kann. Sobald er zu laufen anfängt, etwa um einem aus der Ferne herankommenden Wagen aus dem Wege zu gehen, thut alles andere Wild in der Nähe ein Gleiches. Der Strauß behält allemal die Richtung bei,

Digitized by Google

welche er anfangs genommen hat. Beim Aesen nimmt er Schritte von 20 bis 22 Zoll, beim Gehen von 26 Zoll, aber wenn er aufgescheucht wird, mißt sein Schritt 11 bis 14 Fuß, und er kann deren 30 binnen zehn Secunden machen. Es ist dann ebenso wenig möglich, seine Beine zu erkennen, wie die Speichen an einem rasch umrollenden Wagenrade. Der Strauß kann sechsundzwanzig englische Meilen in der Stunde zurücklegen. Das Weibchen legt seine Eier in den Sand, an einer etwas vertieften Stelle von ungefähr drei Fuß im Durchmesser. Auch liegen da und dort einzelne Eier zerstreut umher, welche die Betschuanas Lesetla nennen, und diese sind dem Schakal ein willkommener Fund. Die Sträußin legt oft Eier in das Nest eines andern Weibchens, und in manchem hat man bis zu 45 Stück gefunden. Sowohl Männchen als Weibchen brüten, aber die Zahl der letzteren ist immer bei weitem größer, und oft mögen sie wohl allein die Arbeit verrichten. Einige neben dem Neste liegende Eier sind wohl dazu bestimmt, den zuerst ausgeworfenen Jungen so lange Nahrung zu geben, bis die ganze Brut auf den Beinen ist. Sie wird vom Männchen bewacht; die Jungen können schon ungemein rasch laufen, sobald sie die Größe unseres Landhuhns erreicht haben. Der Strauß läßt sich leicht zähmen, ist aber im Hause ein durchaus unnützes Thier. Das Ei hat eine große Lebenskraft. Livingstone hatte ein solches drei Monate lang in einem Zimmer bei 60 Gr. F. liegen; als es zerbrochen wurde, fand er ein theilweis entwickeltes Junges darin. Die Buschmänner hüten sich wohl, die Eier im Neste zu berühren, oder Fußspuren in dessen Nähe zurückzulassen; sie gehen nach der Stelle, wo dasselbe sich befindet, gegen den Wind, nehmen Eier heraus, kratzen dann alle Spuren ihrer Schritte mit einem Stecken oder Strauchzweige fort, und erreichen dadurch, daß die Strauße fortwährend neue Eier hinzulegen, etwa wie unsere Haushühner. Die Eier haben einen starken unangenehmen Geschmack, welchen nur der kräftige Appetit in der Wüste überwinden kann. Der Strauß frißt die Schoten und Samen von Leguminosen und Blätter verschiedener Pflanzen, die oft hart und trocken sind; deshalb verschlingt er dann auch Steine, welche manchmal so groß wie Klicker sind; auch Wurzelknollen verschmäht er nicht, und wilde Melonen geben ihm Feuchtigkeit. Bekanntlich ist dem Strauß sehr schwer beizukommen; den

Digitized by Google

Europäern gelingt das auch nur höchst selten, die Buschmänner kriechen oft meilenweit auf dem Bauche, um ihn zu beschleichen. Aber die beträchtliche Menge Federn, welche alljährlich in den Handel kommen, beweist doch, daß eine große Anzahl erlegt wird, denn jeder Vogel hat nur wenige in Schweif und Fittigen. Das Männchen ist glänzend schwarz, mit Ausnahme der weißen Zierfedern. Weibchen und halbausgewachsene Männchen sind dunkel braungrau. Die Sehorgane liegen so hoch, daß der Strauß seinen Feind schon aus weiter Entfernung gewahrt, aber der Löwe überrascht ihn manchmal. Das Fleisch ist weiß und grob; das beste hat Aehnlichkeit mit zähem Putersleisch.

Achtes Kapitel.

Salzpfannen und Bitterwasser. — Ntwetwe, Mowane- und Mopanebäume. — Buschmänner und Elephantenjagden. — Gifte. — Der Reisende erreicht den Sarschure. — Ueberschwemmte Wiesen. — Der Chobefluß. — Ankunft in Linyanti.

Bei dem Motlatsabrunnen verkehrte Livingstone mit mehreren Bakalahari. Er hebt hervor, wie wenig Eindruck der Missionair auf diese Wilden mache. Sie hören ruhig zu, als aber der weiße Mann sich auf die Kniee warf, um sich mit Worten (Gebet) an ein unsichtbares Wesen zu wenden, fanden sie das so entsetzlich komisch, daß sie in ein unauslöschliches Gelächter ausbrachen. Nachdem sie sich allmälig an den Anblick des Knieens gewöhnt hatten, hörte das Lachen auf. Ein Missionair sing einmal unter heidnischen Betschuanas, die keinerlei Musik haben, zu singen an; die Wirkung auf die Zuhörer war eigenthümlich, sie lachten nämlich dermaßen, daß ihnen die Thränen von den Wangen herabliefen. Die Gedanken und das Sinnen dieser Leute sind begreiflicherweise ganz darauf gerichtet, ihre leiblichen Bedürfnisse zu befriedigen, und das ist stets so gewesen. Livingstone will wissen, daß manche von ihnen, nachdem sie längere Zeit Unterricht erhalten, insgeheim zu beten angefangen hätten. Man befragte mehrere Bakuene, welche man für intelligent hielt, über ihre früheren

Digitized by Google

Begriffe vom Guten und Bösen, von Gott und einem zukünftigen Leben; sie hatten aber von allem dem keine irgend klare Vorstellung. Aber über das, was recht und unrecht sei, hatten sie allzeit ziemlich dieselben Begriffe wie die Christen, nur waren sie der Ansicht, daß es nicht im mindesten anstößig sei, mehr als eine Frau zu haben; sie dachten also in dieser Hinsicht wie Jehovah's Lieblinge bei den Juden, die Erzväter und die Könige David und Salomo ꝛc. Sie erklärten, daß ihre Regenmacher sich mit Bitten und Gebeten an Gott gewandt hätten, so gut wie die Christen, und zwar lange bevor sie noch Kunde davon bekommen, daß weiße Menschen in der Welt seien. In diesen Beziehungen haben sie also eben nichts Neues von den Missionairen gelernt. Uebrigens hatten sie keine Art von öffentlicher Verehrung des höchsten Wesens, keine Götzenbilder, keine förmlichen Gebete und nicht einmal Opfer, und dies Alles gilt sowohl von den Betschuanas wie von den Kaffern. „Bei Lotlakari trafen wir einen alten Buschmann, der anfangs gar keinen Begriff von Moralität zu haben schien; als wir aber sein Herz mit einem Geschenk an Fleisch erwärmt hatten, wurde er gesprächig und erzählte uns beim Feuer, daß er fünf andere Buschmänner erschlagen habe. Er zählte sie an den Fingern ab. Zwei, sagte er, waren Weibchen, einer ein Männchen, und die beiden andern waren Kälber. Man sagte ihm: Du bist ein nichtswürdiger Kerl; wie kannst Du Dich rühmen, Weiber und Kinder Deines eigenen Volkes erschlagen zu haben; was wird Gott sagen, wenn Du einst vor ihm erscheinst? — Er wird sagen, daß ich ein sehr geschickter Kerl bin." Am Ende stellte sich heraus, daß er den Ausdruck Gott mit jenem für seinen Häuptling verwechselte, auf dessen Befehl er gegen „rebellische Buschmänner" ausgezogen war. Je weiter man in Südafrika nach Norden vordringt, um so ausgeprägter werden bei den verschiedenen Stämmen religiöse Begriffe.

Am 8. Februar 1853 verließ Livingstone Motlatsa und ging dem Mokoko entlang, welcher noch bei Menschengedenken ein fließender Strom war. Zwischen Lotlokari und Nchokotsa kam er an dem kleinen Brunnen Orapa vorüber, und ein anderer, Namens Thutsa, lag ihm zur Rechten. Sein Wasser ist salzhaltig und abführend. Die „Salzpfanne" Chuantsa, welche mit einer anderthalb Zoll dicken Salzlage bedeckt ist, liegt zehn Meilen nordöstlich von Orapa.

Die Bamangwato haben in diesem Theile der Wüste große

Digitized by Google

Schaf- und Ziegenheerden, die überall vortrefflich gedeihen, wo sich Salz und Gesträuche befinden. Da die Ziegenmilch wegen ihrer Fettigkeit nicht leicht gerinnt, so thun die Eingeborenen den Saft einer Solaneacee hinzu; diese Pflanze heißt Toluane, und sie befördert das Gerinnen. Die Betschuanas geben die Milch in Säcke von ungegerbter Haut, von welcher sie das Haar entfernt haben. Die dicke geronnene Milch hat einen sauren, köstlichen Geschmack; sie schütten dieselbe an ihre übrigen Speisen, die dadurch nur noch nahrhafter werden. Man macht im Zorn oder Unwillen den armen Leuten, welche keine Milch haben, den Vorwurf, daß sie Wasser an ihr Essen thun.

Die Regenzeit trat 1853 ungewöhnlich spät ein, und die Hitze war sehr stark; zu Nchokotsa stand am Tage der Thermometer an der kühlsten Stelle, welche zu finden war, auf 96 Grad. In Kolobeng folgt bei einer solchen Temperatur sehr bald Regen, in Kuruman schon nach 84 Grad, aber weiter nach Norden hin erst wenn sie etwa hundert Grad erreicht hat, und hier zeigte das Quecksilber zwei Zoll unter dem Boden 128 Grad. Das war im Februar 1853. Ringsum war Alles verdorrt, und das Glitzern von den weißen Ausschlägen der Salzpfannen wirkte höchst empfindlich auf die Augen. Das Wasser war bitter und hatte unverkennbar thierische Bestandtheile angenommen; deshalb mußte der Reisende einige Brunnen graben und hatte deshalb manchen Aufenthalt. Bei Kube (Koobe) hatten sich Rhinoceronten im Teiche gewälzt und denselben in eine dicke Schlammmasse verwandelt; man mußte deshalb auch hier Löcher graben und diese vor den Thieren schützen, welche in Massen umherschwärmten um ihre Zunge zu laben. Ganze Heerden von Zebra's und Gnu's, zuweilen auch Büffel, zeigten sich tagelang in der Umgegend. Die Jäger richten manchmal unter diesen Thieren große Verwüstungen an, und Livingstone's Leute schossen ein schwarzes Rhinoceros.

Die große „Salzpfanne" Ntwetwe, über welche der Weg führte, ist so ausgedehnt, daß der Reisende die Breite nehmen konnte, wie auf See. Ausgedehnte Strecken dieser Gegend bestehen aus Kalktuff und haben nur eine dünne Lage von Fruchterde. Dort wachsen viele Mopanebäume und auch *Baobabs*, welche von den Betschuanas *Mowana* genannt werden; einer derselben hatte drei Fuß über dem Boden einen Umfang von 85 Fuß. Diese Bäume

Digitized by Google

haben eine ungeheure Lebenskraft, und Livingstone war überrascht, daß er bei Tlomtla, etwas nördlich von der eben erwähnten Salzpfanne, ein abgestorbenes Exemplar sah. Die Eingeborenen verfertigen aus den Fasern, welche die Rinde enthält, starke Seile; deshalb sieht man einen großen Theil des Stammes von der letztern entblößt; und dem Baume wird dadurch kein Schaden zugefügt, weil er auf dem Wege der Granulation eine neue Rinde bildet. Dieses Abschälen der Rinde wird oftmals wiederholt, und selbst solche Stücken, die beim Abnehmen halb abgerissen werden, aber noch mit dem Stamme in einigem Zusammenhange sind, wachsen fort. Kein Schaden, welcher dem Baume auf der Außenseite zugefügt wird, nicht einmal Feuer, tödtet ihn, und sein Inneres ist gewöhnlich hohl. Unser Reisender sah einen Baobab, in welchem zwanzig bis dreißig Mann wie in einer Hütte schlafen konnten. Auch sterben sie nicht ab, selbst wenn sie umgehauen worden sind, und Livingstone sah einige in Angola, die am Boden lagen und doch in der Länge fortwuchsen. Diese exogenen Bäume wachsen vermittelst aufeinanderfolgender Lagen auf der äußern Seite des Stammes fort; die innere Seite kann abgestorben sein, oder auch völlig entfernt werden, ohne daß dadurch das Leben des Baumes beeinträchtigt wird; die andere Klasse von Bäumen, die endogenen, wachsen vermittelst der Lagen, welche sich auf der innern Seite bilden; wenn das Hohle ausgefüllt ist, hört das Wachsthum auf und der Baum stirbt ab. Der Mowana hat die Eigenschaften und Kräfte sowohl der exogenen wie der endogenen Bäume; jede einzelne Schicht oder Lamelle hat ihre unabhängige Lebenskraft, und in der That ist der Baobab mehr ein kolossaler Zwiebelknollen, der in den Samen schießt, als ein Baum. In dem oben erwähnten Falle war jeder der 84 concentrischen Ringe einen Zoll gewachsen, seitdem der Baum am Boden gelegen hatte. Die Wurzeln kann man oft noch vierzig bis fünfzig Schritte vom Stamme entfernt bemerken, und auch sie behalten die Lebenskraft, nachdem der Baum gefällt worden ist. Die Portugiesen wissen, daß es am besten ist, sich überhaupt gar nicht um den Baobab zu kümmern, denn wenn man ihn umgehauen hat, nimmt er nur noch mehr Bodenraum weg als vorher. Das Holz ist weich und schwammig. Gewiß haben manche Bäume ein Alter von ein paar tausend Jahren.

Der Mopanebaum (Bauhinia) zeichnet sich dadurch aus,

Digitized by Google

daß seine Blätter sich während der Tageshitze zusammenfalten und fast perpendiculär stehen, so daß sie äußerst wenig Schatten werfen. Auf diesen Blättern findet man die kleine Larve eines geflügelten Insectes, die mit einer süßen gummiartigen Substanz überzogen ist. Diese wird von den Eingeborenen genossen; dasselbe ist der Fall mit den Lopane, drei Zoll langen Raupen, welche sich von den Blättern der Mopane nähren. Ueberall sieht man dort, wie die Kraft und Gewalt des Pflanzenwuchses die Tuffkrusten durchbricht. Ein Mopanebaum, der aus einem kleinen Spalt hervorwächst, hebt große Steinmassen empor, sobald er größer wird, und setzt sie dem Einflusse der Atmosphäre aus. Das schön rothe Holz ist sehr hart und wird von den Portugiesen als Eisenholz bezeichnet. Die Eingeborenen haben beobachtet, daß dieser Baum häufig vom Blitze getroffen wird, und warnen bei herannahendem Gewitter den Reisenden; sie sagen: „Der Blitz haßt den Mopane." Dagegen schlägt er nie in den Moralabaum ein, und dieser gilt bis nach Angola hinauf für einen sichern Schutz gegen das elektrische Fluidum, weshalb denn auch die Portugiesen Moralazweige auf dem Dache befestigen.

Zu Rapesch traf Livingstone Buschmänner und deren Häuptling Horoye. Er kann als ein Mustermensch seines Stammes betrachtet werden, und sein Sohn Mokantso hatte, gleich anderen, sechs Fuß Höhe; ihre Farbe ist dunkler als jene der südlicher lebenden Buschmänner. Diese hier haben stets genug Nahrung und Wasser, besuchen die Ufer des Zouga ebenso oft wie das Wild, welchem sie nachstellen, und ihre ganze Lebensweise ist deshalb anders, als jene der Leute in der dürren Kalahari. Fast jeder Stamm hat Abneigung gegen irgend ein Thier; die Buschmänner zum Beispiel essen kein Fleisch von Ziegen, also dem einzigen Thiere, das in ihrer Einöde gewissermaßen zum Hausthier werden konnte. Sie sind lustig und lügen nicht leichtsinnig; bei ihren religiösen Gebräuchen zeigt sich etwas mehr von schwachen Cultusansätzen als bei den Betschuanas; die Gebräuche, welche sie am Grabe eines Verstorbenen beobachten, deuten darauf hin, daß sie den Todten in einer andern Welt glauben, denn sie halten Anreden an ihn und bitten, daß er ihnen nicht böse sein möge. Sie erlegen viele Elephanten und gehen am liebsten in kühlen Mondscheinnächten auf die Jagd. Nachdem sie das Thier angeschossen haben und der Elephant außer Athem ist, versetzen sie ihm Stöße mit ihren Speeren.

Digitized by Google

Bei Unku erreichte der Reisende eine Gegend, welche vor einiger Zeit Regen gehabt hatte. Deshalb war Alles grün, die Blumen standen in voller Pracht, und Wasser war in Menge vorhanden. Am 1. März stand von 1 bis 3 Uhr der Thermometer im Schatten auf 98 Grad, sank aber Nachts bis auf 65 Grad, so daß die Hitze nicht geradezu erschöpfend war. Am Boden, in der Sonne, beobachtete der Reisende 125 Grad, und drei Zoll unter demselben 138 Grad. Man kann die bloße Hand nicht an die Erde halten, und selbst die, man kann sagen, hörnenen Fußsohlen der Eingeborenen müssen durch Sandalen geschützt werden. Aber in diesem glühheißen Boden tummelten sich Ameisen umher. Das Wasser in den Teichen hatte 100 Grad, wenn man aber bis in die Mitte ging und aus der Tiefe schöpfte, erhielt man kühleres Naß.

Nördlich von Kama gelangt man in dichtes Mohononogebüsch, durch welches die Reisenden während einiger Tage sich einen Weg mit der Axt bahnen mußten. Das Blatt ist silberfarbig, die Rinde süß, und beides gilt dem Elephanten für einen Leckerbissen. Jenseits trieben sich Buschmänner umher; in den Teichsümpfen, welche eben austrockneten, wuchsen Lotospflanzen. Von diesen Tümpeln wehete der Wind einen angenehmen Duft entgegen, der aber Nieſen verursachte, und am 10. März (unter 19 Grad 16 M. 11 Sec. südl. Br., 24 Grad 24 M. östl. Länge) wurden vier Mann vom Fieber ergriffen. Livingstone hatte sich auf derartiges gefaßt gemacht, hielt aber den Anfall für eine Gallenkrankheit, weil die Leute seither äußerst reichlich Fleischnahrung genossen hatten. Bald zeigte sich, daß es sich um das afrikanische Fieber handelte, von welchem in den nächsten Tagen Alle ergriffen wurden, den Reisenden und einen Bakueneknaben allein ausgenommen. Der letztere besorgte das Vieh, während der erstere mit den Buschmännern auf die Jagd ging und manchmal die Länge nach Monddistanzen berechnete. Das Gras war sehr hoch, und die Ochsen fühlten sich nicht geheuer; eines Abends ließ eine Hyäne sich blicken. Am Morgen des 19. März waren die Ochsen verschwunden, und der Bakueneknabe mit ihnen. Die Leute dieses Stammes trennen sich nicht vom Vieh, selbst wenn ein Löwe dasselbe aufgescheucht hat, sondern folgen demselben meilenweit, bis es sich einigermaßen wieder beruhigt hat. Dann fangen sie an zu pfeifen, wie beim Melken der Kühe, und bleiben als Wacht bei ihm bis zum Morgen. Gewöhnlich ist ihre Haut jämmerlich von Dornen

Digitized by Google

zerrissen und zerschunden; die Sache versteht sich aber bei ihnen so ganz von selbst, daß sie auf gar keine andere Belohnung rechnen, als auf ein Wort der Anerkennung von Seiten des Häuptlings. Jener Bakueneknabe war hinter den Ochsen hergelaufen, hatte sie aber im Gebüsch verloren; trotzdem folgte er Tag und Nacht ihrer Spur, bis er sie wiederfand, wachte dann eine Nacht bei ihnen und brachte sie alle, vierzig an der Zahl, wieder heim.

Das weitere Vordringen war mit großen Schwierigkeiten verbunden. Die Betschuana's blieben lange krank; einer fiel zu Boden, als er den Versuch gemacht hatte, hundert Schritte weit zu gehen, und blieb, da Niemand ihn bemerkt hatte, die ganze Nacht hindurch im Freien liegen, obendrein einem starken Regen ausgesetzt; und ein anderer bekam häufig Ohnmachten. Die Kranken wollten wie Kinder gepflegt und behandelt sein, und es kostete große Mühe, mit den geschwächten Arbeitskräften sich mit der Axt einen Weg zu bahnen. Aber trotz schwerer Anstrengungen blieb Livingstone gesund.

Er wollte eine Gegend vermeiden, in welcher er auf einer frühern Reise die Tsetse angetroffen hatte, und hielt sich deshalb auf dem magnetischen Meridian von Larilopepe; allein er mußte sich einen neuen Pfad bahnen. Sehr angenehm war er überrascht, unter 18 Grad südl. Br. große Strecken zu finden, die mit beerentragenden Reben bewachsen waren. Diese werden von den Buschmännern gegessen, schmecken aber nicht gut, weil der Samen zu adstringirend ist. Auch der Elephant liebt Frucht, Pflanze und Wurzel. In derselben Gegend lebt ein Insect, das mit dem Ameisenlöwen (Myrmeleon formicaleo) einige Aehnlichkeit hat. Es ist etwa fünf viertel Zoll lang, so dick wie eine Rabenfeder, mit schwarzen Haaren bedeckt und steckt den Kopf in ein kleines Erdloch, während es den Schwanz rasch bewegt. Dieser hat hinten eine Zange, und sobald eine Ameise nahe kommt, packt er sie damit. Der Kopf steckt, wie gesagt, in der Erde, und es bleibt merkwürdig, daß das Thier trotzdem seine Beute bemerkt.

Von nun an wurde der Wald immer dichter, und die Axt ruhete nicht. Die Bäume hatten dort eine größere Blattfülle, als weiter südlich. Der Regen hatte nun begonnen, aber die kleinen Lachen trockneten gleich wieder aus. Sehr willkommen war die Höflichkeit der Buschmänner, welche auch in dieser Gegend umherziehen;

Digitized by Google

sie halfen Baumstämme aus dem Wege räumen. Livingstone giebt von diesen Leuten, und überhaupt den Buschmännern, eine ausführliche Schilderung. Er schreibt:

„Das Wasser im Teiche trocknete aus, und wir mußten weiter ziehen. Ein Buschmann zog seine Würfel hervor, warf sie und erklärte dann, Gott habe ihm gesagt, er solle umkehren. Um mir davon die Bestätigung zu geben, warf er sie noch einmal, es kam aber das entgegengesetzte Resultat heraus. Deshalb blieb er und war sehr nützlich, als ein Löwe uns die Ochsen auseinandergetrieben hatte. Man hört übrigens hier die Löwen nicht häufig; sie fürchten sich vor den Buschmännern. Diese sind gleich zur Hand, wenn sie wissen, daß ein Löwe sich voll und satt gefressen hat, und folgen seiner Spur so vorsichtig, daß er im Schlafe nicht gestört wird. Einer schießt dann aus der Nähe einen vergifteten Pfeil auf ihn ab, während ein Zweiter dem Thiere einen Fellmantel über den Kopf wirft. Das überrascht den Löwen, er verliert seine Geistesgegenwart und springt erschreckt weg. Meine Freunde zeigten mir das Gift, dessen man sich bei solchen Gelegenheiten bedient. Es kommt von einer halbzolllangen Raupe, welche sie Ngwa nennen; diese wird zerquetscht, die Flüssigkeit um den Pfeilhaken gestrichen und in der Sonne getrocknet. Die Buschmänner reinigen sich nachher sorgfältig die Nägel, da schon ein wenig von dem Gifte, wenn man es in Berührung mit dem Blute bringt, hinreichend ist, entsetzliche Wirkungen hervorzurufen. Der verwundete Mensch zerreißt sich die Haut, schreit nach der Mutterbrust wie ein Kind, oder rennt von allen menschlichen Wohnungen fort in die Irre. Auch beim Löwen äußert das Gift entsetzliche Folgen. Er brüllt fürchterlich, wird ganz wüthend und beißt in Bäume und in den Erdboden. Die Buschmänner haben aber ein Heilmittel gegen dieses Gift; sie sagen, dasselbe bestehe aus der Raupe selbst, welche sie in Verbindung mit Fett dagegen anwenden; auch reiben sie Fett in die Wunde. Sie sprechen: „Die Ngwa verlangt Fett und tödtet den Menschen, wenn sie dergleichen nicht im Körper findet; wir geben ihr was sie will, und dann ist sie zufrieden.“ Weit allgemeiner wenden sie aber als Gift den milchigen Saft der Euphorbia arborescens an, und dieser ist hauptsächlich für Thiere vom Pferdegeschlecht verderblich. Ganze Heerden von Zebra's fallen, wenn sie aus einer Wasserlache getrunken haben, in welche ein solcher Euphorbiensaft geschüttet worden ist; Menschen

und Ochsen dagegen sterben nicht davon, er wirkt bei diesen nur als starkes Abführungsmittel. Dieser Saft wird in ganz Südafrika gebraucht; in manchen Gegenden thut man aber auch Gift von Schlangen und von Amaryllis toxicaria hinzu, um die Wirkung zu verstärken. Ein Jesuit, Pater Pedro, der in Zuambo lebte, bereitete einen sehr fetten Balsam aus Pflanzen und Castoröl, als Gegengift für Pfeilwunden. Bei Schlangenbissen thut man wohl, sogleich einen kleinen Schlüssel derart anzuwenden, daß dessen offene Seite gerade über dem Stiche aufgedrückt wird, und dann so rasch als möglich einen Schröpfkopf aufzusetzen. Schon ein Uhrschlüssel, den man fest auf einen Skorpionstich drückt, zieht das Gift heraus, und eine Mischung von Fett oder Oel und Ipecacuanha lindert den Schmerz.

Die Buschmänner jener Gegend sind im Allgemeinen sehr wohlgestaltet; sie leben unabhängig von einander. Sehr gern genießen sie eine Wurzel, die Aehnlichkeit mit einer Nierenkartoffel hat, und den Kern einer Nuß, die auf einem hübschen Baume mit handförmigen Blättern wächst. Dazu haben sie Beeren und Wild in Ueberfluß und können nicht leicht in Noth gerathen.

Von unserer Partie war noch Niemand gestorben, aber bei zweien war die Genesung mehr als zweifelhaft, selbst der obenerwähnte Bakueneknabe litt am Durchfalle, und alle Anzeichen des Fiebers stellten sich ein. Ich hielt Ortsveränderung für zuträglich, und wir gingen so weit wir konnten, und erreichten unter 18 Grad 27 M. 20 Sec. südl. Br., 24 Grad 13 M. 36 Sec. östl. Länge, den Hügel Ngwa, die einzige Bodenerhebung, welche wir seit dem Lande der Bamangwato gesehen hatten. Wir freuten uns darüber so, daß wir den Hut abnahmen. Er ist drei bis vierhundert Fuß hoch und mit Bäumen bestanden. Das Thal auf seiner Nordseite heißt Kandehy oder Kandehai und ist sehr malerisch. Die offene Wiesenflur ist von verschiedenartig gefärbten Waldbäumen umgeben, und mitten hindurch fließt ein Bach. Dort weiden röthliche Pallahantilopen unter großen Baobabs, sodann auch Gnu's, Tsessebe's und Zebra's. Wir sahen ein großes weißes Rhinoceros, das uns nicht bemerkte; unter einigen Bäumen, den Pallahs gegenüber, standen Büffel. Ich zahlte einige Buschmänner ab, die uns zu verlassen wünschten, und begleitete sie eine Strecke weit. Dabei fand ich, daß hier das Wild äußerst zahm ist; Kudu's und Giraffen blieben stehen und starrten mich als eine ihnen fremdartige

Digitized by Google

Erscheinung an. Einst kam bei Tagesanbruch ein Löwe und ging rund um die Ochsen herum, ich saß im Wagen und konnte nicht zum Schusse kommen, obwohl jener kaum dreißig Schritte von mir entfernt war. Er brüllte stark, aber die Ochsen blieben stehen, und so zog er ab. Er hatte keine Mähne, also können auch solche Löwen brüllen.

Weiter nach Norden hin war die Gegend gleichfalls sehr hübsch; wir sahen manche neue Bäume, das Gras war grün und oft höher als ein Wagen, die Reben bildeten Gewinde; Ficus indica, die wilde Dattel und die Palmyrapalme traten auf; in tiefen Stellen waren Teiche, und bald folgten auch eigentliche Gefließe, zwanzig Schritte breit und vier Fuß tief, die immer ansehnlicher wurden, je weiter wir kamen. In ihrem Boden befanden sich tiefe Löcher, welche von den durchwatenden Elephanten gemacht worden sind.

Endlich kamen wir an den Sanschureh, der für uns nicht zu passiren war. Wir lagerten uns also (18 Grad 4 M. 27 Sec. südl. Br., 24 Grad 6 M. 20 Sec. östl. Länge) unter einem großen Baobab, um von dort aus eine bequeme Furth zu suchen. Das viele Wasser, welches wir bis dahin angetroffen hatten, rührte von der alljährlich eintretenden Ueberschwemmung des Chobe her. Der Sanschureh erschien als ein großer tiefer Fluß, der an manchen Stellen Schilf zeigte; auch lebt in ihm das Flußpferd; er ist ein Zweigarm, vermittelst dessen die Wasserfülle nach Südosten hin abfließt. Von dem Ngwahügel läuft eine Reihe höhern Landes nach Nordosten und begrenzt in jener Richtung seinen Lauf. Wir wußten davon nichts, befanden uns im Thale und in dem einzigen Durchgang des ganzen Landes, welcher frei von der Plage der Tsetsefliege ist. Ich erforschte mit einigen Buschmännern das Ufer des Sanschureh nach Westen hin, bis wir auf jener Seite in das Bereich der Tsetse kamen. Wir wateten immer brusttief zwischen dem Schilfe, fanden aber überall tiefe, freie Stellen, welche ein Durchwaten nicht erlaubten, und machten überhaupt so viele vergebliche Versuche eine Furth zu finden, daß meine Buschmänner der Sache satt und müde wurden. Durch Geschenke hielt ich sie noch ein paar Tage bei mir fest, dann aber machten sie sich aus dem Staube. Ich mußte nun den am wenigsten abgeschwächten Mann unter meinen Leuten auswählen und auf dem Brückenkahn übersetzen, welchen mir die Capitaine Codrington und Webb geschenkt

Digitized by Google

hatten. Wir trugen unsere Lebensmittel und eine Decke, und drangen etwa zwanzig Meilen nach Westen vor, weil wir in jener Richtung auf den Chobe zu treffen glaubten; nach Norden hin lag er wirklich und zwar weit näher, allein das wußte ich damals nicht. Die Ebene, über welche wir waten mußten, war mit Wasser bedeckt, das bis zum Fußgelenk ging, das Gras reichte uns bis über die Knie, und gegen Abend kamen wir an einen, ich möchte sagen Wall von acht Fuß hohem Röhricht, das keinen Durchgang darbot; überall wo wir durchzudringen versuchten, fanden wir das Wasser zu tief; daraus schloß ich, daß wir nun am Ufer des Flusses angekommen seien, und ging auf zwei Bäume zu, um von dort einen Blick über die ganze Gegend zu gewinnen. Es gelang mir auch eine Antilope zu schießen und ein Feuer anzumachen, so daß ich Thee bereiten und eine ganz behagliche Nacht haben konnte. Am andern Morgen stieg ich auf den höchsten Baum und sah einen breiten Wasserspiegel, der aber auch auf allen Seiten mit hohem Rohr eingefaßt war. Ich hatte den breiten Theil des Flusses Chobe vor mir, der Zabesa heißt. Ich versuchte zwei mit Bäumen bestandene Inseln zu erreichen, welche dem Ufer ziemlich nahe lagen; dabei mußte ich nicht nur durch das hohe Rohr waten, sondern auch durch eine eigene Art von sägenförmigem Gras, das so scharf wie ein Scheermesser in die Haut schnitt. Dasselbe stand zwischen dem Rohr und rankendem Convolvulus. Wir kamen uns in diesem Rohrdickicht wie Pygmäen vor und gelangten nur unter den äußersten Anstrengungen weiter. Der Schweiß strömte uns vom Leibe herab, und als die Sonne höher stieg, wurde die Hitze fast unerträglich, weil kein Lüftchen sich regte. Allein nach ein paar Stunden war die erste Insel erreicht, und wir verbanden unsre Wunden. Ich traf dort einen alten Bekannten, nämlich einen Brombeerstrauch; im Wasser standen Papyruspflanzen in großer Menge, die bis zu zehn Fuß hoch werden, einen halben Zoll im Durchmesser haben und wie Palmen in Miniatur aussehen. Auch sie waren durch Convolvulusranken gleichsam zusammengebunden und dermaßen verflochten, daß das vereinigte Schwergewicht von uns beiden nicht hinreichte, sie auseinander oder niederzudrücken. Endlich aber fanden wir einen Durchgang, welchen ein Hippopotamus gemacht hatte, und ich kam in freies Wasser, das mir aber bis an den Hals ging.

Sehr abgemattet kamen wir wieder zurück und gingen am

Digitized by Google

Ufer des Chobe hinauf, bis wir an die Stelle gelangten, wo der Sanschureharm abzweigt; dann schlugen wir eine entgegengesetzte Richtung ein, d. h. den Chobe abwärts, konnten aber von den höchsten Bäumen herab nichts anderes erblicken, als überall nur Röhricht, und da oder dort einen Baum auf den Inseln. Als wir nach einem sauren Tagewerk in eine verlassene Bayeiyehütte kamen, die auf einem Ameisenhügel stand, fanden wir auch nicht einen Stecken Holz, und mußten unser Feuer mit Gras und mit dem unterhalten, was wir aus der Hütte herausbrachen. Ich fürchtete mich sehr vor den Tampans, die in alten Hütten so häufig vorkommen; aber draußen schwärmten tausende von Moskitos, es fiel ein kalter Thau, und so blieb keine Wahl.

Unser Lager befand sich unweit vom Röhricht, und wir vernahmen von dort her manche eigenthümliche Töne. Am Tage hatten wir Wasserschlangen gesehen, die umherschwammen und ihre Köpfe hervorsteckten. Viele Ottern (Lutra inunguis) hatten sich Gänge gebahnt durch das Gras dieser überflutheten Wiesen; merkwürdige Vögel spielten in diesen Rohrmassen, in welchen außerdem ein unheimliches Leben wach zu sein schien. Wir vernahmen Stimmen, die von Menschen herzurühren schienen und doch wieder etwas an sich hatten, was nicht von dieser Erde zu sein schien; es kam etwas bis dicht in unsre Nähe, das stark plätscherte, etwa wie ein Nachen oder ein Hippopotamus. Wir glaubten, die Makololo seien gekommen, standen auf, horchten, schrieen und feuerten Schüsse ab, aber trotzdem dauerte jenes Geräusch wohl eine Stunde lang fort. Nach einer kalten, feuchten Nacht brachen wir am Morgen wieder auf, um unsere Entdeckungen fortzusetzen, ließen aber das kleine Boot zurück, um nicht so schwer zu tragen. Die Ameisenhügel sind in jener Gegend sehr hoch, manchmal bis zu dreißig Fuß, und haben eine so ausgedehnte Basis, daß Bäume darauf wachsen, während das Land selbst alljährlich überfluthet wird und nur mit Gras bewachsen ist. Von einem dieser Hügel herab sahen wir eine Einfahrt zum Chobe, holten nun unsern Nachen und brachten ihn auf einen Fluß, der sehr tief und bis zu hundert Schritt breit war. Mit genauer Noth entgingen wir der Gefahr, von einem Hippopotamus umgeworfen zu werden. So ruderten wir von Mittag bis Sonnenuntergang. Zu beiden Seiten stand nichts als Rohr. Erst spät gewahrten wir ein am nördlichen Ufer stehendes Dorf

Digitized by Google

der Moremi, welche zu dem Makololostamme gehören. Ich hatte diese Leute schon früher besucht; jetzt lebten sie auf der Insel Mohonta (17 Grad 58 M. südl. Br., 24 Grad 6 M. östl. Länge). Sie sahen uns etwa so an, wie wir einen Geist betrachten würden, und sagten in ihrer Bilder liebenden Sprache: Er ist aus den Wolken zu uns herabgefallen, und kam doch auf dem Rücken eines Hippopotamus geritten. Wir Makololo glaubten, Niemand könne ohne unser Wissen über den Chobe kommen, aber hier fällt einer herab wie ein Vogel.

Am andern Tage fuhren wir im Nachen durch das überschwemmte Land zurück. Während meiner Abwesenheit hatten meine Leute das Vieh in ein Gehölz laufen lassen, wo die Tsetse sich aufhielt, und diese Fahrlässigkeit kostete mich zehn meiner besten Ochsen. Nach einigen Tagen kamen einige Hauptmänner der Makololo nebst vielen Barotse von Linyanti herab, um uns über den Fluß herüberzuholen, was sie in einer ganz vortrefflichen Weise bewerkstelligten. Sie schwammen und tauchten bei den Ochsen, als wären sie Alligatoren, nahmen die Wagen auseinander und brachten sie auf mehreren aneinander gebundenen Nachen hinüber. Wir waren nun unter Freunden, gingen etwa dreißig Meilen weit nach Norden, um die vom Chobe noch überflutheten Landstrecken zu vermeiden, und bogen dann gen Westen ab, nach Linyanti zu, 18 Grad 17 M. 20 Sec. südl. Br., 23 Grad 50 M. 9 Sec. östl. Länge, wo wir am 23. Mai 1853 eintrafen. Dieser Ort ist die Hauptstadt der Makololo und steht nur in geringer Entfernung von einer Stelle, wo ich 1851 (unter 18 Grad 20 M. südl. Br., 23 Grad 50 M. östl. Länge) mit meinen Wagen gehalten habe."

Neuntes Kapitel.

Des Makololohäuptlings Sekeletu Hofhalt zu Linyanti. — Sitten und Gebräuche. — Frauen und Sclaven. — Gerichtshöfe. — Die sclavenhandelnden Mambari. — Elfenbein. — Speerwerfen. — Das Fieber. — Polygamie. — Die unterworfenen Makalakastämme. — Die Völkergruppen im südlichen Afrika.

In Linyanti, das etwa sechs- bis siebentausend Einwohner zählte, war die gesammte Bevölkerung auf den Beinen, um den weißen Mann zu sehen, der mit Wagen einzog, und der Häupt-

Digitized by Google

ling Sekeletu empfing den Reisenden in königlichem Styl. Er ließ ihm nämlich eine Menge von Töpfen vorsetzen, die mit Boyaloa, dem Bier des Landes, gefüllt waren. Sobald eine Frau den Topf, welchen sie gebracht, hinstellte, that sie einen tüchtigen Schluck, um den Beweis zu liefern, daß das Getränk nicht vergiftet sei. Der Herold des Hofes war ein alter Mann, welcher seine Würde schon unter Sebituane, dem Vorgänger des Häuptlings Sekeletu, bekleidet hatte. Nachdem er umhergesprungen und laut geschrieen hatte (was zum üblichen Ceremoniel gehört), begann er Complimente zu sagen: „Sehe ich nicht den weißen Mann? Steht nicht der Genosse Sebituane's, des Vaters Sekeletu's, vor mir? Wir bedürfen des Schlafes, gieb Deinem Sohne Schlaf, o Herr!" Die Einkünfte dieses Hofbeamten bestehen in den Köpfen des Viehes, welches der Häuptling schlachtet, und er nimmt diesen Tribut vorweg, bevor das übrige Fleisch vertheilt wird. Er hat die Proclamationen zu sprechen, welche der Häuptling erläßt, beruft Versammlungen, hält die Kotla rein, muß dafür sorgen, daß Abends das Feuer gut brennt, und hat außerdem die Leichname der Hingerichteten fortzuschaffen.

Sebituane war ein junger Mensch von achtzehn Jahren und von jener gelbbraunen Kaffee- und Milch-Farbe, auf welche die Makololo äußerst stolz sind, weil sie sich durch dieselbe von den schwarzen Leuten unterscheiden, die an den Flüssen wohnen. Er ist weder so hübsch von Gesicht noch so gut gewachsen wie sein Vater, aber ein ebenso warmer Freund der Engländer. Er gelangte in eigenthümlicher Art zur Regierung. Sebituane hatte, lange vor seinem Ableben, seiner Tochter Mamochisane die Häuptlingswürde übertragen, damit sie seine Nachfolgerin werde. Wahrscheinlich hatte ihn ein bei den Negern üblicher Brauch dazu veranlaßt. Nahm sie einen Mann, so mußte dieser nach dem bei den Betschuanas herkömmlichen Brauch ihr Herr sein; deshalb rieth er der Tochter, keinen Mann zu nehmen, wohl aber sich beliebig Männer auszuwählen. Er meinte, sie könne und solle mit den Männern etwa so verfahren, wie diese mit den Frauen, d. h. sich dergleichen nach Gutdünken auf beliebige Zeit nehmen. Aber die Männer hatten schon Frauen, und diese besitzen, einer Redensart der Betschuanas zufolge, Zungen, die man nicht im Zaume halten kann. In der That erlaubten sie sich auch allerlei böse Sticheleien; einen Mann, welchen sie sich gewählt hatte, nannten sie Mamochisane's Frau, und

Digitized by Google

das aus diesem Umgange entsprossene Kind den Sohn von Mamochisane's Weibe. Das geschah noch bei Lebzeiten ihres Vaters; als dieser starb, war sie ihrer Würde überdrüssig und bot Alles auf, um dieselbe auf ihren Bruder Sekeletu zu übertragen. Nun erhob aber ein anderes Mitglied der Familie, Namens Mpepe, Ansprüche, und Sekeletu bat seine Schwester Häuptling zu bleiben; er seinerseits wolle dagegen die Makololo im Kriege anführen. Darüber wurden drei Tage Berathungen gepflogen; Mpepe stellte Sekeletu's Legitimität in Zweifel und wandte ein, dieser könne nicht als rechtmäßiger Sohn Sebituane's betrachtet werden, weil seine Mutter schon vor der Heirath mit letzterm einem andern Manne vermählt gewesen sei. Mamochisane dagegen entschied sich für Sekeletu's Berechtigung und erklärte in der Rathsversammlung: „Ich habe die Stelle eines Häuptlings nur übernommen, weil mein Vater es wünschte, hegte aber stets den Wunsch, mich zu verheirathen und eine Familie zu haben, wie andere Frauen. Du, Sekeletu, sollst nun Häuptling sein und Deines Vaters Haus aufbauen."

Jener Zwist über die Häuptlingswürde bot noch einige Erscheinungen dar, welche einen Einblick in die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse jenes Volkes gewähren. Als Sebituane seine Tochter bevorzugte, hatte er keinen Sohn, der alt genug gewesen wäre, Anführer der Mopato zu sein; er ernannte deshalb zu dieser Stelle seinen ältesten männlichen Verwandten, eben jenen Mpepe, welchem er zugleich die Obhut über alle seine Heerden anvertraute. Mpepe begab sich mit denselben nach der Hauptstadt Naliele, wirthschaftete aber derart, daß Sebituane daran dachte, ihn hinrichten zu lassen. Er hatte aber Furcht vor dem Zauber, in dessen Gewalt sich, wie er meinte, Mpepe befand; denn dieser hatte eine Anzahl Barotse-Doctoren kommen lassen und eine Hütte gebaut, in welcher der Zauber getrieben wurde. Sebituane war dreißig Jahre in Kriege verwickelt gewesen und sehnte sich nun nach Ruhe. Mit Vergnügen hatte er Livingstone's Ankunft am See vernommen und war bis Sescheke herabgekommen, um womöglich mit ihm zusammenzutreffen. Von dem einen oder andern der vielen Fremden, welche sein Land besuchten, hatte er gehört, die weißen Männer hätten in ihren Städten einen Topf (eine Kanone), vermittelst dessen sie jeden angreifenden Feind aufbrennen könnten, und er meinte fortan in Ruhe schlafen zu können, falls es ihm gelänge,

Digitized by Google

ſich einen ſolchen Topf zu verſchaffen. Daraus erklärt ſich der oben erwähnte Ausruf des Herolds: „Gieb uns Schlaf!“ Als dann Sekeletu die Häuptlingswürde übernahm, fühlte er ſich nicht ſicher vor Mpepe, der noch ſeine Zauberhütte beſaß.

Im Jahre 1850 hatten Mambari, Sclavenhändler, nach ihrer Heimath im Weſten, alſo nach den portugieſiſchen Beſitzungen, die Nachricht gebracht, daß im Lande der Makololo ein vortheilhafter Markt ſei, und 1853, gerade als Livingſtone ſich zu Linyanti befand, war ein Portugieſe dorthin gekommen, während auch noch andere in jener Gegend waren. Dieſer Portugieſe hatte keine Handelswaaren bei ſich und war angeblich nur erſchienen, um zu ſehen, welcherlei Artikel ſich für den Markt wohl eignen könnten. Die Anweſenheit des Engländers war ihm ſehr unangenehm. Sekeletu gab dem Handelsmann einen Elfenbeinzahn und einen Ochſen, und er zog dann ab. Als er aber etwa fünfzig Meilen weit nach Weſten entfernt war, nahm er ſämmtliche Bewohner eines Bakalaharidorfes, das unter der Herrſchaft der Makololo ſtand, mit ſich fort. Denn ihn begleitete eine Anzahl bewaffneter Sclaven; man weiß aber nicht, ob er die Leute durch Verſprechungen veranlaßt oder durch Gewalt gezwungen hat, ihm zu folgen; jedenfalls ſind ſie zu Sclaven gemacht worden. Der Portugieſe ließ ſich in einer Hängematte tragen, die zwiſchen zwei Stangen herabhing, und deshalb nannten ihn die Makololo: „Vater des Sackes“. Mpepe begünſtigte dieſe Sclavenhändler, und ſie gründeten alle ihre Hoffnungen darauf, daß ſeine Rebellion ihn an die Spitze bringen werde. Livingſtone's Anweſenheit durchkreuzte dieſelbe; ſie hatten im Norden, unter Mpepe's Schutz, ein Pfahlwerk errichtet, das ſie ſchützen ſollte, und von wo aus ſie ihren Handel trieben; ihr Freund Mpepe gab ihnen Fleiſch von Ochſen, welche nicht ihm, ſondern Sekeletu gehörten, und ſie waren im Begriff, ihn mit Gewalt an die Spitze der Makololo zu ſtellen, weil ſie Feuerwaffen beſaßen. Die Sclavenhändler finden es für ihre Pläne vortheilhaft, ſich in die politiſchen Angelegenheiten der Stämme zu miſchen, ſchließen ſich gewöhnlich an die ſtärkere Partei an und machen ſich für ihre Mühwaltungen mit den erbeuteten Gefangenen bezahlt, welche ſie wegführen und verkaufen. Jetzt hatten ſie mit Mpepe verabredet, dieſer ſolle den Häuptling Sekeletu bei der erſten Begegnung mit einer Streitaxt niederſchlagen. Dieſe fand

Digitized by Google

ſtatt, als Sekeletu den Reiſenden begleitete, welcher den großen Fluß, den er 1851 entdeckt hatte, näher erforſchen wollte. Auf der Straße nach Seſcheke, etwa ſechzig Meilen von Linyanti, trafen ſie den Rebellen. Bis 1851 hatten die Makololo niemals den Verſuch gemacht, auf Ochſen zu reiten, und ſie lernten es damals erſt von den Europäern. Jetzt waren Sekeletu und ſeine Gefährten beritten, hatten aber weder Sattel noch Zaum. Als nun Mpepe ſeines Gegners anſichtig wurde und mit erhobener Streitaxt auf ihn zurannte, ſprengte Sekeletu fort in ein nahe gelegenes Dorf, und verbarg ſich dort, bis Livingſtone mit den übrigen Begleitern erſchien. Seltſamerweiſe wurde Mpepe weder gefangen genommen, noch für ſeinen Mordverſuch beſtraft, vielmehr erzählt der Reiſende, daß Sekeletu und Mpepe eine Zuſammenkunft hatten, bei welcher Livingſtone zwiſchen beiden in der Mitte ſaß. Der Miſſionair war den ganzen Tag über geritten und fühlte ſich ſehr ermüdet; deshalb bat er ſeinen Freund, ihm die Stätte zu zeigen, wo er ruhen könne. Sekeletu ſtand auf und ſagte: „Komm, ich will ſie Dir zeigen“, und dieſer Umſtand rettete ihm das Leben. Livingſtone wußte nichts von dem Mordanſchlage, hatte aber bemerkt, daß Mpepe's Leute gegen alles Herkommen ihre Waffen noch in den Händen hielten, nachdem die Häuptlinge ſich geſetzt hatten. Als Sekeletu ihm die zum Schlaf beſtimmte Hütte zeigte, ſagte er: „Jener Mann will mich ermorden.“ Einige von Mpepe's Leuten hatten den Plan verrathen; deshalb ließ Sekeletu den Verbrecher noch während derſelben Nacht in aller Stille ergreifen und hinrichten. Der Makololo Nokuane ging zu ihm, als er am Feuer ſaß, hatte eine Handvoll Schnupftabak, und Mpepe forderte eine Priſe von ihm. Als er die Hand ausſtreckte, wurde er ergriffen, eine Strecke weit fortgeſchleppt und geſpeert. Das iſt die Strafe für Verbrecher, welche dabei kein Wort ſprechen dürfen. Mpepe's Leute entflohen zu den Barotſe.

Bei gewöhnlichen Rechtsfällen wird mit mehr Umſtändlichkeit verfahren. Der Kläger ladet den Mann, gegen welchen er eine Beſchwerde vorzubringen hat, vor den Häuptling nach der Kotla, in welcher dann gewöhnlich viel Volks anweſend iſt, und ſtellt den Sachverhalt dar. Nachher bleibt er noch einige Minuten ſtehen und beſinnt ſich, ob er etwas anzuführen vergeſſen habe. Sodann erheben ſich die von ihm aufgerufenen Zeugen und berichten Alles,

Digitized by Google

was sie selbst gesehen und gehört haben, niemals aber etwas, was sie nur vom Hörensagen haben. Der Beklagte hört dem allem schweigend zu, unterbricht keinen, erhebt sich nun aber ganz langsam, legt seinen Mantel in Falten um den Leib, gähnt, schnäuzt seine Nase, sucht überhaupt die äußerste Ruhe zu zeigen, und gesteht dann entweder die Sache selbst ohne Weiteres zu, oder giebt von seinem Standpunkt aus Erläuterungen. Manchmal fühlt sich der Kläger durch die eine oder andere Bemerkung verletzt und wirft eine Aeußerung ein, worauf der andere sich gemessen gegen ihn wendet und ruhig sagt: „Sei still! Ich schwieg, so lange Du redetest, mußt Du nicht dasselbe thun? Willst Du etwa allein das Wort haben?“ Dann fährt er in seinen Auseinandersetzungen fort und darf seinerseits Zeugen beibringen. Ein Eid wird nicht geleistet, gelegentlich aber eine Angabe mit dem Zusatz bekräftigt: „Bei meinem Vater“, oder „bei meinem Häuptling, so ist es.“ Unter einander sind diese Leute sehr wahrhaftig. Ein armer Mann sagt wohl zu einem Reichen: „Ich höre mit Erstaunen, daß ein so großer Mann eine falsche Beschuldigung erhebt.“ Bei Streitigkeiten von geringem Belang giebt der Häuptling die Entscheidung sofort; wer eine Anklage leichtfertig erhoben hat, wird scharf getadelt und gescholten, mitten in seiner Rede unterbrochen und nicht weiter beachtet. Dergleichen kommt z. B. bei Familienstreitigkeiten vor. Aber Unterhäuptlinge oder überhaupt einflußreiche Männer haben auf eine gründliche Untersuchung ihrer Zwistigkeiten zu rechnen. So lange der Häuptling nicht zu einer festen Entscheidung gekommen ist, schweigt er; die Aeltesten erheben sich einer nach dem andern und sprechen ihre Ansicht aus, und jener fällt sein Urtheil, nachdem er sie beide gehört. Er allein bleibt sitzen wenn er spricht, alle anderen müssen stehen, sobald und so lange sie reden. Gegen die Entscheidung wird kein Einspruch erhoben; ohnehin kann der Häuptling sie rechtskräftig werden lassen, weil er das Recht über Leben und Tod hat. Doch ist es erlaubt, gegen dieselbe zu murren. Dieses Gerichtssystem ist bei den Makololo wie bei den Bakuene wohl entwickelt und bei ihnen selbst entstanden, nicht aus der Fremde her zugebracht worden.

In Linyanti nahm eines Tages der Häuptling Sekeletu den Reisenden bei Seite und bat ihn zu sagen, was er alles von ihm zu haben wünsche, er wolle es ihm mit Freuden geben. Der

Digitized by Google

Missionair entgegnete, er sei gekommen, um die Leute zum Christenthum zu bekehren, worauf der Makololo entgegnete: er wolle das Buch (die Bibel) nicht lesen lernen, weil er besorge, daß dadurch sein Herz verändert werden und er dann mit einer einzigen Frau sich begnügen könne, wie Sechele gethan. Er müsse immer zum allerwenigsten fünf Frauen haben. Sekeletu war nach dem landesüblichen Brauch bei den Betschuanas Eigenthümer der von seinem Vater hinterlassenen Frauen geworden und hatte zwei derselben adoptirt; die Kinder dieser Frauen werden in dergleichen Fällen allemal Bruder genannt. Stirbt ein älterer Bruder, so findet in Bezug auf dessen Frauen dasselbe Verhältniß statt, wie bei jenen des Vaters; der dem Verstorbenen an Alter zunächst stehende Bruder nimmt sie, was ja auch bei den alten Juden der Fall war; und die Kinder, welche er mit solchen Frauen erzeugt, nennt er gleichfalls Brüder. Ein Oheim Sekeletu's war ein jüngerer Bruder Sebituane's, und nahm dessen Hauptfrau oder Königin zum Weibe, denn eine der Frauen führt allemal diesen Titel, ihre Hütte heißt das große Haus, und ihre Kinder erben die Häuptlingswürde. Nach ihrem Ableben wird sogleich eine andere gewählt, um die Lücke auszufüllen, und sie hat dieselben Vorrechte, wenn sie auch jünger ist, als die übrigen Frauen. Die meisten von Sebituane's Frauen wurden an einflußreiche Unterhäuptlinge gegeben, und es wurden damals Spottgesänge darüber gedichtet, daß sie über den Verlust ihres Gemahls sich so rasch getröstet hatten.

Die Frauen führen bittere Klage darüber, daß sie jetzt nicht mehr so hoch geachtet werden wie früher. Die Mehrzahl der eigentlichen ächten Makololo ist nämlich vom Fieber hinweggerafft worden, und die noch übrigen sind blos ein Bruchtheil des Volkes, das mit Sebituane hierher nach dem Norden kam. In ihrer südlichen Heimath hatten sie ein sehr gesundes Klima; sie waren deshalb in dem Thale, wo Livingstone sie fand, den Einwirkungen des Fiebers mehr ausgesetzt, als die schwarzen Stämme, welche von ihnen unterjocht worden sind. Im Vergleich zu den Barotse und Banyeti haben die Makololo ein kränkliches Aussehen; ihre Hautfarbe ist ein gelbliches Hellbraun, während die beiden anderen Stämme sehr dunkel sind und leicht ins Olivenfarbige hinüberspielen. Alle Stämme sind übrigens der Ansicht, daß einer um so

Digitized by Google

schöner sei, je hellere Hautfarbe er habe, und die Frauen wünschen so sehr möglichst lichtfarbige Kinder zu erzielen, daß sie zuweilen die Rinde eines Baumes kauen, deren Genuß, wie sie meinen, die gewünschte Wirkung hervorbringe. Livingstone fand aber die dunkle Färbung angenehmer, als die lohfarbene Haut der Mischlinge, welche man bei den Makololofrauen findet. Diese wurden von Fieber weniger heimgesucht, sind aber nicht mehr so fruchtbar wie ehemals, was ihnen um so schmerzlicher fällt, da sie gern viele Kinder haben.

Die Frauen der Makololo arbeiten nur wenig. Die Familien dieses herrschenden Stammes, der als Eroberer ins Land kam, sind über das ganze Land verbreitet, dessen Herren sie sind, und in jedem Dorfe leben nur etwa zwei davon, oder auch wohl nur eine einzige. Sie gebieten über eine große Anzahl unterworfener Stämme, welche man unter dem Namen Makalaka zusammenfaßt. Diesen sind gewisse Zwangsdienstbarkeiten auferlegt, sie müssen z. B. den Makololo das Land bestellen helfen; übrigens hat jeder seine eigenen Aecker, und sie leben ziemlich unabhängig. Sie lassen sich gern Makololo nennen, es wird ihnen aber oft gesagt, daß sie nur Makalaka seien, und damit angedeutet, daß sie niedriger ständen und untergeordnet seien. Man kann das ganze Verhältniß als eine Art von Leibeigenschaft auffassen, sie ist aber von sehr milder Art. Wer hart behandelt wird, kann mit leichter Mühe zu irgend einem andern Stamm entfliehen, und es liegt schon deshalb im Vortheil der Makololo, diese Makalaka mehr als Kinder denn als Sclaven zu behandeln. Es ist vorgekommen, daß strenge Herren bald keinen einzigen Diener mehr hatten, denn sie waren ihm alle fortgelaufen.

Die Makololofrauen sind freigebig mit Milch und anderen Nahrungsmitteln, arbeiten gern an der Verschönerung ihrer Hütten und Gehöfte, trinken viel Boyáloa oder Oála, die aus Durra (Holcus sorghum) bereitet wird und sehr nahrhaft ist. Wohlbeleibtheit gilt aber bei den Betschuanadamen für eine große Schönheit und Zier. Männer dürfen nicht zusehen, wenn die Frauen trinken. Ihr wolliges Haar schneiden sie kurz ab, der ganze Leib muß von Butter erglänzen. Sie tragen einen Rock von weichgegerbter Ochsenhaut, der bis an die Kniee reicht, und sich recht hübsch ausnimmt; über die Schultern werfen sie einen Mantel von wei-

Digitized by Google

chem Leder, der aber bei der Arbeit abgelegt wird. Für eine große Zierath gelten breite messingene Ringe über den Fußknöcheln, die oft so schwer sind, daß sie lästig werden, aber man trägt sie, weil die Mode es einmal haben will, ebenso wie Armringe von Metall und Elfenbein; die letzteren haben oftmals einen Zoll Breite. Die Halsbänder bestehen aus Glasperlen, und diese sind um so werthvoller, wenn sie die Modefarben haben, nämlich grün und blaßroth.

Livingstone begann mit Eifer sein Bekehrungswerk bei den Makololo, zu welchem dieselben sich willig herbeiließen. Der Gottesdienst wurde in der Kotla abgehalten, und auch die Frauen benahmen sich dabei ganz angemessen. Nur am Schlusse entstand eine Störung, weil die Mütter, welche ihre Kinder mitgebracht hatten, sich beim Niederknien über die Kleinen hinbeugten, die dann zu schreien anfingen; auch stießen sich dann und wann Damen mit den Ellnbogen in die Seite, wenn eine sich etwa auf den Mantelzipfel einer andern gesetzt hatte. Manchmal waren bis siebenhundert Köpfe beim Gottesdienste zugegen. Der Missionair las einen kurzen Abschnitt aus der Bibel vor, und gab dazu Erläuterungen. Im gewöhnlichen Lebensverkehr zeigte er stets freundliche Bereitwilligkeit, ihnen behilflich zu sein, namentlich heilte er Kranke, war aber dabei stets beflissen, mit den einheimischen Doctoren in gutem Einvernehmen zu bleiben. Nach einiger Zeit fand sich auch ein Mann, Motibe, Sekeletu's Schwiegervater, bereit, lesen zu lernen, es kostete aber große Mühe, ihm überhaupt begreiflich zu machen, was Buchstaben sind und was sich mit denselben ausrichten läßt. Sebituane wollte immer noch nichts mit dem geheimnißvollen Buche zu schaffen haben, das dem Menschen gebiete, sich mit einer einzigen Frau zu begnügen, ließ sich aber zuletzt dahin bringen, das Alphabet zu lernen, welches sich Andere auch bald so weit aneigneten, daß sie ihre Landsleute darin unterrichten konnten. Daß weitere Fortschritte gemacht worden sind, ist zu bezweifeln, da Livingstone bald nach Norden hin aufbrach.

Die Makololo haben keinen Begriff von Geld oder Münze; mitten im Lande, wo Gold unbekannt ist, zogen sie einem Sovereign gewiß einen kleinen Messingknopf vor, weil der letztere ein Oehr und deshalb für sie eine Verwendbarkeit hat. Sie kennen nur Tausch. Livingstone hat während seiner Laufbahn als Missionair stets den Grundsatz befolgt, keine Geschenke zu nehmen; jetzt aber zwang

Digitized by Google

Sekeletu ihm zehn der besten Elephantenzähne auf, legte sie ihm neben den Reisewagen und wollte von keiner Weigerung hören. Er hält es nicht für zweckmäßig, daß ein Glaubensbote Handel treibt; als Reisender muß er freilich in Gegenden, wo Gold unbekannt ist, Waaren in Tausch gegen Sachen geben, welche er nicht entbehren kann. Er seinerseits verwies die Eingeborenen stets an Handelsleute, welche ihn begleiteten oder nach ihm kamen. Wohl aber machte er ihnen seinerseits werthvolle Geschenke, den Makololo zum Beispiel brachte er einige Ziegen vom besten Schlage, Hühner und ein paar Katzen. Auch hatte er einen Zuchtstier gekauft, damit die Makololo ihr Rindvieh veredeln könnten, das Thier blieb aber unterwegs wegen einer Krankheit am Fuße zurück. Die Makololo haben zweierlei Rindviehschlag. Den einen nennen sie Batoka, weil sie ihn vom Stamme dieses Namens erhalten haben; er ist klein, sehr hübsch, gleicht der englischen kurzhörnigen Race, ist sehr zahm und spielt lustig: auch ist das Fleisch jenem von dem größern Schlage vorzuziehen, nämlich dem Barotseochsen, welcher aus dem Barotsethale stammt, sechs Fuß hoch wird und große Hörner hat. Diesen letzteren geben die Makololo gern sonderbare Gestalten, wie sie denn überhaupt viel auf ihr Vieh halten und dasselbe gern auf verschiedene Art verzieren und schmücken. Dabei ist freilich ihr Geschmack und Schönheitssinn von ganz verschiedener Art. Sie schneiden zum Beispiel mit glühenden Messern allerlei Figuren in die Haut, so daß die Kuh Streifen hat wie ein Zebra, und lösen am Kopfe Stücke von zwei bis drei Zoll von der Haut derart los, daß dieselben um den Kopf herumhängen. Die Frauen kamen häufig zu Livingstone, um in den Spiegel zu sehen, wobei sich dann lustige Auftritte ergaben. Eine Makololodame schaut hinein und sagt: „Bin ich das? O, wie groß ist mein Mund, meine Ohren sind so groß wie Kürbisblätter! Ich habe ja gar kein Kinn; ich wäre gewiß recht hübsch, wenn nur diese weitvorstehenden Backenknochen nicht wären! Und wie mein Kopf in der Mitte hoch emporsteht!“ Dabei lachten dann alle und trieben Scherze. Sie entdecken leicht an Anderen Fehler und Mängel, und geben gern Spitznamen. Einst kam ein Mann zu Livingstone den er schlafend glaubte, sah in den Spiegel, machte allerlei Verzerrungen mit dem Munde, und sprach dann zu sich selbst: „Die Leute sagen, ich sei häßlich; oh, und wie häßlich bin ich!“

Digitized by Google

Die Makololo machen aus der Ochsenhaut Schilde oder Mäntel, und verstehen trefflich, dem Leder einen hohen Grad von Weichheit zu geben. Sie gerben in folgender Weise. Die Haut wird mit Pflöcken befestigt und getrocknet. Dann kommen etwa ein Dutzend Männer mit kleinen Beilen und schaben alle fleischigen Theile von der einen Seite so weit ab, daß die Haut ganz dünn wird, worauf sie dieselbe mit Hirn und dicker Milch einreiben. Vermittelst eines Werkzeuges, in welchem eiserne Spitzen aus einem Stück Holz hervorstehen, kardätschen sie so lange, bis alle Fasern los sind, reiben sie abermals mit Butter ein und sie ist dann so weich und biegsam, wie Tuch. Die Schilde verfertigen sie aus Häuten, welche sie gleichfalls in der Sonne trocknen und dann mit Hämmern schlagen. Zwei breite Streifen von verschieden gefärbter Haut werden der Länge nach aufgenäht, und an der einen Seite Stäbe angebracht, damit der Schild sich nicht biege. Er bietet ihnen guten Schutz gegen den Speerwurf, doch verlassen sie sich auch viel auf die Gewandtheit, mit welcher sie einem solchen ausweichen. Sobald aber mehrere Speere zugleich gegen einen Mann geworfen werden, bedarf er seines Schildes. Sie können diesen leichten Wurfspieß vierzig bis fünfzig Schritte weit mit Sicherheit werfen, und sie thun es in der Weise, daß sie ihm von vorn herein eine Richtung nach oben geben, damit er um so schneller und wuchtiger auf das Ziel niederfalle.

Am 30. Mai, nach siebentägigem Aufenthalt in Linyanti, wurde Livingstone vom Fieber ergriffen. Zuerst litt er an Verstopfung und glaubte blos erkältet zu sein; auch brachten warme Bäder und einige Arzneien etwas Linderung. Als er aber am 2. Juni an einem kalten Abend seinen warmen Wagen verließ und unter freiem Himmel am Feuer mit seinen Leuten Gottesdienst hielt, wurde er förmlich krank. Damals wehten kalte Ostwinde, welche über die vom Chobe unter Wasser gesetzten Ebenen und manche Gegenden herstrichen, wo die durch den Regen erzeugten Sümpfe auszutrocknen anfingen. Sie sind dann mit böser Luft geschwängert und erzeugen Fieber. Zuerst stellt sich Verstopfung ein, bald folgt ein Frösteln, obwohl die Haut, wenn ein Anderer sie anfühlt, diesem warm vorkommt. Die Wärme unter der Achselhöhle, über dem Herzen und dem Magen, betrug 100 Grad, über dem Rückgrat und am Genick 103 Grad; alle inneren Verrichtungen, mit

Digitized by Google

Ausnahme jener der Nieren und der Leber, stockten, und die letztere sonderte ungemein viel Galle ab. Dem Rückgrat entlang zeigte sich ein schmerzhaftes Gefühl, und auch im Vorderkopf traten Schmerzen ein. Die einheimischen Doctoren probirten ihre Kunst. Einer kochte Wurzeln, zog eine Decke um den Kranken und stellte das Heilmittel unter dieselbe. Als das aber ohne Wirkung blieb, nahm er ein Bündel heilkräftiger Hölzer, verbrannte sie zu Asche und ließ Rauch und Dampf aufsteigen, um Schweiß hervorzubringen. Nachdem sie den Reisenden in ihren Dampfbädern gesotten und gleich einem Häring über grünen Zweigen geräuchert, auch ihre anderweitigen Hilfsmittel erschöpft hatten, wandte er nasse Umschläge und ein sehr gelindes Oeffnungsmittel an; diese sind ersprießlich, aber alle heftig wirkenden Mittel, namentlich starke Purganzen und Aderlaß sind schädlich; von großem Belang ist aber, daß der Kranke nicht verzagt, sondern möglichst frischen Muth behält. Leute von melancholischer Gemüthsart erliegen eher als andere.

Die Makololo hatten für Livingstone einen Garten gemacht und Mais gepflanzt, damit er später auf seiner Rückreise nach dem Cap einen Vorrath davon fände. Die Frauen zerstampfen dieses Getreide zu feinem Mehl in großen Holzmörsern, und verfahren dabei ganz so, wie die alten Aegypter ihr Korn behandelten. Sekeletu fügte zu einem beträchtlichen Mehlvorrath noch ein Dutzend Krüge Honig. Allemal wenn die zinspflichtigen Stämme ihren Tribut nach Linyanti brachten, gab er dem Reisenden Vorräthe von Erdnüssen (Arachis hypogaea), und allwöchentlich auch ein paar Schlachtochsen. Ferner mußten täglich zwei Kühe für ihn gemolken werden. Das alles entspricht dem landesüblichen Brauch, dem zufolge der Fremde, welcher in die Kotla des Häuptlings kommt, als des Letztern Gast betrachtet wird. Gastfreundschaft gilt so sehr für Pflicht, daß die Makololo dieselbe gegen Abschaffung der Vielweiberei geltend machen; sie sagen, ein Mann, der nur eine Frau habe, könne die Obliegenheiten gegen die Fremden nicht nach Gebühr erfüllen. Dieser Einwand ist da nicht ohne Belang, wo die Frauen den ganzen Ackerbau besorgen, wie zu Kolobeng. Die Armen, welche keine Freunde haben, leiden freilich manchmal Hunger; Sebituane war besonders auch dadurch sehr beliebt geworden, daß er sich ihrer annahm.

Digitized by Google

Die Makololo bestellen bei ihren Dörfern eine beträchtliche Fläche Landes. Diejenigen unter ihnen, welche noch dem ächten Basutostamm angehören, bleiben bei dem Brauch ihrer Väter, nehmen die Hacken in die Hand und gehen gemeinschaftlich mit den Frauen auf das Feld. Bei Kolobeng, oder bei irgend einem andern Kaffern- oder Betschuanastamme sieht man dergleichen gar nicht. Dagegen giebt der große Häuptling Moschesch seinem Volke alljährlich ein gutes Beispiel, indem er die Hacke ergreift und bei gewissen öffentlichen Veranlassungen hart arbeitet. Seine Basuto gehören mit den Makololo zu einem und demselben Stamme. Die jüngeren Makololo freilich, die von Jugend auf daran gewöhnt sind, über die unterworfenen Makalaka zu herrschen, und diese Neger für sich arbeiten zu lassen, sind dem Ackerbau nicht so ergeben, wie ihre Väter. Sie bilden die Aristokratie des Landes und übten einst uneingeschränkte Herrschaft über ihre Vasallen, bis Sebituane ihnen die Privilegien bedeutend verkürzte.

Es ist schon früher erwähnt worden, daß alle Stämme, welche der eben genannte Häuptling in jenen Gegenden unterwarf, unter dem gemeinschaftlichen Namen der Makalaka zusammengefaßt werden. Ihre Bezwinger, die Makololo, waren aus einer großen Anzahl verschiedener Stämme zusammengesetzt, aber der Kern bestand aus Basuto, die mit Sebituane aus einer hügeligen, vergleichweise kühlen Gegend im Süden kamen. Als er die verschiedenen Betschuanastämme: die Bakuene, Bangwaketse, Bamangwato, Batauana ꝛc. unterwarf, nahm er die jungen Männer dieser Stämme in seinen eignen auf, in jenen der Basuto. Unter diesem riß große Sterblichkeit ein, und er that nun dasselbe, was mit den jungen Leuten der Betschuanastämme geschehen war, mit jenen der Makalaka. Dadurch entstanden Mischlinge von Betschuana und Negern. Selbst die Söhne mancher Barotsehäuptlinge hielten sich bei Sebituane auf und waren ihm sehr ergeben, denn er hatte alle diese Leute für „Kinder des Häuptlings" erklärt.

Diese Makalaka bauen als Hauptgetreideart Durra, daneben aber auch Mais, sodann zwei Arten von Bohnen, Erdnüsse, Kürbisse, Wassermelonen und Gurken. Sie bewässern das Feld nicht, und sind also lediglich auf den Regen angewiesen. Jene im Barotsethal haben außerdem noch Zuckerrohr, süße Kartoffeln und Manioc (Jatropha manihot.) Dort ist das Klima noch heißer als

Digitized by Google

zu Linyanti, und sie haben einige rohe Anfänge gemacht, ihre Gärten zu bewässern. Als Ackerwerkzeug dient allgemein die Hacke, welche die Batoka und die Banyeti aus Eisen bereiten; dieses schmelzen sie selbst, und es wird in nicht unbeträchtlicher Menge erzeugt. Die meisten Hacken, welche zu Linyanti in Gebrauch sind, kommen dorthin als Tribut, und sind von den Schmieden bei den unterworfenen Stämmen verfertigt worden. Sekeletu erhielt auch beträchtlichen Tribut an Durra, Erdnüssen, Speeren, Honig, Nachen, Rudern, irdenem Geschirr, Tabak, Hanf (Mutokuane, Cannabis sativa), verschiedenen wilden Früchten, die getrocknet eingeliefert werden, zubereiteten Häuten und Elfenbein. Alle diese Sachen werden in die Kotla gebracht, wo sich immer viele Müssiggänger einfinden, unter welchen der Häuptling das meiste vertheilen muß; für sich selbst darf er nur den geringsten Theil behalten. Dem Namen nach gehört alles Elfenbein ihm allein, er vertheilt aber auch von diesem, indem er von dem Erlös dessen, was er mit Genehmigung seiner Beiräthe verkauft, das meiste dem herrschenden Stamme zu Theil werden läßt. Er würde an Beliebtheit verlieren, wenn er gegen andere nicht freigebiger wäre, als gegen sich selbst.

Es sind Fälle vorgekommen, daß Leute, welche sich bei derartigen Vertheilungen verkürzt glaubten, große Ungelegenheiten hervorbrachten. Solch ein Misvergnügter war zu dem Häuptling Lechulatebe entflohen, und von diesem aufgereizt worden, nach einem Dorfe der Bapalleng zu gehen, das am Flusse Cho oder Tso liegt. Dort nahm er den Tribut an Elfenbein weg, welcher für Sekeletu bestimmt war. Darüber geriethen die Makololo in Zorn, denn jeder einzelne wurde ja dadurch beeinträchtigt, daß jenes Elfenbein nicht nach Linyanti gelangte. Nun traf es sich, daß gerade um dieselbe Zeit einige Männer von Lechulatebe's Stamme jene Stadt besuchten; die Makololo beschlossen, ihnen eine Andeutung zu geben, wie sehr sie das Verfahren ihres Häuptlings misbilligten. Etwa fünfhundert von ihnen führten ein Scheingefecht auf, bei welchem sie ihre Speere nach der Himmelsgegend richteten, wo Lechulatebe lebt, und dabei riefen sie dann stets Hoo! und bei jedem Stoß in die Erde schreien sie Huff! Bei derartigen Gelegenheiten muß jeder waffenfähige Mann am Platze erscheinen, und auch die Hochbejahrten haben sich einzufinden. Zu Sebituane's

Zeit wurde Jeder, der nicht erschien, aus seiner Hütte geholt und ohne Gnade gespeert. Lechulatebe ließ sich noch allerlei andere Unbilden zu Schulden kommen, und hatte, als er Sebituane's Ableben erfahren, einen festlichen Gesang anstimmen, auch Freudentänze aufführen lassen. Bis dahin hatten die Makololo mit jenen am See in Frieden gelebt, und Sekeletu war geneigt, dasselbe zu thun. Lechulatebe aber war nun im Besitz von Feuerwaffen, und wollte dafür Vergeltung ausüben, daß Sebituane ihm einst Vieh geraubt hatte. Livingstone bemerkt, daß Vergeben und Vergessen von den Heiden nicht als eine Tugend betrachtet wird; er hätte hinzufügen können, daß es bei den Christen zwar für eine Tugend gilt, aber für eine solche, die bekanntlich nicht allzuoft geübt wird. Lechulatebe wollte sich nun aneignen, was er irgend wieder bekommen konnte. Der Reisende gab sich alle Mühe, den Makololo beizubringen, daß sie Frieden nur haben könnten, wenn sie zuvor ein verübtes Unrecht wieder gut machen würden und alte Fehden in Vergessenheit kommen ließen. Es ist aber schwer, sie zu überzeugen, daß Blutvergießen ein großes Verbrechen sei, an das sie ohnehin von Jugend auf gewöhnt sind. Livingstone sandte zugleich eine Botschaft an Lechulatebe, welchem er den Rath gab, die Sache nicht weiter zu treiben und namentlich den anstößigen Gesang nicht mehr singen zu lassen; er möge auch wohl bedenken, daß zwar Sebituane todt sei, die Waffen aber, mit welchen er gekämpft, seien noch vorhanden. Zugleich schickte Sekeletu, um seine Neigung zum Frieden zu bethätigen, an Lechulatebe zehn Kühe, für welche dieser Schafe geben sollte; diese letzteren gedeihen vortrefflich in dem buschigen Land in der Gegend des Sees, aber nicht auf den flachen niedrigen Wiesen zwischen dem Wassernetze im Norden des Chobe. Die Männer, welche jene Kühe trieben, nahmen auch eine Anzahl Hacken mit, um dafür Ziegen einzukaufen. Lechulatebe nahm die Kühe und sandte dafür zehn Schafe zurück, während er, wenn der wechselseitige Werth in Betracht gezogen wurde, dafür mindestens sechzig oder siebzig Stück hätte geben müssen. Einer von den Leuten Sekeletu's wollte in einem Dorfe Ziegen kaufen, ohne vorher Lechulatebe's ausdrückliche Erlaubniß dafür zu haben; dafür bestrafte dieser ihn damit, daß er einige Stunden in dem glühheißen Sande (130 Grad!) sitzen mußte. Nun war es mit dem Frieden zwischen beiden Stämmen zu Ende. Lechulatebe's Stamm war an

Digitized by Google

Zahl der bei weitem schwächere, glaubte aber dem mächtigern Trotz bieten zu können, weil er Feuerwaffen besaß. Livingstone bemerkt, dergleichen Fälle seien die einzigen, in welchen der Besitz von Flinten nachtheilig wirke, denn im Allgemeinen zeige sich dieselbe Erscheinung wie in Europa, daß nämlich die Kriege minder häufig und weniger blutig würden. Sehr selten wagen zwei Stämme, die beide Feuergewehre haben, den Kampf mit einander. Fast alle Fehden in Südafrika entstehen in Folge von Viehraub. Da man mit Flinten den Feind aus weiter Ferne treffen kann, so hütet sich Jeder, den andern zu kränken. Die Makololo hielten, auf Livingstone's Antrieb, Frieden, so lange der Reisende unter ihnen verweilte; er glaubt aber, die öffentliche Meinung sei zu stark gegen Lechulatebe's Stamm (gleichfalls Betschuana) gewesen, und daß sie ihn wohl nicht mehr lange verschont haben würden; er stand ohnehin bei ihnen in äußerster Misachtung.

Die Makololo sind unter allen Betschuana die nördlichsten; weiter hinauf wohnen nur Negerstämme (Makalaka). Der Name Betschuana scheint, dem Reisenden zufolge, abzustammen von Chuana, d. h. gleich, mit dem persönlichen Präfixum Ba, d. h. sie; er bedeutet also Gefährten, Kameraden, Gleiche. Das Land der Betschuanastämme reicht vom Orangefluß im Süden bis zum 18. Grad südlicher Breite nach Norden; jenseit des 18. Grades haben die Makololo Eroberungen bis zum 14. Grade gemacht, aber diese Gegend ist vorzugsweise nur von schwarzen Männern, Makalaka, bewohnt. Die Makololo sagen von sich: Wir sind Betschuana, Gleiche, und stehen hinter Keinem von unserer Nation zurück; etwa so wie Irländer oder Schotten sich Briten nennen, oder auch wohl Engländer.

Viele andere Stämme sind uns unter Namen bekannt, welche Fremde ihnen beigelegt haben, z. B. die Kaffern, Hottentotten und Buschmänner; die Betschuana allein gebrauchen diesen Namen als eine allgemeine Bezeichnung für die ganze (in viele Stämme getheilte) Nation. Eine solche allgemeine Benennung haben sie auch den Weißen beigelegt; sie bezeichnen dieselben als Makóa. Das Wort scheint „hübsch" zu bedeuten, hat aber auch Aehnlichkeit mit einem andern, das „Schwäche" ausdrückt. Die verschiedenen Stämme der Hottentotten hatten Namen, die mit Kua endigten, was Mann bedeutet, und die Betschuana ihrerseits setzten zur

Digitized by Google

Bezeichnung ihrer einzelnen Stämme den Namen derselben die Silbe Ma vor, was Volk bedeutet. Brikua z. B. bedeutet Ziegenmänner. Die Sprache der Betschuana heißt das Sitschuana, jene der Weißen nennen sie das Sekoa.

Die Makololo generalisiren aber noch weiter, und haben die übrigen Theile der großen südafrikanischen Völkerfamilie in drei große Abtheilungen gruppirt: 1. Die Matebele oder Makokobi, d. h. die Kaffernfamilie an der östlichen Seite des Landes; 2. die Bakoni oder Basuto, und 3. die Bakalahari oder Betschuana in den mittleren Theilen; diese Familie schließt alle Stämme ein, welche in oder an der großen Kalahariwüste leben.

1. Die Kaffern theilen sich selbst in verschiedene Gruppen, als Amakosa, Amapanda u. a. m. Die Bezeichnung Kaffern halten sie für beleidigend. Die Zulu (Sulu) im Natal-Lande gehören zu derselben Familie. Livingstone sagt, sie seien ebenso sehr durch Rechtschaffenheit ausgezeichnet, wie ihre Stammbrüder, welche an den Grenzen der Capcolonie wohnen, als Viehräuber berüchtigt sind. Die Matebele, deren Oberhaupt Mosilikatse war, leben etwas südlich vom Sambesi, andere Stämme hausen im Süden von Tete und Senna; sie gehören alle zu der eben genannten Familie oder Gruppe, welche im Norden des Sambesi nicht vorkommt. Dieser war auch die Nordgrenze des Betschuanastammes, bis Sebituane seine Eroberungen auch über diesen Strom hin ausdehnte.

2. Die Bakoni und Basuto-Gruppe umfaßt im Süden alle Stämme, die als ihren obersten Häuptling den Krieger Moschesch anerkennen; unter ihnen finden wir die Batau, die Baputi, Mokolokue und andere, auch einige Gebirgsstämme in der Malutikette. Diese sollen früher Menschenfresser gewesen sein. Man hat das bezweifeln wollen, allein es giebt noch heute Gesänge, welche die Thatsache bestätigen; der Kannibalismus ist verschwunden, seitdem sie von Moschech Rindvieh erhielten. Marimo und Mayabathu, d. h. Menschenfresser, werden sie noch jetzt von den übrigen Basuto genannt, welche in verschiedene Unterabtheilungen zerfallen, z. B. in die Makatla, Bamakakana, Matlapatlapa ꝛc.

Die weiter nördlich als die Basuto wohnenden Bakoni

Digitized by Google

sind Stämme der Batlu, Baperi, Bapo, und ein anderer Stamm der Bakuene, die Bamosetla, Bamapela oder Balaka, Babiriri, Bapiri, Bahukeng, Batlokua, Baakhahela ꝛc. Alle diese Stämme wohnen in Gegenden wo es oft regnet; deshalb treiben sie viel Ackerbau und haben keinen Mangel an Getreide. Mit ihnen kommen die Boers in mannichfache Berührung, welchen der ihnen sehr abholde Livingstone nachsagt, daß sie diesen Stämmen Vieh und Menschen rauben, die letzteren um sie zu Sclaven zu machen. Auch die unter dem Häuptling Moschesch stehenden Basuto sind Ackerbauer; ihre Hauptarbeit besteht darin, daß man den Boden mit der Hacke auflockert, die Vögel fortscheucht, die Ernte besorgt und das Getreide worfelt; aber das Alles müssen vorzugsweise die Weiber beschaffen. Doch gehen auch die Männer nicht allzeit müßig, und viele haben auf Anrathen der Missionaire den Pflug angenommen, der von Ochsen gezogen wird.

3. Die Bakalahari bilden die westliche Gruppe der Betschuanafamilie. Zu ihnen gehören die Barolong, Bahurutse, Bakuene Bangwaketse, Bakaa, Bamangwato, Bakurutse, Batauana, Bamatlaro und Batlopi. Unter ihnen haben die Missionaire den größten Erfolg gehabt. Als man sie kennen lernte, waren sie ein unbedeutendes und schmutziges Volk; sie hatten aber, als der Capcolonie zunächst wohnend, Gelegenheit zum Handelsverkehr, genossen lange eines ungestörten Friedens und gelangten so zu einem großen Reichthum an Heerden.

Zehntes Kapitel.

Von Linyanti bis Sescheke. — Charakter der Gegend. — Ameisenhügel und wilde Datteln. — Antilopenschwärme und Jagden. — Leben und Treiben der Makololo. — Der Liambye oder Zambesi

Livingstone verweilte einen Monat zu Linyanti (18 Grad 17 M. 20 Sec. südl. Breite, 23 Grad 50 M. 9 Sec. östl. Länge) und brach von dort nach Sescheke auf (17 Grad 31 M. 38 Sec. südl. Br., 25 Grad 13 M. östl. Länge), um von dieser Stelle aus stromauf zu fahren. Von diesem Punkte nach Norden hin in's Barotseland, dessen Hauptstadt Nariele oder Naliele ist (15 Grad 24 M. 17 Sec. südl. Br., 23 Grad 5 M. 54 Sec. östl. Länge), begleitete ihn Sekeletu mit etwa anderthalbhundert seiner Krieger, meist jungen Leuten und einigen Unterhäuptlingen.

Digitized by Google

Die Gegend zwischen Linyanti und Sescheke ist durchaus flach; nur hin und wieder erheben sich Stellen einige Fuß über den ebenen Boden. Auch sieht man viele Hügel, die früher oder in der neuern Zeit von Ameisen erbaut worden sind. Wer diese gigantischen Werke eines so winzigen Thieres nicht mit eigenen Augen gesehen hat, kann sich gar keine Vorstellung davon machen. Die Erde, welche einmal von ihnen verarbeitet worden ist, scheint dadurch an Fruchtbarkeit zu gewinnen; die Makololo wenigstens wählen stets die Abhänge solcher Ameisenhügel, wenn sie früßen Mais, Tabak oder irgend etwas anderes erzielen wollen, worauf sie besonderen Werth legen. Hier waren die Ameisenhügel gewöhnlich mit einer Menge von wilden Dattelbäumen bestanden, die eine kleine Frucht tragen; sie werden zumeist von den Makololo niedergehauen, weil diese zu träg sind auf den Baum zu steigen. Da wo das Land sich etwas über die platte Ebene erhebt, wachsen Kameeldorn (Acacia giraffae), weißstachelige Mimosen (Acacia horrida) und Baobabs; auf sandigen Stellen findet man auch Palmyrapalmen, welche den indischen gleichen, aber keinen Samen haben. Ueberall in der Fläche besteht der Boden aus fruchtbarem zähen und schwarzen Lehm, welchen man in Indien als Baumwollenboden bezeichnet, und er ist dicht mit einer Decke groben Grases überzogen, das hier in allen feuchten Gegenden wächst. Dem Reisenden zur Rechten lag der Chobe, und der Horizont wurde von ausgedehnten Rohrstrecken gebildet. Der lang ausgedehnte Zug der Makololo gewährt ein recht ansprechendes Bild. Er wand sich auf geschlungenen Pfaden bald über die weite Ebene, dann hinter Hügeln, und die Straußfedern, welche den Kopfschmuck mancher Krieger bildeten, wogten auf und ab. Einige trugen die Büschel von weißen Ochsenschwänzen auf ihrem Haupte, wie Husaren den Roßschweif auf dem Tschako, oder Kappen an welchen eine Löwenmähne flatterte. Viele hatten Röcke von rothem Wolltuch oder gedrucktem Baumwollenzeuge; die gemeinen Leute trugen Gepäck, die vornehmen Herren gingen mit einer Keule in der Hand, welche aus Rhinocoshaut verfertigt war, und ließen sich von Sclaven ihre Schilde nachtragen. Die Maschaka oder Männer welche die Streitaxt führen, hielten diese Waffe in der Hand. Sie sind stets bereit, hunderte von Meilen weit zu gehen, um die Aufträge des Häuptlings zu erfüllen.

Sekeletu ist stets von seinen Mopato begleitet, jener Jugend-

Digitized by Google

genossenschaft oder Gefolgschaft, deren Wesen und Bedeutung schon weiter oben erörtert worden ist. Diese seine Genossen umgeben ihn, sobald er sich niedergesetzt hat, und die ihm zunächst Befindlichen essen mit aus seinem Geschirr; denn die Makololohäuptlinge setzen eine Art Stolz darin, mit ihrem Volke zu speisen. Sekeletu nimmt zuerst ein wenig Speise und winkt dann den Uebrigen, ein Gleiches zu thun, was allemal geschieht; nachher winkt er Einem, der etwas entfernter steht, heranzukommen, und dieser nimmt dann den ganzen Topf, um denselben seinen Gefährten zu bringen.

In jener Gegend weideten große Schwärme von Lecheantilopen, auch Nakongs sind in unzähliger Menge vorhanden. Beide gehören zu den Wasserantilopen und finden während der Ueberschwemmungszeit auf den schon erwähnten Hügeln ihre Zuflucht. Dort stellen ihnen die Makalaka in ihren Kähnen, die bei fünfzehn Fuß Länge nur etwa achtzehn Zoll Breite haben, sehr geschickt nach und erlegen sie mit Speeren. Die Ruder der Schiffer sind zehn Fuß lang und darauf berechnet, daß man in seichtem Wasser den Kahn mit ihnen fortschieben kann. Die Nakongantilope ist eine neue Species, etwas kleiner als die Leche, aber sehr dickbäuchig; sie läuft im Galopp etwa so wie ein stark abgemüdeter Hund, hat langes spärliches Haar von graubrauner Farbe, das nie glatt wird, und die Hörner sind ähnlich gewunden wie beim Kudu, nur kleiner und mit einem doppelten Streifen umzogen. Das Thier lebt in sumpfigen Marschen, für welche sein Fuß vortrefflich geeignet ist, äset bei Nacht und liegt am Tage auf Schilf und Binsen; sobald es den Verfolger wittert, rennt es nach solchen Binsenstrecken, welche Wasser haben, und taucht mit dem ganzen Leib unter, so daß nur die Nase und die Spitzen der Hörner sichtbar bleiben. Die Jäger brennen manchmal die Binsen ab, um die Nakong aus ihrem Schlupfwinkel hervorzutreiben; sobald aber das Thier einen Feind im Kahne gewahrt, läßt es sich eher die Hörner versengen, als daß es hervorkäme.

Ueberall in den Dörfern wurde Sekeletu's Zug von Weibern begrüßt, die „Lullilu" mit schrillender Stimme riefen und dabei den Ton eigenthümlich zittern ließen. Indem sie den Häuptling auf diese Weise begrüßen, rufen sie: „Großer Löwe, großer Häuptling, schlafe, o Herr!" und dergleichen mehr. Auch die Männer lassen ähnliche Rufe erschallen; der Häuptling nimmt aber das Alles

Digitized by Google

gleichgiltig auf. Der Mann der Obrigkeit im Dorfe, faſt immer ein Makololo, alſo zum Stamme der Landeseroberer gehörend, berichtet Neuigkeiten und läßt dann eine Anzahl großer Töpfe herbeibringen, die mit Bier gefüllt ſind. Aus dieſen wird der Trank in Kalebaſſen geſchenkt, welche dann die Runde machen. Auch dicke Milch wird herbeigebracht und, gleich dem Bier, von dem Unterhäuptling einer Abtheilung in Portionen abgegeben. Löffel kennt man nicht, ſtatt ihrer dient die Hand. Livingſtone gab ihnen manchmal eiſerne Löffel und zeigte ihnen, wie man damit zu verfahren habe; ſie ahmten ihm auch nach, nahmen aber allemal bald den Löffel in die Linke und fuhren wieder mit der rechten Hand zu.

Die Makololo beſitzen Ueberfluß an Hornvieh, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Häuptling alle ſeine Begleiter mit Speiſe verſorgt. Am Halteplatze läßt er entweder einige Ochſen von den verſchiedenen Viehſtationen holen, welche er überall im Lande hat, oder ſie werden ihm von den Dorfbewohnern als Tribut geliefert. Beim Schlachten verſetzt man dem Thiere einen Stoß mit dem Speer in's Herz, macht aber die Wunde ſo klein, daß möglichſt wenig Blut verloren geht; dieſes Letztere und die Eingeweide kommen dem Schlachter zu Gute. Jeder Stamm hat eine eigenthümliche Art einen Ochſen zu zerlegen oder zu vertheilen. Bei den Makololo gehören Rippen und Buckel dem Häuptling, bei den Bakuene die Bruſt. Nachdem der Ochs vertheilt war, legte man die einzelnen Stücke vor Sekeletu hin, welcher ſie den vornehmen Herren ſeines Gefolges zuwies, die ſie ihrerſeits an ihre Gruppen abgaben. Alles wurde in lange Streifen geſchnitten und in's Feuer geworfen, und halbgebraten und glühheiß herumgegeben. Jeder nahm einen Mund voll, aber außer dem Häuptling hatte keiner die Zeit, das Fleiſch ordentlich zu kauen. Es kommt ihnen nicht darauf an, beim Eſſen ſich eine Güte zu thun, ſondern in möglichſt raſcher Zeit ſo viel, als irgend angeht, in den Magen zu ſtopfen, denn Niemand kann mehr als einen Mund voll genießen, nachdem die übrigen fertig ſind. Sie ſpeiſen ſtets in Geſellſchaft; wer allein ißt, wird verachtet. Kaffee trinken ſie gern, und in manchen Stämmen glaubt man, die Frauen ſeien fruchtbarer geworden, ſeitdem täglich Kaffee genoſſen wird. Auch das Zuckerrohr iſt ihnen bekannt und wird im Barotſethale gebaut; ſie kauen es, weil ſie die Zuckerbereitung nicht verſtehen.

Digitized by Google

Livingstone wohnte mit Sekeletu in einem Zelte. Die Makololo halten ihre Hütten sauber und erneuern oft den Fußboden, der aus einem Gemisch von Kuhdünger und Erde besteht. Dagegen sind jene der schwarzen Makalaka voll von Ungeziefer. Die besten Behausungen der ersteren bestehen aus drei kreisförmigen Wänden, mit kleinen Eingangslöchern, etwa wie bei einer Hundehütte, und man muß auf allen Vieren hineinkriechen. Das Loch ist aus Rohr, Schilf oder geraden Stecken verfertigt und hat die Gestalt eines chinesischen Hutes. Alles wird fest mit der sehr starken innern Rinde des Mimosenbaumes zusammengebunden und dann auf die Wände gesetzt; der Rand ruht auf einem Kreise von Pfählen und zwischen jedem derselben wird dann die dritte Wand aufgeführt. Nachher deckt man das Dach mit feinem Grase, und es giebt guten Schatten, da es allemal weit über das Gebäude hinausragt und bis zwei Ellen vom Boden herabgeführt wird. Diese Hütten sind auch bei heißen Tagen sehr kühl, aber bei Nacht unangenehm, weil die Lüftung fehlt. Das Bett besteht aus einer Binsenmatte.

Der Reisezug nahm seinen Weg stromauf von Sescheke in eine Gegend die Katonga heißt. Dort liegt in 17 Grad 29 M. 13 Sec. südl. Br., 24 Grad 33 M. östl. Länge ein Dorf, welches einem Baschubiamanne, Namens Sekhosi, gehörte. Dort ist der Strom breiter als bei Sescheke, nämlich sechshundert Schritte breit und fließt da, wo er nach Osten zieht, etwas langsam; man brauchte bei angestrengtem Rudern sechs Minuten Zeit, um hinabzukommen. Die älteren Krieger setzten zuerst über den Fluß, die jüngeren mit Sekeletu mußten auf dem einen Ufer bleiben, bis jene allesammt drüben waren, denn es ist herkömmlich, daß bei dergleichen Gelegenheiten die älteren den Vorrang haben.

Sekeletu erhob in jener Gegend einen Tribut von Kähnen in den Dörfern am Flusse. Livingstone erfuhr, daß derselbe von allen Barotse Liambayi oder Liambye genannt wird. Während seiner frühern Reise war er über den Namen nicht in's Klare gekommen und hatte ihn deshalb Sescheke genannt, nach der gleichnamigen Stadt. Das Wort Sescheke bedeutet weiße, sandige Ufer, dergleichen dort allerdings auftreten. Es giebt im Thale der Barotse noch ein Dorf Sescheke, das aus demselben Grunde so genannt wird. Der Ausdruck Liambye bedeutet der Große Strom oder das Wasser par excellence. Luambedschi, Luambesi, Ambezi, Odschimbesi und Zambesi

(Sambesi) sind Benennungen, die er in verschiedenen Theilen seines Laufes führt, je nach der Mundart, welche dort gesprochen wird, alle bedeuten dasselbe, nämlich den „Großen Strom", welcher den Abzugskanal für die Gewässer des Landes bildet.

Livingstone unternahm von dem eben erwähnten Dorfe aus einige Jagdausflüge nach Norden hin. Die Gegend war mit Gruppen prächtiger Bäume bestanden, die sich in den weiten grünen Wiesenfluren erhoben. Bei Hochwasser sind diese überschwemmt, doch findet man dort weit mehr höher liegende und mit Bäumen bestandene Strecken, als in dem Lande zwischen dem Chobe und Liambye. Der dunkle Lehm reicht so weit wie die Ueberschwemmung geht, er ist Marschland; wo Bäume stehen, ist die sandige Geest und nicht so dicht mit Gras bewachsen. Etwa acht Meilen vom Flusse und in gleicher Richtung mit demselben läuft eine mit Bäumen bestandene Kette, von Sandhügeln, und bis zu ihnen reicht nach Norden die Ueberschwemmung. Die Bewohner dieser Gegend haben Regen genug, um viel Getreide und Erdnüsse bauen zu können.

Sehr häufig kommt eine kleine Antilope, die Tianyane, vor, welche weiter südlich nicht gesehen wird. Sie ist achtzehn Zoll lang, sehr anmuthig in ihren Bewegungen und schreit etwa wie ein Hase, wenn sie beunruhigt wird. Die Farbe ist an den Seiten und auf dem Rücken braunroth, Bauch und Unterschwanz sind weiß. Das sonst sehr schüchterne Thier vertheidigt sein Junges sogar gegen den Menschen. Wenn dasselbe noch zu klein ist, um mit der Mutter entfliehen zu können, dann setzt diese ihm einen Fuß auf das Schulterbein und bedeutet ihm damit, daß es niederknien und still liegen bleiben solle, bis jene ihm wieder ein Zeichen giebt. Es hat eine Farbe, welche jener des Erdbodens in jener Gegend entspricht, und entzieht sich so dem Blicke der Raubvögel, welche den alten nichts anhaben können. Wer ein Antilopenweibchen fern von einer Heerde vereinzelt umhergehen sieht, darf mit Sicherheit annehmen, daß es sein Junges an irgend einem sichern Orte zur Ruhe gebracht hat. Livingstone sah in Aden, daß die Araber ihren Kameelen den Daumen gerade so auf das Schulterblatt drückten, wie die Antilope ihren Jungen den Fuß, und vielleicht haben sie diese Art, das Kameel zum Niederknien anzuhalten, von den Gazellen der Wüste gelernt.

Auf jener Ebene grasen auch Büffel, Zebras, Tsessebes, Tahaetsi und Elenne oder Rohu ungestört, und der Reisende wurde reich-

Digitized by Google

lich belohnt für seine Anstrengungen auf der Jagd, die freilich nicht gering sind. Selbst damals mitten im Winter war die Hitze äußerst drückend. Er schoß eine prächtige Elennkuh, deren Kalb vor kurzem von einem Löwen geraubt worden war; sie hatte auf beiden Seiten ihres Hintertiertels fünf tiefe Krallenrisse. Wahrscheinlich war sie herbeigeeilt ihr Junges zu vertheidigen, und vom Löwen angegriffen worden, der sie hatte niederreißen wollen. Diese neue Antilopenvarietät hat schmale weiße Streifen über den Leib, wie die Kudu, und auf der äußern Seite des Vorderschenkels einen schwarzen Fleck von der Größe einer Hand.

Digitized by Google

Drittes Buch.

Livingstone's Reise von Sescheke am Zambesi nach Loanda an der Westküste.

Elftes Kapitel.

Der Liambye. — Die Wasserfälle von Gonye. — Die Fruchtbarkeit des Barotsethales. — Naliele. — Die Banyeti und Barotse. — Mambari; Araber aus Zanzibar. — Vögel, Fische und Flußpferde.

Als eine ausreichende Menge von Kähnen beisammen war, begann Livingstone seine Reise stromaufwärts. Für sich wählte er den besten Nachen, der vierunddreißig Fuß lang, aber nur achtzehn Zoll breit war, und von sechs Ruderern in Bewegung gesetzt wurde. Sie standen aufrecht, und ihr Ruderschlag war sehr ebenmäßig. Diese Fahrzeuge haben einen flachen Boden, können also auch in seichtem Wasser fahren, und die Schiffer benutzen ihre acht Fuß langen Ruder auch, um damit den Kahn fortzuschieben. Auf dem Lande fürchten sich die Makalaka vor den Makololo, auf dem Wasser ist es aber umgekehrt, und wenn ein Fahrzeug umschlägt, dann sind gewöhnlich die des Schwimmens unkundigen Makololo verloren. Der Wind weht meist aus Osten und verursacht auf dem Liambye einen beträchtlichen Wellenschlag.

Livingstone befand sich nun in einer Gegend, welche vor ihm noch kein Europäer gesehen hatte. Der Strom fließt, oft in der Breite von einer Meile, majestätisch dahin, die in ihm liegenden Inseln haben manchmal eine Breite von drei bis fünf Meilen und sind mit Bäumen bestanden, gleich den Ufern, von welchen herab manche in der Art der Baniane (Ficus indica) Wurzeln nach unten hin treiben. Die Schönheit der Scenerie ist an sich schon groß, sie wird aber noch erhöht durch die hellgrünen Dattelpalmen und die luftig emporstrebenden Palmyrapalmen, deren gefiedertes Blätterwerk sich klar von dem unbewölkten Himmel abhebt. Es war Winter, und

Digitized by Google

die Landschaft hatte namentlich an den Ufern eine eigenthümliche Färbung. Die Gegend am Flusse ist steinig und gewellt, hat viele Elephanten und anderes Wild, aber keine Leche und Nakongantilopen, welche felsiges Gelände meiden. Der Boden ist röthlich, sehr fruchtbar und die Banyeti ziehen dort viel Getreide. Zu beiden Seiten liegen viele Dörfer dieser armen aber fleißigen Leute, die sich namentlich auch als Hippopotamusjäger auszeichnen und allerlei eiserne und hölzerne Waaren verfertigen; aber Rindvieh können sie nicht halten, weil hier überall die Tsetsefliege schwärmt. Sie liefern große hölzerne Gefäße mit hübschen Deckeln, Näpfe, und nun auch Stühle, seitdem diese letzteren bei den Makololo so große Gunst gefunden haben. Andere Banyeti oder Manyeti, wie man sie auch nennt, flechten starke hübsche Körbe aus gespaltenen Baumwurzeln, und wieder andere sind geschickte Töpfer und Eisenarbeiter. Kriegerische Neigungen haben sie wohl nie gehabt; überhaupt entstehen in jenen centralen Gegenden dort, wohin keine Sclavenhändler kommen, Fehden eigentlich nur des Viehes wegen; doch ist hervorzuheben, daß einmal eine Ausnahme von der Regel stattfand, indem unter dem Stamme der Barolong drei Brüder einen Krieg wegen einer Frau führten; seitdem hat dann der Zwist in jenem Stamme nicht mehr aufgehört.

Von einer Biegung nach Norden hin, welche Katima molelo (ich löschte Feuer aus) heißt, wird das Bett felsig, der Fluß läuft rasch und bildet eine Reihenfolge von Stromschnellen und Katarakten, so daß bei niedrigem Wasserstande die Schifffahrt unterbrochen wird; bei vollem Wasser sind die ersteren nicht sichtbar, aber die Fälle von Nambwe, Bombwe und Kale müssen zu allen Zeiten gefährlich sein; sie haben jeder vier bis sechs Fuß Höhe. Bei weitem wichtiger sind die dreißig Fuß hohen Katarakten von Gonye, wo die Kähne der Reisenden eine Meile weit über Land getragen werden mußten. Die Hauptmasse, welche bei niedrigem Wasser über die Felsenleiste strömt, sammelt sich in einem etwa achtzig Schritte breiten Raum, bevor sie herabfällt und durch Anprallen gegen Felsen ein lautes Geräusch hervorbringt. Die Sage will wissen, daß dort einst zwei Hippopotamusjäger, die hitzig ein verwundetes Thier verfolgten, sammt demselben in den Abgrund gestürzt seien. Ein Mann aus dem Barotsestamme, welcher stromab kam, soll einen Theil der Wasserfülle benutzt haben, um das Land zu bewässern. Livingstone fand in jener Gegend die Sisinyane, die er als eine schlechte Art von Knollenfrucht, eine bittere weiche Kartoffel bezeichnet; sie wird angebaut; er sah sie aber nicht in Blüthe und weiß nicht, ob sie zu den Solaneaceen gehört. — Gräber oder Erinnerungssteine darf man in Afrika nicht suchen, selbst das Gestein ist unwissenschaft-

Digitized by Google

lich, denn es enthält wenig Fossilien. In jener Gegend besteht es aus einem röthlichbunten Sandstein mit Madreporenlöchern. Dieser bildet den größten Theil des Bodens in dem centralen Thale, gemeinschaftlich mit einer breiten wagerecht lagernden Schicht von Trapp, die manchmal hundert Meilen Ausdehnung hat; jedes Lager ist etwa in eines Zolls Dicke mit einem schwarzen kieseligen Stoff überzogen, der aussieht, als sei er in flüssigem Zustande dorthin geschwemmt worden. Namentlich im südlichen Theile des Landes findet man diese Gesteine oft zwölf bis fünfzehn Fuß hoch mit weichem Kalktuff bedeckt. Bei Bombwe kam derselbe Trapp mit Strahlzeolith, wahrscheinlich Mesotyp, vor und trat auch weiter abwärts bei der Mündung des Chobe auf.

Die Bewohner der Banyetidörfer brachten dem Makololohäuptling Sekeletu Tribut an Nahrungsmitteln und Fellen, und jene, welche an den Gonyekatarakten hausen, mußten die Kähne um die Wasserfälle tragen. Die Tsetsefliege ließ sich sogar mitten auf dem Strome blicken, der in ziemlich gerader Richtung zwischen den Felsenufern fließt; er ist aber dort wegen seiner großen Breite nur seicht. Unter 16 Grad 16 Min. südl. Br. weichen die hohen bewaldeten Ufer zurück, und dann läßt sich auch die Tsetse nicht mehr blicken; er strömt in einem flachen Bett, hat zu beiden Seiten Binsen oder Röhricht, und eine Fortsetzung des hohen Ufers scheinen bewaldete Höhenzüge zu bilden, die sich zu etwa 300 Fuß erheben und N.N.O. und N.N.W. streichen, bis in eine Entfernung von etwa dreißig Meilen. Der zwischen denselben liegende Raum, in dessen Mitte der Liambye strömt, bildet das eigentliche Barotsethal, das mit jenem des Nils große Aehnlichkeit zeigt und alljährlich überschwemmt wird, nicht durch Regen, sondern durch Hochwasser, wie Unterägypten vom Nil. Die Dörfer der Barotse stehen auf Hügeln (Wurthen, wie im norddeutschen Marschlande); manche derselben hat ein früherer Häuptling, Santuru, aufwerfen lassen. Während der Ueberschwemmung gleicht das ganze Thal einem See, aus welchem die Dörfer wie Inseln hervorragen. Ein Theil dieser Schwellwasser kommt aus Nordwesten her, wo gleichfalls Ueberfluthung stattfindet, bei weitem das meiste aber aus Osten und Nordosten vermittelst des Liambye selbst. In diesem Thale findet man nur wenige Bäume, und jene auf den Hügeln hat Santuru dorthin pflanzen lassen, damit sie Schatten geben. Das Erdreich ist sehr fruchtbar, die Bewohner haben nie Getreidemangel, weil sie vermöge der Bewässerung zwei Ernten im Jahre erzielen. Die Barotse hängen sehr an diesem Lande und sagen: „Hier kennt man keinen Hunger.“ Aber noch nicht einmal der zehnte Theil des Ganzen wird benutzt; ein dicht wachsendes

Digitized by Google

saftiges Gras bietet Weide für große Heerden, die vortrefflich gedeihen und gute Milch geben. Während der Ueberschwemmung werden sie in die höher liegenden Gegenden getrieben, wo sie dann abmagern, und es ist allemal eine Zeit der Lust und Freude, wenn man sie wieder abwärts führen kann. Für den Anbau von Weizen ist das Thal bei der großen Feuchtigkeit vielleicht zu üppig; er würde wahrscheinlich ins Stroh schießen. Livingstone sah eine Grasart, die bei der Dicke eines Daumens zwölf Fuß hoch war.

Wohnorte von irgend beträchtlichem Umfange sind nicht vorhanden; die Hügel, auf welchen die Dörfer stehen, haben nur geringen Umfang, und die Menschen leben, als Viehzüchter, nicht dicht bei einander. Sekeletu besuchte als Häuptling diese Gegend zum ersten Mal, und bestrafte, trotz des Reisenden Gegenvorstellungen, einige Männer, welche für den weiter oben erwähnten Mpepe Partei genommen hatten; er ließ nämlich zwei derselben ohne Weiteres ins Wasser werfen.

Mpepe hatte den Mambari-Sclavenhändlern erlaubt, in den Batoka- und Baschukulompodörfern ihrem Gewerbe nachzugehen; für Geschenke an Vieh, Elfenbein und Kindern hatten sie ihm eine kleine Kanone gegeben.

Naliele, die Hauptstadt der Barotse, liegt auf einem durch Menschenhände aufgeworfenen Hügel, und dort hatte Santuru seine Getreidespeicher. Seine eigene Hauptstadt befand sich etwa fünfhundert Schritte weiter südlich, wo nun der Strom fließt. Einem andern Orte, Linangelo, der gleichfalls am linken Ufer liegt, ist es ähnlich ergangen; es scheint also, als ob hier das Wasser nach Osten hin Land abreißt. Es braucht gar nicht viel zu steigen, um dort weit und breit das Land zu überschwemmen, und ein Anschwellen von nur zehn Fuß über den niedrigsten Wasserstand würde den höchsten Punkt erreichen, bis zu welchem er jemals angewachsen ist; bei zwei oder drei Fuß mehr wären schon alle Dörfer unter Wasser gesetzt. Das letztere geschieht nicht, wohl aber reicht die Fluth manchmal bis an die Hütten hinan, und die Bewohner können ihre Dörfer nicht verlassen, welche mit einem Zaun oder einer Wand von Rohr kreisrund umgeben sind. Man sieht hier die theilweisen Hindernisse, auf welche der Fluß trifft, daran, daß er im Norden des 16. Breitengrades einen mehr gewundenen Lauf hat, aber unterhalb Katima molelo überfluthet er beide Ufer abwärts bis nach Sescheke.

Santuru war ein großer Jäger, und zähmte gern wilde Thiere; seine Leute brachten ihm oft junge Antilopen, und einst besaß er zwei Hippopotamuskälber, die bei Tage im Flusse spielten, aber allabendlich in Naliele sich einfanden, um dort Milch

Digitized by Google

und Mehl zu verzehren. Einst kam ein Fremder und speerte das eine Kalb, weil er es für ein wildes hielt; ähnlich erging es einer von den Katzen, welche Livingstone ins Land gebracht hatte, wo es von Mäusen wimmelt.

Der Reisende zog Erkundigungen darüber ein, ob Santuru, der Maloiana, jemals von weißen Menschen besucht worden sei; es ergab sich aber, daß man im Lande dieses Häuptlings nie einen weißen Mann gesehen hatte, bevor Livingstone und Oswell dort im Jahre 1851 erschienen. Die Leute suchen das Andenken an merkwürdige Ereignisse in ähnlicher Weise festzuhalten, wie die Neger im Nordwesten, deren Gegend Mungo Park durchwanderte. Das eben genannte Jahr bezeichneten sie als das, in welchem der weiße Mann erschien, oder in welchem Sebituane starb; doch ist die erstere Bezeichnung ihnen lieber, weil sie gern jede unmittelbare Anspielung auf einen Todten vermeiden. Als Livingstone's Frau die Makololo zuerst besuchte, benannten sie viele Kinder Ma Robert oder Roberts Mutter, andere erhielten den Namen Flinte, Pferd, Wagen, Jesus ꝛc. Auch Oswells, Livingstone's und jene der Portugiesen, welche 1853 dorthin gekommen waren, nahm man an, aber früher war dergleichen bei den Barotse nicht vorgekommen, und doch wäre das Auftreten eines weißen Mannes in jener Gegend eine so denkwürdige Begebenheit, daß die Erinnerung daran gewiß nicht erloschen sein dürfte.

Zu Naliele erhielt der Reisende Besuch von einigen Mambari; sie gehörten zur Ambondafamilie, welche das Land im Südosten von Angola bewohnt und die Bunda- (Benda, Bonda) Sprache redet, zu welcher auch die Mundarten der Barotse, Bayeiye ꝛc. (d. h. aller jener schwarzen Völker, welche unter der Gesammtbenennung Makalaka begriffen werden) gehören. Sie flechten ihr Haar in dreisträngige Zöpfe, welche sie sorgfältig um den Kopf legen, und sind so dunkelfarbig wie die Barotse; es leben aber unter ihnen auch viele Mischlinge, die man gleich an der ihnen eigenen gelben, kränklichen Hautfarbe erkennt. Sie waren, wie früher erzählt wurde, aus Linyanti deshalb vor Livingstone geflohen, weil sie wußten, daß die englischen Kreuzer an der Küste den Sclavenhandel nicht dulden, und überhaupt die Briten Gegner desselben sind. In ihrem Heimathlande werden viele Mäuse und Maulwürfe gegessen, und diesem Brauche blieben die Mambari auch hier getreu, in einer Gegend, wo doch an Wild Ueberfluß war. Die Mischlinge oder eingeborenen Portugiesen konnten alle lesen und schreiben: der Anführer war vielleicht von portugiesischem Blute, jedenfalls hatte er europäisches Haar. Diese Leute waren sicherlich die ersten Personen portugiesischen Stammes, welche jemals den Sambesi im Cen-

Digitized by Google

trum des Landes gesehen haben, also zwei Jahre nach Livingstone, der schon 1851 dort war.

Man zeigte dem Letztern die Stadt oder Wurth, wo Santuru's Mutter gewohnt hatte. Weiter nach Süden hin kommt es selten oder nie vor, daß eine Frau die Herrschaft über einen Ort ausübt. Auch zeigten die Barotse einigen Nachlaß des genannten Häuptlings, was bei den Betschuana nicht vorkommen würde und von einer nicht so niedrigen Stufe religiöser Entwickelung zeugt. Santuru's neuere Hauptstadt (oder Dorf) Lilonda stand gleichfalls auf einer Wurth, und er selber hatte sie mit Bäumen bepflanzt. In einem kleinen Haine lagen verschiedene eiserne Werkzeuge ganz so, wie er sie verlassen hatte. Das eine sah aus wie das Stichblatt eines Degengriffes, ein andres hatte einen Stamm von Eisen mit kleinen Zweigen, deren Enden in kleine Aexte, Hacken und Speere ausliefen; an diese wurden die Opfergaben befestigt, welche man dargebracht, wenn der Boden gelockert oder ein Gefecht unternommen werden sollte. Die Männer, welche die Aufsicht über diese Gegenstände führten, hatten ihren Lebensunterhalt durch Geschenke, welche sie vom Häuptling erhielten; und die Makololo folgen zuweilen diesem Beispiel. Hier liegt also, wenn der Ausdruck erlaubt ist, der erste schwache Ansatz zu einer Priesterschaft vor. Als Livingstone fragte, ob sie ihm nicht einige jener Gegenstände ablassen wollten, entgegneten sie: „Nein, weil er es verweigert." Dieser er war Santuru, der Verstorbene; sie glauben also an einen Zustand nach dem Tode. Dafür erhielt der Reisende auch noch einen andern Beweis. Als er einst Breitenbeobachtungen anstellte, hatte die Sonne einen Hof von etwa 20 Gr. Durchmesser; Livingstone äußerte gegen seinen Bootsmann, einen Barotse, es werde wohl bald regnen, weil viel Feuchtigkeit in der Luft sei, und fragte, ob er, im Hinblick auf jenen Hof um die Sonne, dieselbe Ansicht habe. Der Neger erwiederte: „O nein, es sind die Barimo (Götter, abgeschiedenen Geister), welche ein Picho zusammenberufen; siehst Du nicht, daß sie den Herrn (die Sonne) in der Mitte haben?"

Von Naliele unternahm der Reisende einen Ausflug nach Katongo (15 Grad 16 Min. 33 Sec. südl. Br.). Dasselbe liegt auf dem Höhenzuge, welcher auf der Ostseite das Barotsethal begrenzt. Dieser bildet den Anfang der Gegend, welche nicht mehr der Ueberschwemmung unterworfen ist; er gleicht dem Rande der Wüste im Nilthal, ist aber mit Bäumen bestanden. Die Banyeti haben dort hübsche Gärten, bauen viel Mais, Hirse und Durra, deren große Körner blendend weiß sind; sie ziehen ferner Yams, Zuckerrohr, ägyptisches Arum, süße Kartoffeln, zwei

Digitized by Google

Arten von Manioc oder Kassawe (Jatropha manihot und J. utilissima); diese letztere Varietät enthält nur sehr wenig Gift; dazu kommen noch Kürbisse, Melonen, Bohnen und Erdnüsse. Das Land der Barotse gilt als ein Land der Fülle, die Flüsse sind fischreich, und auch an wilden Beeren und Wassergeflügel ist kein Mangel. Ein Blick von dem Höhenzuge ins Thal hinab war prächtig. Das Vieh weidete auf den üppigen Wiesen, und die Landschaft war mit Dörfern überäet. Lecheantilopen sind in großer Menge vorhanden; früher hielten sie sich nur außerhalb der Bogenschußweite, sobald aber Jäger mit Feuergewehren ins Land kommen, sind sie bald auf der Hut und bleiben mindestens fünfhundert Schritte vom Menschen entfernt.

In jener ganzen Gegend ist keine Stelle fieberfrei, auch Katongo nicht, obwohl es hoch liegt. Sobald das ausgetretene Wasser aus dem Thal abfließt, bleiben große Massen von Schlamm und sich zersetzenden Pflanzenstoffen zurück, auf welche dann die Sonnenstrahlen fallen. So entwickeln sich böse Dünste, und selbst die Eingeborenen werden oft schwer vom Fieber heimgesucht. Der Graswuchs ist so üppig, daß man den schwarzen Alluvialboden dieses periodischen Sees nicht sehen kann. Selbst wenn im Winter dieses Gras sich legt, ist es mühsam, auf demselben fortzukommen. Die vielen Antilopen finden unter ihm Schutz, und die jungen Makololo klagen darüber, daß sie in einem solchen Lande keine Laufübungen veranstalten können. In jener ganzen Gegend also ist auch nicht ein einziger gesunder Fleck; Livingstone wollte jedoch eine gründliche Prüfung vornehmen, ließ seinen Freund Sekeletu in Naliele zurück und schiffte ohne ihn stromauf. Außer seinen Ruderern hatte der Reisende auch einen Herold, denn der Makololohäuptling drang darauf, daß jener würdig auftreten solle. Es ist die Obliegenheit dieses Beamten, beim Einzug in ein Dorf aus Leibeskräften zu schreien: „Hier kommt der Herr, der große Löwe!“ Diese letztere Redensart lautet: Tau e tona; der Herold sprach es aber aus: Sau e tona, d. h. die große Sau! Der Empfang in den Dörfern der Makololo war überall sehr herzlich, denn der Reisende kam als ein Bote des Friedens, den sie, wie wir schon weiter oben erwähnt haben, als Schlaf bezeichnen. Diese Leute benahmen sich bei den öffentlichen Zusammenkünften sehr würdig, wahrscheinlich weil sie, als Beherrscher der Makalaka, an eine gewisse Haltung gewöhnt sind. Diese letzteren sind in den Dörfern sehr zahlreich und stehen unter der Obhut der Makololofrauen.

Der Strom floß zwischen niedrigen Ufern bis nach Liboṇta, 14 Grad 59 Min. südl. Br.; zwanzig Meilen weiter aufwärts

Digitized by Google

reicht der Wald bis ans Ufer, und die Tsetsefliege tritt wieder auf. Hier hätte Livingstone sein Suchen nach einem gesunden Platze einstellen können, denn wo die Tsetsepiage sich zeigt, kann kein Europäer wohnen; er befand sich nun aber nicht mehr weit von der Mündung des Flusses Londa oder Lunda, der auch Liba oder Loiba genannt wird; die dortigen Häuptlinge wurden als friedlich geschildert, und eine Bekanntschaft konnte ihm, falls er später von der Westküste zurückkehrte, nützlich werden. Er fuhr deshalb bis 14 Grad 11 Min. 3 Sec. südl. Br. Dort erhält der Liambye den Namen Kabompo und scheint von Osten her zu kommen; er ist ein schöner Strom von dreihundert Schritt Breite, und der Liba hat deren zweihundert und fünfzig. Der Luti, von welchem ein Zweig als Langebongo bezeichnet wird, kommt von N.N.W. durch die flache Grasebene Mango; er ist etwa einhundert Schritt breit und mündet von Westen her in den Liambye. Der Luti hat helles, der Liba dunkles Wasser. Bevor der Reisende den Luti erreichte, traf er Leute aus der Lobaleregion, die Jagd auf Flußpferde machten, aber sogleich flohen, als sie Makololo erblickten, und ihre Kähne sammt allen anderen Habseligkeiten zurückließen. Die Makalaka, welche Livingstone bei sich hatte, plünderten überall, wo sie konnten, und stürzten wie Furien hinter jenen her; nur mit Mühe konnte er sie zurückrufen; sie mußten alle Beute niederlegen, damit die Eigenthümer der Sachen Alles wiederfänden.

Als Ergebniß dieser Forschungen stellte sich heraus, daß kein gesunder Platz vorhanden war, in welchem die Makololo in Frieden hätten leben können; an die Gründung einer Mission konnte in jener Gegend nicht gedacht werden. Allein es blieb eine andere Aufgabe zu erfüllen, bisher unbekannte Gegenden sollten durchwandert und bekannt gemacht werden. Livingstone schreibt: „Der Liba schien aus N.N.W. zu kommen. Ich besaß eine alte portugiesische Karte, auf welcher die Quelle des Coanza in der Mitte des Continentes, etwa unter 9 Grad südl. Br. lag. Ich hielt demzufolge für wahrscheinlich, daß, wenn ich von 14 Grad 11 Min. südl. Br. an den Liba hinauffuhr, nach zwei oder drei Graden ein Punkt erreicht wäre, von welchem ab ich nur noch etwa hundertundzwanzig Meilen bis zum Coanza hätte, und dann denselben ohne Schwierigkeit bis zur Küste hinabschiffen könnte. Die Theorie war recht gut, aber die Voraussetzung, auf welcher sie beruhete, war unrichtig, denn es zeigte sich später, daß der Coanza nicht aus der Mitte des Landes kommt."

In der Gegend von Libonta zeigt sich ungemein viel Wild, und es ist gar nicht scheu; an einem einzigen Abend zogen ein-

Digitized by Google

undachtzig Büffel langsam und in Schußweite an Livingstone's Feuer vorbei, und bei Tage kamen prächtige Elennantilopen bis auf dritthalbhundert Schritte heran, alle von der gestreiften Varietät, und mit den Flecken auf dem Vorderschenkel, den herabhängenden Wammen und dem glatten Haar prächtig anzusehen. Die Löwen brüllen dort weit mehr als am Ngami-See, am Zouga und Chobe.

In Libonta verweilten damals einige Araber aus Zanzibar von der Ostküste. Noch ehe Livingstone dorthin zurückgekommen war, hatte Sekeletu sich von Naliele nach der Stadt begeben, in welcher seine Mutter wohnte, und Bescheid für den Reisenden zurückgelassen, sich gleichfalls dorthin zu verfügen. Dieser schiffte einen Arm des Liambye herab, der Marile heißt und sich in 15 Grad 15 Min. 43 Sec. südl. Br. vom Hauptstrom abzweigt. Er ist etwa sechzig Schritt breit, und durch ihn wird das Land um Naliele zu einer Insel. Die oben erwähnten Araber, welche Livingstone in der Gegend dieser letztern Stadt traf, waren fast so dunkelfarbig wie die Makololo; sie hatten ihr Kopfhaar abgeschoren, und deshalb konnte keine Vergleichung zwischen diesem und dem Haar der Eingeborenen angestellt werden. Sie wollten nicht von Ochsen essen, die sie nicht selbst nach ihrer Weise geschlachtet hatten, und verabscheueten die Portugiesen, weil diese Schweinefleisch genießen; auch den Engländern waren sie gram, weil sie den Sclavenhandel stören. Diese Araber oder Mohren konnten ihre Sprache geläufig lesen und schreiben; sie sagten: Christus sei ein recht guter Prophet, aber Mohammed viel größer. Ihr Widerwillen gegen Schweinefleisch mag einen guten Grund haben; Livingstone kannte Betschuana, die gar kein Vorurtheil gegen dasselbe hatten, davon aßen, es aber allemal in Folge eines großen Ekels wieder auswarfen. Die Betschuana im Süden des Ngami-Sees essen keine Fische und mögen auch kein Schlangenfleisch. Das kann möglicherweise wohl daher rühren, daß in ihren Vorstellungen vielleicht noch etwas von einer früheren Schlangenverehrung spukt; sie klatschen auch in die Hände, wenn sie Schlangen sehen, und weigern sich, diese Thiere zu tödten.

Die Araber verabschiedeten sich, Livingstone fuhr den Marile hinab und steuerte wieder in den Liambye, an welchem er, dem Eiland Loyela gegenüber, die Ortschaft Ma Sekeletu fand. Er wurde sehr zuvorkommend empfangen und erhielt sogleich außer anderen Speisen auch einen großen Topf mit Butter. Diese wird in Menge bereitet, weil die Eingeborenen damit die Haut salben. Sekeletu besuchte diese Gegend zum ersten Male, und man veranstaltete deshalb allerlei Freudenfeste. Die Dorfschulzen brachten Geschenke,

Digitized by Google

namentlich Ochsen, Milch und Bier, mehr als sogar Makololo verzehren konnten, welche doch gewiß das Mögliche leisten. Auch wurde viel getanzt und gesungen. Die Männer stellen sich, beinahe nackt, in einen Kreis, halten Keulen oder kleine Streitäxte in der Hand, jeder schreit und heult, so laut er kann. Alle heben gleichzeitig ein Bein empor, stampfen mit demselben zweimal auf den Boden, erheben dann das andere Bein und stampfen damit einmal. Dies ist die einzige Allen gemeinschaftliche Bewegung. Sie werfen Arme und Kopf nach allen Richtungen hin; Alle schreien, der Staub wirbelt in die Luft, und das Ganze könnte etwa in einem Irrenhause am Platze sein. Hier aber nehmen Alte und Junge Theil. Motibe fragte den Missionair, was derselbe vom Tanze der Makololo halte. Die Antwort war: „Es ist eine saure Arbeit, die aber nichts einbringt." Auf diese utilitarische und specifisch schottische Bemerkung äußerte der afrikanische Wilde: „Ganz wohl, aber es ist doch sehr hübsch, und dafür, daß wir vor Sekeletu tanzen, giebt er uns einen Ochsen." Die Weiber stehen umher, klatschen mit den Händen, auch tritt dann und wann eine in den Kreis, macht einige Bewegungen und geht dann wieder zurück.

Von Litose fuhr Livingstone in einem Tage stromab bis Gonye, und über Sescheke nach Linyanti zurück. Seine Reise von dort nach Norden hin hatte neun Wochen in Anspruch genommen und ihn sehr ermüdet; er ruhete aus, um sich zu seiner großen Reise nach der Westküste vorzubereiten.

Zwölftes Kapitel.

Die Fahrt auf dem Chobe und Liambye. — Der Libafluß bis nach Schinte oder Kabompo. — Charakter und Thierleben dieser Region. — Sitten und Gebräuche der schwarzen Stämme. — Die Balonda sind ächte Neger. — Die Stellung der Häuptlinge.

Vom September bis gegen die Mitte Novembers 1853 blieb Livingstone in Linyanti, um für die Weiterreise den Zeitpunkt abzuwarten, bis der Regen das Wetter abgekühlt haben würde. Die Makololo hegten den Wunsch, mit der Westküste in Handelsverbindungen zu treten, und der Reisende dachte einen Augenblick daran, die Richtung nach San Felipe de Benguela einzuschlagen; er hätte nur die Mambari bis nach Bihe begleiten dürfen, denn dieser Ort liegt auf dem Wege nach Benguela, wollte aber nicht

Digitized by Google

gern durch die von Sclavenhändlern besuchten Gegenden wandern. Deshalb schickte er Leute nach Westen hin aus, um zu erforschen, ob dort etwa ein von der Tsetsefliege nicht heimgesuchter Ausgang vorhanden sei. Das war aber nicht der Fall. Linyanti und dessen Umgegend ist von Wäldern umgeben, in welchen jenes giftige Insect sich aufhält; nur einige wenige Punkte sind von demselben verschont, während es sonst überall vorkommt. Aber auch weiter nach Norden ist das Land sowohl im Osten wie im Westen des Barotsethales frei von dieser Plage; dafür war aber jene Gegend in Folge des Sclavenhandels unsicher, und man hätte sich nur wohlbewaffnet dahin wagen dürfen. Von den Mambari erfuhr Livingstone, daß in Loanda sich Engländer aufhielten, und er beschloß dorthin zu gehen.

Nun wurde ein Picho, d. h. eine Berathung gehalten und beschlossen, dem Reisenden siebenundzwanzig Mann als Begleiter mitzugeben, nicht als gemiethete Leute, sondern im Interesse des Stammes, der Handelsverkehr mit den weißen Männern anbahnen wollte. Die Preise, welche die Makololo für ihre Landesproducte von den aus der Capcolonie zu ihnen kommenden Händlern erhielten, schienen ihnen mit Recht zu gering, während sie hingegen, gleichfalls des schwierigen und weiten Transportes wegen, Alles, was sie von ihnen kauften, theuer bezahlen mußten. Die drei Begleiter, welche Livingstone mit aus Kuruman gebracht hatte, schickte er dorthin zurück. Von seinen siebenundzwanzig „Zambesianern" waren nur zwei Makololo, die übrigen schwarze Männer, nämlich Barotse, Bakoke, Baschubia und zwei Ambonda.

Das Fieber hatte den Reisenden stark abgeschwächt, und er wurde vom Schwindel ergriffen; wenn er plötzlich nach irgend etwas am Himmel blickte, dann schoß Alles vor seinen Augen nach der linken Seite hin, und er fiel zu Boden; auch litt er sehr an Gallenbeschwerden. Dessenungeachtet trat er die Wanderung an. Den Makololo übergab er ein Tagebuch, das sie an seinen Schwiegervater Moffat schicken sollten, falls er selber nicht wieder zurückkehre; es wurde auch wirklich an einen Handelsmann abgegeben, ist aber nie an seine Adresse gelangt. Livingstone schrieb noch an seinen Bruder, welchem er seine Tochter empfahl; ein Testament brauchte er nicht zu machen, weil die Boers sich bei dem Ueberfall von Kolobeng all seine Habe angeeignet hatten. Seinen Wagen und allerlei andere Sachen vertrauete er der Obhut der Makololo. Seine Begleiter hatten zusammen drei Flinten, er selber besaß eine Büchse und eine Doppelflinte, und glaubte in einer an Wild so reichen Gegend die erforderlichen Nahrungsmittel leicht herbeischaffen zu können. Um den Trägern eine möglichst geringe

Digitized by Google

Last aufzubürden, nahm er nur wenig Schiffsbrot mit sich, einige Pfund Thee und Zucker und etwa zwanzig Pfund Kaffee, der ohne Milch und Zucker genossen, nach großen Anstrengungen sehr erquickend wirkt. Sodann hatte er in einen kleinen Zinnkasten Wäsche und Kleider gepackt, etwas anderes Zeug wurde in einem Sacke getragen, ein Kistchen enthielt Arzneien und ein anderes die Bibliothek, welche aus dem Nautical Almanac, Thomsons Logarithmen und einer Bibel bestand. Von Instrumenten hatte er einen Sextanten, einen künstlichen Horizont, Thermometer, Kompasse und Fernrohr. Der Schießbedarf war derart vertheilt, daß Jeder etwas davon trug, im Fall eines Misgeschickes war demnach keiner ohne Pulver und Blei; und als Handelswaaren besaß er zwanzig Pfund Glasperlen, im Werth von etwa vierzig Schillingen. Ein sogenanntes Zigeunerzelt war gerade groß genug, daß er darin schlafen konnte, ein Mantel aus Schaffell diente zur Decke, und ein Fell als Lager.

So ausgerüstet verließ er am 11. November 1853 Linyanti, und Sekeletu gab ihm das Geleit. Er mußte über fünf Arme des Chobe schiffen, ehe er den Hauptcanal erreichte, der breit und tief ist. In ihm leben viele Flußpferde, aber die eigentliche Heerde derselben ist nicht gefährlich, falls nicht etwa ein Kahn durch sie hinrudert, während gerade alle schlafen; dann schrecken sie auf und vielleicht wird das Fahrzeug beschädigt. Deshalb ist es gerathen, Nachts mitten im Strom zu rudern und bei Tage sich in der Nähe des Ufers zu halten. Es giebt aber manche Männchen, die von der Heerde verjagt worden sind, und diese Einsiedler fliehen vor dem Menschen nicht, sondern sind, wie die vertriebenen Elephanten, sehr gefährlich. Wer mit ihnen im Wasser zusammentrifft, thut am besten, wenn er untertaucht und einige Secunden nicht wieder an die Luft kommt; dann ist der Feind vorüber gerasʼt.

Der Theil des Chobe, welcher Zabesa oder Zabenza genannt wird, breitet sich wie ein kleiner See aus und ist auf allen Seiten von Wasser umgeben; unterhalb ist der Strom überall mindestens 100 bis 120 Schritte breit und wird nie so niedrig, daß man ihn durchwaten könnte. An manchen Stellen, wo kein Rohr steht, und ein freier Blick nach der andern Seite möglich ist, haben die Makololo Dörfer gebaut, von welchen aus sie ihre Feinde, die Matebele, beobachten. Dort überall war im Voraus der Befehl eingetroffen, „daß Nake (d. h. der Doctor) nicht hungrig werden dürfe.“

Die Ufer des Chobe bestehen gleich jenen des Zouga (Suga) aus weichem Kalktuff, sind steil und vielfach mit prächtigem Baum-

Digitized by Google

wuchs bestanden, in welchem die Tsetse sich aufhält; auch bieten diese Waldungen den Antilopen, wilden Schweinen, Zebras, Büffeln und Elephanten eine Zuflucht. Unter den Bäumen sieht man einige Species von Ficus indica, lichtgrüne Akazien, die glänzende Motsintsela und immergrüne Motsuri, welche einen cypressenartigen Wuchs haben. Die Frucht der Motsuri gleicht einer Pflaume, hat blaßrothe Farbe und wird von den Dorfbewohnern genossen; sie bereiten auch ein wohlschmeckendes säuerliches Getränk aus derselben. Aus dem Holze der hochwachsenden Motsintsela macht man Kähne, die Früchte sind gut und nahrhaft, bestehen aber zumeist aus Stein und müßten cultivirt werden. Der Lauf des Chobe ist ganz außerordentlich gekrümmt und gewunden, und zwar so, daß trotz seiner Tiefe von mindestens 14 Fuß ein Dampfer nicht auf ihm fahren könnte. Livingstone gebrauchte 42½ Stunden, um, bei starkem, anhaltendem Rudern, von Linyanti bis zur Mündung zu kommen, wo eine Leiste oder ein Damm von Amygdaloid sich quer durch den Liambye zieht. Dort an der Mündung liegt auch eine Insel, Mparia genannt, die aus Trapp (Zeolith, wahrscheinlich Mesotyp) von jüngerm Alter als die Tuffschicht besteht, in welcher der Chobe sein Bett hat. Der eigentliche Punkt, welcher als die Vereinigung beider Flüsse anzunehmen wäre, läßt sich schwer bestimmen, weil sie eben beide sich in jener Gegend in viele Arme spalten, die in und durch einander laufen. Sobald sie aber alle vereinigt sind, bieten sie einen großartigen Anblick dar.

Am 19. November war der Reisende abermals in Sescheke, das auf dem nördlichen Ufer des Liambye steht. Die Mehrzahl der Bewohner sind Makalaka, über welche der Makololo Moriantsane, ein Schwager Sebituane's, die Aufsicht führte. Dort leben Leute verschiedener Stämme, jeder unter seinem eigenen Häuptling, diese stehen aber alle unter Herrschaft der Makololo, deren Despotismus jedoch durch mancherlei Bräuche und Gesetze gemildert wird. Livingstone rieth ihnen, fortan Missethäter nicht mehr im Strome zu ertränken, sondern sie Zwangsarbeit verrichten zu lassen, und sie haben sich diese Weisung zu Nutze gemacht; man verurtheilt nun die Verbrecher dazu, Felder urbar zu machen, sie zu bestellen und abzuernten. Als Ruhetag gilt der Tag nach dem Neumond; dann arbeitet Niemand in seinem Garten; die schwarzen Stämme erwarten mit Spannung das erste schwache Wiedererscheinen der Mondscheibe, schreien dann oftmals Kua und beten zu ihr. Livingstone's Begleiter riefen: „Laß unsere Reise mit dem weißen Manne glücklich sein, laß unsere Feinde umkommen und die Kinder des weißen Mannes reich werden. Möge er stets recht viel

Digitized by Google

Fleisch auf dieser Reise haben!" Livingstone hielt in Sescheke religiöse Reden unter einem hohen Kameeldorn, welcher die Kotla am Ufer beschattet, und hatte manchmal bis sechshundert Zuhörer. Zuweilen richteten sie sehr verfängliche Fragen an ihn, oder brachten den frivolsten Unsinn vor, nachdem er ihnen, wie er sagt, feierliche Wahrheiten zu Gemüthe geführt.

Als der Reisende sich ein wenig von einem starken Fieberanfall erholt hatte, schickte er Boten voraus, welch für Lebensmittel sorgen sollten, nahm vier Elephantenzähne von seinem Freund an, erhielt noch Vorräthe an Honig, Milch und Mehl und fuhr langsam stroman. Die Banyeti in den Dörfern lieferten ihm Tribut an Mosibe, einer großen rothen Bohne, die auf einem Baume wächst, und von welcher nur die dünne Umhüllung mit einem Zusatz von Honig genossen wird. Außerdem erhielten die Reisenden viele Früchte von einer Varietät der Nux vomica, welche das Strychnin liefert. Der Brei zwischen den Nüssen wird gegessen, er ist angenehm saftig und schmeckt säuerlich süß. Die Frucht selbst gleicht einer großen gelben Orange, aber die Rinde ist hart und enthält sammt den Kernen ein tödtliches Gift. Wer unversehens eine Nuß verschluckt, fühlt zwar heftige Schmerzen, stirbt aber nicht; die Leute trocknen den Brei am Feuer, um den schädlichen Samen leichter entfernen zu können. Weit besser ist die Mabola, welche um einen großen Kern so viel Fleisch ansetzt wie eine Dattel, und ähnlich wie diese in Säcken aufbewahrt wird. Sie ist süß, schmeckt wie Erdbeeren, erregt aber etwas wie leichten Ekel. Die beste Frucht von allen, welche in jener Gegend wachsen, ist die Mamoscho, d. h. Mutter des Morgens; sie hat etwa die Größe einer Wallnuß, und die Kerne sind nicht größer wie jene einer Dattel; das Fleisch ist saftig, ungefähr wie jenes der Frucht vom Nierenbaum, aber dabei angenehm säuerlich. Früchte von ähnlicher Art, die hier auf Bäumen wachsen, findet man in der Kalahariwüste auf Sträuchern. Diese nehmen die Baumform an, je weiter man nach Norden vordringt, und man kann die Abstufungen mit der abnehmenden Breite verfolgen: Grasspflanzen, Sträucher, Büsche, kleine und dann große Bäume. Es fragt sich aber sehr, ob bei der Mamoscho, Mabola und Mawa Baum und Strauch identisch sind, obwohl die Früchte einander genau gleichen; Strauch und Baum kamen unter derselben Breite vor, aber die Blätter hatten Abweichendes, und sie trugen auch zu verschiedenen Zeiten.

Die Stromschnellen hatten niedriges Wasser, und es kostete große Anstrengungen, über sie hinwegzukommen, aber die Leute waren munter und guter Dinge. Am Ufer nistete, gerade über den to-

Digitized by Google

senden Fluthen, die kleine Turteltaube im Gezweig der Bäume, und ein Ibis (Hagidasch, Tantalus capensis, Lichtenstein) auf einem Baumstumpf. Am Ufer wird man vom Charadrius caruncula, einem Regenpfeifer, verfolgt, der um den Wanderer herumfliegt und alle Thiere warnt, wohl auf der Hut zu sein. Der Lärmruf eines andern Vogels dieser Familie, Pluvianus armatus, Burchell, lautet Tink, tink, tink, und ist so voll Metall, daß die Eingeborenen das Thier den Eisenhämmerer, Setula tsipi, nennen. Dieses Thier hat einen scharfen Sporn auf der Schulter, der etwa einen halben Zoll lang ist und jenem eines Hahnes gleicht; es ist sich dieser Waffe wohl bewußt und jagt damit selbst den weißhalsigen Raben in die Flucht. Dieser Vogel ist derselbe, welcher am Nil Sikfak genannt wird und Freundschaft mit dem Krokodil hält; auch in Südafrika sieht man ihn bei den Alligatoren auf den Sandbänken. Livingstone bemerkte in den Wäldern am felsigen Ufer des Liambye manche neue Vögel, zum Theil Sänger, deren Musik einen angenehmen Gegensatz zu dem Kreischen des kleinen grünen Papageies bildet. Auch kohlenschwarze Webervögel mit gelbbraunen Streifen an den Schultern kommen vor, und sehr hübsche schwarzblaue Vögel mit chocoladebraunem Schweif und Fittig; am Schwanze hängen zwei Federn sechs Zoll lang über die anderen herab. Dazu kommen noch viele andere; Frankolin- und Perlhühner sind am Ufer sehr häufig, und auf jedem abgestorbenen Baume oder Felsvorsprunge gewahrt man den Schlangenhalsvogel, Plotus, der sich am Tage, oft mit ausgebreiteten Flügeln, über dem Strome sonnt, und dann und wann untertaucht, um Fische zu holen; aber seine eigentliche Fangzeit beginnt nach Sonnenuntergang, und er zieht dann heerdenweis von seinen Ruheplätzen nach den Gegenden, wo er die meisten Fische zu finden glaubt. Er ist ein ausgezeichneter Taucher und kann seinen langen Hals beim Schwimmen sowohl als Ruder gebrauchen, wie als Hebel, um sich so weit über das Wasser zu heben, daß er bequem auffliegt. Der schöne Fischhabicht mit weißem Kopf und Hals und braunröthlichem Leibe kommt gleichfalls oft vor; er raubt mehr Fische, als er verzehren kann, und frißt gewöhnlich nur etwas vom Rücken, das übrige läßt er liegen nnd erweist damit den Makalaka insofern einen Dienst, als er sie oft der Mühe des Fischens überhebt. Auch jagt er oft in sinnreicher Weise dem dummen Pelikan die Beute ab. Ein hellgelber, achtzehn Zoll langer Fisch, der mit seinen Streifen und Flecken sehr hübsch aussieht, hat eine Reihe kegelförmiger Zähne auf der Außenseite der Lippen, die er nicht blos gegen die Fische, sondern manchmal auch gegen die Fischer gebraucht. Ein anderer, der Moscheba, ist so groß wie

Digitized by Google

eine Ellritze und verwendet seine Brustflossen ähnlich wie der fliegende Fisch, aber nicht zu anhaltendem Fluge, sondern mehr zu Absätzen und Sprüngen, bei denen er die Seitenflossen benutzt. Auf den über das Wasser hängenden Zweigen sonnen sich Iguanos, Mpulu, welche in den Fluß springen, sobald ein Kahn sich nähert; ihr Fleisch ist zart und gallertartig, und die Schwarzen erlegen das Thier mit dem Wurfspeer. Große Alligatoren plumpen ins Wasser, sobald sie Menschen sehen.

Die Stromschnellen zwischen Katima molelo und Nameta sind von fünfzehn bis zwanzig Meilen langen Stellen ruhigen Wassers unterbrochen, und diese sind ein Lieblingsaufenthalt der Flußpferde. Ueberall sieht man die tiefausgetretenen Pfade, welche sie mit ihren plumpen Füßen gestampft haben. Bei Nacht gehen sie ans Land, um zu grasen, und gegen Morgen kehren sie zum Strome zurück; dabei leitet sie ihr Geruch, aber nach langanhaltendem Regen verlieren sie leicht die Witterung, finden den rechten Weg nicht wieder und fallen dann oft dem Jäger zur Beute. Es läßt sich schwer ermitteln, wie stark eine Heerde ist, da sie meist unter dem Wasser sich aufhalten; doch müssen sie allemal nach Verlauf einiger Minuten auftauchen, um Luft zu schöpfen, und man kann annehmen, daß die Heerde zahlreich sei, wenn die Köpfe oft über dem Wasser erscheinen. Die Männchen lassen oft ein schnaufendes Grunzen vernehmen, das man eine halbe Stunde weit hören kann. Die Jungen stellen sich, so lange sie noch sehr klein sind, im Wasser auf den Rücken der Mutter, die dann öfter als gewöhnlich auftaucht, weil sie weiß, daß die Kälber häufig athmen müssen. Der Hippopotamus ist ein dummes Thier, aber in den Strömen von Londa, wo man ihm eifrig nachstellt, wird er durch Gefahr und Erfahrung gescheidter. Im Zambesi steckt er den Kopf aus dem freien Wasser um zu schnaufen, aber im Londa kommt er nur zum Vorschein, wo die Wasserpflanzen ihn verbergen, und athmet so leise, daß man von seinem Dasein nichts ahnen würde, wenn nicht die tiefen Furchenwege am Ufer dasselbe bestätigten.

Mit hohem Interesse betrachtete der Reisende dieses reiche Thierleben, das weiter stromaufwärts an Fülle noch zunahm. Oberhalb Naliele schwärmten niedliche Bienenfresser (Merops apiaster und M. bullockoides), die gesellschaftlich ihre Nester in die steilabfallenden Uferwände bauen, so daß dieselben überall hunderte von Löchern zeigen, jedes einen Fuß vom andern entfernt. Ein gesprenkelter Königsfischer bauet an ähnlichen Stellen und schießt, gleich einem andern, der blau und orange gefärbt ist, wie ein Pfeil ins Wasser, um seine Beute zu erhaschen; ein dritter ist so groß wie eine Taube und schieferfarbig, kommt aber nicht so häu-

Digitized by Google

sig vor als jene beiden. Die Uferschwalbe bleibt das ganze Jahr hindurch in jener Gegend, und weit im Süden, am Orangeflusse, sogar während der Winterfröste. Mit dem anschwellenden Wasser kamen hunderte von Ibis religiosa den Liambye in ähnlicher Weise hinab, wie es am Nil der Fall ist; große weiße Pelikane flogen in Schwärmen von dreihundert Stück in langen Reihen umher; der muschelnfressende Linongolo (Anastomus lamelligerus) zog in ganzen Wolken, und unzählig waren die Regenpfeifer, Schnepfen und Reiher. Die wunderlichen Vögel mit rothen Scheerenschnäbeln, deren Gefieder mit Ausnahme der weißen Brust ganz schwarz ist, sitzen bei Tage an den sandigen Ufern wie ein Musterbild gemüthlicher Ruhe. Ihre Nester liegen offen in kleinen Löchern, werden aber gut bewacht; der Vogel scheucht die Marabuts und Krähen hinweg, indem er ihnen gegen den Kopf anfliegt; kommt aber ein Mensch nahe, so bedienen sie sich derselben List wie die Kibitze und Strauße, und lassen ein Bein oder einen Flügel hängen, als ob sie lahm wären. Der untere Theil des Schnabels ist kürzer als der obere und scharf und dünn wie ein Messer; der Vogel steckt ihn ins Wasser, während er, mit langen Fittigen begabt, über dasselbe hinschweift und meist im Dunkeln Insecten fängt. Er ist seinen Jungen sehr anhänglich, die auch lange Zeit seiner Hilfe bedürfen, ehe sie sich selbst ernähren können. Man sieht ferner fast ganz weiße Löffelgänse und stattliche Flamingos, den numidischen Kranich, welchen man seiner Zierlichkeit wegen als Demoiselle bezeichnet, und zwei andere Kraniche, beide mit blauem Gefieder, sodann verschiedene Procellarien. Auch ein hübscher kleiner Stelzvogel, eine Avocette, mit aufwärts gebogenem Schnabel und sehr langen Beinen, watet unablässig an seichten Stellen umher, und kann eben vermittelst jenes eigenthümlich gebildeten Schnabels schlüpferige Insecten leicht fangen und sie gleich Würmern hinabschlucken. Die Parra africana scheint auf dem Wasser zu gehen, wenn sie Insecten fängt; auch ihre Beine sind sehr lang und dünn, gleich den Zehen, und sie ist dadurch befähigt, auf schwimmenden Lotusblättern und anderen Wasserpflanzen zu stehen. Die Zehen, welche gewissermaßen wie Schneeschuhe wirken, nehmen ein Lotusblatt von fünf Zoll Durchmesser ein, und der Vogel sinkt nicht unter; seine Nahrung gewinnt er nicht durch Schwimmen oder Fliegen, sondern durch Gehen auf dem Wasser.

Im ganzen Barotsethale sind die großen schwarzen Gänse (Anser leucogaster und A. melanogaster) sehr häufig. Sie haben, ähnlich wie der oben erwähnte bewaffnete Regenvogel, einen starken schwarzen Sporn auf der Schulter, den sie aber lediglich zur Vertheidigung ihrer Brut anwenden. Sie bauen ihre Nester

Digitized by Google

auf Ameisenhügeln und liefern den Barotse Eier in Menge. Ihr Fleisch ist nicht so gut wie das von zwei kleineren Gänsen; die eine, die ägyptische oder Vulpanser, kann nicht vom Wasser auffliegen und wird während des Hochwassers in Menge erlegt; die andere hat einen eigenthümlichen Knoten auf dem Schnabel. Drei Entenarten auf dem Liambye kommen in ungeheurer Menge vor; Livingstone tödtete auf einen Schuß siebzehn davon und eine Gans obendrein. Es ist kein Wunder, daß die Barotse ihre Heimathgegend als ein gelobtes Land betrachten.

Die Alligatoren sind im Liambye weit wilder, als in manchen anderen Flüssen; zu Sescheke und auch sonst in den Dörfern fressen sie jährlich viele Kinder, die einmal das Spielen am Wasser nicht unterlassen können. Die Eingeborenen sagen, das Ungeheuer versetze seinem Opfer zuerst einen Schlag mit dem Schwanze und ziehe es dann erst hinab. Es kommt niemals zum Vorschein, wenn es im Wasser auf Beute lauert. Auch viele Kälber werden von ihm geraubt, und von Kühen, die man über den Strom treibt, holt es sich allemal seinen Antheil. Bei Sescheke hat das Volk kein Vorurtheil gegen Leute, welche von einem Alligator gebissen worden sind; bei den Bamangwato dagegen und den Bakuene wird ein solcher Mann schon von aller Gemeinschaft ausgeschlossen und fortgetrieben, wenn er auch nur mit Wasser von einem Alligatorschwanze bespritzt worden ist. Am Zouga fand Livingstone unter den Bayeiye einen Bamangwato, der gebissen worden war, und er hatte deswegen sein Volk meiden müssen. Ein Bakuene spuckt aus, wenn er zufällig in die Nähe eines Alligators kommt, und spricht dann: Boleo ki bo, d. h. hier ist Sünde. Sie glauben, daß schon der bloße Anblick dieses Thieres eine Augenentzündung zur Folge habe. Sie essen ohne Anstand vom Fleische des Zebra, wenn aber ein solches einen Mann beißt, dann bleibt diesem keine andere Wahl, als mit seiner Familie nach der Kalahariwüste auszuwandern. Unter den Makololo kommt dergleichen, was an Thierverehrung aus alter Zeit erinnert, nicht vor; Sebituane sagte: Was Nahrung für Menschen ist, ist auch Nahrung für mich, und so gilt Niemand in Folge des Genusses einer Speise für unrein. Die Barotse scheinen eine gewisse Verehrung für den Alligator zu hegen und essen doch von seinem Fleisch, das einen starken Moschusgeruch hat.

Auch im Libaflusse fand Livingstone Alligatoren in großer Menge, und er schlief dort einmal Nachts an einer Stelle, an welcher eben zwei Bruten ausgekrochen waren. Sie lagen neben den alten auf den Sandbänken, um sich zu sonnen. Ueberall lagen die zerbrochenen Eier umher, und im Neste selbst machten die

Digitized by Google

Reisenden ein Feuer an. Am Zouga sahen sie ein solches, das nicht weniger als sechzig Eier enthielt; sie sind so groß wie ein Gänseei, aber an beiden Enden ganz gleich; die weiße Schale ist theilweise elastisch, denn sie hat eine starke innere Haut und nur wenig kalkige Theile. Jenes Nest lag, gleich manchen anderen in derselben Gegend, nur etwa fünf Schritte vom Wasser, und vom Ufer führte ein breiter Weg nach demselben. Die Neger erzählten, das Weibchen decke die frischgelegten Eier mit Sande zu, komme aber zur rechten Zeit wieder, um den Jungen beim Auskriechen behilflich zu sein. Diese geleitet es ins Wasser, und sie fangen sich dort kleine Fische. Eine solche Beihilfe der Mutter scheint nöthig zu sein, weil die untere Haut des Eies sehr zäh und dieses vier Zoll hoch bedeckt ist; die Jungen brauchen indessen nicht gleich nach der Geburt auf Raub auszugehen, weil sie in einer Haut am Unterleibe einen Theil Dotter, etwa von dem Umfang eines Hühnereies, als Speisevorrath haben. Fische bilden für Junge wie für Alte die Hauptnahrung, und ihr breiter schuppiger Schwanz leistet ihnen beim Fangen gute Dienste. Manchmal sieht der Alligator es von weitem her auf einen Menschen ab, den er am gegenüberliegenden Ufer im Wasser gewahrt; er schwimmt dann außerordentlich rasch und leise, aber man kann seine Bewegungen an dem leichten Gekräusel verfolgen; im Allgemeinen sucht er jedoch verstohlen seine Beute zu erhaschen und taucht gleich unter, sobald er Menschen sieht; nur selten verläßt er einer Beute wegen das Wasser, und kommt nur ans Land, um sich zu sonnen. Am Zouga sprang einmal ein kleiner, nur drei Fuß langer Alligator unsrem Reisenden nach den Beinen; dergleichen Angriffe ereignen sich jedoch äußerst selten, aber eine verwundete Antilope, die ins Wasser flüchtet, oder Hunde und Menschen, welche das angeschossene Thier dorthin verfolgen, werden gewöhnlich von den Alligatoren weggeschnappt. Diese fischen hauptsächlich bei Nacht und machen beim Fressen ein eigenthümliches Geräusch, das keiner vergißt, der es einmal gehört hat. Die eben ausgekrochenen Jungen, welche man am Liba beobachtete, waren etwa zehn Zoll lang, hatten gelbe Augen, und die Pupille war nur durch einen senkrechten Streifen angedeutet; alle hatten halbzoll breite Querstreifen von Blaßgrün und Braun. Ihre Zähne waren erst theilweise entwickelt, sie bissen aber damit heftig in den Speer, mit welchem man sie stach, und bellten dann wie junge Hunde. Die Barotse und Bayeiye stellen den Eiern eifrig nach; das Weiße gerinnt nicht, wohl aber das Dotter, und dieses allein wird gegessen. Je stärker übrigens eine Gegend bevölkert wird, um so mehr muß die Zahl der Alligatoren abnehmen, weil die Menschen dann die Nester häufiger

Digitized by Google

auffinden. Schon weiter oben ist gesagt worden, daß diese Ungeheuer am Liambye mehr Schaden anrichten, als an anderen Flüssen. Nach dem Tanz in Mondscheinnächten gehen die jungen Leute gewöhnlich an den Fluß hinab, um sich den Staub abzuwaschen und sich abzukühlen, bevor sie schlafen gehen, aber mancher wird von einem Alligator fortgerafft. Diese Menschen haben keinen Sinn für Gefahren, welche sie nicht handgreiflich vor sich sehen; wenn sie mit dem bloßen Schreck davonkommen, lachen sie hinterher; ihnen fehlt das ruhige Ueberlegen und Nachdenken.

Oberhalb Libonta schwärmt die ganze Gegend von Heerden wilder Thiere, namentlich von Antilopen, welche ein sehr zähes Leben haben. Eine Leche zum Beispiel, welcher die Kugel durch den Leib geht, läuft davon, falls ihr nicht ein Gliedknochen zerschmettert worden ist, während ein Zebra von demselben Schuß auf der Stelle getödtet wäre. Der Reisende sah, daß ein Rhinoceros auf dem Flecke verendete, als ihm eine Kugel in den Magen gedrungen war, während ein anderes fortlief, als sei ihm gar nichts geschehen, obwohl es einen Schuß durch Magen und Lunge erhalten hatte. Wer ihm aber eine Kugel an einer schwarzen Stelle hinter den Schultern beibringen kann, ist sicher, daß es im Nu todt niederstürzt. Eine Elennantilope, die einige Zeit verfolgt worden ist, erliegt schon einer Wunde, welche nur das Muskelsystem berührt, und es ist schon vorgekommen, daß eine Giraffe, welche auf der Strecke von wenig hundert Schritten von einem Reiter scharf verfolgt wurde, todt niederfiel, ohne auch nur angeschossen zu sein. Denn ein angestrengter Galopp raubt beiden Thieren die Kraft, und die Jäger wissen das auch sehr wohl; sie hüten sich aber, der Giraffe zu nahe zu kommen, weil sie ihnen mit dem Hinterfuße, den sie rund umschwingen kann, einen Streich versetzen würde, als käme er vom Flügel einer Windmühle. Sind aber die Thiere bei voller Nervenkraft, dann erliegen sie manchmal auch sehr schweren Wunden nicht. Eine durch den Hals geschossene Tsessebeantilope lief auch dann noch fort, als ein Jäger ihr einen tiefen Schnitt in den Hals versetzt hatte.

An den Ufern des Liambye schwärmten auch grüne Tauben umher; der prächtige Seidenkuckuck (Trogon) mit hellscharlachrother Brust und schwarzem Rücken ließ einen eigenthümlichen Ton vernehmen, der melodisch wie von einer Leyer herzurühren schien. Die Bootsleute sahen darin ein gutes Vorzeichen und antworteten mit dem oft wiederholten Rufe Rama, Rama! Mit dem anschwellenden Wasser kamen, wie im Zouga, so jetzt im Liambye, große Züge von Fischen den Strom abwärts, wahrscheinlich weil die heftige Strömung sie zwingt, ihre gewöhnlichen Stätten zu verlassen. Der

Digitized by Google

Mosala (Clarias capensis und Glanis siluris) und die Aesche (Mugil africanus) sammt noch anderen Fischen, kommen im Barotsethale in solcher Menge vor, daß sie bei abfallendem Wasser in ungeheurer Masse getrocknet werden, aber man kann sie nicht alle bewältigen, viele bleiben ungefangen liegen und verbreiten einen übeln Geruch. Ueberall ist am und im Zambesi eine Fülle thierischen Lebens.

Am 30. November 1853 befand sich Livingstone abermals an den Gonyekatarakten; das Wetter war drückend heiß, das Reisen spannte ab, und der Durst der Menschen war groß. Der Reisende erhob sich früh gegen fünf Uhr vom Lager, trank Kaffee und bestieg dann das Boot. Die beiden ersten Morgenstunden wurde scharf gerudert; die Barotse sind treffliche Bootsleute, haben Brust und Schultern breit und stark entwickelt, während die unteren Gliedmaßen schwächer sind. Um elf wurde gelandet und zu Mittag gegessen; nach einstündiger Rast ging es weiter. Livingstone war noch vom Fieber her schwach und fand die Hitze in hohem Grade belästigend, während die Schwarzen sich ihr mit unbedecktem Kopfe aussetzten.

An den Wasserfällen von Gonye mußten, wie schon während des früheren Besuches, die dortigen Bewohner die Kähne nach oberhalb bis ins Fahrwasser tragen. Sie sind lustige Menschen und ein kleiner Scherz reicht hin, sie zum Lachen zu bringen. Unterhalb der Katarakten ist der Strom in ein enges, nur etwa dreihundert Schritt breites Bett eingeengt; bei Hochwasser steigt die Fluth um nicht weniger als sechzig Fuß.

Bei Nameta erfuhr Livingstone, daß der Makololo Lerimo mit einer Anzahl von Leuten seines Stammes einen Plünderungszug nach Norden hin und am Liba unternommen hatte, also gerade nach jener Gegend hin, welche der Reisende passiren mußte. Mpololo, Sekeletu's Oheim, galt für den obersten Mann im Barotsethale, und er hatte den Raubzug gutgeheißen. Masiko, ein Sohn des früheren Barotsehäuptlings Santuru, war ins Oberland geflohen, hatte sich dort am Liambye festgesetzt und Leute bis in die Gegend von Naliele geschickt, welche die dort zurückgebliebenen und der Herrschaft der Makololo unterworfenen Barotse bereden sollten, zu Masiko zu kommen. Es handelte sich also darum, sie dem Zwange der Eroberer zu entziehen und mit ihren Stammbrüdern im Norden zu vereinigen. Der Makololo Lerimo hatte mehrere Unterthanen Masiko's gefangen abgeführt und einige Dörfer der Balonda eingeäschert. Das Alles verstieß gegen die Politik Sekeletu's, der mit den nördlichen Völkern in Frieden bleiben wollte. Pitsane, der oberste von Livingstone's Begleitern, brachte an Mpo-

Digitized by Google

lolo Befehle, den Reisenden mit Geschenken gerade für die Häuptlinge zu versorgen, welche durch jenen Raubzug beschädigt worden waren; denn er sollte als Friedensbote erscheinen und zu diesem Behuf geläuterte Butter und Glasperlen mitnehmen, die ihm auch verabfolgt wurden. Als er nach Litofe kam, vernahm er, daß auch dort ein Raubzug vorbereitet werde, befahl aber ohne Weiteres, daß derselbe unterbleiben solle. Bei Ma Sekeletu's Dorf traf er dann mit dem Anstifter Mpololo zusammen, dem er eine scharfe Strafpredigt hielt. Die Ma Sekeletu war damit völlig einverstanden und schlug vor, daß der Reisende alle durch Lerimo geraubten Gefangenen an Masiko zurückgeben und diesem sagen solle, daß ein untergeordneter Diener sich jenen Frevel erlaubt habe. Die ganze Angelegenheit wurde am 9. December mit den Unterhäuptlingen zu Naliele in einem „Picho" berathen, und Lerimo war gegenwärtig. Es beschämte ihn sehr, als einer von Livingstone's Begleitern ihm vorwarf, es sei Feigheit gewesen, die friedlichen Dorfbewohner in Londa zu überfallen, während bei Naliele ein Löwe acht Menschen zerrissen habe, ohne daß Lerimo es gewagt, ihn anzugreifen. Die Makololo sind gegen Thiere wirklich feig, gegen Menschen aber tapfer. Mpololo nahm dann vor allem Volke die Schuld auf sich, und die Gefangenen wurden herausgegeben. Einige Makololo meinten, da Masiko ihre Kinder (d. h. die von ihnen bezwungenen und zu Sclaven gemachten Barotse) durch List habe an sich locken wollen, seien sie berechtigt gewesen, ihm die seinigen mit Gewalt abzunehmen. Diese Auffassung entspricht vollkommen dem Genius beider Völker. Die Makalaka, als die Unterdrückten, nehmen ihre Zuflucht zur List, die Makololo als Herrscher üben offene Gewalt und Krieg. Noch andere meinten, wenn Sekeletu mit Masiko in Frieden leben wolle, so hätte er es ihnen wohl sagen können.

In allen Dörfern wurden die Reisenden sehr wohl aufgenommen; man schenkte ihnen Ochsen, Butter, Milch, Mehl, alles mehr als sie in ihren Kähnen unterbringen konnten. Namentlich an Milch und Butter war Ueberfluß, mit der letztern salben die Eingeborenen sich die Haut ein; sie verhindert eine allzustarke Ausdünstung und dient bei Sonnenschein und bei Schatten gleichsam als Kleidung. Beim Darreichen eines Ochsen sagten sie: „Hier ist ein Bissen Brot für Dich." Die Betschuana im Süden hätten sich anders benommen und gesagt: „Sieh hier den Ochsen," wenn sie eine armselige Ziege brachten. Die Weiber belullilucten den Reisenden nach ihrer Art, denn er war ein großer Herr, ein großer Löwe.

Während Livingstone's Aufenthalt in Naliele fiel der erste Regen, doch stand der Thermometer in einer „kühlen" Hütte immer

Digitized by Google

noch auf 84 und stieg auf 90 Grad F., sobald freie Luft hineingelassen wurde. Der Reisende wurde abermals und später noch so oft vom Fieber ergriffen, daß er erklärt, er wolle davon weiter nicht mehr reden. In Naliele traf er auch mit einer Anzahl flüchtiger Barotse zusammen, die wieder in ihre Heimath zurückkamen. Aus der Geschichte dieser Leute wird die gesellschaftliche Lage jener Schwarzen klar, welche den Makololo unterworfen sind. Jene Bauern waren Kinder, d. h. Sclaven, Leibeigene, eines jungen Mannes vom Stamme Sekeletu's, der sie so schlecht behandelt hatte, daß sie fortliefen. Er hatte auch einige solcher „Kinder" an die Mambari verkauft. Die übrigen flohen zum Barotsehäuptling Masiko. Es gilt unter den Makololo für einen Schimpf, wenn ein Mann die Sclaven so schlecht behandelt, daß sie ihm entrinnen. Jener grausame junge Gebieter war aus Furcht vor Strafe von Linyanti fortgegangen und hatte sich an den Ngami-See begeben. Der dortige Häuptling mußte ihn aber an Sekeletu ausliefern, der übrigens sich damit begnügte, ihn tüchtig auszuschelten. Die entlaufenen Barotse waren indeß nur wenige Wochen bei Masiko geblieben und bald wieder zurückgekommen. Man that als sei weiter gar nichts vorgefallen; sie wurden entschuldigt, ihren Gebieter tadelte man, und sie behielten auch ihr Vieh.

Oberhalb Naliele begann der Strom in Folge des eben eingetretenen Regens anzuschwellen. Am 17. December erreichte Livingstone Libonta, wo er einige Tage verweilte, um Fett und Butter einzusammeln, welche auf Sekeletu's Anordnung als Geschenke an die Häuptlinge der Balonda abgegeben werden sollten. Fieber und Augenentzündungen waren allgemein, wie das vor Anbeginn der Regenzeit gewöhnlich ist. Libonta ist die äußerste Stadt der Makololo und liegt, wie schon früher gesagt, gleich den übrigen Dörfern der Barotse auf einem künstlichen Hügel. Das Dorf gehört zwei von Sebituane hinterlassenen Wittwen. Von da ab bis in das Land Londa oder Lunda liegen anfangs nur noch einige Viehgehöfte, und dann folgt ein Strich unbewohnten Grenzlandes.

Nach mühsamer Fahrt ging der Reisende gegen Abend ans Land, wo einige Leute Gras abschnitten, das ihm als Bett diente, und andere das kleine Zelt aufschlugen, dessen Stangen auch zum Lasttragen gebraucht werden. Die Barotse befestigten das was sie trugen am Ende der Stangen und hängten es nicht an langen Strickenauf. Sobald das Lager fertig war, wurden die Kästen umhergestellt, und das Zelt bedeckte Alles. Ein paar Schritte vor demselben wurde das Kotla- oder Hauptfeuer angezündet, für welches allemal der Herold den erforderlichen Brennstoff herbeizuschaffen hatte; als Ge-

Digitized by Google

bühr erhielt er die Köpfe aller geschlachteten oder auf der Jagd erlegten Thiere. Jeder wußte welchen Platz er Nachts einzunehmen hatte; die beiden Makololo nahmen während der ganzen Reise beim Essen wie beim Schlafen die Stellen zur Linken und zur Rechten Livingstone's ein, der oberste Bootsmann schlief vor der Thür des Zeltes; die übrigen lagerten sich in kleinen Gruppen hinter kleinen Schuppen oder Verschlägen rund um das Feuer, so daß vorne ein hufeisenförmiger Raum blieb, in welchem die Ochsen standen, die gern in das Feuer sehen und sich dann weniger vor wilden Thieren fürchten. Jene Verschläge bestehen aus zwei in geneigter Richtung aufgepflanzten Stangen, über welche eine dritte wagerecht befestigt wird, man steckt dann Zweige in den Grund, welche man oben mit Bast zusammenbindet; nachher wird das Ganze noch mit Gras belegt, und die Leute haben auf solche Weise ein Lager, das nach vorne dem Feuer zugekehrt, nach hinten aber gegen die wilden Thiere geschützt ist. Alle diese Vorkehrungen zum Nachtlager nahmen kaum eine Stunde in Anspruch, und während der ganzen Reise war niemals Mangel an Gras.

Etwa vierzig Meilen oberhalb Libonta schickte Livingstone dem Häuptling Makomo die von den Makololo geraubten Gefangenen zu, und einen Tag verweilte er am Zusammenflusse des Liba und Liambye, wo in Folge des Regens, der kurz vorher gefallen war, Alles im schönsten Grün prangte, und wo schon prächtige Farn in den Wäldern auftraten; damit lag der Beweis von einem feuchtern Klima vor. Die Morgenstunden waren duftig und erfrischend; unter den vielen Beeren und Knollenfrüchten waren manche genießbar und auch wohlschmeckend, z. B. die Mamoscho und die Milo, letztere eine Art Mispel. Viele würden bei einiger auf den Anbau zu verwendenden Sorgfalt sich veredeln lassen, allein der Afrikaner denkt nur an den gegenwärtigen Genuß. Als Livingstone dann und wann Dattelkerne in die Erde steckte und auf ihre Fragen antwortete, daß er nicht daran denke, die daraus erwachsenden Bäume jemals zu sehen, waren sie sehr verwundert. Er kam ihnen etwa vor wie die Südseeinsulaner den Europäern, als jene eiserne Nägel, die Capitain Cook ihnen gegeben hatte, in den Boden pflanzten. An der Mündung des Loeti in den Liambye und unterhalb derselben trat in großer Menge eine Palme auf, die weiter südlich nicht vorkommt, und deren Samenkerne wahrscheinlich den erstgenannten Fluß herabgeschwemmt worden sind; sie ist fast so schlank wie eine Palmyra, hat aber eine größere Frucht, die jedoch nicht gut schmeckt. Etwas unterhalb der Vereinigung des Liba mit dem Liambye waren die zwanzig Fuß hohen Sandsteinufer mit Bäumen bestanden; am linken Ufer waren Elephanten und Tsetse; wahr-

Digitized by Google

scheinlich steht die letztere in irgend einem Zusammenhange mit jenen; sie wird von den Portugiesen Elephantenfliege genannt. Das Hochwasser steigt hier über dieses Ufer, bleibt aber dort nicht lange stehen; dagegen ist das rechte Ufer, an welchem der Loeti mündet, niedrig, und diese flache grasbewachsene Region heißt Manga.

Am 27. December befand sich Livingstone an der Mündung des Liba in den Liambye, 14 Grad 10 Min. 52 Sec. südl. Breite, 23 Grad 35 Min. 40 Sec. östl. Länge. Der schon erwähnte Barotsehäuptling Masiko wohnte etwas östlich von diesem Punkte, und der Reisende überschickte ihm die von den Makololo ausgelieferten Gefangenen. Unter diesen befand sich eine Frau aus dem Stamme der Babimpe, dessen Angehörige sich die vier Vorderzähne, zwei oben und zwei unten, ausschlagen, um sich dadurch von anderen Stämmen zu unterscheiden.

Da wo die beiden Ströme zusammenfließen, kommt der Liba von Norden, der Liambye von Osten her. Livingstone bemerkt, daß der letztere abwärts bis Mosioatunya (so werden die Victoria-Katarakten, die noch unterhalb der Mündung des Chobe und südöstlich von Sesheke liegen, von den Eingeborenen bezeichnet,) lange Strecken aufweise, wo kleinere Themsedampfer ungehindert fahren könnten, und der Liambye ist oft so breit wie die Themse an der Londonbrücke; die Tiefe ist nicht untersucht worden. Aber von einer regelmäßigen Schifffahrt kann schon deshalb keine Rede sein, weil mehrfach auf Strecken von zweihundert Meilen der Strom allerlei Hindernisse darbietet. Er hat z. B. zehn Meilen unterhalb der Mündung des Luti viele große Sandbänke, worauf dann wieder hundert Meilen weit bis Simah gutes Fahrwasser folgt; aber von dort bis Katima molelo hat er sechs Katarakten mit Stromschnellen, von welchen der schon mehrfach erwähnte bei Gonye gar nicht zu passiren ist; dort ist also ein Tragplatz. Zwischen den Stromschnellen liegen meilenlange Strecken tiefen und ruhigen Wassers; von Katima molelo bis zur Chobemündung kann der Strom wieder hundert Meilen weit ebenso bequem befahren werden, wie im Barotsethale. Livingstone meint, daß bei alledem der Liambye einen willkommenen Pfad in's Innere bilde, und daß diese Gegenden so viele Millionen Menschen ernähren könnten, wie gegenwärtig tausende, indem der Boden, welcher jetzt zumeist mit Gras bedeckt sei, für den Pflug gewonnen werden könnte. Er vergißt aber zu sagen, wer dort wohnen solle; Europäer können dort der Fieber wegen nicht ausdauern, welche auch für die Makololo verderblich sind, und von denen selbst die Barotse heimgesucht werden.

Wir haben schon weiter oben gesagt, daß der Reisende die Absicht hatte, die portugiesische Besitzung San Paolo de Loanda an

Digitized by Google

der Westküste zu besuchen; er schiffte deshalb nicht den Liambye hinauf, der von Osten herkommt und in jener Mündungsregion den Namen Kabompo führt, sondern verließ den Hauptstrom; seine Fahrbahn war von nun an der aus Norden kommende Liba, der in ruhigem Bett strömt und an beiden Seiten eine Menge kleiner Gefließe aufnimmt; er zieht durch anmuthiges mit Baumgruppen bestandenes Wiesenland, das einem sorgfältig gehaltenen Park gleicht und allem Anschein nach alljährlich überfluthet wird. Die Wälder liefern den Balonda viel Honig, und von den hohen schlanken Bäumen hängen Gewinde von Orseille herab; diese Pflanze wird zum Färben gebraucht und kommt weiter nach Süden hin nicht vor. Ein anderer Baum erinnerte mit seinen duftigen Blüthen an unsern europäischen Hagedorn, welchem auch seine Blätter und Früchte gleichen, aber die Blumen waren so groß, wie jene der wilden Rose, und die Beeren so groß wie Klickersteine. Für Pflanzenkundige bietet das Land am Liba reiche Ausbeute, namentlich auch an Kletterpflanzen, die außerordentlich kräftig gedeihen. Von nun an tritt auch der Maroro oder Malolo auf, der bis nach Angola hin häufig vorkommt; er gleicht einer kleinen „Anona" und bildet einen kleinen Busch mit gelber Frucht, die gesund ist und gut schmeckt.

Manenko's Dorf gegenüber kamen zwei Männer vom Balondavolk herangerudert und brachten am Abend mehrere Amböndamänner mit. Diese leben weit nach Nordwesten hin, und ihre Sprache, das Böndа (die Engländer schreiben allemal Bunda) ist die allgemeine Sprache in Angola. Von diesen Leuten hatten manche zuvor nie einen weißen Mann gesehen. In dem obigen Dorfe herrschte ein weiblicher Häuptling. Die Umgegend ist bewaldet, und an den offenen Stellen tritt das Gras nicht, wie im Süden, in einzeln stehenden Büscheln auf, sondern bildet einen dichten zusammenhängenden Teppich. Die Bewohner bereiten aus groben Binsen und einer in brakigen Marschen wachsenden Pflanze, Namens Tsitla, ihr Salz. Die Pflanzen werden zu Asche gebrannt, diese wird in Wasser gethan, das über Baumzweige und Gras gegossen wird, in der Sonne verdunstet und in diesem einfachen Gradierwerke das in ihm enthaltene Salz zurückläßt. Der in jener Gegend verweilende Amböndahäuptling Sekelenke kam mit vierundzwanzig Begleitern zu Livingstone's Lagerplatz; alle trugen Bündel getrockneten Elephantenfleisches. In dieser ganz flachen Gegend wurde ein Zebra geschossen; es war Equus montanus, und bis zu den Füßen herab schön gestreift wie alle, die in jener Gegend vorkommen. Die Herrscherin Manenko sandte dem Reisenden einen Korb mit Mandiocawurzeln, ließ sich anmelden, erschien aber nicht, und Livingstone fuhr dann weiter bis an die Mündung des kleinen Flusses Ma-

Digitized by Google

kondo, der sich unter 13 Grad 23 Min. 12 Sec. südl. Breite von Osten her mit dem Liba vereinigt.

Am Neujahrstage 1854 fand dort einer von Livingstone's Begleitern eine stählerne Uhrkette von englischer Arbeit, an einer Stelle, wo gewöhnlich die Mambari über den Fluß setzen. Sie sind sehr unternehmende Handelsleute. Sie schlagen in der Nähe eines Dorfes, mit dessen Bewohnern sie handeln wollen, Hütten auf, weil sie wissen, daß einige Zeit mit Hin- und Herreden (mit „Palavern" wie die Engländer sagen) vergeht, bevor das Geschäft in Gang kommt. Sie bringen Fabrikate von Manchester bis in's Herz von Afrika, und diese bedruckten Baumwollenzeuge erschienen den Makololo so wundervoll, daß sie kaum glauben wollten, daß Erzeugnisse von Menschenhand vor ihnen lägen. Sie fragten bei den Mambari, woher sie die Zeuge hätten, und erhielten zur Antwort: „englische Manufacturwaaren kämen aus der See, und die Glaskorallen würden an den Küsten Englands gesammelt." Baumwollenfabriken sind für die Afrikaner Dinge, welche sie nicht fassen können. „Wie kann das Eisen so prachtvoll spinnen, weben und färben?" Und wenn der Reisende sich bemühte ihnen die Sache zu erklären, sagten sie: „Wahrhaftig, ihr seid Götter!"

Am Makondo träumte einem Begleiter Livingstone's, daß ein anderer, Namens Mosantu als Gefangener in einem Pfahlwerk zurückgehalten werde. Dadurch wurden alle sehr entmuthigt und tief betrübt. Der Reisende stellte ihnen das Thörige ihres Benehmens vor, fragte, ob sie zu träumen oder den Befehlen Sekeletu's Folge zu leisten hätten, und befahl die Kähne zur Abfahrt bereit zu halten. Dadurch bekamen die Makololo wieder Muth und schalten die anderen, daß sie so abergläubig seien und sogar in gewissen Fällen Vogelgeschrei für ein unglückliches Vorzeichen hielten.

Die Balonda bauen viel Manioc, sodann Durra, Erdnüsse, Bohnen, Mais, süße Kartoffeln und Yams, welchen sie Lekoto nennen. Die Begleiter eines Häuptlings Schiakondo hatten ihre Zähne spitz gefeilt, doch waren die von der Feile nicht berührten am weißesten geblieben. Diese Leute waren auch an verschiedenen Stellen des Körpers tättowirt, besonders auf dem Unterleibe. Diese Hautnarben sind etwa einen Zoll lang und haben einen Viertelzoll im Durchmesser, sind etwas herausgewachsen und so angebracht, daß mehrere derselben einen Stern oder irgend ein anderes Zeichen bilden. Der ganze Leib wird mit Oel gesalbt und zwar mit solchem von der Palma Christi, oder was sie aus verschiedenen Sämereien gewonnen haben; aber namentlich stehen Butter und Ochsenfett in hoher Gunst.

Digitized by Google

Während der Liambye von Fischen und Vögeln wimmelt, ist der Liba mit seinem dunkeln Wasser arm an beiden. Am 6. Januar erreichte Livingstone ein Dorf, in welchem abermals eine Frau, Nyamoana, die Häuptlingswürde bekleidete. Sie war die Mutter der Manenko und Schwester des Schinte oder Kabompo, der in jenen Gegenden für den mächtigsten Balondahäuptling galt. Sie war mit ihren Leuten erst vor kurzem dahingekommen, und es standen noch nicht mehr als zwanzig Hütten. Ihr Mann, Samoana, trug einen Rock von grün und rother Wolle, einen Speer und ein Schwert von antiker Form, das achtzehn Zoll lang und drei Zoll breit war. Er saß neben seiner Gemahlin auf Häuten inmitten eines etwas erhöheten, von einem Graben umzogenen Kreises von ungefähr dreißig Fuß Durchmesser; außerhalb desselben hatten wohl hundert Personen verschiedenen Alters und Geschlechts Platz genommen. Die Männer trugen Bogen, Pfeile, Speere und breite Schwerter. Als Livingstone den Mann in landesüblicher Weise mit Händeklatschen begrüßte, zeigte derselbe auf seine Frau, um anzudeuten, daß ihr diese Ehre gebühre. Dann traten der Sprecher und der Dolmetscher vor, und es begann eine Verhandlung. Livingstone sagte ohne Rückhalt, was ihn zu seiner Reise veranlaßt habe; wie er denn überhaupt von der Ansicht ausging, daß im Verkehr mit uncivilisirten Völkern Aufrichtigkeit am besten zum Ziele führe. So gewann er ihr Vertrauen und zeigte ihnen sein Haar, das in allen jenen Gegenden als ein wahres Wunder angestaunt wurde. Sie sagten: „Ist das Haar? Ist das eine Löwenmähne oder gar kein Haar?“ Einige meinten, der Fremdling habe sich aus Löwenhaaren eine Perrücke gemacht, dergleichen sie selbst aus den Fasern des „Ife“ zu bereiten pflegen; diese haben sie schwarz gefärbt und drehen sie so lange, bis sie ihren wolligen Haaren gleichen. Livingstone konnte ihnen den Scherz nicht zurückgeben und sagen, daß ihr Haar der Wolle der Schafe gleiche; denn dergleichen Thiere giebt es bei ihnen nicht, und ohnehin hat schon der alte Herodot bemerkt, daß in Afrika die Schafe Haar, die Menschen aber Wolle haben. In jener Gegend haben die Menschen eine sehr dunkle, aber nicht völlig schwarze Haut, denn stets schimmert ein Anflug von Braun hindurch. Kompaß und Taschenuhr wurden als große Wunder angestaunt, der weibliche Häuptling ließ sich aber nicht bewegen, dieselben in der Nähe zu betrachten.

Diese Balonda waren in höherm Grade abergläubisch, als alle mit welchen Livingstone früher zusammengetroffen war. Noch bevor ihr Dorf fertig gebaut wurde, hatten sie zwei kleine Schuppen aufgeschlagen, in welchen zwei mit Zauber gefüllte Töpfe aufbewahrt wurden. Das waren wohl ihre Tempel. Auf die Frage,

Digitized by Google

was sich in den Töpfen befinde, entgegneten sie: „Medicin für die Barimo", und nachher sagten sie, es sei eine Jagdmedicin darin. Dort fanden sich auch die ersten Ansätze zu einer Götterverehrung in der Gestalt eines Menschenkopfes, der ganz roh aus einem Klotze geschnitzt war. Sie bestrichen denselben mit einem Zauber, der aus rothem Oker und weißem Thee besteht, und da wo ein Holzschnitzer fehlt, genügt ihnen schon ein krummer Stecken zum Götzenbild.

Der Liba schien aus der Richtung herzukommen, welche der Reisende einzuschlagen hatte, und er wäre gern zu Wasser weiter gefahren; Nyamoana drang aber in ihn, ihren Bruder Schinte zu besuchen, der nicht am Wasser wohne; sie bemerkte, daß weiter aufwärts der Fluß einen Katarakt habe, und dem weißen Fremdling vielleicht auch von Seiten der Balobale Gefahr drohe, welche an der Westseite des Flusses hausen; diese seien unversöhnliche Feinde der Makololo. So wurde denn beschlossen die Reise zu Lande fortzusetzen. Um dieselbe Zeit traf auch Schinte's Schwester, die schon erwähnte Manenko, ein, eine vierschrötige Dame von etwa zwanzig Jahren, ganz mit Zierrath und Zauber behängt; ihr Leib war mit Fett und rothem Oker beschmiert, welche die Kleidung ersetzten; denn im Uebrigen gehen die Balondafrauen ganz erschrecklich nackt. An Mitteln sich in Zeug zu kleiden, fehlte es der Manenko nicht, die Leute bei den Balonda haben aber ihre eigenthümlichen Ansichten von dem, was sich ziemt und was schmückt. Sie hatte ihren Gemahl Sambanzana bei sich, hörte an, was Livingstone den Leuten der Nyamoana sagte, und ließ dann ihren Mann das Wort führen. Während seiner Rede nahm er alle paar Minuten etwas Sand vom Boden und rieb damit die oberen Theile der Arme und der Brust. Das ist die eine Art, wie man in Londa grüßt, und wer sich ganz besonders höflich zeigen will, bringt etwas Asche oder Thon in einem Stück Haut mit, nimmt dann und wann davon eine Hand voll und reibt sich damit Brust und Vorderarm ein. Andere pochen mit ihren Ellbogen an die Rippen, noch andere berühren den Boden mit ihren Backen und klatschen dann in die Hände. Sambanzana trug so schwere Kupferreifen über dem Fußgelenke, daß er beim Gehen wackelte. Das letztere gilt überhaupt für vornehm, und selbst die geringen Leute, welche nur leichte Reifen tragen, thun es. Je vornehmer Einer ist, um so stärker wackelt er.

Auch eine Gesandtschaft von dem mehrerwähnten Barotsehäuptling Masiko traf im Dorfe der Frau Nyamoana ein; sie bestand aus allen Unterhäuptlingen und brachte einen schönen Elephantenzahn, zwei mit Honig gefüllte Kalebassen und ein großes

Digitized by Google

Stück Wolltuch als Geschenk für Livingstone; er ließ auch Dank dafür sagen, daß ihm die Gefangenen von den Makololo zurückgegeben worden seien, und versprach, mit diesen fortan Frieden zu halten. Auch ließ er sagen: niemals verkaufe er Leute seines Stammes an die Mambari, sondern nur Kriegsgefangene. Der Reisende gab ihm als Gegengeschenk seinen letzten Ochsen, und war nun selber ohne Lebensmittel, da er die anderen noch schonen wollte. Nyamoane schickte ihm jedoch allabendlich Manioc, und er belustigte die Leute mit den Wundern seiner Laterna magica.

Jene Gegend ist, wie bemerkt, arm an Wild. Sie hat nur das Zebra, das Kualata oder Tahetsi (Aigoceros equina), das Kama (Bubalus caama), Büffel, und die kleine Hakitenwe-Antilope (Philantomba). Das Klima war in Folge des täglich fallenden Regens so feucht, daß selbst das Pulver nicht trocken gehalten werden konnte. Merkwürdig ist der kluge Instinct der wilden Thiere. Ueberall wo die Feuerwaffen in Afrika eingeführt worden sind, halten sie sich am liebsten an freien Stellen auf, um einen weiten Umblick zu haben. Im Lande der Balonda, welche nur mit Pfeilen schießen, suchen sie dagegen vorzugsweise den dichten Wald auf.

Am 11. Januar 1854 setzte sich der Zug von Nyamoana's Dorf aus in Bewegung, und fuhr zunächst in Kähnen über einen kleinen Fluß. Manenko's Doctor schwenkte erst einen Zauber über seiner Gebieterin, und sie nahm dann denselben in die Hand, bevor sie sich auf das Wasser wagte. Einer von Livingstone's Begleitern sprach etwas laut in der Nähe des Korbes, welcher den Zauber enthielt, worauf der Doctor, welcher stets nur lispelte, ihn ausschalt. So viel Aberglaube ist im Süden bei den Kaffern und Betschuana, die religiös viel gleichgiltiger sind, nicht zu finden.

Manenko hatte ihren Mann und ihren Paukenschläger bei sich, und der letztere paukte tapfer darauf los, bis der Regen allzu heftig fiel. Es gelang nicht, diesen durch Anrufungen und Beschwörungen verschiedener Art zu vertreiben; aber nichtsdestoweniger schritt die kräftige Amazone rüstig fürbaß. Der Reisende ritt auf einem Ochsen und konnte mit ihr Schritt halten; als er fragte, weshalb sie während des Regens sich nicht bekleide, erhielt er zur Antwort, es passe nicht für einen Häuptling, verweichlicht zu erscheinen; ein solcher müsse vielmehr stets jugendkräftig sich zeigen und alle Beschwerden ohne Murren ertragen. Livingstone's Begleiter sagten: „Manenko ist ein Krieger!" Das Land glich der weiter oben geschilderten Gegend und bot eine Abwechslung von Wald und offenen Wiesenflächen. Einzelne Weiler waren mit Mais- und Maniocpflanzungen umgeben, und in der Nähe der-

Digitized by Google

selben bemerkte der Reisende zum ersten Male ein in Londa sehr häufig vorkommendes Götzenbild, nämlich die Gestalt eines Thieres, das aus Thon gemacht war und einem Alligator glich, obwohl die Leute es einen Löwen nannten. Sie verfertigen dasselbe aus Gras und überziehen dieses mit Thon; zwei Kaurimuscheln stellen die Augen vor, und die Borsten von einem Elephantenschwanze werden am Halse in den Thon gesteckt. Dieses Idol, vor welchem die Balonda beten und bei Krankheitsfällen die ganze Nacht hindurch auf Pauken trommeln, stand in einem Verschlage.

Unter den Begleitern der Manenko hatten manche recht hübsche viereckige Schilde, die aus Binsen geflochten werden und bei drei Fuß Breite fünf Fuß Länge haben. Mit diesen, sodann mit den kurzen breiten Schwertern und Bündeln eisenspitziger Pfeile gewährten sie einen recht wilden Anblick; sie besitzen aber nicht viel Muth.

Die Reise führte nun durch einen so dichten Wald, daß man sich den Weg mit der Axt bahnen mußte; zudem war derselbe vom Regen überfluthet, der ununterbrochen fiel. Dort, wie schon früher an anderen Stellen, war ein starker Geruch von Schwefelwasserstoffgas bemerkbar; die Gegend ist sehr ungesund, und Livingstone wurde das Fieber nicht los. Auch am 12. Januar ließ der Regen nicht nach; die Leute hungerten, und die Bewohner der Weiler, an welchen der Zug vorüberkam, hatten zwar Felder, auf welchen der Mais gereift war, wollten aber davon nichts abgeben. Wahrscheinlich durften sie nicht, weil sie, als Sclaven, anderer Leute Aecker bebaueten. Jedes Haus war mit dickem Pfahlwerk umgeben, und die Thür ist so angelegt, daß man sie nicht unterscheiden kann, auch bleibt sie nie offen. Der Eigenthümer nimmt ein paar Pfähle weg und stellt sie gleich wieder hin, nachdem er in die Hütte gekrochen ist; ein Feind kann gar nicht sehen, wo überhaupt ein Eingang sich befindet. Diese Pallisaden deuten darauf hin, daß viel Unsicherheit herrscht, denn wilde Thiere sind nicht vorhanden, weil vermittelst der Pfeile so stark unter ihnen aufgeräumt worden ist, wie anderwärts durch Pulver und Kugeln. Sehr häufig war eine Art des capschen Silberbaums (Leucodendron argenteum), der am Tafelberge bis in einer Höhe von zwei- bis dreitausend Fuß wächst und auch am Nordabhange der Kaschanberge vorkommt; hier findet man ihn in einer Höhe von viertausend Fuß. Nach Norden hin wurden die Wälder immer dichter, und zu beiden Seiten des Pfades, welchen man mit der Axt bahnte, gab es keinen Weg. Die riesigen Bäume waren von Schling- und Kletterpflanzen umsponnen und oft von denselben getödtet worden, während diese letzteren noch aufrecht standen. Aus

Digitized by Google

der Rinde des sehr hübschen und häufig vorkommenden Motuiabaumes verfertigen die Barotse Fischleinen und Netze, und aus dem leichten aber sehr biegsamen Holze des Molompi vortreffliche Ruder. In jenen Wäldern, wo noch manche andere Bäume auftraten, die Livingstone's fern im Süden geborenen Leuten neu waren, sah man auch zuerst die künstlichen Bienenstöcke, welche von dort bis nach Angola überall zu finden sind. Der Schwarze löst von einem Baume, der etwa achtzehn Zoll im Durchmesser hat, ungefähr fünf Fuß von der Rinde sorgfältig ab, legt sie dann zusammen, so daß sie eine länglich runde Röhre oder Walze bildet; nach einigen Vorkehrungen ist der Bienenstock fertig, der in wagerechter Lage auf hohen Bäumen befestigt wird. Auf solche Weise wird alles Wachs gewonnen, das in Loanda und Benguela zur Ausfuhr kommt. Zum Schutz gegen Diebe bringt man an dem Baumstamm einen Zauber an, ein „Stück Medicin". Die Eingeborenen berauben einander nur selten; sie glauben, daß gewisse Medicinen Krankheit oder Tod hervorbringen können. Diese finsteren Wälder tragen wohl dazu bei, das abergläubische Gefühl des Volkes zu steigern. In anderen Gegenden machen die Häuptlinge manchmal bekannt, daß da oder dort nun die wirklich ächten Zaubermedicinen angebracht seien.

Während der Regenzeit hatte man Ueberfluß an Pilzen; die eßbaren wuchsen allemal auf Ameisenhügeln und erreichten oft den Durchmesser eines Hutdeckels; sie sind ganz weiß, schmecken vortrefflich und können auch roh gegessen werden; die ungenießbaren sind glänzend roth oder lichtblau. Das tiefe Walddunkel bildete einen scharfen Gegensatz zu der sonnigen, schattenlosen Kalahari, ebenso die Feuchtigkeit zu der Dürre jener Wüste. Die Bewohner haben die zweckmäßige Gewohnheit, über ihre Brunnen, die im Freien liegen, Schattendächer zu machen.

Der Zug setzte in Kähnen über einen kleinen Fluß, der Lefuje, der reißende, heißt; er kommt von dem Höhenzuge Monakadsi, d. h. Frau, das sich etwa achthundert Fuß über die Ebene erhebt, und hat nur einen kurzen Lauf. In jedem kleinen Thale liegt ein kleines Dorf; die Bewohner zeigten sich freigebig; aus manchen waren sie jedoch entflohen, obwohl Manenko zum Zeichen der Beruhigung schon in weiter Ferne die Pauken schlagen ließ. Dadurch wurde angedeutet, daß vornehme Leute im Anzuge seien. Dort, wo übernachtet wurde, liehen die Bewohner den Reisenden die Dächer ihrer Hütten. Diese können nämlich abgenommen werden; sie gleichen an Gestalt jenen der Makololo oder einem Chinesenhute. Sie wurden rasch abgehoben und nach dem Lagerplatze gebracht, wo sie guten Schutz gewährten. Alle Schwarzen, welche

Digitized by Google

zur Begrüßung kamen, rieben sich Oberarm und Brust mit Asche, und wenn sie ihre Reverenz recht stark bezeigen wollten, auch das Gesicht. In der Nähe jedes Dorfes stand ein Götzenbild; das ist überhaupt im ganzen Lande der Balonda der Fall. Wo man ein solches gewahrt, liegt ein Dorf in der Nähe. Livingstone bemerkte gegen seine Begleiter, daß die Götzenbilder wohl Ohren hätten, darum aber doch nicht hören könnten. Man sagte ihm, daß allerdings das Holz kein Gehör habe, es gebe aber Medicinen, Zaubermittel, durch welche sie nicht nur Gehör erhalten, sondern auch Antwort geben können; auch seien diese Klötze und Bilder im Stande zu zaubern, und gäben Nachricht, wenn ein Feind nahe. Die Balonda lieben ihre Idole nicht, sondern haben Furcht vor ihnen und wenden sich an sie nur in Noth und Gefahr.

An einem Sonntag Nachmittag erschienen Boten von Schinte. Er ließ sagen, daß er die Reise des weißen Mannes billige, und sich freue, daß künftig Weiße ihn besuchen wollten, damit er Schmucksachen kaufen könne, so viel ihm beliebe. Bei den Balonda waren allerlei Umständlichkeiten nöthig, wenn man auf guten Empfang rechnen wollte. Sobald Livingstone in die Nähe eines Dorfes kam, setzte er sich unter einen Baum und schickte einen Boten voraus, der ihn anmelden und den Zweck der Reise erklären mußte. Darauf sandte der Vorsteher des Dorfes den ihm zunächst stehenden Mann, der jenen willkommen hieß und ihm den Baum anwies, unter welchem er schlafen sollte. Bevor er mit diesem Brauche bekannt war, begegnete es ihm einige Mal, daß die Leute ihn mit Mistrauen betrachteten. Dem Häuptling Schinte gegenüber war Alles in Ordnung; er ließ zwei große mit Manioc gefüllte Körbe und sechs getrocknete Fische bringen. An seinen Boten bemerkte man die Haut des glänzend schwarzen Polucaaffen, der eine lange, rein weiße Mähne hat; dieser Colobus guereza soll weiter nach Norden hin im Lande des Matiamwo vorkommen, der als oberster Häuptling der Balonda betrachtet wird.

Die Boten sagten, Schinte fühle sich hoch dadurch geehrt, daß zu gleicher Zeit drei weiße Männer in seiner Stadt verweilen würden; denn zwei andere hätten von Westen her ihre Ankunft melden lassen. Livingstone fragte sich: Sollte das Barth oder Krapf sein? Und wie groß mußte die Freude sein, wenn er in einer so fern abgelegenen Gegend mit Europäern zusammentraf! Er vergaß einen Augenblick sein Fieber und äußerte gegen die Boten: „Haben jene Männer dieselbe Hautfarbe wie ich?“ Antwort: „Ja, genau so.“ — „Und auch dasselbe Haar?“ — Die Schwarzen entgegneten: „Ist das Haar? Wir dachten, Du trügest eine Perrücke, denn dergleichen haben wir zuvor nie gesehen. Der

Digitized by Google

weiße Mann ist gewiß einer von denen, welche in der See leben." Die Begleiter des Reisenden griffen das auf und verkündeten sein Lob als das eines Mannes, der zu den Weißen gehöre, die im Meere wohnen, und dessen Haar durch das Seewasser ganz schlicht geworden sei. Trotz aller Betheuerungen, daß die Weißen nicht unter dem Wasser leben, behielten sie doch allerlei wunderliche Vorstellungen, denn durch die Mambari war weit und breit im Innern die Sage verbreitet worden, der ächte weiße Mensch hause im Meere. Da jene beiden anderen angeblich Weißen wolliges Haar hatten, so war klar, daß es sich um portugiesische Mulatten handelte, die mit Sclaven, Wachs und Elfenbein handelten.

Am 16. Januar ging der Zug durch ein liebliches Thal, das nach Osten hin bis zu einer niedrigen Verlängerung des Monakadsi-Höhenzuges reichte und von einem Bache durchflossen war. An diesem lag Kabompo's, oder wie er sich lieber nennen hört, Schinte's Stadt, 12 Grad 37 Min. 35 Sec. südlicher Br., 22 Grad 47 Min. östlicher L. Manenko setzte sich dorthin in Bewegung, als die Sonne hoch genug stand, um einen „glücklichen Einzug" zu erlauben. Der Ort lag mitten unter Bananen und anderen blätterreichen Bäumen; die Straßen sind gerade und bilden einen Gegensatz zu denen der Betschuanadörfer, wo Alles krumm durch einander läuft. Dort sah Livingstone auch zuerst Hütten mit viereckigen Wänden und runden Dächern. Auch die Umzäunungen laufen in gerader Linie; sie sind aus Pfählen verfertigt, die einige Zoll auseinander stehen, die Lücken sind durch starke Grasarten oder blattreiche Büsche ausgefüllt, deren Zweige um die Pfähle geflochten werden. In den Höfen waren kleine Flecke mit Tabak bepflanzt, sodann mit einer kleinen Solanacee, welche bei den Balonda als Leckerbissen gilt, mit Zuckerrohr und Bananen. Manche Pfähle sind wieder ausgeschlagen, und Bäume, welche zur Familie der Ficus indica gehören, geben kühlen Schatten; sie werden wie eine Art Medicin oder Zauber betrachtet. Als Hausthier kommt die Ziege vor. Sobald der Zug erschien, stürmten eine Menge bewaffneter Neger heran, als wollten sie die Reisenden auffressen; einige hatten Schießgewehre, mit denen sie aber nicht umzugehen wußten. Nach etwa einer Stunde zogen Alle wieder ab.

Die beiden obenerwähnten portugiesischen Handelsleute hatten ihr kleines Lager der Stelle gegenüber, welche unserm Reisenden als Ruhestätte angewiesen war. Der eine machte seinen Besuch; er war ein Mann mit krummem Beine; dergleichen sieht man dort im Lande selten, doch war der Fehler kein natürlicher, sondern das Glied war ihm in der Jugend beschädigt worden. Living-

Digitized by Google

stone erwiederte den Besuch am andern Tage. Der andere Mulatte hatte eine krankhafte hellgelbe Haut und sah lichter aus, als der von der Sonne stark gebräunte Schotte, aber das wollige Haar ließ über seine Abstammung keinen Zweifel zu. Diese Handelsleute hatten eine Anzahl junger Sclavinnen in Ketten bei sich; sie mußten vor dem Lager den Boden von Gras und Unkraut säubern. Diese Personen waren vor kurzem in Lobale gekauft worden. Bei den Mulatten befanden sich noch einige andere Mambari, und das ganze Geschäft wurde mit jener militärischen Ordnung betrieben, die bei den portugiesischen Colonisten stets beobachtet wird. Zu gewissen Tageszeiten wurde die Trommel gerührt und die Trompete geblasen. Livingstone's Leute sahen dort zum ersten Mal gefesselte Sclaven und sagten von den Mambari: „Sie müssen Thiere sein, daß sie ihre Kinder so behandeln."

Die Balonda sind ächte Neger und haben auf dem Kopfe und am Leibe weit mehr Wollhaar, als die Kaffern- und Betschuanastämme. Die meisten sind sehr dunkel, einige aber auch heller gefärbt, und aus dieser Gegend sind früher viele Sclaven nach Brasilien geschafft worden. Ein sehr großer Theil der Balonda hat einen nach hinten und nach oben zu verlängerten Schädel, dicke Lippen, breitgeplätschte Nasen und nach hinten hervorstehende Hacken ꝛc.; manche sehen dagegen ganz gut aus und haben wohlgestaltete Köpfe.

Am 17. Januar war großer Empfang bei Schinte. Die Portugiesen und Mambari hatten ihre Flinten geladen, um eine Salve zu geben, und ihr Trommelschläger machte nebst dem Trompeter einen Heidenlärm. Die Kotla, d. h. der Platz, wo die Audienz stattfand, hielt etwa hundert Schritte ins Gevierte, und an beiden Enden stand eine prächtige Art Banianenbaum; unter dem einen setzte sich Schinte auf eine Art von Thron, der mit einer Leopardenhaut bedeckt war. Er trug ein buntes Wamms und einen Schurz von scharlachrother Wolle mit grüner Einfassung, am Halse viele Stränge großer Glasperlen, und an Armen und Beinen dicke eiserne und kupferne Reifen; auf dem Kopfe saß ein Helm, der aus Glasperlen sehr hübsch zusammengeflochten und mit Gänsefedern verziert war. Neben ihm saßen drei Knaben mit Pfeilbündeln.

Manenko's Gefolge trat heran und begrüßte den Häuptling mit Händeklatschen; Sambanza bezeigte seine Unterwürfigkeit, indem er sich Arme und Brust mit Asche rieb. Livingstone nahm unter dem zweiten Baume Platz, der von jenem des Häuptlings etwa vierzig Schritte entfernt war. Dann rückten die verschiedenen Abtheilungen des Stammes heran, und jeder Vorsteher grüßte

Digitized by Google

unterthänig mit Asche; nach ihnen erschienen die Krieger, alle bewaffnet, und stürmten mit gezogenen Schwertern auf die Fremden ein, machten dann Kehrt, begrüßten Schinte und zogen sich wieder zurück. Nachdem Alles gehörig an Ort und Stelle war, begannen dann alle die Luftsprünge und Capriolen, welche bei Pichos nicht fehlen dürfen. Es steht zum Beispiel ein Mann auf und ahmt alle Bewegungen nach, welche bei einem wirklichen Kampf und Gefecht vorkommen; er wirft einen Speer, fängt einen andern mit dem Schild auf, springt zur Seite, um einem Speer auszuweichen, läuft vorwärts und weicht zurück, springt wieder auf und was dergleichen mehr ist. Darauf schritten Sambanza und der Sprecher der Nyamoana vor Schinte nach vorwärts und rückwärts, und erzählten mit lauter Stimme Alles, was sie von Livingstone selbst und über denselben erfahren hatten; er habe die Gefangenen zurückgebracht, wolle das Land für den Handelsverkehr eröffnen, die Bibel sei ein Wort vom Himmel, der weiße Mann wünsche, daß die Stämme friedlich mit einander leben, hätte das aber zuerst den Makololo sagen sollen, denn von den Balonda sei kein Angriff ausgegangen, jene hätten zuerst den Frieden gebrochen; vielleicht macht der weiße Mann allerlei Finten, vielleicht auch nicht, wahrscheinlich thut er es, aber die Balonda haben ein gutes Herz, Schinte hat nie Jemandem etwas Böses gethan; deshalb ist es am besten, den weißen Mann gut aufzunehmen und seines Weges ziehen zu lassen. — Sambanza hatte sich sehr aufgeputzt, war mit Perlenschnüren behängt, und sein Gewand so lang, daß ein Knabe ihm den Schlepp tragen mußte.

Hinter Schinte saßen etwa hundert Weiber, die ihren besten Schmuck, nämlich rothwollenes Zeug, angelegt hatten. Die Hauptfrau war eine Matebele oder Zulukafferin, trug eine eigenthümliche rothe Kappe auf dem Haupte und saß vorne an. Während der Pausen zwischen den Reden stimmten diese Damen Lieder mit Trauermelodie an, es war aber nicht zu verstehen, ob zu Schinte's oder des Sprechers Preis. Livingstone sah hier zum ersten Male, daß Frauen bei einer öffentlichen Versammlung zugegen waren. Im Süden dürfen sie nicht einmal die Kotla betreten und selbst bei religiösen Versammlungen nicht eher erscheinen, als bis der Häuptling dazu den Befehl gegeben. Hier dagegen klatschten sie in die Hände und lachten, auch wandte sich Schinte oftmals um und sprach mit ihnen.

Auch Spielleute fehlten nicht; drei Trommel- oder Paukenschläger und vier, welche die Marimba oder das afrikanische Piano schlugen, gingen mehrmals um die Kotla herum. Die Pauken werden aus einem Baumstamme recht hübsch geschnitzt und haben an der Seite ein Loch, das, wie Livingstone sagt, mit Spinnen-

Digitized by Google

gewebe verdeckt wird (covered with a bit of spider-web), die Enden sind mit einer Antilopenhaut überspannt, welche sich zusammenzieht, wenn man sie über das Feuer hält. Dieses Instrument wird mit der Hand geschlagen. Die Marimba oder das Piano besteht aus zwei hölzernen Stangen, die neben einander liegen, in der Mitte gerade aber nach der Seite hin rund gebogen, so daß sie gleichsam ein halbes Wagenrad bilden; querüber sind fünfzehn hölzerne Stäbe von zwei bis drei Zoll Breite und fünfzehn Zoll Länge gelegt; die Dicke derselben richtet sich danach, ob der Ton heller oder tiefer sein soll. Unter jedem Stäbchen ist ein am obern Ende abgestutzter hohler Kürbis angebracht, welcher den Resonanzboden bildet, der je nach den Tönen größer oder kleiner ist. Man schlägt mit Trommelstöcken auf die Stäbchen und macht auf solche Weise eine Musik, die gar nicht unangenehm ist. In Angola lassen auch die Portugiesen bei ihren Tänzen die Marimba spielen.

Nachdem nicht weniger als neun Sprecher ihre Reden gehalten, erhob sich Schinte und nach ihm alles Volk. Er hatte die ganze Zeit über eine ächt afrikanische Würde behauptet, doch war von Livingstone's Leuten bemerkt worden, daß sein Blick stets auf dem weißen Manne haftete. Außer etwa dreihundert Kriegern waren bei jener Feierlichkeit wohl an tausend Menschen beisammen.

An den folgenden Tagen ließ Schinte mehrmals den weißen Mann zu sehr unwillkommener Zeit, nämlich tief in der Nacht, zu sich rufen; dieser ging aber erst am andern Morgen um zehn Uhr zu dem Häuptling, dessen Hofräume mit Schatten spendenden Bäumen bepflanzt waren. Schinte, ein Mann von etwa fünfundfünfzig Jahren, mittelhohem Wuchs und guter Laune, sagte: er habe gestern erwartet, daß ein Mann, der von den Göttern komme, sich genähert und mit ihm gesprochen habe. Der Reisende fragte ihn, ob er je zuvor einen weißen Mann gesehen habe; worauf er antwortete: „Niemals, Du bist der erste mit weißer Haut und schlichtem Haar, auch habe ich noch keinen gesehen, der so wie Du gekleidet gewesen wäre." Nur portugiesische Mulatten und Mambari waren zu ihm gekommen. Einige Leute bemerkten: Schinte's Mund sei bitter, weil er kein Ochsenfleisch zu kosten bekomme. Livingstone schenkte ihm einen Ochsen, und er war darüber hoch erfreut, Manenko aber desto weniger. Sie rief, der weiße Mann gehöre zu ihr, sie habe ihn mit hergebracht, und deshalb gebühre ihr der Ochse. Sie befahl denselben herbeizuschaffen, ließ ihn schlachten und schickte ihrem Oheim nur ein Stück vom Hinterviertel. Schinte machte dagegen gar keine Einwendungen. Das Land eignet sich ganz trefflich zur Viehzucht, und Livingstone

Digitized by Google

dem Häuptlinge, von den Makololo Vieh einzuhandeln und dasselbe bei sich zu züchten. Diesen guten Rath hat er sich denn auch zu nutze gemacht. Mais und Manioc gedeihen in dem schwarzen fruchtbaren Boden jener Thäler ganz ausgezeichnet ohne Dünger.

Der Reisende litt ununterbrochen viel vom Fieber und Herzklopfen; Schinte sagte, jenes werde das einzige Hinderniß auf seinem Wege nach der Küste sein, denn im Uebrigen brauche er nicht besorgt zu sein, da man es an guten Führern nicht fehlen lassen wolle. Als Gegenmittel sei Meth wirksam, welcher das Fieber heraustreibe. Dieser war sehr stark, und Schinte trank ihn gern. Die Butter und das Ochsenfett, welche Sekeletu ihm als Geschenk gesandt, waren ihm sehr willkommen, und er sprach den Wunsch aus, den Makololo Kolimbota bei sich zu behalten, damit er durch diesen Gegengeschenke zurücksenden könne.

Ein geringerer Mann bei den Balonda muß, wenn er einem höhern auf der Straße begegnet, auf die Kniee fallen und sich Arme und Brust mit Staub reiben, dann muß er seine Begrüßung mit Händeklatschen so lange fortsetzen, bis jener vorüber ist. Sambanza blieb so lange auf den Knieen liegen, bis Schinte's Sohn vorbeigegangen war. Auch Folgendes ist ächt afrikanisch. Die Frau, welche für den Häuptling Schinte Wasser holt, läutet mit einer Glocke, zum Zeichen, daß Jedermann sich entfernen und keiner ihr in den Weg treten solle. Denn es wäre ein arges Verbrechen, ihr nahe zu kommen, weil durch eine solche Gegenwart das Getränk einem bösen Einfluß unterläge. Ein etwaiges Versehen, das einem armen Menschen zur Last gelegt wird, giebt den Vorwand her, ihn oder seine Kinder an die Mambari zu verkaufen. Ein junger Mann war aus Lobale geflohen und in Schinte's Land gekommen, wo er es versäumte, sich diesem Häuptling vorzustellen. Darin wurde eine Beleidigung gesucht, die hinreichte, ihn festzunehmen und an die Sclavenhändler zu verkaufen. Im Süden würde kein Häuptling einen geflüchteten Mann so behandeln. Zwei Kinder von sieben und acht Jahren sammelten Brennholz und wurden dabei geraubt; die Eltern konnten keine Spur von ihnen finden. Wilde Thiere gab es nicht in der Nähe der Stadt, wahrscheinlich hatten Hofleute Schinte's den Raub begangen und die Kinder bei Nacht verkauft. Die Mambari erbauen große viereckige Hütten, in welchen die erhandelten Sclaven untergebracht werden; sie geben denselben reichlich zu essen, lassen sie aber nur nach Einbruch der Dunkelheit an die Luft. Menschenraub kommt häufig vor, und deshalb erklärt sich auch, weshalb die entfernt liegenden Weiler mit Pfahlwerk umgeben sind. Den Eltern bleibt nichts als das Nachsehen, weil Schinte selbst

Digitized by Google

sich betheiligt. Er bot dem weißen Reisenden eine zehnjährige Sclavin an und bemerkte, daß er allen Fremden, welche ihn besuchen, ein Mädchen schenke. Livingstone suchte ihn eines Bessern zu belehren und drang in ihn, lieber mit Vieh, Elfenbein und Wachs zu handeln. Er hob dagegen hervor, die Sclavin solle ein Kind sein und ihrem Herrn Wasser bringen; ein großer Herr müsse doch ein Mädchen zum Wasserholen haben.

Eines Tages wurde ihm die Laterna magica gezeigt. Es war gewiß eine unglückliche Wahl, daß eines der in derselben enthaltenen Bilder den Juden Abraham darstellt, wie er seinen Sohn Isaac schlachten will, in der Meinung, dadurch seinem Stammgotte gefällig zu sein. Diese Barbarei konnte die Neger an Menschenopfer erinnern, und sie nicht gerade für die Bibel einnehmen. Ein solcher Gedanke scheint aber dem Missionär gar nicht gekommen zu sein, und er erzählt ausführlich, wie die Schwarzen sich vor den lebensgroß erscheinenden Figuren gefürchtet haben, als der Jude sein langes Messer zückte, um seinen Jungen abzuschlachten; daß die Balondamänner gesagt hätten, jener Mann mit dem Messer gleiche mehr einem Gotte, als die Dinge von Holz und Thon, welche sie verehrten. Er habe ihnen dann erklärt, daß jener Mann mit dem Messer der erste eines Stammes gewesen, welchem Gott die Bibel gegeben habe, und daß unter seinen Kindern unser Heiland erschienen sei. Die armen Negerweiber hörten mit Schreck und Staunen zu; als der Missionär dann den Schieber wegzog und sie in die Laterna magica schauen ließ, riefen sie: Mutter, Mutter! Denn der Jude im Bilde schien das Messer nicht gegen seinen Knaben, sondern gegen sie, die armen schwarzen Weiber, zu zücken. Sie rannten fort, stürzten über und durch einander und waren nicht zu bewegen, näher zu kommen. Schinte dagegen habe tapfer ausgehalten und nachher die Laterne mit Interesse besehen, wobei dann erläuternd hinzugefügt wurde, daß bei der ganzen Sache nichts Uebernatürliches im Spiele sei. Wir unsrerseits können nicht umhin, eine solche Art und Weise, die Neger mit biblischen Sagen oder Geschichten bekannt zu machen, ganz roh und barbarisch zu finden. Freilich bedienen sich die Missionäre oft wunderlicher Mittel, ihren Ansichten Eingang zu verschaffen.

Alle Häuptlinge wollen die Fremden gern recht lange bei sich behalten, und Livingstone mußte wohl oder übel bleiben, weil es Tag für Tag stark regnete. Die Luft war ungemein feucht, die chirurgischen Werkzeuge wurden rostig, die Kleider schimmelig, und das kleine Zelt war kaum noch brauchbar. Nordwinde bringen in jener Gegend schweren Wolkengang und Regen, im Süden fällt der letztere nur bei Nordost- und Ostwinden. Der Thermometer

Digitized by Google

fiel, wenn die Sonne nicht schien, auf 72 Grad F., während desselben stieg er im Schatten auf 82, selbst Morgens und Abends.

Am 24. glaubte der Reisende weitergehen zu können, aber die Führer kamen nicht, und Sambanza war betrunken. Früher hatte man keinen Berauschten gesehen. Die Boyaloa, das Bier jener Gegenden, erregt nicht in heiterer Weise, sondern wirkt betäubend; die Biertrinker schlafen deshalb viel und lange. Sambanza hatte sich in Meth berauscht, der stärker ist als die Boyaloa. Schinte gab dem weißen Mann als Zeichen der Freundschaft einen Strang mit Glaskorallen und das Ende einer kegelförmigen Muschel, welche in jener weit vom Meer entfernten Gegend als eine sehr werthvolle Sache betrachtet wird. Er besah mit Theilnahme Spiegel, Haarbürste, Queckſilber, Kamm und andere europäische Gegenstände. Von jenen Muscheln gelten zwei so viel als ein Sclave, und für fünf derselben kann man den schönsten Elephantenzahn kaufen. Bei der letzten Zusammenkunft stellte Schinte den Führer vor, einen fünfzigjährigen Mann, Namens Intemese, und nun stand der Abreise nichts mehr im Wege.

Dreizehntes Kapitel.

Die Balonda und ihr Land. — Ihre Dörfer. — Der Oberhäuptling Matiamwo. — Ueberschwemmte Ebenen. — Der Lokalneje und der Lotembwa. — Der Dilolosee. — Der Kasaifluß. — Der Stamm des Chiboque. — Die große Wasserscheide.

Am 26. Februar brach Livingstone von Schinte's Stadt auf. Zur Rechten lag ihm ein grüner Zug von Hügeln, die Saloische genannt werden, und in welchen die Unterthanen des Häuptlings Eisen fördern. Die Gegend glich völlig der schon weiter oben geschilderten, und der Boden war fruchtbar. In jedem Thale liegen Dörfer, die aus zwanzig bis dreißig Hütten bestehen, bei denen Manioc gebaut wird. Dazu ist sehr wenig Arbeit erforderlich; der Bauer lockert mit der Hacke den Boden auf, macht lange, drei Fuß breite und einen Fuß hohe Beete und pflanzt die Maniocstengel etwa vier Fuß von einander; dazwischen steckt er noch Bohnen oder Erdnüsse, jätet das Unkraut aus, sobald diese reif geworden sind, und kann den Manioc nach zehn bis achtzehn Monaten einernten. Er wird sechs Fuß hoch, die Blätter werden als Gemüse genossen, aber das Mehl der drei bis vier Zoll im

Digitized by Google

Durchmesser und bis achtzehn Zoll in der Länge haltenden Wurzeln ist wenig schmackhaft und gleicht unserer gewöhnlichen Stärke, welcher die Wäscherinnen sich bedienen. Durch Zusatz von Honig wird er etwas besser, füllt aber den Magen nicht und hält auch nicht lange vor. Sowohl die süße wie die giftige Manioc wird in jener Gegend gebaut; die letztere wird in der allgemein bekannten Weise genießbar gemacht. Man läßt die Wurzeln vier Tage lang in Wasser liegen, schält die Haut ab, läßt sie an der Sonne trocknen, zerstampft sie zu einem Brei, der wieder begossen und nachher ausgedrückt wird. In dem trockenen mehligen Rückstande befindet sich dann kein Gift mehr.

Die Bauern brachten willig Lebensmittel herbei. Auffallend war, wie viel mehr die Balondaführer auf Etikette hielten, als die Leute im Süden. Sie gaben Livingstone und dessen Begleitern allerlei Früchte, wollten aber nichts davon genießen, nachdem sie gekocht waren, und aßen auch ihre eigenen Speisen nicht in Gegenwart der Fremden, sondern zogen sich in einen Busch zurück. Nach der Mahlzeit standen alle auf, klatschten in die Hände und priesen den Führer Intemese dafür, daß er ihnen Speise gegeben. Dagegen haben die Makololo eine sehr ungezwungene Art des Umgangs; sie hielten oft den Balonda eine Handvoll Speise hin, die aber allemal zurückgewiesen wurde. Diese sind auch im Verkehr mit einander sehr peinlich und umständlich. Jede Hütte hat ihr eigenes Feuer, und man wird nie von einem Nachbar dergleichen holen, falls es einmal erlischt. Bei alle dem liegt wohl abergläubige Furcht zu Grunde. In jenem Waldlande werden die Gemüther vielfach von Furcht und Zweifeln bestürmt. Bei jedem Dorfe sieht man, wie schon erwähnt, ein Götzenbild in der Gestalt eines Menschenhauptes oder Löwenkopfes, oder einen mit Zauber bestrichenen krummen Stecken; manchmal steht auch weiter nichts da als ein Medicintopf in einer kleinen Hütte auf einer Erhöhung. Aber da, wo der Wald am dichtesten und recht finster ist, findet man das Bild eines menschlichen Antlitzes in die Baumrinde geschnitzt; die Umrisse desselben mit dem Barte gleichen jenen, die man auf ägyptischen Denkmälern findet. Den Pfaden entlang gewahrt man in den Bäumen manche Einschnitte, und an den Zweigen hängen Opfergaben von Maniocwurzeln und Maisähren. Hin und wieder liegen in Zwischenräumen von ein paar Meilen Haufen von Stecken, zu welchen jeder Vorübergehende seinen Beitrag liefert. Manchmal findet man auch einen Stecken mitten auf dem Pfade, und der Balonda weicht dann demselben aus und hütet sich wohl, hinüberzuschreiten.

Die Männer tragen einen Gürtel oder Schurz von weichge-

Digitized by Google

machten Fellen kleiner Raubthiere, z. B. des Schakals oder der wilden Katze; die Frauen gehen ohne alle Kleidung, ohne zu ahnen, daß solch eine völlige Nacktheit unziemlich sein könne. Jenseit des Lonaje lagen hübsche Negerdörfer, wie gewöhnlich zwischen Bananen, allerlei Buschwerk und Maniocpflanzungen. Eines derselben war kürzlich aus dem Lande Matiamwo's dorthin verpflanzt worden, doch erkannten die Bauern diesen Häuptling auch hier als den übrigen an. Der Umstand, daß sehr häufig Leute aus einer Gegend nach einer andern übersiedeln, deutet übrigens auf eine nur beschränkte Gewalt der Häuptlinge hin. Bei den Männern jenes Dorfes ist es Sitte, den Bart in dreisträngige Zöpfe zu flechten.

Livingstone erkundigte sich nach der Stadt des Balondahäuptlings Casembe; man sagte ihm, sie liege nach Nordosten hin, und östlich von Schinte's Stadt. Viele Leute gingen dahin, um kupferne Reifen einzuhandeln; die Entfernung betrage fünf Tagereisen. Von einem Besuche Pereira's oder Lacerda's in jener Stadt hatten die Leute keine genaue Kunde; ein alter grauköpfiger Mann hatte zwar oft von weißen Männern gehört, aber noch keinen gesehen; es sei einer nach Casembe gekommen, als er, der Berichterstatter, noch sehr jung gewesen. Die Bewohner von Casembe oder Casimbi sind Balonda, und das Land dieses Häuptlings wird von den Portugiesen Londa, Lunda oder Lui genannt.

Der Reisende kam Ende Januars wieder an den Liba, der hier nicht so breit war als weiter abwärts; der Punkt, an welchem er den Fluß überschritt, liegt in 22 Grad 57 Min. östl. Länge und 12 Grad 6 Min. 6 Sec. südl. Br. Wegen des beinahe stets bewölkten Himmels konnten in jener Gegend nur selten Beobachtungen angestellt werden; von sechs Tagen regnete es stets an fünfen und oft beinahe ohne Unterbrechung. Am 1. Februar kamen die Piriberge in Sicht; der Name bedeutet „zwei", und das Land, in welchem sie liegen, heißt Mokwankwa. In der Gegend, welche Livingstone nun betreten hatte, war eifrige Frage nach englischem Baumwollenzeug, das mehr gesucht war als Glaskorallen und Schmucksachen. Thiere, deren Felle man als Kleidungsstücke verwenden könnte, sind selten, während die Betschuanastämme an der Kalahariwüste Ueberfluß daran haben. Jenseit des Liba war die mindestens zwanzig Meilen breite Ebene mit Wasser bedeckt, das an den niedrigsten Stellen bis zum Fußknöchel ging; auch die auf der Westseite liegenden Lobale- (oder Luvale-?) Ebenen waren überfluthet und um diese Jahreszeit gar nicht zu passiren. Das Land ist völlig flach, und das Regenwasser findet keinen Abzug; vom Liba, der noch in seinen Ufern strömte, konnte

Digitized by Google

die Ueberschwemmung nicht herrühren. Da und dort ragten einige etwas höhere Stellen gleich Inseln hervor; der Baumwuchs auf ihnen war ärmlich. Die Ebenen selbst waren dicht mit langem Grase bewachsen, das über dem Wasser lag, und das Ganze gewährte aus der Ferne den Anblick einer blaßgelben Prairie. Ein Abfluß für diese ungeheure Wassermenge ist, wie eben bemerkt, nicht vorhanden; es verdunstet zum Theil, und zum Theil sickert es durch bis zu den verschiedenen Nebenflüssen des Liba und bis zu diesem selbst. Kleine Wasserrillen oder Nullahs haben sich in dem ganz wagerechten Gelände und bei dem dichten Graswuchse nicht bilden können. Baum- und Waldwuchs ist nicht möglich, wo das Wasser so lange stehen bleibt. Die Lobale-Ebenen tragen denselben Charakter. Wenn das Wasser verschwunden ist, haben alle diese Gegenden Mangel, und die trockene Jahreszeit bildet zu der nassen den schärfsten Gegensatz; es giebt weder Brunnen noch Schluchten, und wer dort reiset, leidet Noth, falls er nicht Brunnen gräbt. Diese Ebenen sind unter den obwaltenden Verhältnissen unbewohnbar, auch ist die Volksmenge in Londa noch so unbeträchtlich, daß sie derselben nicht bedarf; die Abhänge bieten ihr fruchtbares Erdreich in Menge dar, und Vieh, welches die Millionen Morgen Gras und Heu abweiden könnte, haben sie nicht. In Bezug auf physikalische Geographie haben diese Ebenen eine große Wichtigkeit. Im Flachlande von Lobale, westlich vom Liba, entstehen die vielen Flüsse, welche nach ihrer Vereinigung den tiefen, allzeit wasserreichen Chobe bilden. In ähnlichen Ebenen haben der Luti und der Kasai ihren Ursprung, wie denn alle Gewässer einer sehr ausgedehnten Landstrecke hier nicht aus Quellen entspringen, sondern aus Marschwiesen kommen.

Der Führer Intemese zeigte dem Reisenden das Dorf, in welchem seine Mutter geboren worden war, Mokala a Mama, d. h. die Heimath der Mutter. In allen Fällen, wo bei den Makalaka Mann und Frau sich trennen, gleichviel aus welcher Ursache, bleiben die Kinder stets bei der Mutter, für welche sie eine große Anhänglichkeit haben, während dagegen die Makololo, überhaupt die Betschuana, sich um dieselbe wenig kümmern und sich zum Vater halten, besonders wenn eine Erbschaft an Hornvieh in Aussicht steht.

Die Eingeborenen halfen den Reisenden, welchen bei dem heftigen Regen das Aufschlagen von Lagerhütten große Beschwerden verursacht haben würde, willig mit den Dächern ihrer Häuser aus, welche hinreichenden Schutz gewährten, wenigstens nach oben hin. Es war aber erforderlich, um den Lagerplatz einen Graben zu machen und die Schlafstätte etwas hoch zu legen. Am 6. Fe-

Digitized by Google

bruar wurde der Lokalueje und gleich nachher auch der Hauptstrom vermittelst eines Kahnes überschritten. Der letztere wird als Uuana Kalueje, d. h. Kind des Kalueje bezeichnet, wie das in jener Gegend bei allen Nebenflüssen geschieht. Da Flußpferde in ihm leben, so wird er wohl das ganze Jahr hindurch Wasser haben; er strömt in der Richtung von Nordost nach Südwest dem Liba zu, durch ein sehr fruchtbares Gelände, in welchem sich hin und wieder prächtige Baumgruppen erheben. Die Bauern können das ganze Jahr hindurch ernten; sie haben Mais, Lotsa (Pennisetum typhoïdeum), Lokesch oder Hirse, und hatten auch prächtige Weide für das Rindvieh. Ueberhaupt ist ganz Londa ungemein fruchtbar. In den Gewässern kommt der Mosalafisch, Glanis siluris, häufig vor; sobald das Hochwasser abfällt, zieht er sich nach den Flüssen zurück, und die Balonda versperren dann die Abflüsse mit Dämmen und Hecken, in welchen sie nur eine kleine Oeffnung lassen, durch welche der Fisch hindurchzieht und sich dann in Netzen oder Reusen fängt. Nachher wird er getrocknet und geräuchert und bildet einen willkommenen Zuschuß zu der übrigens unschmackhaften Maniocnahrung. In stillem Wasser legt man Fischfallen an, die unseren Mäusefallen gleichen; auch bedient man sich einer Angel, deren einwärts gekehrte Spitze aber keinen Widerhaken hat; Netze sind nicht so häufig im Gebrauch, wie im Zouga und Liambye, und man bedarf ihrer auch weniger, weil man es versteht, vermittelst eines betäubenden Krautes, das bei allen Dörfern angepflanzt wird, Fische zu fangen.

Am 7. Februar wurde das Dorf des Häuptlings Soana Molopo erreicht, und an einem andern Tage bei einem Manne, Namens Mosinkwa, übernachtet, der sein Gartenfeld in gutem Stand hatte; seine Frau besaß und besorgte eine kleine Baumwollenpflanzung, baute einige Pflanzen, welche als Gewürz für den unschmackhaften Maniocbrei dienten, und außerdem neben der gewöhnlichen Castorölpflanze noch den Strauch Jatropha curcas, der gleichfalls ein abführendes Oel giebt; die Leute bedienen sich desselben aber nur zum Einsalben des Haares und des Leibes. Auch Yams und süße Kartoffeln standen in jenem Garten. Die Kinder dieser Familie erklärt der Reisende für die hübschesten Neger, welche er je gesehen habe. Einige Zeit, nachdem er diesen angenehmen Aufenthalt verlassen, starb die Mutter, und als er später aus Loanda zurückkehrte, hatte Mosinkwa Haus, Garten und Feld verlassen, und Alles war in Verfall. Diese Neger wohnen nicht an einer Stelle, wo ihre Lieblingsfrau gestorben ist, und betreten sie nur dann wieder, wenn sie dort beten oder Opfer

Digitized by Google

darbringen wollen. Solch ein Brauch macht permanente Dörfer unmöglich.

Am 10. Februar wurde der Mona Kalueje oder Bruder des Kalueje überschritten; er ist ein Zufluß des letztgenannten, welcher seinerseits gleich dem Livoa in den Liba mündet. Die Eingeborenen sagten ferner, daß der Chifumadse, nachdem er den Lotembwa aufgenommen, gleichfalls in den Liba falle, und zwar etwas unterhalb des Punktes, wo der Reisende diesen Hauptstrom überschritt. Alle diese Gestließe hatten Hochwasser, das aber vollkommen klar aussah. Der Häuptling Katima hatte einen Boten, Namens Schakatwala, geschickt; dieser war eine Art von Haushofmeister oder Factotum, dergleichen jeder Häuptling besitzt. Gewöhnlich sind es schlaue und gewandte Menschen, die zu vielerlei gebraucht werden und im Hause eine wichtige Rolle spielen. Er brachte die Reisenden zu Katima's Schwiegervater, der Quindendi hieß und sich äußerst höflich benahm. Sein Kopf war sehr reichlich mit Wolle bedeckt, die er in der Mitte abgetheilt und zu zwei dicken Wülsten oder Rollen zusammengeflochten hatte; sie fielen hinter dem Ohr bis auf die Schultern herab; das übrige war zu einem auf den Nacken herabhängenden Knoten zusammengebunden. Dieser in seiner Art ganz intelligente Mann war eben von einem Begräbniß zurückgekehrt, bei welchem außerordentlich viel Trommel- und Paukenlärm stattgefunden hatte, weil man damit die Barimo, d. h. die Geister, in Schlaf bringt. Deshalb ist in jedem Dorfe eine Trommelpauke, die manchmal vom Abend bis zum Morgen nicht ruht. Die Abgeschiedenen gelten, wie es scheint, für rachlustige Wesen, wie denn überhaupt der Neger mehr durch Furcht als durch Liebe bewegt wird.

Bei Quindendi traf Livingstone mit einigen Männern zusammen, die so eben aus der Stadt des Matiamwo (Muata yanvo) gekommen und hergeschickt waren, um den Tod des gleichnamigen Häuptlings zu melden. Matiamwo ist der erbliche Titel, Muata bedeutet Herr oder Oberhaupt. Aus den Mittheilungen jener Boten ging hervor, daß der Verstorbene oftmals verrückt gewesen sein muß. Manchmal wandelte ihn die Laune an, wie toll in der Stadt umherzulaufen und jedem, der ihm in den Weg trat, den Kopf abzuhauen. Er hatte auf diese Weise einen ganzen Haufen von Menschenköpfen zusammengebracht. Als Grund für ein solches Verfahren gab er an, er habe zu viele Menschen in seinem Lande und wolle deren Zahl kleiner machen. Er war unbedingt Herr über Leben und Tod. Eigentliche Menschenopfer kommen, den Aussagen der Boten zufolge, nicht oft vor, sondern nur gelegentlich, wenn der Häuptling gerade gewisse Zauber nöthig hat; dann läßt

Digitized by Google

er einen Menschen schlachten, um irgend einen Theil desselben zu verwenden. Sie sprachen die Erwartung aus, daß der Nachfolger nicht verfahren werde wie sein Vorgänger, sondern nur Hexenmeister und Diebe am Leben strafen. Nur allein der Matiamwo hat eine Rindviehheerde, und die Boten waren sehr erstaunt, als sie erfuhren, daß im Süden jeder Mann Vieh besitze. Der eine fragte, ob er wohl eine Kuh für einen Nachen erhalte, wenn er mit demselben bis zu den Makololo hinabfahre? Diese Frage, auf welche eine bejahende Antwort erfolgte, beweist, daß die Leute von der Möglichkeit eines Wasserverkehrs zwischen dem Lande Matiamwo's und jenem der Makololo Kunde haben. Sobald die Stämme einmal in Verbindung mit einander getreten sind, ist es immer von Einfluß, was die anderen Stämme von ihnen denken und sagen. Die Makololo haben wegen ihrer vielen Raubzüge einen so übeln Ruf, daß man sie in Londa gar nicht anders denn als nichtswürdige Menschen kennt. Die Unterthanen Matiamwo's lassen sich von diesem Häuptling Alles gefallen und können gegen seine Grausamkeit nichts thun; sie fürchten sich, nach irgend einem andern Lande zu fliehen. Die Boten erzählten ganz offen noch manches Andere über ihre Heimath. Nach dem Tode eines Häuptlings werden Sclaven abgeschlachtet, um in der andren Welt ihm Gesellschaft und Dienste zu leisten. Bei den Barotse galt derselbe Brauch, und dieses, nebst manchen anderen Umständen barbarischer Art, liefert den Beweis, daß diese Völker ächte Neger sind, obwohl weder die Barotse noch die Balonda allemal genau den vollendeten Negertypus aufweisen. Je weiter nach Norden hin, um so mehr steigert sich der blutige und barbarische Aberglauben. Der verstorbene Matiamwo fand an allem Möglichen Gefallen. Livingstone hatte eine silberne Uhrkette, dergleichen die Eingeborenen noch nicht gesehen hatten, sie wissen auch nicht, daß Metalle geflochten werden können. Die Boten erklärten, für dieses Kleinod würde der Matiamwo dem Fremden die Einwohnerschaft eines ganzen Dorfes gegeben haben. Jedem Sclavenhändler, welcher zu ihm kam, nahm er gleich alle Handelsgüter ab, sandte dann nach etwa zehn oder vierzehn Tagen Leute aus, die über ein Dorf herfallen mußten, die Vorsteher todtschlugen und die übrigen Bewohner herbeischleppten; mit ihnen bezahlte er dann die Waaren. Das ist sehr häufig geschehen. Auf die Frage: ob Matiamwo denn nicht gewußt habe, daß er ein Mensch sei, der einmal in Gemeinschaft mit den von ihm Getödteten Rechenschaft vor einem Herrn ablegen müsse, dem kein Ansehen der Person bekannt sei, entgegnete der eine Bote: „Wir gehen nicht zu Gott hinauf, wie ihr, son-

Digitized by Google

dern wir werden in den Grund gestoßen." Diese Neger glauben, daß die Seelen sich stets in der Nähe des Grabes aufhalten.

Livingstone überschritt den Lotembwa, welcher nach Süden fließt; acht Meilen von demselben liegt (11 Gr. 35 Min. 49 Sec. südl. Br., 22 Gr. 27 Min. östl. Länge) Katima's Stadt, die aus mehreren zerstreut umherliegenden Dörfern besteht. Der Führer Intemese beobachtete die üblichen Gebräuche, welche den Empfang anbahnen, und am andern Tage fand die Vorstellung statt, bei welcher Manches an jene bei Schinte erinnerte. Katima saß auf einem Throne; etwa dreihundert Krieger waren im Kreise aufgestellt. Hinter ihm hatten seine dreißig Frauen Platz genommen; das Volk stand in einem Halbkreise etwa fünfzig Schritte vom Häuptling entfernt; jede Abtheilung hatte ihren Obmann. Katima versah den Reisenden reichlich mit Speise und sagte ihm: „Geh heim, koche und iß; dann wirst du in dem geeigneten Zustande sein, mit mir zu sprechen; morgen will ich Dir Gehör geben." Er hörte dann, was eine Anzahl hübscher junger Männer zu erzählen hatten, die vor ihrem Gebieter Kangenki, Häuptling von Lobale, geflohen waren, nachdem derselbe viele ihrer Angehörigen an die Portugiesen verkauft hatte. Katima, ein schlanker Mann von etwa vierzig Jahren, trug einen mit Federn geschmückten Helm, einen braunen Rock, der bis zum Handgelenk mit einem Streifen Zindel besetzt war, und hielt als Zeichen seiner Würde ein aus den Schwanzbüschelhaaren von Gnu's verfertigtes Scepter, welchem Zauberkraft beiwohnt. Mit diesem Scepter oder Wedel fächerte er sich; im Uebrigen war er ein heiterer, lustiger Gesell.

Am andern Morgen wurde die Audienz ertheilt, und der Negerkönig Katima sprach zu dem Schotten Livingstone: „Ich bin der große Moëne (Herr) Katima, der Genosse des Matiamwo. Niemand im Lande ist gleich mir oder ihm. Ich habe stets hier gewohnt und meine Vorfahren auch; in diesem Hause hat mein Vater gelebt. Du hast keine Menschenschädel bei Deinem Lagerplatze gefunden. Ich habe nie einen Handelsmann getödtet; sie kommen alle zu mir. Ich bin der große Moëne Katima, von welchem Du gehört hast." Dann bog er sich etwas zurück, als wenn er einen Rausch hätte und eingeschlafen wäre; wahrscheinlich träumte er von seiner Größe. Sehr freundlich bewilligte er drei Führer und bemerkte, der nordwestliche Pfad sei allerdings der nächste zur Küste, und ihn schlügen alle Handelsleute ein, er stehe aber jetzt unter Wasser, und es sei deshalb gerathen, den nördlichen Pfad zu wählen. Damit war Livingstone um so mehr einverstanden, weil derselbe noch nicht von Sclavenhändlern be-

Digitized by Google

treten worden war. Nachdem die Geschenke übergeben worden waren, nämlich ein Scheermesser, ein kleines Tuch, drei Stränge Glasperlen, einige Knöpfe und ein Pulverhorn, fragte der Reisende, was er dem Moëne Katima auf dem Rückwege aus Loanda mitbringen solle? Der große Herrscher erwiederte: Alles was von Weißen komme, werde er mit Dank annehmen; er wolle nur sagen, daß sein Rock etwas abgenutzt und ein neuer ihm sehr willkommen sei. Als der Missionär von der Bibel sprechen wollte, fiel ein alter Rath ihm ins Wort und erzählte alles, was er von den Mambari aufgeschnappt hatte, und das Gespräch kam dann auf das Rindvieh, und der Reisende hob hervor, wie vortheilhaft es sein werde, die Kühe zu melken. Katima besaß etwa dreißig Häupter, die von einigen stammten, welche er in seiner Jugend aus dem Lande der Balobale mitgebracht hatte; sie waren alle weiß und so wild, daß er das zum Schlachten bestimmte mit Pfeilen erlegen mußte. Livingstone entschloß sich, hier einen seiner Ochsen zu opfern, um seinen Leuten einmal wieder Fleischnahrung zukommen zu lassen; er bot auch den Balonda Fleisch an, sie wollten es aber nicht annehmen, wenn es schon gekocht oder geröstet war. Ein Ausdruck der Ueberraschung lautet bei ihnen, die sonst vom Islam nichts wissen, Allah, und eine Begrüßungsformel: Ave-rie, wohl Ave Maria, das sich durch die Portugiesen dorthin verloren haben mag. Dergleichen Formeln verbreiten sich weiter als der Glaube. Katima mochte von der Laterna magica, die Livingstone ihm zeigen wollte, nichts wissen, und hatte also das Glück mit dem Anblick Abrahams mit dem gezückten Messer verschont zu bleiben, auch ist ihm dann wohl die Erläuterung erspart geblieben, mit welcher er im andern Falle behelligt und heimgesucht worden wäre.

Intemese hatte den Auftrag eine Frau wiederzubringen, welche Schinte's überdrüssig geworden und mit einem jungen Mann entflohen war; dieser letztere war ein Unterthan Katima's. Sie wurde auch gegen ihren Willen, dergleichen sehr selten vorkommt, zurückgeschickt, rief aber einmal über das andere: sie wisse, daß sie nun an die Mambari verkauft werden solle. Livingstone's Leute kamen mit den Unterthanen Katima's in gutes Einvernehmen; die letzteren sagten: „Wir wollten, daß unsere Kinder mit Euch zu den Makololo zurückkehren könnten, hier schweben wir alle in Gefahr verkauft zu werden.“ Wahrscheinlich würden viele Menschen aus unteren Theilen von Londa nach Süden hin auswandern, wenn sie genauere Kunde von den Verhältnissen der südlichen Gegenden hätten; aber diese Bewohner eines flachen Waldlandes wissen sehr wenig von den entfernteren Stämmen, und haben manche Eigenthümlichkeiten.

Digitized by Google

Ein alter Mann, den Livingstone einlud, sich neben ihn zu setzen, wollte das nicht, er habe, sagte er, bei Lebzeiten des verstorbenen Matiamwo sich nie auf die Erde gesetzt und werde sich auch jetzt nicht erniedrigen. Gekochtes Fleisch wollte er nicht in Gegenwart des Fremden genießen, wohl aber zu Hause. Livingstone erlaubte sich den Scherz, ihm ein paar Loth Fleisch dorthin bringen zu lassen. Dieser Mann sagte, der Lolo (Lulua) sei ein Arm des Liambye, der nach Süden oder Südsüdosten fließe; die Unterthanen Matiamwo's sind aber auf demselben nie weit abwärts gefahren, weil ihr Häuptling nicht mit einem Volk in Berührung kommen wollte, vor welchem er Furcht hatte; wahrscheinlich sind damit die Makololo gemeint. Jener Mann erzählte ferner, in den Lolo ergössen sich fünf Flüsse, nämlich der Lischisch, Liß oder Lise, Kalileme, Ischidisch und Molóng, die alle nicht beträchtlich sind, aber nach ihrer Vereinigung mit dem Lolo diesen zu einem wasserreichen Gestieße machen. Er strömt durch ein flaches, fruchtbares und wohlbevölkertes Land, in dem es auch an Wäldern nicht fehlt. Die Versuche, jenen Mann zum Entwerfen einer Art von Landkarte im Sande zu vermögen, waren vergeblich, während unter ähnlichen Umständen die Leute im Süden sich zu dergleichen gern verstehen.

Katima hatte den Reisenden einige Führer versprochen, die jedoch den Gehorsam verweigerten. Sie waren Balobale, welche als Flüchtlinge zu ihm gekommen waren, sich aber keineswegs dankbar gegen ihn bezeigten. Er sagte ihnen: „Wenn ihr bei eurer Widerspänstigkeit beharrt, so werde ich euch wieder in euer Land zurückschicken." Sie schienen aber durch diese Drohung nicht eingeschüchtert zu sein, weil sie wohl wußten, wie viel allen Häuptlingen daran liegt, möglichst viele Männer um sich zu versammeln. Selbst als der Führer Schakatwala sie mit gezogenem Schwert zwingen wollte, blieben sie hartnäckig. Das Alles war auffallend in einem Lande, wo man die Leute verkaufen kann, und wo sie auch oft verhandelt werden. Bei den Makololo würde eine offene Widersetzlichkeit dieser Art ohne Weiteres mit dem Tode bestraft worden sein.

Der Reisende litt, gleich manchen seiner Begleiter, am Fieber, und wankte in seinem Zelt umher, wo jetzt, bei Winters Anfang, der Thermometer über 90° F. zeigte. Zum ersten Male beobachtete er, daß ein Nordwind Kühle mit sich brachte, denn in Südafrika sind sonst alle Winde aus jener Himmelsgegend heiß, die Südwinde dagegen kalt. Es kommt aber selten vor, daß sie genau aus der einen oder andern Richtung blasen.

Am 20. Februar wurde die Wanderung fortgesetzt, und zwar

Digitized by Google

in nordwestlicher und dann westlicher Richtung. So gelangte man nach etwa sieben Meilen an das schmale Ende des Dilolo-Sees, der nur etwa sieben bis acht Meilen lang ist. An jener Stelle sah er aus wie ein Strom von der Breite einer Viertelmeile; er ist fischreich und hat Flußpferde. Katima's Aussage zufolge war er nie von Reisenden besucht worden. Livingstone konnte dieses Wasser jetzt nicht näher erforschen, er litt entsetzlich vom Fieber, hatte seit zwei Tagen nichts genießen können, war auch ohne Schlaf, und vielen seiner Gefährten ging es nicht besser.

Die Bewohner von Katima sind Liebhaber von Singvögeln; einer derselben, der Cabazo, ist eine Art von Kanarienvogel, den sie in hübsch geflochtenen Käfigen halten; oben sind an denselben Fallen angebracht, in welchen sich die Vögel fangen. „Der Vogel singt so hübsch, deshalb halten wir ihn im Käfig", sagten sie; er wird mit Lotsa gefüttert und ist im wilden Zustande eine Plage für die Gärten, ähnlich wie unser Sperling. Sein Gefieder gleicht dem des gewöhnlichen Kanarienvogels, nur hat er einen grünen Fleck an der Brust; der Rücken ist gelblich grün und hat etwas dunklere Längsstreifen, welche im Mittelpunkte zusammentreffen; vom Schnabel aus geht ein schwarzer Streifen über die Augen und den Rücken wieder bis zum Schnabel. Bei den Barotse soll es dergleichen Vögel mit rothem Kopfe geben. Auch zahme Tauben werden gehalten. Bei den Dörfern hört man namentlich Morgens lustiges Geschmetter. Einige Vögel singen so laut wie unsere Drosseln, und der Halcyon senegalensis läßt einen schwirrenden Ton vernehmen, etwa wie jener einer Pfeife, in welcher sich eine Erbse befindet. Am Tage während der Hitze schweigen alle und bleiben auf den schattigen Bäumen, aber sobald die Abendkühle beginnt, wird Alles wieder lebhaft. Diese große Menge von Singvögeln ist sehr auffallend in einer Gegend, wo im Uebrigen das thierische Leben nur spärlich auftritt; Wild und größere Vögel sind auffallend selten, ebenso kommen nicht viele Fische vor. Die Fliegen belästigen nicht so sehr, als in Gegenden, wo Milch vorhanden ist, auch werden die Moskitos nur ausnahmsweise lästig, und von der Tsetse ist die Gegend frei. Aber sie hat andere Plagen, insbesondere Spinnen; eine hellfarbige, welche einmal dem Reisenden im Schlaf über die Stirne lief und heftig stach, ist einen halben Zoll lang; eine kleine schwarze Spinne halten die Betschuana für giftig; eine große schwarze behaarte Art ist fünfviertel Zoll lang und dreiviertel Zoll breit; sie kommt sehr häufig vor und hat am Ende ihrer Vorderfüße eine Art Vorrichtung, die an den Schwanz des Scorpions erinnert; sobald man daran drückt, sickert Gift heraus. Im Süden giebt es Spinnen, welche ihre Beute im

Digitized by Google

Sprung erhaschen und wohl einen Fuß weit springen können, wenn sie sich beunruhigt glauben. Eine Mygale ist groß und röthlich und stets in Bewegung, um Fraß zu suchen; man erschrickt vor ihrem widerwärtigen Aussehen, sie richtet aber keinen Schaden an. Bei den Eingebornen heißt sie Selali. Merkwürdig ist ihr Nest; man sieht eine Thür von der Größe eines englischen Schillingstückes dicht vor einem tiefen Loche, das denselben Durchmesser hat. Die innere Seite der Thür liegt nach aufwärts und erscheint wie weißes Seidenpapier, während die äußere Seite eine Erdfarbe hat. Sie ist an der einen Seite vermittelst einer Angel oder Hespe befestigt, schließt genau auf das Loch und ist dann gar nicht zu erkennen. Nur wenn die Spinne herauskommt und die innere weiße Thür aufklappt, gewahrt man das Nest; sobald sie in demselben sich befindet, ist allemal auch diese Thür verschlossen. In manchen Gegenden bemerkt man eine schöne gelbgefleckte Spinne, deren Gewebe etwa eine Yard im Durchmesser hält. Die Stränge, an welchen diese Gewebe gesponnen werden, hängen zwischen zwei Bäumen und sind so dick wie starker Zwirn. Die Fäden gehen von einem Mittelpunkt aus, in welchem das Thier auf seinen Raub lauert. Das Gewebe hängt senkrecht, und es kommt gar nicht selten vor, daß es sich dem Wanderer wie ein Schleier um den Kopf legt. Eine andere Spinne lebt in Gesellschaft und bildet an jedem Winkel eine solche Masse von Geweben, daß der davon eingehüllte Baumstamm völlig verdeckt ist. Dieselbe Spinne bedeckt damit auch ganze Hecken. Noch eine andere ist im Makolololande sehr häufig in den Hütten, sie ist rund, braun mit Flecken und hat einen halben Zoll im Durchmesser; der Raum zwischen den ausgestreckten Beinen mißt anderthalb Zoll. Sie bereitet sich an der Wand eine weiche Stelle vermittelst einer weißen seidenartigen Substanz und sieht den ganzen Tag an derselben Stelle. Sie macht kein Gewebe, sondern eine Art Teppich, ist ein häßlicher aber harmloser Gesell, und unser Reisender kann nicht sagen wie sie sich nährt.

Unmittelbar jenseit des Dilolo-Sees liegt eine etwa zwanzig Meilen große Fläche, von etwa zwanzig Meilen Breite. Der Führer bestand darauf, daß man Vorräthe von Lebensmitteln einsammele, ehe man die Wanderung durch die nicht bewohnte, jetzt von Wasser bedeckte Ebene antrete. Er gab auch eine Sage über die Entstehung des Dilolo-Sees zum Besten. Ein weiblicher Häuptling, Moëne (d. h. Herr, Gebieter) Monenga genannt, erschien eines Abends im Dorfe ihres Nachbars Mosogo, der eben mit seinen Hunden auf die Jagd gegangen war, und bat dessen Frau um etwas Speise. Diese wurde ihr gegeben. Dann begab sie sich in ein anderes Dorf, das dort stand, wo jetzt der See liegt, und

Digitized by Google

bat auch da um Speise. Als diese ihr verweigert wurde, stieß sie Drohungen aus gegen die geizigen Leute, welche ihr höhnisch entgegneten: was sie denn machen könne, trotz aller solcher Drohungen? Da begann sie in langsamem Takt einen Gesang und sagte ihren Namen Monenga woo. Diese letzte Silbe zog sie immer länger, und dann verschwand das Dorf mit allen Menschen, Hühnern und Hunden, und der See erschien. Als Kasimakate, der Obmann des Dorfes, heimkam und sah, was dort angerichtet worden war, stürzte er sich in den See, in welchem er sich noch befindet. Der Name soll herkommen von Ilolo, was Verzweiflung bedeutet; Monenga wurde getödtet. — In dieser einfachen Sage, so meint der Missionär, könne wohl eine abgeschwächte Ueberlieferung von der alttestamentlichen — Sündfluth sein!! Bemerkenswerth bleibt indessen, daß eine andere derartige Sage in Südafrika nicht vorkommt.

Es regnete stark; durch die Ebene führte ein Fußweg, der freilich unter Wasser stand. Die Ameisen zeigten, wie scharfsinnig sie sind; sie bauen nämlich kleine Häuser von schwarzem zähem Lehm auf starken Grashalmen in einer solchen Höhe, bis zu welcher das Wasser nicht steigt. Manche dieser luftigen Kammern sind so groß wie eine Bohne und manchmal daumsdick.

Am 24. Februar erreichte Livingstone das von Ueberfluthung freie Land jenseit der Ebene. Dort standen die Dorfbewohner unter dem Häuptling Katende. Zu seiner nicht geringen Ueberraschung bemerkte der Reisende, daß die fast ganz flache Ebene, durch welche er gekommen war, die Wasserscheide zwischen den nach Süden und nach Norden fließenden Gewässern bildet. Er befand sich nun in einer Gegend, in welcher die Gefließe ihren Abzug nach Norden hin in den Kasai oder Loke nahmen. Bald nachher kam er in den ersten wirklichen Thalgrund, welchen er auf der ganzen Wanderung von Kolobeng bis hieher gesehen hatte. Der Rand des Abhanges mochte drei- bis vierhundert Yards über der Thalsohle liegen, in welcher ein Bach floß; über diesen führte eine rohe Brücke. Unter vielen prächtig gewachsenen Bäumen hatten manche in sechzig bis achtzig Fuß Stammhöhe die ersten Zweige. Bald nachher kam Livingstone in ein anderes ähnliches Thal, gleichfalls mit einem Bache. Diese, sammt manchen anderen, sind Zweigthäler, welche in das große Thal des Kasai oder Loke einmünden; dieser seinerseits erhält gleich seinen Zuflüssen das Wasser in eigenthümlicher Weise von den Thalabhängen. An verschiedenen Stellen dieser letzteren liegen sickernde, mit Gruppen immergrüner Bäume umstandene Quellen; das Land ringsum ist mit Gras überzogen und auch morastig. Das dort hervorquellende Wasser fließt langsam dem Bache zu, und die Moor-

Digitized by Google

der Sumpfquellwasser sind an beiden Ufern so häufig, daß die nze Landschaft dadurch ein eigenthümliches Gepräge erhält. Die ldgruppen haben im Allgemeinen eine runde Gestalt, und die ume sind schlank und kräftig, jene auf der obern Ebene dagegen rig und rauh verästelt. Das Wasser, welches monatelang auf Ebene steht, sickert ein und findet seinen Abfluß unter der Erde vermittelst der Moräste.

Als die Reisenden Kabindsche's Dorf erreichten, sandte ihnen Häuptling Tabak, Mutokuane oder Bang (cannabis saliva) Mais als Geschenk, und ließ sagen, er freue sich, daß eine lsverbindung mit der Küste eröffnet werden solle. Seitdem ie Richtung nach Westen eingeschlagen hatte, kam man häufig Menschen, welche des Sclavenhandels wegen von Mambari werden. Dieser Handel hat Blutvergießen im Gefolge. muß z. B., um die Mitglieder einer Familie in die Sclaverei kaufen, die älteren Mitglieder tödten, weil sie sonst durch dem Häuptling allerlei Ungemach bereiten könnten. Livingemerkt: „Der Glaube an die Gewalt des Zaubers zu guten sen Zwecken erzeugt nicht blos Rechtschaffenheit, sondern nicht geringerem Maaß ein freundliches, mildes Verfahren tle dealing). Die Gewaltigen werden dadurch oft in ihrem ismus gehemmt, weil sie fürchten, daß die Schwachen und en ihnen durch ihre Kunde der Zaubermittel Schaden zukönnten." Wir verstehen diese Bemerkung nicht recht, weil isende ja selbst sagt, daß man solche, von denen man Zauber tet, ganz einfach todtschlägt. Auch erzählt er ja, daß Matiamwo, noch Schinte oder andere Negerhäuptlinge daweder von Mord noch Sclavenhandel zurückgehalten wurden. Kabindsche lag mit den Häuptlingen des nächsten Dorfes in Die Leute verlangten für Alles Schießpulver; nächstdem tarker Begehr nach englischem Baumwollenzeug und Glasen; Geld war ohne Werth, Gold ist völlig unbekannt, man es für Messing, und der Handel besteht in Tausch.

Am 27. Februar überschritt Livingstone im Gebiete des Häuptlings Kanginke einen Arm des Kasai oder Loke, eines schönen omes, welcher ihn an den Clyde in Schottland erinnerte; er 300 Yards breit und floß nach Nordosten und Norden. Die te zeigten nach dieser Richtung hin und sagten: „Wenn ihr ch Monate lang fahren wolltet, so würdet ihr umkehren, ohne in Ende erreicht zu haben." Dieser Uebergangspunkt lag in 1 Grad 15 Min. 47 Sec. s. Br., es war unmöglich bei stark bewölktem Himmel die Länge zu beobachten. Kanginke's Leute gaben keine Lebensmittel, ohne dafür ganz unverschämte Preise zu fordern.

Digitized by Google

Man ging in westlicher Richtung weiter und kam in die Nähe von Katinde's Dorf. Daß dort an Fleischessen nicht zu denken war, sah man auf den ersten Blick, denn der eine Führer bereitete sich einen hellblauen Maulwurf und zwei Mäuse zum Abendessen, und Knaben wie Mädchen suchten emsig nach dergleichen Thieren. Katinde wollte die Reisenden nicht weiter ziehen lassen, wenn sie ihm nicht einen Sclaven, oder einen Elephantenzahn, oder Glaskorallen, oder kupferne Reifen, oder eine Muschel geben würden; auch könne Niemand des Häuptlings ansichtig werden, bevor er ihn mit einem Geschenk bedacht habe. Am Ende begnügte er sich mit einem alten Hemde, das Livingstone ihm bringen ließ, worauf er dann ein wenig Maismehl, etwas Manioc und ein Huhn schickte, und einige Führer zu liefern versprach. Bei vollem Regen wurde der Weg fortgesetzt und der kleine Fluß Sengko überschritten und bald darauf der etwas breitere Totelo, wo ein Neger Brückenzoll verlangte, weil Brücke und Weg sein Eigenthum seien; die Führer wären seine Kinder, und wenn man nicht zahle, werde er die Weiterreise verhindern. Er erhielt drei kupferne Reifen, wofür er dann freiwillig Tabak aus seinem Garten holte. Kanginke's Führer zeigten sich habsüchtig. An einer Stelle, wo drei verschiedene Wege sind, erklärten sie, wenn man ihnen nicht ein Tuch gebe, würden sie nicht weiter gehen. Der Weg führte dann durch eine Gegend, in welcher mehrere Flüsse überschritten werden mußten; über einen derselben, den Unana Loke, d. h. Kind des Loke, war eine Brücke geschlagen, die aber nicht zu passiren war. Livingstone, der auf einem Ochsen hinüberreiten wollte, fand das Wasser zu tief und schwamm an's andere Ufer, zur größten Freude seiner Begleiter, die sich ihm sehr hilfreich bewiesen. Diese Neger schwimmen wie die Hunde, nicht, gleich uns Europäern, wie die Frösche.

Noch am Abend wurde der Lozeze (Lofese) überschritten und die dort wohnenden Kasabi gaben für Glasperlen etwas Manioc. Am 4. März wurde die äußerste Grenze des Landes der Chiboque oder Quiboque erreicht und erst der ziemlich breite Konde und dann der unbedeutende Kalufe überschritten. Die Begleiter der Reisenden jammerten darüber, daß alle diese schönen Thäler, die sich so prächtig für Ackerbau und Viehzucht eignen, ganz unbenützt da lägen. Livingstone meinte damals, der Grund, weshalb die Bewohner keine Heerden besitzen, liege in der despotischen Gewalt der Häuptlinge, welche dem Volke nicht erlauben, Vieh zu halten; bei näherer Erwägung glaubte er jedoch die wahre Ursache darin gefunden zu haben, daß das reiche und fruchtbare Land Londa in früheren Zeiten die Tsetse gehabt haben muß; diese verschwand, als das Wild ausgerottet wurde, die Tsetse mußte

Digitized by Google

dann natürlich auch verschwinden, weil sie dort keine Nahrung mehr fand. Man trifft sie nur, wo wilde Thiere in Menge sich aufhalten. Die Balonda haben mit Hilfe des Feuergewehrs ihr Land von allem großen Wild gesäubert, die Tsetse ist fort und jetzt mag es wohl möglich sein dort Hornvieh zu halten. Wir haben ja auch oben gesehen, daß Katima, Schinte und Matiamwo bereits Heerden besaßen. Die Landeseinwohner wissen von dem Zusammenhange nichts. Am Zambesi wohnt ein Stamm, in dessen Lande die Tsetse schwärmt; die Leute dort sagten, sie könnten kein Rindvieh halten, weil Niemand sie so lieb habe, ihnen eine Ochsenmedicin zu geben. Selbst die Portugiesen in Loanda glauben, das aus dem Innern dorthin gebrachte Vieh sterbe, weil es die Seeluft nicht vertragen könne!

In den Dörfern der Kasabi ist kein Mangel an Lebensmitteln. Die Leute nahmen gern Glaskorallen, hätten aber noch viel lieber Kattun gehabt. Männer, Frauen und Kinder liefen hinter den Reisenden her, boten Maismehl und Hühner für Kattun an, und kehrten mißvergnügt um, wenn sie erfuhren, daß dergleichen nicht vorhanden sei.

Die Volksmenge in den centralen Theilen dieser Regionen von Südafrika kann nur im Vergleich zu jener der Capcolonie oder des Betschuanalandes beträchtlich genannt werden, und die angebauten Strecken verschwinden gleichsam in Nichts, gegen das, was des Anbaues fähig wäre. In großer Menge sind Gefließe vorhanden, welche man mit leichter Mühe zur Bewässerung benutzen könnte. Weit und breit liegen Gegenden völlig wüst; nicht einmal Wild ist vorhanden, um das herrliche Gras abzuweiden oder im Schatten der immergrünen Haine zu ruhen.

„Die Bewohner der Centralregion sind nicht alle schwarz; bei vielen spielt die Hautfarbe in Bronce hinüber, und bei manchen ist sie ganz so licht, wie bei den Buschmännern, welche den Beweis liefern, daß die Hitze allein nicht Ursache der Schwärze ist, daß aber die Haut wesentlich dunkler wird, wo Hitze und Feuchtigkeit zusammen wirken. Wo immer wir ein Volk finden, das seit Menschenaltern in heißer feuchter Gegend gelebt hat, ist es tief schwarz, aber allerdings giebt es Ausnahmen von diesem Gesetze, welche durch Wanderungen von Stämmen und Individuen verursacht werden; so erscheinen z. B. die Makololo unter den Stämmen des feuchten Centralbeckens krankhaft blaßgelb, wenn man sie mit den dortigen Ureingebornen vergleicht. Auch jene Batoka, welche in höheren Gegenden lebten, erscheinen neben den am Flusse wohnenden Batoka um so viel heller, daß man sie für einen ganz andern Stamm halten könnte, und doch beweist der Brauch, die oberen

Digitized by Google

Vorderzähne auszuschlagen, sowie vor Allem die Sprache, daß beide ein und dasselbe Volk sind."

Der Schluß, welchen hier Livingstone zieht, ist nicht richtig, denn bekanntlich leben gerade in den Gegenden Amerika's am Aequator und zwischen den Wendekreisen, eben da, wo das Klima so heiß und feucht ist, wie in diesen Gegenden Afrika's, Völker, deren Hautfarbe weit lichter ist, als jene der nordamerikanischen Prairie- oder Waldindianer, und die am tiefsten dunkelgefärbten Indianer finden wir in Californien und in Oregon. Wer seine Glieder dem Sonnenbrand aussetzt, empfindet den Einfluß desselben an der Haut, die sich an den unbedeckten Armen unsrer blondhaarigen und blauäugigen deutschen Bauern während der Ernte im Juli und August dunkelkupferbraun zu färben pflegt. Das ist aber nur auswendig. Die wahre Hautfarbe hängt von der Race, der Abstammung, dem Blute ab, welches ein durch Zuthat von anderer Race unvermischter Stamm vom Anbeginne seiner Schöpfung in sich getragen hat. Die, welche die Genesis der Juden als den Ausgangspunkt ihrer ethnologischen Betrachtungen nehmen, gerathen in hundert Widersprüche mit Thatsachen und Erfahrungen; um aus jenen herauszukommen, legen sie den klimatischen Verhältnissen Einflüsse bei, welche dieselben gar nicht haben. Kein Neger wird in Europa weiß, kein Europäer in Afrika schwarz, kein Chinese in Amerika roth und kein Indianer in China gelb.

Livingstone bemerkt weiter Folgendes: „Abgesehen von den Einflüssen, welche Bodenerhebung, Wärme, Feuchtigkeit und Degradation ausüben, glaube ich beobachtet zu haben, daß die lichtere oder dunklere Hautfärbung der Eingebornen in fünf Längsstreifen durch Südafrika läuft. Jene an beiden Seiten der Küste sind sehr dunkel; dann liegen zwei hellere Streifen je dreihundert Meilen weit vom Meeresgestade; davon macht der westliche eine runde Biegung, indem er die Kalahariwüste und das Betschuanaland in sich begreift. Dann ist fünftens das Centralbecken wieder sehr dunkel. Doch soll diese Ansicht hier nicht als ganz positiv ausgesprochen werden, sondern ich gebe sie nur so, wie sie sich gerade mir aufdrängte, als ich durch das Land zog. Sollte sie unrichtig sein, so bliebe es doch auffallend, daß die von den verschiedenen Völkern gesprochenen Mundarten in einer Weise auftreten, welche eine Wanderung jenen Linien entlang anzudeuten scheint. Die tief im Süden vorkommenden Mundarten sowohl bei Hottentoten wie bei Kaffern sind nahe mit den Dialekten verwandt, welche wir unmittelbar an der Nordgrenze beider antreffen; der eine gleitet in den andern über, und man findet ihre Verwandtschaft auf der Stelle heraus. Vergleicht man die Dialekte der äußersten Punkte, z. B.

Digitized by Google

jene der Kaffern und der Neger am Aequator, dann ist es freilich schwieriger, die Thatsache zu erkennen, daß alle Dialekte zu zwei Sprachfamilien gehören. Stellt man die Wurzeln der Dialekte in geographischer Ordnung neben einander, dann ergiebt eine nähere Prüfung, daß sie in einander verschmelzen, und daß zwischen den äußersten Punkten, westlich und östlich, die Abweichung nicht so groß ist, wie zwischen jenen im Norden und Süden. Die Mundart, welche zu Tete am untern Zambesi gesprochen wird, hat genaue Aehnlichkeit mit jener von Angola."

In dem Dorfe des Chiboquehäuptlings Ndschambi erlebte unser Reisender ein Abenteuer, das sehr leicht verhängnißvoll hätte werden können: „Ich wünschte den Sonntag ruhig zu verleben. Unsere Lebensmittel waren fast zu Ende gegangen, und ich ließ daher einen abgetriebenen Reitochsen schlachten. Es lag mir daran, mit den Bewohnern ein freundliches Einvernehmen zu unterhalten, und ich schickte deshalb Höcker und Rippen an Ndschambi; dabei ließ ich ihm sagen, das sei der gewöhnliche Tribut für Häuptlinge in den Gegenden, durch welche ich gekommen sei, und man pflege auf diese Art Männer in seiner Stellung zu ehren. Er ließ danken und versprach Lebensmittel zu schicken; aber am nächsten Morgen sandte er eine unverschämte Botschaft und ein armseliges Bischen Mehl; das ihm zugeschickte Fleisch sei viel zu wenig, er verlange einen Mann oder einen Ochsen, ein Gewehr, Pulver, Zeug oder eine Muschel; er werde mich nicht weiter reisen lassen, falls sein Begehren unerfüllt bleibe. Meinerseits wurde erwiedert: Wir seien nicht so thörig, die sehr spärliche Mehlsendung zu verachten und statt derselben andere Lebensmittel zu fordern. Selbst wenn wir die von ihm verlangten Gegenstände besäßen, habe doch kein schwarzer Mann das Recht, Leuten Tribut aufzuerlegen, die nicht mit Sclaven handeln. Wir hörten nämlich von den Mambari, daß diese ihm stets Zeug zum Geschenk machten, und daß er ein solches nun auch von mir erwarte.

Einige Chiboque sagten in Bezug auf uns: „Sie haben nur fünf Gewehre." Um Mittag versammelte Ndschambi alle seine Leute und umstellte mit ihnen unsern Lagerplatz. Sie hatten offenbar die Absicht, uns völlig auszuplündern. Meine Männer griffen zu ihren Wurfspeeren und standen zur Vertheidigung bereit, während die jungen Chiboque wüthend ihre Schwerter um den Kopf schwangen. Einige schlugen sogar ihr Gewehr auf mich an und nickten einander zu; dies sollte offenbar bedeuten, daß sie mich auf solche Weise abfertigen wollten. Ich saß auf meinem Feldstuhl, hatte die Doppelflinte über die Knie gelegt und lud den Häuptling ein, gleichfalls Platz zu nehmen. Er setzte sich sammt seinen Räthen vor

Digitized by Google

mir hin auf die Erde, und ich fragte ihn dann, welches Verbrechen wir begangen hätten und weshalb er in solcher Art mit Bewaffneten erscheine? Darauf entgegnete er, daß einer von meinen Leuten, Namens Pitsane, an jenem Morgen neben dem Feuer gesessen und ausgespieen habe; dabei sei etwas Speichel auf das Bein eines Chiboque gefallen, und diese Schuld müsse dadurch ausgeglichen werden, daß ich ihm einen hübschen Mann, einen Ochsen oder ein Gewehr gebe. Pitsane gab zu, daß ein wenig Speichel auf das Bein des Chiboque gefallen sei, indeß lediglich durch Zufall; er habe aber dem Mann ein Stück Fleisch gegeben, noch bevor jener Vorfall sich ereignet, denn er habe Freundschaft mit ihm schließen wollen; auch habe er den Speichel sogleich mit seiner eigenen Hand weggewischt. Ich erklärte, wir alle würden eher sterben, als daß ich einen von meinen Begleitern als Sclaven fortgäbe, wir alle seien freie Männer. Darauf bemerkte Ndschambi: „Nun, dann gieb mir das Gewehr, mit welchem du den Ochsen todtgeschossen hast." Daneben hörten wir abermals die Bemerkung: „sie haben ja nur fünf Gewehre;" wir aber wollten uns auch auf jene Forderung nicht einlassen, und ich bemerkte: da sie die Absicht hätten uns zu plündern, so würde das Gewehr ihnen dabei nur gute Dienste leisten. Gegen eine solche Absicht verwahrten sie sich, sie wollten nur den herkömmlichen Tribut erheben. Ich fragte: welches Recht ihnen zustehe, Zahlung dafür zu fordern, daß andere Leute den Boden betreten, welcher Gott, unserem gemeinsamen Vater, gehöre? Etwas anderes wäre es, wenn wir auf ihre Felder gingen; in einem solchen Falle würden wir zahlen, nicht aber dafür, daß wir auf Gottes Boden wandelten, welcher den Chiboque nicht gehöre. Dagegen wandten sie nichts ein, weil diese Ansicht ihren eigenen Auffassungen entspricht, wohl aber erhoben sie wieder Beschwerde wegen des Speichels. Meine Leute baten mich nun, ihnen etwas zu geben; als ich noch einmal den Häuptling gefragt hatte, ob er in dem Nebenbeifallen des Speichels ein Vergehen erblicke und er darauf bejahend antwortete, gab ich ihm ein Hemd. Darüber waren die jungen Chiboque misvergnügt, drangen auf eine höhere Buße und setzten abermals ihre Schwerter in Bewegung. Pitsane, die Ursache dieses unangenehmen Vorfalles, bat mich, noch etwas zu dem Hemde zu legen, und so gab ich einen Strang Glaskorallen. Das war den Räthen noch nicht genug und deshalb rückte ich mit einem großen Sacktuch heraus. Aber je mehr ich gab, um so unverschämter wurden ihre Forderungen, und die Krieger sprangen mit geschwungener Waffe um uns herum. Ein junger Mann schlug von hinten dicht an meinem Kopf auf mich an, ich stellte ihm aber rasch meinen Gewehrkolben vor den

Digitized by Google

Mund, und so zog er sich zurück. Auf ein Zeichen von mir befahl ihm der Häuptling sich etwas weiter zu entfernen. Mir lag viel daran, die Dinge nicht bis zum Blutvergießen kommen zu lassen. Ich war freilich sicher, daß ich mit meinen Makololo, die unter Sebituane eingeübt worden waren, eine doppelte Anzahl solcher Chiboque würde zurücktreiben können, obwohl dieselben eine ziemliche Menge ausmachten und mit Speeren, Schwertern, Pfeilen und Flinten bewaffnet waren; dennoch wollte ich einen Zusammenstoß vermeiden. Meine Leute waren nicht auf einen Kampf vorbereitet, benahmen sich aber trefflich und kaltblütig. Der Häuptling sammt seinen Räthen, die vor mir saßen, waren in eine Schlinge gerathen, denn meine Leute hatten sich in aller Ruhe um dieselben herumgestellt und deuteten ihnen an, daß sie im Falle eines Angriffs ihren Speeren zum Opfer fallen würden. Nun sagte ich: Nichts könne ihre Habsucht befriedigen; wir hätten keine andere Absicht als ruhig und in Frieden durch das Land zu reisen. Er möge also, wenn es ihm beliebe, den ersten Schlag führen und die Schuld vor Gott auf sich nehmen. Darauf saß ich eine Weile schweigend da, und das war für mich eine Zeit großer Spannung; ich wußte, daß die Chiboque zu allererst auf den Weißen zielen würden, gab mir aber große Mühe die Fassung zu behalten und sah mit Ruhe dem zu, was vorging, da ich vier geladene Läufe hatte. Die Chiboque sind an sich keineswegs hübsch, sie werden aber durch die spitzgefeilten Zähne noch viel häßlicher. Häuptling und Räthe schienen zu begreifen, daß sie sich in einer bedenklichern Lage befänden, als ich, und sahen vielleicht nicht ohne Besorgniß, daß einige meiner Leute sich zum Kampf anschickten. Endlich sagten sie: „Ihr kommt zu uns auf einem neuen Wege und sagt, daß ihr freundliche Gesinnungen hegt; wie können wir das aber wissen, ehe ihr uns von eurer Speise gebt und dagegen von der unsrigen nehmt? Gebt uns einen Ochsen und wir wollen euch geben was ihr wünscht; dann wollen wir Freunde sein." Nachdem ich mit meinen Leuten eine Besprechung gehalten, gab ich ihnen einen Ochsen und sagte, daß sie mir hingegen andere Nahrungsmittel verabfolgen lassen sollten, deren wir bedürften. Am Abend schickte Ndschambi einen sehr kleinen Korb voll Mehl und ein paar Pfund von meinem Ochsen! Dabei ließ er sich entschuldigen, daß er keine Hühner und sehr wenig andere Lebensmittel habe. Ich mußte über die Kaltblütigkeit dieser großmüthigen Geschöpfe lachen, war aber froh, daß dieser widerwärtige Zwischenfall ohne Blutvergießen ablief, denn um keinen Preis hätte ich einen meiner Begleiter als Sclaven ausgeliefert, sondern wäre lieber gestorben. Noch bevor die Sache zu Ende war, stahlen einige Chiboque

Digitized by Google

Fleisch aus den Hütten meiner Leute; da ging der Makololo Mohoviſi keck unter sie hinein und entriß ihnen einen Markknochen. Einige meiner Batoka schienen sich zu fürchten und wären vielleicht fortgelaufen, sobald es zum Ernste kam, aber ich glaube, daß meine Begleiter im Allgemeinen sich gut gehalten haben würden. Sie bedauerten, daß sie ihre Schilde daheim gelassen hätten, weil Sekeletu es so wollte; dieser besorgte nämlich, sie würden mit denselben den anderen Stämmen zu anmaßend und herausfordernd erscheinen. Wir kamen überall mit friedlichen Absichten, aber dieser Vorfall bei den Chiboque zeigte, wofür man uns ansah; wir wurden gleichsam als Schleichhändler betrachtet, welche den Stamm um die ihm gebührende Abgabe verkürzen wollten. Diese Leute waren daran gewöhnt von jedem durchziehenden Sclavenhändler einen Sclaven oder zwei zu erhalten, und jetzt machten wir ihnen ein solches Recht streitig. Daher diese Entrüstung."

Die Stämme, welche westlich von diesen Chiboque wohnen, werden von Sclavenhändlern besucht. Die Führer des Reisenden waren der Ansicht, daß sie alle in ähnlicher Weise wie Ndschambi Tribut verlangen würden; deshalb schlug Livingstone nun eine Richtung nach Nordnordosten ein; weiter aufwärts hoffte er dann schon einen Weg nach der portugiesischen Stadt Cassandsche zu finden. Er mußte manche kleine Gewässer überschreiten und litt viel von Nässe und Fieber. Je weiter er mit der Sonne nach Norden kam, um so besser konnte er den Unterschied der Jahreszeiten bemerken. In Kuruman war jetzt am 6. März der Sommer ziemlich vorüber und in Linyanti schon weit vorgerrückt; hier befand man sich in der Mitte desselben; Früchte, die er vollreif am Liambye genossen hatte, waren noch grün. Er kam nun in eine Gegend, die zwei Regenzeiten und zwei Ernten im Jahre hat, d. h. wenn die Sonne nach Süden geht und wenn sie wieder auf ihrer Bahn nach Norden zurückkommt, und dieses letztere war eben jetzt der Fall.

Am Chibuni, der in den Longo fällt, der seinerseits in einen Zufluß des Kasai, nämlich den Chibombo mündet, bot ein Mann ihm Wachs zum Verkauf an, und brachte auch Honig. Alle Bienen im Lande gehören den Bewohnern, die an allen passenden Oertlichkeiten Immenkörbe aufstellen. Deshalb folgte Livingstone nicht mehr den Weisungen des Vogels, welcher dem Wandrer anzeigt, wo sich Bienenstöcke befinden. Es ist interessant zu beobachten, wie selbst in den Bäumen sich eine Art von Instinct entwickelt. Einer giebt einen milchigen Saft von sich, wenn man einen Einschnitt macht; in offenen Lichtungen wächst er wie ein gewöhnlicher Baum und zeigt keine Neigung zum Klettern; in einem

Digitized by Google

Walde hat er noch dieselbe Gestalt, sendet aber einen kletternden Zweig aus, welcher sich bis zu vierzig Fuß Höhe um einen andern Baum schlingt, bis er die Höhe aller anderen erreicht hat, und breitet erst, nachdem er nun Sonnenlicht hat, eine zweite Krone aus. In den allerdichtesten Stellen des Waldes tritt er lediglich als Kletterpflanze auf und windet sich gleich um einen schlanken und höhern Nachbar, ohne nur den Versuch zu machen, unten im Schatten ein Laubdach zu bilden. Es muß auch eine Ursache geben, weshalb die Rankengewächse und Schlingpflanzen lieber in der Gestalt einer Schraube als in irgend einer andern emporsteigen.

Eine Eigenthümlichkeit dieser Wälder ist der Mangel an dornigen Pflanzen, deren nur zwei vorkommen, nämlich ein Baum, der eine Art Nux vomica trägt, und ein kleiner Strauch, welcher der Sassaparille ähnelt und neben seinen hakenförmigen Stacheln auch Büschel gelber Beeren hat. Diese „Dornen- oder Stachellosigkeit" fällt namentlich auf, wenn man einen Vergleich mit dem Süden anstellt, wo Dornen und Stacheln von jeder Größe und Gestalt vorkommen, gerade, dünn, lang, kurz, mit Haken und so stark, daß man mit ihnen Leder durchschneiden kann wie mit einem Messer. Ueberall sind Samengefäße umhergestreut. Das eine liegt platt, wie ein Stück Geld, hat aber zwei Stacheln in der Mitte, welche sich in den Füßen der Thiere festrennen und tagelang darin haften bleiben. Eine andere, die Uncaria procumbens, oder Enterhakenpflanze, hat so viele mit Haken versehene Stacheln, daß sie sich außerordentlich fest an Thiere heftet, und namentlich dem Ochsen entsetzlichen Schmerz verursacht, wenn sie an dessen Schnauze fest hängt. Wo ein Theil des Waldes urbar gemacht und in Feld verwandelt worden und nachher wieder sich selbst überlassen worden ist, tritt eine Pflanze auf, deren Blätter jenen des Ingwers gleichen, und ringt um den Besitz des Bodens mit Farnkräutern. Das ist überall bis nach Angola hin der Fall, und zeigt die Verschiedenheit des Klima's im Vergleich zu jenem des Betschuanalandes, denn in dem letztern kommen keine Farnkräuter vor, mit Ausnahme von zwei harten Arten. Die oben erwähnten Pflanzen tragen eine hübsche blaßrothe Blume, auf welche eine scharlachrothe Frucht folgt; diese giebt, gleich manchen anderen im Lande, einen angenehmen säuerlichen Saft, der in einer so heißen Gegend sehr förderlich auf die Gesundheit wirkt.

Livingstone setzte nun über den Longe und wanderte in westlicher Richtung, bis er an den Chihombo kam, der gen Nordnordost floß. Wenn die Sonne einen Tag nicht schien, wußten seine Begleiter nicht, in welcher Richtung sie weiter gehen sollten,

Digitized by Google

und die Führer benützten jede Gelegenheit, um Geschenke herauszupressen. „Meine Leute hatten vor unserer Reise ihr Land niemals verlassen; wenn sie früher in ein Dorf kamen, pflegten sie eine Anzahl Bewohner zu ermorden und dann einige junge Leute als Führer bis zur nächsten Ortschaft mitzunehmen. Das ging jetzt nicht an, auch hatten sie ihre Schilde nicht, und so fühlten sie sich denn unter den habgierigen Chiboque gewissermaßen vertheidigungslos."

Am 11. März fingen einige Batoka und Ambonda zu meutern an. Sie glaubten sich bei Austheilung von Glaskorallen übervortheilt, als Livingstone einigen seiner anderen Leute dergleichen gegeben hatte, um dafür in einem Dorfe etwas Mehl einzutauschen; am andern Tage, einem Sonntage, wollte er Rast halten und einen abgetriebenen Ochsen schlachten lassen. Das geschah auch; die Meuterer aber machten Lärm und lachten dem Reisenden hell in's Gesicht, als er sie zur Ruhe verwies. Jetzt kam es darauf an, die Mannszucht wieder herzustellen, denn wurde die Meuterei nicht erstickt, so war er verloren. Er nahm also ein Doppelpistol, ging wüthend auf die Ungehorsamen zu und drohte ihnen mit der Waffe, falls sie nicht sofort zur Ordnung zurückkehren würden; er sei Herr, sie hätten zu gehorchen. Nun wurden sie folgsam und blieben es auch.

Am 13. März war Livingstone's Fieber so heftig, daß er an einem Arme des Loajima, der in den Kasai fällt, Halt machen mußte. Er litt an Schlafsucht und kam den ganzen Tag über nicht zum Vorschein. Als er Abends einmal hinausgehen mußte, fand er zu seiner Ueberraschung, daß seine Leute eine Art von Verhack gemacht hatten und mit den Speeren in der Hand Wache standen. Sie waren von einer Schaar feindlicher Chiboque umstellt, welche „einen Mann, einen Ochsen, ein Gewehr oder einen Zahn" verlangten. Am andern Morgen begab sich Livingstone zu den Chiboque, die sich ganz höflich benahmen, als er ihnen erklärte, daß er gekommen sei, um sie zu belehren und ihnen Handelsverbindungen zu eröffnen. Sie boten ihm drei Schweine an. Jene Leute sind gewohnt ein Geschenk zu machen, halten sich dann aber berechtigt, ihrerseits zu fordern was ihnen beliebt. Deshalb lehnte der Reisende ihr Anerbieten ab, fragte aber, ob sie ein Schwein gemeinschaftlich mit ihm verzehren wollten. Darauf mochten sie sich nicht einlassen. Nun wurden die drei Schweine angenommen und als Gegengeschenk ein Scheermesser, Glaskorallen und zwölf kupferne Reifen gegeben. Damit gingen sie zu ihrem Häuptling, kamen aber am andern Morgen wieder und verlangten einen Mann, einen Zahn, eine Flinte oder auch nur einen Ochsen.

Digitized by Google

Den letztern gab man ihnen, worauf sie mit dreißig Yards gestreiften englischen Kattuns, einer Axt und zwei Hacken zurückkamen, welche der Häuptling schickte, weil er ein großer Mann sei.

Der Reisende litt fortwährend an Fieber und Schwindel, nichtsdestoweniger setzte er die Wanderung fort. Die Gegend schien unsicher, der Weg führte bei heftigem Regen durch dichten Wald, und der kranke Mann wurde in dem Gewirr von Schlingpflanzen mehr als einmal vom Ochsen herabgeworfen. Er war so abgemagert, daß er einem Gerippe glich, und hatte sich an manchen Stellen die Haut durchgelegen. Die Brücken standen unter Wasser, an mehr als einer Stelle verwehrte man den Reisenden den Durchzug, und diese mußten stets eines Angriffes gewärtig sein. Einmal stieg Livingstone, so krank er auch war, von seinem Ochsen, trat vor den Sprecher der Feinde hin, deutete ihm an, wie leicht er ihn mit einem Schusse niederstrecken könne, zeigte dann aber nach oben und sagte: „Ich fürchte Gott!" Der Neger legte seine Hand auf's Herz, wies gleichfalls gen Himmel und sprach: „Ich mag nicht tödten; kommt in unser Dorf; kommt." Dann trat der Obmann Jonga Panza hervor, ein ehrwürdiger Schwarzer, und meinte, es sei am besten ein Gespräch zu halten. Dabei ergab sich, daß er sich für beleidigt hielt, weil der Zug ohne Weiteres an ihm und seinem Dorfe vorbeigezogen sei. Alle Stämme in der Nähe der portugiesischen Besitzungen vermeinen ein Recht zu haben, von Jedem, welcher ihr Gebiet durchzieht, einen Tribut zu fordern. Der Grund davon liegt wohl in folgenden Verhältnissen. Sie kennen keine anderen Handelsleute, als solche die Sclaven kaufen oder dergleichen als Diener im Gefolge haben. Es begreift sich, daß diese Sclavenhändler in großer Abhängigkeit von den Häuptlingen stehen, durch deren Gebiet sie ziehen; denn es stände nur bei diesen, den flüchtigen Sclaven eine Zuflucht zu gewähren und so jene ihres Eigenthums verlustig zu machen. Sie müssen also mit den Häuptlingen auf gutem Fuße stehen, um von denselben sicheres Geleit zu erhalten. Diese werden nun in ihren Forderungen unverschämt und sehen mit großer Verachtung auf die „weißen" Leute herab. Die Bangala, ein Stamm, in dessen Nähe Livingstone sich damals befand, waren vor einigen Jahren so weit gegangen, daß sie von den portugiesischen Handelsleuten für Wasser, Holz und sogar für Gras Zahlung verlangten und ihnen bei der geringsten Veranlassung Strafen auferlegten; diese Behandlung mußte man sich auch gefallen lassen, so lange der Sclavenhandel im Schwange war.

Das kleine Dorf des alten Jonga Panza, 10 Gr. 25 Min. s. Br. 20 Gr. 15 Min. östl. L., lag zwischen hohen immergrünen Bäumen, die mit Gewinden von Schling- und Kletterpflanzen gleichsam behängt

Digitized by Google

waren. „Dieſer Häuptling ſchickte uns eine Ziege; Rindvieh hat er nicht, wahrſcheinlich iſt in dieſer Gegend, wie in Schinte's und Katima's Gebiete, in früheren Zeiten die Tſetſe heimiſch geweſen und erſt verſchwunden, als dort das Wild ausgerottet wurde. Wir ſelber wüßten wohl ebenſo wenig von dem Daſein dieſer Inſektenplage, wenn uns nicht die vielen Wanderungen von Hirtenſtämmen bekannt wären, welche im Süden durch die Raubzüge der Zulu veranlaßt worden ſind."

Jonga Panza verlangte, gleich anderen Chiboquehäuptlingen, eine Abgabe für Erlaubniß des Durchzuges, wies aber die Muſchel zurück, welche Schinte dem Reiſenden zum Geſchenk gemacht; er ſei zu alt, um ſich mit Zierath zu befaſſen. Man wäre mit ihm wohl ganz erträglich ausgekommen, wenn nicht die beiden Führer eine Anzahl von Bangala-Kaufleuten herbeigeholt hätten; ſie wollten ſo den Reiſenden zwingen, die Elephantenzähne, welche doch Sekeletu's Eigenthum waren, zu verhandeln; ſie wollten ſich aus dem Erlös bezahlen laſſen und dann zurückkehren. Sie waren freilich ſchon überreichlich für ihre Bemühungen belohnt worden, wußten auch nichts von dem Wege, welcher nach Caſſandſche führt, und man hatte ſchon mehrmals verſucht, ſich ihrer zu entledigen. Jetzt machten ſie nun gemeinſchaftliche Sache mit Livingſtone's Gegnern, und dasſelbe thaten die eben erwähnten Kaufleute, welche obendrein von ihnen beſtohlen wurden. Darüber entſtanden weitere Verwickelungen, denn die Bangala hielten ſich an den Reiſenden, als deſſen Begleiter dieſe Diebe in's Land gekommen waren. Am Ende mußte doch ein Ochs und ein Elephantenzahn geopfert werden; Livingſtone's Leute waren aber durch die vielen Widerwärtigkeiten und Plackereien dermaßen entmuthigt, daß ſie, obwohl man nun den Grenzen des portugieſiſchen Gebietes ſo nahe war, vom Umkehren ſprachen. Der Europäer erklärte ihnen, daß er alsdann auf jede Gefahr hin die Reiſe allein fortſetzen werde. Nun kamen zuerſt die Makololo wieder zur Beſinnung und ſagten: „Wir werden dich nicht verlaſſen", und auch die übrigen bemerkten: „Wir alle ſind deine Kinder; wir kennen nur Sekeletu und dich und wollen für dich ſterben; wir haben blos deshalb den Kampf vermieden, weil du es wünſchteſt; wenn aber die Feinde anfangen, dann ſollſt du ſehen, was wir vermögen." Jonga Panza's Chiboque hatten den ihnen verabfolgten Ochſen nicht nehmen wollen, weil ihm ein Stück vom Schwanze fehlte; ſie meinten, man habe dasſelbe abgeſchnitten und den übrigen Theil bezaubert, deshalb wollten ſie einen andern haben.

Digitized by Google

Vierzehntes Kapitel.

Das Thal des Quango. — Die Baschindsche. — Ankunft in der portugiesischen Ortschaft Cassandsche. — Die Basonge. — Embaco. — Der Biß des Tampan. — Der Bezirk Golungo Alto. — Livingstone erreicht San Paolo de Loanda.

Am 24. März konnte der Zug aufbrechen; zwei Söhne Jonga Panza's erboten sich, als Führer bis zur portugiesischen Grenze zu dienen, falls man ihnen die mehrfach erwähnte Muschel im Voraus als Zahlung geben wolle. Das geschah. Man schlug die Richtung nach Nordwesten ein und überschritt unter 10 Gr. 22 Min. s. Br. den etwa 50 Schritte breiten Chicapa, der etwas weiter oberhalb einen Katarakt bildet. Der Ueberfahrtsnachen bestand aus einem einzigen Stück Rinde, das an den Enden zusammengenäht war; im Innern waren Stäbe ausgespannt, welche als Rippen dienten. Das Wort Chicapa bedeutet Rinde oder Haut. Einen ähnlichen Kahn hatte der Reisende auf keinem andern Flusse gesehen; er erfuhr, daß der Chicapa in anderen Jahreszeiten so niedrig ist, daß man ihn bequem durchwaten kann. Die Fährleute ließen sich übrigens ihre Mühe dreimal bezahlen, während die Makololo in ihrem Lande Jeden unentgeltlich übersetzen. Jetzt bemerkten sie: es werde wohl in der Ordnung sein, wenn sie künftig mit den Mambari in ähnlicher Weise verführen, wie die Chiboque mit uns. Darüber machte Livingstone ihnen Vorwürfe; er sagte, sie sollten nicht so kleinlich und genau sein wie diese Leute, und sie entgegneten, sie wollten es auch nur sein, um Rache zu nehmen.

Am andern Tage machten die beiden Führer sich in einem dichten Wald aus dem Staube; doch war das Unglück nicht groß, weil man ihrer in einer von Handelsleuten oft besuchten Gegend auch entbehren konnte. Das Land wurde nun mehr wellenförmig; einige hübsche Flüsse strömten durch tiefe, bewaldete Thäler; die Bäume waren hoch, die Wälder düster und feucht, der Boden war überall mit gelben und braunen Moosen bedeckt, und an den Bäumen sah man lichtfarbige Flechten. Die Ackerkrume war ungemein fruchtbar. Alle Gestieße, welche in dieser Gegend überschritten wurden, hatten einen Lauf nach Norden und strömen, wie berichtet wurde, dem Kasai zu; die meisten hatten jene morastigen Ufer, welche eine Eigenthümlichkeit dieses Landes bilden. Der Reisende befand sich nun unter einer Breite, unter welcher den alten portugiesischen Karten zufolge der Coanza fließen mußte; es überraschte ihn deshalb, daß die Eingebornen von einem solchen Strome keine Kunde hatten. Er wußte damals noch nicht, daß der Coanza

Digitized by Google

in einer beträchtlichen Entfernung nach Westen hin entspringt und von seiner Quelle bis zum Meere nur einen verhältnißmäßig kurzen Lauf hat. Dr. Lacerda scheint dieselbe irrige Voraussetzung gehegt zu haben, als er der Regierung von Angola den Vorschlag machte, den Ufern des Stromes entlang eine Kette von befestigten Punkten anzulegen, die aber dann nicht, wie er meinte, nach Osten, sondern nach Süden hin geführt worden wäre.

Am 26. März, einem Sonntage, wurde an dem kleinen Flusse Quilo oder Kwilo Rast gehalten. Er fließt, bei etwa dreißig Fuß Breite, in einer tiefen Schlucht; der Reisende litt sehr heftig am Fieber. Man war jetzt in einer Gegend, wo der Sklavenhandel an der Tagesordnung ist. Livingstone machte hier eine interessante Bemerkung. Leute, welche einst als Sklaven verkauft und später wieder freigelassen worden waren, erklärten, daß sie die Sklaverei dem freien Zustande vorzögen und jene ihnen lieber sei. „Sie wohnen in üppigen, fruchtbaren Ebenen, welche selten eine solche Anhänglichkeit einflößen wie ein Gebirgsland. Wären sie Bergbewohner gewesen, dann würde wohl das Heimweh nicht ausgeblieben sein. Wer beobachtet hat, wie sauer und schwer in unseren alten civilisirten Ländern Europa's die Armen arbeiten müssen, muß sich sagen, daß die Bewohner dieser Gegenden hier in herrlicher Behaglichkeit leben. Das Land ist mit kleinen Dörfern übersäet, Lebensmittel sind in Fülle vorhanden, und die Bestellung des Bodens verlangt nur geringe Mühe. Der Acker bedarf gar keines Düngers; sobald ein Mais- oder Hirsefeld ausgesogen ist, rückt man ein wenig weiter in den Wald vor, tödtet die Bäume durch Brand und fängt wieder an zu säen und zu pflanzen. Die alten, verlassenen Felder geben dann noch Jahre lang Manioc. Aber Salz und Fleischnahrung fehlen, und man sieht deshalb in allen Wäldern von Londa Mausefallen aufgestellt. Bei der bloßen Pflanzenkost entwickelt sich eine große Neigung zum Genusse thierischer Nahrung; und ich zweifle nicht, daß die Sklaven sich weit behaglicher fühlen, wenn sie gemischte Kost erhalten, die ihnen in ihrer Heimath völlig abging. Uebrigens darf man keinen allzugroßen Werth auf ihre Versicherungen legen, denn sie geben stets Antworten, wie man sie gern hat, und wenn man ihnen einen Goldklumpen zeigte, so würden sie sagen, daß dergleichen in ihrem Lande in Fülle vorhanden sei." Es bleibt übrigens auffallend, daß die Londaneger nicht mehr Federvieh und Schweine züchten, für die es doch an Futter nicht fehlen würde.

Manche Dörfer in jener Gegend erschienen als Muster von Sauberkeit, wogegen andere in Unkraut gleichsam begraben lagen und ganz verwildert aussahen. In jenen wird gar kein Unkraut

Digitized by Google

geduldet; neben den Hütten wachsen außer anderen Pflanzen auch Baumwolle und Tabak, und man hält Geflügel in Käfigen. Sobald um Mittag die Reisenden in einem Dorf anlangten, kamen die Bewohner träg hervor, hatten die Pfeife in der Hand und schmauchten in träumerischer Gleichgiltigkeit; Schwärme von Kindern sprangen und schrieen oder kletterten auf die Bäume wie Katzen, denn alle wollten den weißen Mann sehen; manchmal liefen sie dem Zuge meilenweit nach.

Auf der Wanderung, die immer in nordwestlicher Richtung fortging, begegnete man nicht selten einheimischen Handelsleuten, die zum Theil Baumwollenzeuge und Salz führten, um damit und mit Glaskorallen Wachs einzuhandeln. Sie waren alle mit portugiesischen Flinten bewaffnet und hatten Patronen mit eisernen Kugeln. Bei der Begegnung machten beide Theile Halt; die Kaufleute gaben als Geschenk etwas Salz, erhielten dagegen ein Stückchen Ochsenhaut oder irgend eine andere Kleinigkeit, und dann schied man friedlich auseinander. Die Haut der geschlachteten Ochsen war keineswegs von geringem Belang, sie wurde in lange, zwei Zoll breite Streifen geschnitten, für welche man Maismehl und Manioc eintauschte. Die Bewohner von Londa verfertigen aus solchen Streifen Gürtel, die sehr beliebt sind.

In dem oben erwähnten Dorf am Kwilo legte der freundliche Häuptling Sakandala dem Durchzug kein Hinderniß in den Weg. Die Reisenden waren nun dem Gebiete der Baschindsche, (oder wie sie von den Portugiesen genannt werden, Chinge,) nahe gekommen. Diese sind mit einem andern Stamme, den Bangala, vermischt, welche mit den Babindale oder Portugiesen Krieg geführt hatten. Ein Obmann, Namens Kambuela, geleitete den Zug auf den Weg, welcher von Cassandsche und Bibe nach Matiamwo führt. Dieser wird viel begangen, und man begegnete auf demselben halbblütigen Kaufleuten aus Bibe, welche denn bestätigten, daß dieser Pfad gerade nach Cassandsche führe, welches sie auch auf ihrem Wege von Bibe nach Cabango passirt hätten. Sie verschenkten an Livingstone's Leute etwas Tabak und waren sehr erstaunt, zu erfahren, daß dieser selbst nicht rauchte. Unterwegs kam der Zug an dem Grabe eines Handelsmannes vorüber. Ueber demselben befand sich ein hoher aus Stäben verfertigter Kegel, der wie das Dach einer Hütte aussah; ringsum war eine Palissade, an der westlichen Seite stand ein häßliches Götzenbild, und rundum waren Glaskorallen und kleine Stücke Zeugs aufgehängt. Der Mann war ein Mulatte gewesen und auf der Rückreise aus Matiamwo gestorben.

Nun waren die Reisenden ohne Führer auf sich selbst ver-

Digitized by Google

wiesen, kamen aber den portugiesischen Besitzungen immer näher und wanderten rasch vorwärts. Am 30. März fiel das Hochland plötzlich ab; es war von tiefen, engen Thälern eingeschnitten. So steil ist dieser Abfall, daß der Wanderer nur an gewissen Stellen hinabgelangen kann, und auch dann muß er vom Ochsen steigen. Livingstone war so abgeschwächt, daß er ohne Beihilfe seiner Leute nicht einmal gehen konnte. Vor ihm lag unten das Thal des Quango, etwa hundert Meilen breit und von dunklem Wald bedeckt, mit Ausnahme der Wiesengründe am Strome, der nach Norden hin fließt. Die entgegengesetzte Seite dieses großen Thales erschien wie eine hohe Gebirgskette, und der Abhang an der Ostseite, welchen der Reisende hinunterstieg, mag eine senkrechte Höhe von tausend bis zwölfhundert Fuß haben. Für einen Mann, der eben die düsteren Wälder von Londa verlassen hatte, war der Anblick zugleich prächtig und erhebend. Mitten durch das Thal zog eben eine Wetterwolke, die sich entlud; das Thal selbst wird von vielen Gefließen durchschnitten, und von unten heraufgesehen erscheint der Abfall wie der Rand eines Tafellandes mit zahllosen Thaleinschnitten und vorspringenden Ausläufen, so daß er sägenartig aussieht. Sowohl Gipfel als Seiten der Sierra sind bewaldet, und nur dort kahl, wo sie allzu steil abfallen und der rothe Boden nackt liegt.

In jenem Thale wird der Bambus so dick wie ein Mannsarm, auch traten manche neue Bäume auf, und viele, die seit Schinte verschwunden waren, fand man hier wieder. Auf dem Hochlande war der Baumwuchs schlank und kräftig, dort unten dagegen vergleichweise verkrüppelt, und die Bäume standen auch nicht so dicht.

Am Sonntage, 2. April, machte sich der Hunger fühlbar. Seit Jonga Panza's Dorfe hatte man vorzugsweise nur von Manioc gelebt, und nun mußte einer von den vier noch übrig gebliebenen Ochsen geschlachtet werden. Die Landesbewohner spüren den Drang nach thierischer Nahrung sehr empfindlich, denn um ihn zu befriedigen, graben sie an den Flußufern nach großen weißen Larven, welche sie zu ihrer Pflanzenkost genießen. Die Baschindsche wollten für allerlei Tand, den man ihnen anbot, keine Nahrungsmittel geben, während ihr Häuptling Sansawe das übliche Geschenk verlangte. Von den Handelsleuten erfuhr man, daß sie sich manchmal mit den Waffen in der Hand seiner erwehren müßten; jetzt forderte er „einen Mann oder einen Zahn." Die Sache nahm eine bedenkliche Wendung; ein Baschindsche äußerte, man möge die Sachen nur hergeben, „denn morgen werdet ihr doch todtgeschlagen, und dann nehmen wir Alles." Die unverschämte Zudringlichkeit

Digitized by Google

dieſer Leute machte die Reiſenden wild und erbittert, ſie hatten wirklich nichts mehr zu geben, nachdem die Chiboque ihnen beinahe das Letzte genommen hatten. Die Neger laſſen ſich gern auf Hin- und Herreden und Beweisführungen ein, und ſo entgegnete ein alter Mann auf Livingſtone's Weigerung: „Ihr wißt, daß Gott Häuptlinge unter uns geſetzt hat, welche wir unterſtützen müſſen. Wie kommt es nun, daß ihr nicht, wie doch alle anderen Leute, dieſem Häuptlinge gebt, was ihm gebührt? Ihr habt doch ein Buch, das euch von Gott erzählt.“ Darauf wurde mit folgender Frage geantwortet: „Wie kann ich wiſſen, daß er ein Häuptling iſt? Er hat mir erlaubt, ſeit anderthalb Tagen neben ihm zu lagern, und doch nichts zu eſſen gegeben.“ „Einem Europäer wird das ſpitzfindig erſcheinen, aber Centralafrikanern gegenüber war es vollkommen angebracht, und der alte Neger gab auch ohne Weiteres zu, daß Nahrungsmittel hätten geſchickt werden müſſen; er fügte hinzu: der Häuptling habe ſie erſt für mich in Bereitſchaft bringen laſſen, und ſie würden bald gebracht werden. Bald nachher erſchien Sanſawe ſelbſt, ein noch junger Mann, der recht hübſch ausſah. Zwiſchen den eigentlichen Portugieſen und dieſen Baſchindſche, welche doch dem Quango ſo nahe wohnen, iſt der Verkehr gewiß nicht lebhaft, denn jener bat, der weiße Mann möge ihm ſein Haar zeigen; zwar ſeien einige weiße Leute durch ſein Land gekommen, aber ſchlichtes Haar habe er noch nie geſehen. Das war wohl möglich, weil die meiſten Sklavenhändler nicht Portugieſen, ſondern Mulatten ſind. Ueber den Unterſchied zwiſchen ihrer Wolle und unſerm Haar lachte er laut auf. Vor Uhr und Kompaß hatte er eine große Scheu, und in die Laterna magica wollte er gar nicht ſehen, weil er ſchon genug an jenen Hexereien hatte und allerlei Zauber anwandte, um übelen Einwirkungen derſelben vorzubeugen. Dann ging er fort und ließ durch den Sprecher ſagen: „Wenn ihr nicht zu den kupfernen Ringen und dem Ochſenfleiſch eine rothe Jacke und einen Mann gebt, dann müßt ihr wieder umkehren,“ worauf ihm geantwortet wurde, daß man am folgenden Tage die Reiſe fortſetzen werde, und daß die Schuld vor Gott auf ihn falle, wenn er Feindſeligkeiten beginne.“ Livingſtone's Leute, die nun wieder Fleiſch gegeſſen hatten, waren voll Muth und Erbitterung und ſehnten in der That einen Kampf herbei; ſie waren entſchloſſen, ſich durchzuſchlagen. Am andern Morgen waren Alle ſchon früh auf den Beinen, und der Zug ging nahe am Dorfe vorüber. Es regnete. Man war darauf gefaßt, daß hinter den Bäumen oder von einigen Hügeln herab gefeuert werden würde, aber kein Schuß fiel, und nachdem man einige Stunden weit gewandert war, athmeten Alle wieder frei auf. Die Leute

Digitized by Google

sagten: „Wir sind Jesu Kinder.“ So zogen sie nun unten das Quangothal entlang, wo das Gras nicht selten dem auf einem Ochsen reitenden Livingstone zwei Fuß über den Kopf reichte und ihm ein ununterbrochenes Sturzbad gab. Unterwegs lagen manche Dörfer, und bei einem derselben weideten Schafe. Den Quango, welcher die von den Portugiesen angenommene Grenze bildet, erreichte der Reisende am 4. April unter 9 Gr. 53 Min. s. Br. 18 Gr. 37 Min. östl. L. Der Fluß war reichlich 150 Schritte breit und sehr tief, aber das Wasser nicht klar. Das war bei keinem Gewässer in Londa oder im Makololoande vorgekommen. Er strömt zwischen Wiesen, auf denen riesenhohes Gras und Rohr wächst, in gerade nördlicher Richtung. Die Eingeborenen sagen, daß viele giftige Wasserschlangen in ihm leben, die sich in großer Menge da versammeln, wo ein todtes Flußpferd liegt. Vielleicht ist das mit ein Grund, weshalb die Dörfer weit vom Ufer entfernt liegen. Man gab den Reisenden den wohlgemeinten Rath, nicht in der Nähe desselben zu schlafen. Die Fährleute sind des Häuptlings „Kinder“, und dürfen nichts ohne dessen Ermächtigung thun. Auch er verlangte, wie gewöhnlich, einen Mann, einen Ochsen oder eine Flinte. Mit den kupfernen Reifen, welche die Reisenden sich vom Leibe nahmen, war er nicht zufrieden: er verlangte noch einen Mann. Zufällig erschien ein junger portugiesischer Mulatte Cypriano de Abreu; er war Sergeant in der Miliz und jetzt eben des Wachshandels wegen über den Quango gekommen. Er gab den guten Rath, daß man sich um den Häuptling nicht weiter kümmern, sondern sofort über den Fluß setzen solle. Das geschah; zwar feuerten die Baschindsche hinter den Reisenden her, aber die Kugeln trafen nicht. Cypriano vermittelte das Geschäft mit den Fährleuten. Jener Häuptling hatte auf seinen Haarschmuck große Sorgfalt verwandt; die Wolle war nach hinten zu in einen Kegel gebunden, der an der Basis etwa acht Zoll im Durchmesser hatte und mit rothem und schwarzem Zwirn umwunden war.

Livingstone befand sich nun am linken Ufer des Quango und war im Gebiete der Bangala. Diese Neger werden auch als Cassandsche oder Cassantse bezeichnet und sind portugiesische Unterthanen. Jetzt war also keine weitere Misbelligkeit mit Stämmen an der Grenze zu besorgen. Was dem Reisenden weiter begegnete, bevor er an die Küste gelangte, lassen wir ihn selbst erzählen.

—„Mit leichtem Herzen zogen wir auf engem Pfade drei Meilen weit durch das hohe Gras und gelangten dann zu einigen hübschen viereckigen Häusern, deren Bewohner vor den Thüren standen und uns begrüßten. Sie sind alle portugiesische Mulatten, gehören zur Miliz, und unser Freund Cypriano war Befehlshaber

Digitized by Google

der hier stehenden Abtheilung. Die Bangala hatten früher den portugiesischen Handelsleuten viele Ungelegenheiten verursacht und einen Mann erschlagen; die Regierung von Angola ließ dann Truppen gegen sie ausrücken, von welchen sie zerstreut wurden. Allmälig fanden sie sich wieder ein, waren aber von da an abhängige Vasallen, in deren Lande Miliz steht. Diese bekommt keinen Sold, sondern treibt Handel und Ackerbau. Erst nach Einbruch der Dunkelheit erreichten wir Cypriano's Haus, neben welchem ich für die Nacht mein kleines Zelt aufschlug. Dort machten sich die Moskitos fühlbar, von denen ich an den klaren Strömen in Londa nicht belästigt worden war. Am andern Morgen, 5. April, versorgte Cypriano meine Leute mit Kürbissen und Mais und lud mich zum Frühstück ein. Dasselbe bestand aus Erdnüssen und geröstetem Mais, gesottenen Maniocwurzeln und Erdnüssen; und zum Nachtisch hatten wir Guavas und Honig. Beim Mittagessen waren einige Freunde meines gütigen Wirthes zugegen. Vor Tische goß eine Sklavin uns Wasser über die Hände; einer der Gäste zerlegte ein Huhn vermittelst Gabel und Messer, beim Essen selbst bediente man sich aber derselben nicht, und ebenso wenig eines Löffels; doch ging alles sehr schicklich zu, und nach der Mahlzeit wusch man sich abermals die Hände. Diese Leute konnten alle recht gut lesen und schreiben. Ich sah mir ihre Bücher an und fand ein kleines Werk über Medicin, eine kleine Encyclopädie und ein portugiesisches Wörterbuch. In dem letztern mußte dem Protestanten die Erklärung des Wortes Priester auffallen, nämlich: einer, der das Gewissen behütet. Auch sah ich einige Lebensbeschreibungen von Heiligen, und Cypriano hatte drei Heiligenbilder von Wachs in seinem Zimmer. Das eine stellte St. Antonius dar; hätte dieser die Entbehrungen, welche er sich in seiner Zelle auferlegte, erduldet, um nach diesen verlorenen Schafen zu sehen, dann würde er sein Leben zweckmäßiger angewandt haben. Weder Cypriano noch seine Freunde wußten etwas von der Bibel, trugen aber Reliquien in neusilbernen Kapseln am Halse, die als Zauber gegen Gefahren zu Land und Wasser dienen sollen, gerade wie bei den Heiden die Zaubermedicin. Es bleibt ein Jammer, daß die Kirche, zu welcher jene Leute gehören, für die Bedürfnisse ihrer Angehörigen nicht sorgt und ihnen die heiligen Schriften in ihrer eigenen Sprache giebt. Es wäre doch, falls sie durch Lesen der Bibel gute Protestanten würden, besser, daß sie dieses wären, als so völlig in Unkunde über die Botschaft zu sein, welche Gott den Menschen gegeben hat. Ich für meinen Theil sehe lieber, daß die Afrikaner gute Römisch-Katholische sind, als götzendienerische Heiden.

Die verbindlichen Empfehlungsbriefe, welche ich vom Chevalier

Digitized by Google

du Prat aus Capstadt mitgebracht, trugen gewiß dazu bei, mir einen friedlichen Empfang zu bereiten, aber ich glaube, daß mein Freund Cypriano von wirklicher Güte für mich durchdrungen war; er machte seinen Garten kahl, um uns mit Nahrungsmitteln zu versorgen, schlachtete sogar einen Ochsen für uns, und seine Mutter sammt den Mägden mußten „Farinha" (Maniocmehl) bereiten, damit wir auf der Reise nach Cassandsche, die fünf Tage dauern konnte, nicht Mangel litten. Nie dachte er für das Alles an eine Entschädigung. Diese Farinha wird aus der süßen Maniocart bereitet, denn die bittere wird in dieser Gegend nicht gebaut; sie gleicht den Sägespähnen und wird deshalb auch Holzmehl genannt; man röstet sie und genießt sie dann wie Gemüse zu Fleisch. Mai ist hier Winters Anfang; viele Bewohner pflanzten Mais; der, welchen wir aßen, war zu Anfang Februars gepflanzt worden. Der dunkelrothe Boden ist außerordentlich fruchtbar und dicht mit grobem Grase bestanden. Als einst Ambonda plündernd in's Land kamen, steckten die Bangala das damals gerade trockene Gras in Brand und vernichteten ihre Feinde durch Feuer. Bis zum 10. wurden wir durch heftigen Regen bei Cypriano zurückgehalten, und ich konnte nur die Breite beobachten, 9 Gr. 50 Min. S. Nach drei Tagen erreichten wir Cassandsche, die am weitesten vorgeschobene Niederlassung der Portugiesen im westlichen Afrika. Unterwegs setzten wir über mehrere kleine Flüsse, welche in den Quango fallen, und ich wurde von dem hohen Grase unablässig durchnäßt. So kam ich denn bei unseren portugiesischen Verbündeten in sehr abgerissener Kleidung an. Der erste Mann, welcher mir im Dorfe begegnete, erhob sogleich die Frage, ob ich einen Paß habe; er müsse mich vor die Behörde führen. Das war mir gerade recht willkommen, und mit Vergnügen begleitete ich ihn zum Commandanten oder Vorsteher da Silva Rego, welchem ich meinen Paß vorzeigte. Dieser Herr lud mich zum Abendessen ein. Vom Quango bis Cassandsche hatte ich nichts weiter genossen als Farinha, und ich muß den Leuten, mit welchen ich am Tische saß, gewiß sehr gefräßig vorgekommen sein; sie hatten aber alle selbst weite Reisen gemacht und konnten sich in meine Lage versetzen. Gern hätte ich mir obendrein noch etwas für die Nacht mitgenommen, denn wenn man Fieber gehabt hat, stellt sich sehr starke Eßlust ein, und Manioc allein kann dieselbe nicht befriedigen. Kapitän Antonio Rodriquez Neves lud mich in sein Haus und gab mir gleich am andern Morgen anständige Kleider. So lange ich in Cassandsche verweilte, behandelte er mich wie einen Bruder, und ich bin ihm für seine uneigennützige Güte zu tiefem Danke verpflichtet. Er sorgte nicht nur für meine Bedürfnisse, sondern

Digitized by Google

gab auch meinen hungrigen Leuten Nahrung, ohne irgend welche Entschädigung dafür anzusprechen.

Cassandsche (portug. Cassange) besteht aus dreißig oder vierzig Häusern, welche den Handelsleuten gehören. Diese Gebäude liegen ohne regelmäßigen Bauplan auf einer flachen Erhebung im großen Quango- oder Cassandschethal, die Mauern und Wände bestehen aus Hürdengeflecht, das mit Lehm beworfen ist; ringsum sind Gartenfelder, auf denen Manioc, Mais ꝛc. wachsen; die Leute haben aber auch Küchengärten, in welchen sie Kartoffeln, Erbsen, Kohl, Zwiebeln und Liebesäpfel bauen. Guaven und Bananen sind schon vor der Besitznahme durch die Portugiesen dort angepflanzt worden, Ananas aber, Orangen, Feigen und Flaschenbäume (Arona squamosa) erst später. Sämmtliche hier wohnenden Handelsleute, vierzig an der Zahl, gelten für „Portugiesen" und sind Offiziere in der Miliz. Manche sind dadurch wohlhabend geworden, daß sie Pombeiros aussenden, d. h. eingeborene schwarze Händler, welche Waaren in die fernliegenden Gegenden bringen. Einige Gouverneure der Hauptstadt Loanda haben nämlich streng auf Durchführung eines Gesetzes gehalten, welches in menschenfreundlicher Absicht den Portugiesen selber verbietet, die Grenzen zu überschreiten. Sie gingen von der Annahme aus, daß in den Fällen, wo ein weißer Handelsmann getödtet worden war, die Schuld an ihm gelegen habe und von ihm der erste Angriff ausgegangen sei. Sie wollten sich der Nothwendigkeit überheben, Leute zu bestrafen, welche portugiesisches Blut vergössen, nachdem sie gereizt worden waren. Das zeugt von mehr Unparteilichkeit, als von Seiten der englischen Behörden in der Capcolonie gegen die Kaffern beobachtet worden ist; gegen diese hat man kostspielige Kriege geführt, ohne nur zu fragen, ob die Schuld nicht etwa auf Seiten der Colonisten an der Grenze gewesen sei. Uebrigens scheinen die Handelsleute von Cassandsche geneigt, sich dem Quango entlang auszubreiten, obwohl die Regierung sie an diesem Orte beisammen halten möchte, damit sie im Fall eines Krieges sich besser vertheidigen können. Ich glaube, sie befinden sich in gutem Wohlstand.

Ich machte den gastfreundlichen Portugiesen kein Hehl daraus, daß ich Missionär sei, und war als solcher für sie ein Gegenstand der Neugier. Sie sahen offenbar in mir einen Agenten der englischen Regierung, der auf Abschaffung des Sklavenhandels hinarbeite; auch begriffen sie nicht, was ein Missionario mit der Beobachtung der Längen und Breiten zu thun haben könne. Als wir etwas näher mit einander bekannt geworden waren, richteten sie allerlei ergötzliche Fragen an mich, z. B. „Ist es gewöhnlich, daß Missionäre auch Doctoren sind? Sind Sie Doctor der Medicin

Digitized by Google

und auch der Mathematik? Sie müssen mehr als Missionär sein, da Sie die Längen berechnen können. Sagen Sie uns, welchen Rang Sie in der englischen Armee einnehmen." Das Letztere wurde wohl nur deshalb bemerkt, weil ich einen Schnauzbart trug. Am meisten waren aber meine Freunde in Cassandsche darüber erstaunt, daß ich ein „Sacerdote" sei und doch eine Frau und vier Kinder habe. Ich bemerkte darüber: Ist es nicht besser, Kinder und eine Frau zu haben, als Kinder und keine Frau? Alle waren ungemein gütig und gastfrei.

Das Fest der Auferstehung ward am 16. April gefeiert, obwohl in Cassandsche kein Priester sich befindet. Die farbige Bevölkerung brachte eine Puppe, welche den Judas Ischariot vorstellen sollte, und, setzte dieselbe auf einen Ochsen, der in Parade durch die Straßen geführt wurde. Dabei fehlte es nicht an Schimpfreden und Verwünschungen gegen den Verräther. Die Sklaven und die freien Farbigen hatten sich bestmöglich herausgeputzt und machten Besuche bei den vornehmsten Kaufleuten, denen sie ein fröhliches Fest wünschten. Dafür erwarteten sie dann ein Geschenk, das auch in der Gestalt von Baumwollenzeug zu einem neuen Anzuge verabfolgt wurde; aber auch da, wo nichts erfolgte, gab es keine unangenehmen Auftritte. Um 10 Uhr Morgens begaben wir uns in die Wohnung des Commandanten, der das Zeichen zum Abfeuern der vier Kanonen gab, welche der Regierung gehören. Das Schießen erregte bei meinen Leuten die höchste Verwunderung, wie sie denn überhaupt einen hohen Begriff von der Gewalt einer Kanone haben. Man zog die portugiesische Flagge auf und die Trompeten wurden geblasen. Kapitain Neves lud alle angesehenen Einwohner zu einem glänzenden Festmahl ein, bei welchem allerlei gute Dinge auf die Tafel kamen, eingemachte Früchte, Weine aus Portugal, Biscuit aus Amerika, Butter aus Cork und Bier aus England. Nach Tische setzten die Leute sich zum Kartenspiel, das bis Nachts elf Uhr andauerte. Soviel ein Reisender bemerken konnte, waren alle höflich, und bereit einander hilfreich an die Hand zu gehen. Ihre Gegend wird von Fiebern heimgesucht, und viele litten an Erweiterung der Milz; sie haben weder Arzt noch Apotheker, keinen Geistlichen und keine Schule, und verlassen sich bei Krankheiten auf einander und auf den lieben Gott. Von diesen Portugiesen hatte kein einziger eine portugiesische Frau. Sie kommen nach Afrika, um etwas Geld zu erwerben und damit nach Lissabon zurückzukehren; sie können deshalb nie eigentliche Ansiedler werden, und leben mit eingeborenen Weibern."

Livingstone macht hier folgende Bemerkungen: „Ganz besonders angenehm war es mir, der ich so viele Beispiele von stupi-

Digitized by Google

dem Vorurtheil gegen die dunkle Hautfarbe erlebt hatte, zu beobachten, wie liberal hier die farbigen Leute von den Portugiesen behandelt wurden. Im Süden kommt es häufig vor, daß Kinder aus gemischtem Blute verlassen werden; hier dagegen ist dergleichen höchst selten. Sie sitzen mit am Tische und ihre Väter sorgen für sie, als wären sie Europäer. Farbige Handlungsgehilfen essen ohne Umstände mit ihren Prinzipalen an derselben Tafel. Dieses höfliche Benehmen der Oberen gegen die Niederen hat aber auch wohl seinen Grund in der Stellung, welche jene einnehmen; auf einige wenige Weiße kommen viele tausend Schwarze, aber nirgendwo sonst in Afrika besteht zwischen Europäern und Eingebornen ein so gutes Einvernehmen als hier."

Dieses Benehmen der Portugiesen ist allerdings löblich, was aber das „stupide Vorurtheil" angeht, so ist der Missionär selbst in einem solchen befangen, wie so manche andere „christliche Philantropen". Er übersieht, daß überall da, wo die höhern Menschenschläge, insbesondere die Weißen, ihr Blut nicht rein gehalten haben, wo sie eine große Anzahl Mischlinge erzeugt haben, Staat, Gesellschaft und Moralität verkümmern, und daß das „Vorurtheil" gegen dunkle Hautfarben auf einem sehr richtigen, von der Natur selber gegebenen Instincte beruht.

„Vom Dorfe Cassandsche aus hat man einen guten Blick über die mit Gras und Waldgruppen bedeckte, wellenförmige Ebene. Der westliche Rand des Quangothales liegt etwa zwanzig Meilen entfernt und erscheint wie eine hohe Bergkette. Man nennt sie Tala Mungongo, d. h. siehe die Kette; auf einer alten portugiesischen Karte ist sie unter diesem Namen verzeichnet, der aber mit „Felsencastell" erklärt wird, auf welchem sie den Coanza entspringen läßt. Ich erfuhr aber, daß der Coanza seine Quelle unfern Bihe (also weit nach Südsüdwesten hin) hat, und daß wir diesen Strom erst bei Pungo Andongo erreichen würden. Kapitän Neves und andere hatten richtige Vorstellungen von dem Laufe der Flüsse und theilten sehr gern mit, was sie wußten. Und doch wurden gerade um diese Zeit Karten aus Angola nach Europa gesandt, welche den Quango und den Coanza als einen und denselben Fluß darstellten, und Cassandsche hundert Meilen von seiner richtigen Stelle eingetragen hatten. Wahrscheinlich ist die Verwirrung dadurch gesteigert worden, daß ein und derselbe Name mehrfach vorkommt. Ich habe mehrere Quango's überschritten, die aber alle klein waren, mit Ausnahme des einen großen, welcher in dem weiten Thale strömt. Es ist auch verwirrend, daß Lieblingsnamen von Häuptlingen, z. B. Catende, so oft vorkommen, und deshalb wird leicht ein Ort mit dem andern verwechselt. Ich habe möglichst wenige Namen ge-

Digitized by Google

nannt, um diese Verwirrung zu vermeiden. Das ganze Thal ist mit Dörfern übersäet, die aber nicht permanent sind; vor 1850, ehe die Portugiesen auszogen, um die Bangala zu züchtigen, gab es deren noch viel mehr.

Ich habe schon erwähnt, daß dieses Thal ganz ungemein fruchtbar ist. Meine Leute konnten sich nicht genug darüber wundern, wie trefflich es sich zum Anbau ihrer Getreideart, des Holcus sorghum, eigne, und äußerten sich wegwerfend darüber, daß die Bewohner so wenig Land bestellen. Die Portugiesen sagten mir, daß Dünger nicht nöthig sei, und der Boden trägt um so reichlicher, je öfter er umgegraben wird; Ernten in einem alten Garten sind ergiebiger, als jene auf neuem Boden. Auch Rindvieh gedeihet gut, aber im Allgemeinen liegt das schöne Thal so gut wie wüst. Denn die Portugiesen und ihre Abkömmlinge sind fast ausschließlich dem Handel mit Wachs und Elfenbein zugewandt; Korn und Fleisch könnten sie in größter Fülle bei sich haben, sie kaufen aber Mehl, Brot, Butter und Käse von den Amerikanern.

Die Handelsleute zu Cassandsche waren die ersten weißen Männer, mit welchen wir in Berührung kamen. An sie verkaufte ich die Elephantenzähne, welche ich von Sekeletu mitgebracht hatte, um den Beweis zu führen, wie sehr verschieden der Preis für diese Waare sich im Lande der Makololo und bei den Weißen stelle. Das Ergebniß war meinen Begleitern sehr willkommen, denn die Portugiesen zahlten besser, als die Kaufleute vom Cap zu thun vermögen, welche hohe Transportkosten haben und allerlei Beschränkungen unterliegen. Wir erhielten für einen einzigen Zahn zwei Musketen, drei kleine Fässer Schießpulver, englischen Calico und Wollenzeug genug, um alle meine Leute zu kleiden, und mehrere starke Stränge Glaskorallen; im Makolololand mußte man dagegen zwei Zähne für eine Muskete geben. Für einen andern Zahn erhielten wir Calico, welcher hier das Hauptumlaufsmittel bildet, und wir konnten mit ihm alle Auslagen bis an die Küste bestreiten. Für die beiden anderen kaufte ich in Loanda ein für Sekeletu bestimmtes Pferd. Es kostete Mühe, den Makololo in meinem Gefolge begreiflich zu machen, daß Zeitverlust und Transportkosten auf den Preis der Waaren von Einfluß sind. Sie hatten gemeint, die Portugiesen würden in Linyanti dieselben Preise zahlen können, wie in Cassandsche; der Sachverhalt wurde ihnen jedoch klar, als sie in Loanda selbst sich überzeugten, daß die Waaren dort viel wohlfeiler waren als in Cassandsche.

Der Commandant Rego bot mir einen Soldaten an, der mich bis Ambaca geleiten sollte. Meine Begleiter äußerten, es werde wohl besser sein, wenn sie nun wieder heimgingen; die farbigen

Digitized by Google

Leute in Cassandsche hatten ihnen gesagt, ich wolle sie nur deshalb an's Meer bringen, um sie zu verkaufen. Auf den Schiffen würden sie dann gemästet und gefressen werden, denn alle weißen Leute seien Kannibalen. Ich fragte: ob sie jemals gehört hätten, daß ein Engländer Menschen kaufe oder verkaufe; ob sie nicht wüßten, daß ich eine Sklavin zurückgewiesen, welche Schinte mir geben wollte; ich hätte mich stets wie ein englischer Lehrer benommen; wollten sie aber nicht mit bis ans Meer, nun, dann möchten sie umkehren; ich aber würde weiter gehen, weil ich in Loanda Landsleute zu finden hoffe. Darauf entgegneten sie, es habe ihnen angemessen erschienen, mir mitzutheilen, was man ihnen erzählt, und sie würden mir folgen, wohin ich auch gehen möge. Damit war diese Sache abgethan; der Kapitän gab ihnen einen Ochsen und mir ein freundschaftliches Abschiedsmahl. Alle Kaufleute gaben uns das Geleit bis an den Rand der Hochfläche, auf welcher ihr Dorf steht, sie ließen sich in ihren Hängematten von Sklaven tragen. Ich schied von ihnen mit dem Gefühl inniger Dankbarkeit. Denn sie hatten für mich und alle meine Leute nicht nur Alles gethan, was in ihren Kräften stand, sondern gaben mir auch Empfehlungsbriefe an ihre Freunde in Loanda, wo es an Gasthöfen fehlt.

Cassandsche, die am weitesten nach Osten liegende Station der Portugiesen, liegt unter 9 Gr. 37 Min. 30 Sec. s. Br., 17 Gr. 49 Min. östl. L., und wir hatten von dort noch dreihundert Meilen bis an die Küste. Ein schwarzer Korporal von der Miliz, unser Begleiter, war aus Ambaca gebürtig und konnte, gleich allen Ambakistas, d. h. Leuten jenes Bezirks, lesen und schreiben. Er hatte drei Sklaven bei sich, von denen er sich in einer sogenannten Tipoia, einer an Stangen befestigten Hängematte, tragen ließ. Diese Sklaven waren noch jung und mußten oftmals ausruhen, der Korporal war aber verständig genug, zu Fuße zu gehen und die Tipoia nur dann zu besteigen, wann er in die Nähe eines Dorfes kam. Dort zog er in vollem Staat ein. Zwei Sklaven trugen ihn, der dritte ging voran mit einem drei Fuß langen hölzernen Koffer, in welchem sich sein Schreibzeug, Speisen und Kleider befanden. Der Mann war in Allem sehr reinlich; obwohl selber rabenschwarz, schalt er doch seine Sklaven als „Neger" aus. Wenn er in einem Dorf etwas kaufen wollte, setzte er sich, rieb ein wenig Schießpulver, das ihm als Tinte diente, und schrieb mit sauberen Zügen eine Anfrage, wie viel der Gegenstand koste; der Verkäufer erhielt den pomphaften Titel Illustrissimo Senhor. Diese Anrede ist in ganz Angola bräuchlich; die Antwort erfolgte in demselben Styl, und wenn sie annehmbar erschien, wurde der Handel abermals schriftlich abgeschlossen. Derartige

Digitized by Google

Correspondenzen sind in ganz Angola so häufig, daß der Papierverbrauch nicht ohne Belang erscheint. Im Uebrigen nahm es dieser Führer mit der Redlichkeit nicht sehr genau; ein Land mit Sklaven ist auch für Freie keine gute Schule, und jener Korporal war bei weitem nicht so rechtschaffen, wie meine eigenen Leute; er spielte mit denen, welchen ich Lebensmittel abkaufte, unter einer Decke und betrog mich. Uebrigens brachte er uns glücklich nach Ambaca und ich freute mich, auf meiner Rückreise in Cassandsche zu vernehmen, daß er zum Sergeant-Major in der Miliz befördert worden war.

Am 21. April hatte ich Cassandsche verlassen und war durch das Thal bis an den Fuß des Tala Mungongo gegangen. Dabei überschritt ich einen kleinen hübschen Fluß, den Lui am 22., einen andern, den Luari am 24. und befand mich dann am Fuße der Bodenerhebung, welche tausend bis fünfzehnhundert Fuß beträgt. Die Wolken kamen durch das Thal gezogen und brachen sich an der Höhe; dieser westliche Rand des Quangothales gleicht genau der weiter oben beschriebenen Ostseite am Rande des Hochlandes von Londa. Dieses ganze Thal ist einmal durch Wasserfluthen ausgeschwemmt worden; noch jetzt sieht man Bruchstücke des Plateau's, welches einst den nun leeren Raum ausgefüllt hat, und sie zeigen dieselben rothen wagerechten Schichten und zwar in derselben Höhe wie die Erhebung, welche den Rand des Thales bildet. Eine dieser gleich Inseln vereinzelt stehenden Massen, Kasala genannt, hatten wir von der Stelle aus gesehen, wo ich das Thal verließ, in der Richtung nach Südsüdosten; sie liegt etwa zehn Meilen westsüdwestlich von Cassandsche. Ihre Abhänge sind so steil, daß selbst die Eingeborenen kaum bis zu dem Gipfel hinaufzuklimmen vermögen; oben nisten die Marabutvögel, deren Federn theuer bezahlt werden. Am südlichen Ende soll ein kleiner See liegen, und unten bildet sich während der Regenzeit eine Art von natürlichem Festungsgraben. Ein Ritter in den Feudalzeiten würde über eine solche Erwerbung um so mehr hocherfreut gewesen sein, da oben fruchtbarer Boden in Fülle sich befindet.

Ich hatte noch keine klare Vorstellung von der Beschaffenheit des Tala Mungongo. Ein Mann in Cassandsche hatte ihn mir als eine hohe Gebirgskette geschildert, deren Ersteigung vier Stunden erfordern würde, ich kam aber in einer Stunde hinauf, wiewohl ich am Fieber litt und der Weg sehr schlüpfrig war. Dann befand ich mich auf einem Tafellande, das jenem auf der andern Seite des Quango glich und gleich diesem hohe Bäume hatte. Einer derselben, der Mononga zambi, trägt eine Frucht von der Dicke einer zweiunddreißigpfündigen Kanonenkugel. Ich warf einen Blick

Digitized by Google

auf das Thal zurück, welches sich an Fruchtbarkeit mit jenem des Mississippi messen kann, und dachte an die ungeheuren Massen, welche bei seiner Bildung ausgehöhlt und fortgeschwemmt worden sind.

Wenige Meilen vom Rande dieses Abfalles entfernt, liegt das Dorf Tala Mungongo, wo ich in einem Hause schlafen konnte. Das war um so willkommener, da die beträchtlichere Höhe und das Herannahen des Winters die Temperatur dermaßen abkühlten, daß von meinen Begleitern manche über Kälte klagten. Die Portugiesen haben in diesen Gegenden besondere Häuser für Reisende errichtet, in der Weise der Chane oder Karawanserais, die man im Orient findet. Die Wände bestehen aus Flechtwerk, das mit Lehm beworfen ist; im Innern findet man Bänke von Rohr, die als Schlafstelle dienen, Stühle, einen Tisch und Wasserkrüge. Am 27. gelangte ich in ein Dorf der Basonga; dieser Stamm ist den Portugiesen unterworfen, aber gleich den Bangala nur theilweise. Ich kam dann über mehrere kleine Flüsse, welche nach Westen fließen und in den Quize fallen, der seinerseits in den Coanza mündet. Die Basanga waren höflich, gleich allen von den Portugiesen abhängigen Stämmen. Je weiter man nach Westen kommt, um so mehr macht sich der Einfluß der Portugiesen geltend, und in der Umgegend von Loanda gehorchen ihm Alle, Freie sowohl wie Sklaven. Die Statthalter von Angola sind klug genug, sich bei den Stämmen im innern Lande mit einer bedingten Abhängigkeit und einem bloßen Tribute zu begnügen.

Alle Bewohner dieser Gegenden sind, gleich jenen in Londa, ächte Neger. Man findet bei ihnen allgemein dunkle Hautfarbe, aufgeworfene Lippen, einen nach hinten und oben verlängerten Kopf mit Wollhaar, platte Nase und die übrigen Eigenthümlichkeiten des Negers. Aber alle diese Eigenschaften finden sich keineswegs immer bei allen Individuen vereinigt. Zwar Jeder hat bis zu einem gewissen Grade vorstehende, dicke Lippen, aber man sieht in einzelnen Dörfern auch wohl Leute, bei denen sie nicht stärker hervortreten, als bei manchem Europäer. Alle sind dunkelfarbig, aber bei den verschiedenen Individuen findet man Abstufungen von tiefem Schwarz bis zum Hellgelb. Diese hellere Färbung wird häufiger, je weiter man nach Westen kommt, aber da wo die feuchte Seeluft Einfluß übt, macht sie bei der Küstenbevölkerung wieder einer schwarzen Haut Platz. Die Schädelform ist zwar im Allgemeinen dieselbe, aber nicht unbedingt allgemein. Bei den Männern an der östlichen Seite Afrika's, Kaffern zum Beispiel, findet man hübsch entwickelte, stark europäische Kopfformen. Ich habe dergleichen oft beobachtet, und mit der dunklen Farbe bin ich so vertraut worden, daß sie mir gar nicht mehr auffiel. Ich bin manchmal verwundert

Digitized by Google

gewesen über die Aehnlichkeit zwischen einzelnen Kaffern und englischen Notabilitäten. Das eben Gesagte paßt indeß nicht auf die Buschmänner und Hottentoten, welche eigenthümliche Schädelform und ganz besondern Wuchs der Wolle haben; denn ihre Kopfwolle wächst in Büscheln, zwischen denen sich glatte Haut befindet, und wenn man das Haar kurz abschneidet, gleichen diese Büschel Pfefferkörnern in der Haut, (ein kurzgeschorner Kopf sieht aus wie eine Schuhbürste) während sie bei den Balonda und Marawi in dicker, krauser Masse wächst.

Unser Weg führte durch fruchtbare, wohlbevölkerte Gegenden nach Sanza; der Quize wurde abermals überschritten, und ich hatte die Freude, einen mit Weizen bestellten Acker zu sehen, der keiner Bewässerung bedurfte. Die vier Zoll langen Aehren waren für meine Begleiter ein Gegenstand von Interesse; sie hatten bei mir in Linyanti wohl Weizenbrot gekostet, die Frucht selbst aber noch nie gesehen. Der Besitzer war ein Portugiese, Namens Miland; in seinem Garten sah ich europäische Gemüse, welche auf dieser Höhe über dem Meere gedeihen; auch fand ich später, daß an einigen Stellen der Kaffeebaum sich von selbst fortgepflanzt hatte. Man findet ihn dreihundert Meilen weit von der Küste auf den Höhen von Tala Mungongo, wo er einst von den Jesuiten eingeführt worden ist.

Am Sonntag, 30. April, blieb ich in Ngio, unweit der Furth über den Quize, der in den Coanza fällt. Hier wird das Land offener, ist aber noch sehr fruchtbar, und das Gras erreicht eine Höhe von drei Fuß; auch ist es gut bewaldet und bewässert. In den über die Landschaft zerstreut liegenden Dörfern der Basongo gewahrt man dann und wann ein viereckiges Haus, in welchem ein eingeborener portugiesischer Handelsmann wohnt. Diese Neger halten Rindvieh und Schweine. Die obenerwähnten Rasthütten liegen etwa zehn oder zwölf Meilen von einander entfernt am Weg entlang, der stets von Menschen belebt ist, die nach der Küste wandern oder von dort zurückkommen. Sie tragen die Waaren auf dem Kopf oder auf einer Schulter. Sobald ein Trupp solcher Träger an ein Rasthaus kommt, wird von demselben Besitz genommen; wer später anlangt, muß sich selber Hütten aufschlagen, was freilich mit keinen Schwierigkeiten verbunden ist, da es an Gras nie fehlt. Die Frauen kommen aus den Dörfern mit Körben voll Manioc, Wurzeln, Erdnüssen, Yams, Pfeffer (Capsicum baccatum?) und Knoblauch herbei. Calico, wie wir von Cassandsche mitgebracht hatten, bildet das vorzüglichste Tauschmittel. Diese Frauen fanden wir stets sehr höflich, sie waren heiter und schienen an ihrem Geschäft Gefallen zu finden. Jene Waaren werden theils

Digitized by Google

von ihnen selbst gebaut, theils kaufen sie dieselben in den benachbarten Dörfern auf, um damit Handel zu treiben. Manche von meinen Leuten wurden hier in dem feuchten Klima stark vom Fieber heimgesucht, und ich selber konnte bei der starken Feuchtigkeit und Verdunstung bei Nacht keine Beobachtungen anstellen. Das Fieber nahm auch mich arg mit und verursachte häufigen Schwindel. Ich vermochte nicht einmal ein Instrument festzuhalten, geschweige denn eine einfache Berechnung zu machen. Am Morgen waren meine Kleider vom Schweiße oft so durchnäßt, als hätten sie im Wasser gelegen. Vergeblich hatte ich mir Mühe gegeben, Wörter aus der Bondasprache zu lernen, ich wußte meine nächsten Begleiter nicht bei Namen zu nennen, und hätte vielleicht meinen eigenen nicht zu nennen vermocht, wenn man mich darnach gefragt hätte. Das Fieber zeigte immer neue Symptome.

Im Bezirk von Ambaca geben die Berge in der Ferne der Landschaft einen lebhaften Charakter; das Gras war hier kürzer, und die ganze Gegend gewährte einen freundlichen Anblick. Zu meiner Linken traten Felsen von derselben Art auf, wie bei Pulo Andongo; sie gleichen der berühmten Stonehenge-Gruppe auf der Ebene von Salisbury, nur daß hier die Steinpfeiler eine kolossale Größe haben. Die Fruchtbarkeit ist ganz außerordentlich, der Boden eisenhaltig. Viele kleinere Gewässer fallen in den Lucalla, die Hauptwasserader von Ambaca; er mündet nach Südosten hin, bei Massangano, in den Coanza. Am Lucalla ist eine von der Regierung verpachtete Fähre. Das Dorf Ambaca, einst ein Ort von Bedeutung, jetzt ein armseliges Dorf, liegt sehr hübsch auf einer Anhöhe, die auf allen Seiten von hohen Bergen umschlossen ist. Dort befindet sich ein Gefängniß und ein gutes Haus für den Commandanten, aber keine Kirche; nur Ruinen einer solchen sind vorhanden. Arsenio de Carpo, der Commandant, sprach etwas Englisch und nahm mich sehr freundlich auf; da er sah, wie abgeschwächt ich war, rieth er mir zu einem Glase Wein, und dieses war das erste, welches ich überhaupt in Afrika getrunken habe. Es hat mich damals sehr erquickt und gestärkt. Der District Ambaca soll vierzigtausend Einwohner haben. Zehn oder zwölf Meilen von dem gleichnamigen Dorfe stand einst die Missionsstation Cabinda, und ich erstaunte in dieser Gegend über die große Menge von Menschen, welche lesen und schreiben können. Das verdankt man den Jesuiten und Kapuzinern; nach Austreibung der ersteren durch Pombal haben die Eingeborenen einander selbst unterrichtet. Jene eifrigen Männer stehen noch jetzt in gutem Andenken, alle rühmen den Patres Jesuiten Gutes nach; schade, daß sie dem Volke nicht auch die Bibel gegeben haben.

Digitized by Google

Ich wohnte im Hause des Commandanten, wo mich während des Schlafes ein Insect in den Fuß biß. Es war die Tampan, eine Art Zecke, welche für ihren Biß vorzugsweise die Stellen zwischen den Fingern oder Zehen wählt. Man hat dergleichen Thiere von der Größe eines Nadelknopfes bis zu der einer Erbse, und sie kommen hier zu Lande in allen Hütten der Eingeborenen vor. Sie saugt Blut so lange, bis sie voll ist, sieht dann schwarzblau aus und die Haut ist so zäh und nachgiebig, daß sie zwischen den Fingern nicht zerdrückt werden kann. Schon in früheren Jahren hatte ich die Wirkungen eines solchen Bisses kennen gelernt und seitdem die Hütten der Eingeborenen so viel als möglich gemieden, jetzt wurde ich aber im Hause eines Europäers heimgesucht. Zuerst empfindet man ein schmerzhaftes Jucken und Prickeln, welches dann bis zum Unterleib emporsteigt und neben heftigem Erbrechen auch Abführen hervorbringt. Bleiben aber diese Wirkungen aus, dann erfolgt Fieber, das manchmal den Tod herbeiführt. So versicherten mich verständige Portugiesen, und in Tete waren meine Freunde sehr dafür besorgt, meine Begleiter so unterzubringen, daß sie von den Tampans nichts zu befürchten hatten. Ich meinerseits verspürte weiter keine Folgen, als ein etwa acht Tage anhaltendes Prickeln und Jucken an der gebissenen Stelle.

Sonntag, 14. Mai, verweilten wir in Cabinda, wo ein Untercommandant steht; der Ort liegt in einer Thalschlucht zwischen Pflanzungen von Bananen und Manioc. Je weiter wir nach Westen kamen, um so malerischer wurde die Gegend. Die Reihenzüge der hohen blauen Berge von Libollo, welche mir auf dem Wege nach Ambaca dreißig oder vierzig Meilen weit nach Süden lagen, sah ich nun nicht mehr, weil andere vorliegende Höhenzüge mir die Aussicht dorthin verschlossen, und die grauen Höhen von Cahenda und Kiwe, die mir in Ambaca acht oder zehn Meilen gegen Norden lagen, hatte ich nun gerade zu meiner Rechten. Als ich einen Blick auf dieses offene Weideland von Ambaca zurückwarf, erschienen mir die breiten, wellenförmigen und grünen Ebenen wie eine auf allen Seiten von steilabfallenden Bergen umgebene Mulde. Als wir weiter westlich kamen, erreichten wir den Gebirgsdistrict Golungo Alto, der einen recht wilden Anblick bietet.

Unterwegs begegneten uns mehrfach Mambari, die nach Bihe zurückkehrten. Manche von ihnen waren bis Linyanti gekommen und ließen ihr Mißvergnügen darüber merken, daß künftig die Makololo nicht mehr ihnen die Elephantenzähne verkaufen, sondern diese selbst nach der Küste bringen wollten. Sie wiederholten die bekannten Fabeln über die Art und Weise, wie die weißen Männer Handel treiben. „Der Verkäufer legt das Elfenbein am Abend

Digitized by Google

irgendwo an der Küste nieder, und wenn er am andern Morgen wieder dorthin kommt, findet er dafür allerlei Waaren, welche die weißen Leute dorthin gelegt haben. Wie kann nun ein Makololo mit solchen Meermenschen handeln? Könnt ihr in die See gehen und ihnen sagen, daß sie an die Küste kommen sollen?" Meine Leute sagten, sie wollten sich die Dinge mit ihren eigenen Augen betrachten; denn sie begriffen jetzt schon recht gut, weshalb die Mambari mit ihnen lieber am Zambesi, als an der Küste handeln wollten.

Auf einen Mann, in dessen Adern hochländisches Blut fließt, wirkt es anregend und erheiternd, wenn er in oder bei hohen Bergen sich befindet. Als wir durch die mit Wald bestandenen Massen von Glimmerschiefer dahin zogen, welche das Hochland um das romantisch daliegende Golungo Alto (9 Gr. 8 Min. 30 Sec. s. Br., 15 Gr. 2 Min. östl. L.) bilden, vergaß ich mein Fieber. Die Hügel sind mit Bäumen von verschiedenartigem Blätterschmuck und Farbenspiel geziert, und unter ihnen ragt die Palme hervor, aus welcher man das im Handel sehr gesuchte Oel und ein berauschendes Getränk bereitet. Der Commandant, Lieutenant Antonio Canto a Castro, ein recht intelligenter Mann, nahm uns sehr freundlich auf und beklagte auch, daß ein so schönes Land lange ungebührlich vernachlässigt worden sei. Bei der letzten Zählung enthielt dieser Bezirk 26,000 Heerde oder Feuer, und man kann auf jedes derselben etwa vier Seelen rechnen. Blos die Anzahl der Carreadores oder Träger, welche auf Verlangen der Regierung Waaren bis an die Küsten tragen müssen, beträgt sechstausend, aber es ist keine gute Straße vorhanden. Dieses System der Beförderung von Waaren auf dem Zwangswege wurde eingeführt, nachdem 1845 die englischen Kreuzer gegen die Sclavenschiffe nachdrücklicher einschritten, als vorher. Früher wurde in folgender Weise verfahren. Der Handelsmann ging in's Innere, kaufte Elfenbein und Wachs sammt einer verhältnißmäßigen Menge von Sclaven, welche mit jenen beiden Waaren beladen wurden. An der Küste wurden dann diese Träger verkauft und auf die Sclavenschiffe gebracht. Seit dem obengenannten Jahre stockte dieser Menschenhandel, weil die Engländer ihn auf der See lahm legten; aber Wachs und Elfenbein sollten nach wie vor aus dem Innern nach den Häfen gebracht werden. Straßen, auf welchen Fuhrwerke gehen können, gab und giebt es noch nicht, und deshalb führte die Regierung von Angola das ebenerwähnte System ein. Ein Handelsmann, der zwei- bis dreihundert Träger nöthig hat, die ihm seine Waaren aus dem Innern bis an's Meer tragen sollen, wendet sich an den Gouverneur, welcher ihm einen Befehl mitgiebt, demzufolge der Commandant eines Bezirks angewiesen wird, die erforderliche Menge von

Digitized by Google

Leuten zu stellen. Dieser veranlaßt seinerseits die Dorfschulzen, je nach der Zahl der Einwohner, fünf, zwanzig oder dreißig Träger zu stellen. Dafür hat der Handelsmann von jeder Tracht eine Gebühr von tausend Reïs, etwa einen Thaler, an die Regierung zu entrichten, und jedem Träger täglich fünfzig Reïs, etwa zwanzig Pfennige, für den Lebensunterhalt zu zahlen. Eine Tagereise beträgt selten mehr als acht oder zehn englische Meilen, und diese beiden Ausgaben fallen deshalb schwer auf alle Handelsleute, welche früher die Träger, nämlich ihre Sclaven, umsonst hatten.

Während meines Aufenthaltes in Golungo Alto kam ich wieder ein wenig zu Kräften, und konnte mich an der prächtigen Aussicht auf die grüne üppige Gegend erfreuen. Manche Hügel waren bis zum Gipfel mit Manioc, Kaffee, Baumwolle, Guavas, Ananas und auch mit Pitargas und Jambos bepflanzt, welche letzteren einst von Missionären aus Südamerika hierher verpflanzt worden sind. Die ganze Gegend hatte, das Wasser abgerechnet, manche Aehnlichkeit mit der Gestaltung der Bai von Rio Janeiro. Am 24. Mai brach ich von Golungo Alto auf; es war nun Winter in dieser Gegend. An jedem Abend rollten mächtige Wolkenmassen über die Gebirge im Westen, und in der Nacht oder am frühen Morgen kamen Donnerwetter und heftige Regengüsse. Die Wolken blieben an den Bergen bis gegen Mittag, und ich bemerkte Morgennebel, der in Kolobeng gar nicht vorkommt. Der Wärmemesser zeigte am Tage 80, bei Nacht 76 Gr. F.

Wir hatten mehrere kleine raschlaufende Gewässer zu überschreiten, welche an manchen Stellen Cascaden bilden; sie fließen in den Luinha und Lucalla. Dann führte der Weg durch Wälder mit Bäumen von gigantischem Wuchs und über eine lichte Strecke, die Cambondo heißt. Dort waren, etwa acht Meilen von Golungo Alto entfernt, eine Anzahl Leute damit beschäftigt, große Bäume in Bretter zu verwandeln und zwar in Robinson Crusoe's Manier. Sie hieben einen Baum von drei oder vier Fuß Durchmesser um und zerlegten ihn mit der Axt in eine Menge kleiner Blöcke, welche sie dann der Länge nach zu Brettern zerspalteten. Jene eben erwähnten Wasserfälle könnten Sägemühlen treiben, aber Niemand hat daran gedacht, dergleichen anzulegen. Jene Zimmerleute verfertigten aus den Brettern kleine Kisten, sie verfertigen auch Schloß, Hespe und Schlüssel selbst, und das Stück kostet etwa einen halben Thaler. Meinen Begleitern gefielen diese Kästen dermaßen, daß sie einige davon mit nach Linyanti nahmen.

In Trombela überraschte es mich in sehr angenehmer Weise, daß der Untercommandant sein Haus mit Blumen geschmückt hatte; seit Mosinkwa in Londa hatte ich dergleichen Zierat nicht mehr

Digitized by Google

gesehen. Auch hatte er am Wege Reihen von Bäumen gepflanzt, und zwischen denselben wuchsen Ananas und Blumen. Später fand ich dergleichen auch in anderen Bezirken, und Alles gedeihet, wenn man nur den Boden von Unkraut rein hält. Dieser Commandant hatte vor einigen Jahren ein Stück Wald gelichtet, und besaß nun ein hübsches Gut, das ihn etwa 16 Pfund Sterling kostete; jetzt aber war es ungemein im Werthe gestiegen, denn er hatte bereits neunhundert Kaffeebäume angepflanzt. Alle Arten von Fruchtbäumen und Weinreben geben reichen Ertrag, und zwei Ernten im Jahre ohne Bewässerung; mit Benutzung des Winternebels kann man von Gemüsen und Hülsenfrüchten drei Ernten erzielen. Baumwolle leidet manchmal durch Nässe. Feigen und Wein gediehen gut, aber die Leute klagten, daß eine gute Straße fehle, auf welcher sie ihre Producte zu Markte bringen könnten.

Als wir vom Gebirge nach der Westküste herabstiegen, verlor die Gegend an Anmuth und Fruchtbarkeit. Zu unserer Rechten floß der Senza, der weiter abwärts den Namen Bengo führt; er war hier etwa fünfzig Schritte breit und für Kähne schiffbar. Die niedrigen Ufer hat man durch Deiche vor Ueberschwemmungen geschützt; die Anwohner bringen ihre Erzeugnisse zu Wasser nach Loanda. Am Bengo wimmelt es von blutgierigen Moskitos, die uns alle so entsetzlich peinigten, daß keiner von uns schlafen konnte. Mich nahm ein Portugiese in sein Haus, ich machte aber bald, daß ich wieder hinauskam, und legte mich unter freiem Himmel an's Feuer in der Art, daß die Luft mir den Rauch zuwehete. Mein Wirth wunderte sich über meinen Mangel an Geschmack, ich dagegen wunderte mich über seinen Mangel an Gefühl; denn zu meiner nicht geringen Verwunderung hatte er sich an Qualen gewöhnt, die mir vorkommen, als hätte einer stets Zahnschmerzen oder ginge auf einem Nagel, der sich durch die Schuhsohle getreten hat.

Nun kamen wir der See immer näher, und meine Leute wurden wieder bedenklich. Einer fragte, ob wir denn in Loanda einander auch alle überwachen könnten. „Wenn einer geht, um Wasser zu holen, sehen dann auch die anderen, wenn er geraubt wird?“ Es gelang mir indessen auch jetzt, sie zu beruhigen. Die Ebenen in Loanda sind an manchen Stellen hoch und nicht sehr fruchtbar. Als wir über sie dahinwanderten, erblickten wir plötzlich das Meer, und meine Begleiter sahen mit Staunen den unbegrenzten Ocean.

Wir Alle waren ungewiß, ob wir in Loanda nicht etwa Mangel leiden würden, und meiner hatte sich in Folge der Krankheit eine gedrückte Gemüthsstimmung bemächtigt. Das Fieber war mit einem chronischen Durchfall verbunden, und ich konnte deshalb kaum

Digitized by Google

zehn Minuten auf meinem Ochsen bleiben. Als ich am 31. Mai den Abhang nach Loanda hinabritt, war ich voll Sorgen, denn man hatte mir gesagt, daß nur ein einziger Engländer in der Stadt sei; wenn dieser nun nicht menschenfreundlich gesinnt war? Dieser Herr Gabriel war Commissar zur Unterdrückung des Sclavenhandels; er hatte mir nach Cassandsche eine schriftliche Einladung entgegengeschickt, die mir unglücklicher Weise nicht zugekommen war. Als ich bei ihm anlangte, überraschte es mich sehr angenehm, wohlgepflegte Blumen zu finden, und ich fand in ihm einen braven Engländer, der das Herz auf dem rechten Flecke hat. Er sah, wie krank ich war, und gab mir sein Bett. Ich werde nie vergessen, wie froh ich war, als ich einmal wieder auf einem guten englischen Lager ruhete, nachdem ich sechs Monate lang mich mit dem platten Erdboden hatte behelfen müssen. Ich schlief bald ein."

Fünfzehntes Kapitel.

Livingstone's Aufenthalt in San Paolo de Loanda. — Nachrichten des deutschen Arztes Dr. Tams über Angola und Benguela.

In San Paolo de Loanda litt Livingstone schwer von den Einwirkungen der bösen Luft, welche er unterwegs eingeathmet hatte, und fühlte sich nun, da er endlich zu einiger Ruhe gekommen war, schwächer und noch mehr angegriffen als je zuvor. Die Befehlshaber der britischen Kreuzerschiffe, welche im Hafen lagen, erboten sich freundlich, ihn nach dem gesundern St. Helena zu schaffen, allein der ehrenhafte Mann mochte seine Begleiter, die so treu bei ihm ausgehalten, nicht allein lassen. Er begriff nun, daß ein Verkehr mit Wägen zwischen der Westküste und dem Lande der Makololo unmöglich sei; ohnehin waren die Stämme an der portugiesischen Grenze einem solchen abgeneigt, weil er ihre Vermittelung im Handel und Wandel überflüssig gemacht hätte. Aber die Makololo wollte er wieder zurückbringen in ihre Heimat und dann versuchen, ob er am großen Strome Zambesi oder Liambye bis zur Ostküste werde vordringen können.

Die portugiesischen Behörden in Loanda, und insbesondere auch der würdige Bischof Moreira Reis, der zugleich das Amt eines Gouverneurs versah, bewiesen sich gegen den kühnen Reisenden sehr freundlich und zuvorkommend. Herr Gabriel ließ Living-

Digitized by Google

ſtone's Begleiter kleiden; ſie erhielten neue Röcke von geſtreiftem Baumwollenzeuge und rothe Mützen, ſo daß ſie ganz ſtattlich vor dem Prälaten erſcheinen konnten. Die Makololo insbeſondere benahmen ſich ernſthaft, und ihr Staunen über das große weite Meer wollte ſich gar nicht verlieren. Von einem zweiſtöckigen Hauſe hatten ſie bis dahin noch keinen Begriff gehabt; ſchon Livingſtone's beſcheidenes Haus in Kolobeng war ihnen nicht als eine Hütte, ſondern „als ein Berg mit Höhlen darin" erſchienen. Nun ſahen ſie ſogar Paläſte.

Der Miſſionär bewog ſie, die engliſchen Kriegsſchiffe zu beſuchen; faſt alle waren zu einem ſo großen Wagniß entſchloſſen. Auf dem Verdeck zeigte er ihnen die Matroſen und ſagte: „Dieſe hier ſind meine Landsleute, welche unſere Königin geſandt hat, um den Menſchenhandel zu verhindern." Die Schwarzen entgegneten: „Ja, ſie ſehen gerade wie du aus," zeigten dann keine Spur von Angſt mehr und nahmen Brot und Fleiſch von den luſtigen Seeleuten an. Das Abfeuern der Kanonen erregte natürlich ihr Staunen, und Livingſtone bemerkte, daß dadurch der Sclavenhandel niedergeworfen würde. Von der Kriegsbrigg ſagten ſie: „das iſt kein Kahn, das iſt eine Stadt," und den Theil des Decks, auf welchem die Matroſen ſich verſammeln, nannten ſie die Kotla. Auch dem Gottesdienſt in der Kathedrale wohnten ſie bei. Der Miſſionär ſagt, daß die häufigen Kniebeugungen, das Hin- und Hergehen der Prieſter, das Räuchern, das Lachen und Schwatzen der Anweſenden und dergleichen mehr bei dieſen Wilden keine Andacht erweckt hätten. Sie meinten, die weißen Leute hätten ihre Teufel bezaubert, und dachten dabei an die Balonda, welche vor ihren Götzen Trommeln ſchlagen.

Im Auguſt hatte der Reiſende wieder einen Rückfall und glich einem Gerippe; dann aber verlor ſich endlich die Abſpannung, und er fühlte ſich wohler. Seine Leute erwarben inzwiſchen ihren Lebensunterhalt damit, daß ſie Brennholz aus den Wäldern nach Loanda holten und zum Verkauf brachten, und ſpäterhin „Steine, welche brennen," aus einem Kauffahrteiſchiffe in die Kriegsſchiffe überluden. Für den Ertrag kauften ſie Zeug, Glasperlen und andere Waaren, die ſie mit nach ihrer Heimat nehmen wollten. Bemerkenswerth bleibt, daß ſie ſtarke Zeuge vorzogen, während die Neger mehr auf die Farben als auf die Dauerhaftigkeit des Stoffes ſehen. Freilich iſt bei dieſen Baumwollenzeug Werthmeſſer und Umlaufsmittel, und man ſieht deshalb mehr auf die Menge als auf die Qualität.

Die milden Anſichten des Biſchofes von Loanda könnten manchem Eiferer zum Muſter dienen. Der Prälat ſagte zu dem

Digitized by Google

protestantischen Missionär: er sei Katholik aus Ueberzeugung; es thue ihm leid, wenn er Jemand auf einem andern Pfad wandeln sehe, hege aber deshalb doch keine unfreundlichen Gesinnungen und werde nie eine Verfolgung Andersgläubiger dulden. Die verschiedenen christlichen Secten seien auf ihrem Wege zum Himmel wie eine Anzahl von Leuten, welche auf verschiedenen Straßen zu einer der Kirchen in Loanda sich begäben; am Ende kämen sie doch alle an dasselbe Ziel. — Dieser Prälat übte sehr wohlthätigen Einfluß, gründete Schulen und gab sich Mühe, die Schwarzen zu einem ehelichen Zusammenleben zu bewegen. Bekanntlich weicht der Neger einem solchen gern aus, lebt lieber im Concubinat, um öfter mit den Weibern wechseln zu können, und selbst auf dem sogenannten christlichen Haiti haben neun Zehntel der Neger die „Trauung im Mondenschein" einer wirklichen Ehe bis auf den heutigen Tag vorgezogen. Die Negerkinder wissen wer ihre Mutter, selten aber wer ihr Vater ist, deshalb haben sie auch mehr Anhänglichkeit an jene.

San Paolo de Loanda war einst eine beträchtliche Stadt, befindet sich aber nun im Verfall und hat etwa 12,000 Einwohner. Davon sind 830 Weiße (nur 160 weiblichen Geschlechts), 2400 Mischlinge, wovon 120 Sclaven, und 9000 Schwarze, von denen mehr als die Hälfte Sclaven sind. Manche Häuser sind von Stein gebaut, namentlich der Palast des Statthalters und die Regierungsgebäude, die Mehrzahl dagegen besteht aus Flechtwerk, das mit Lehm beworfen ist. Alle werden von Bäumen beschattet. Von der See aus gesehen, gewährt die Stadt einen sehr schönen Anblick. Livingstone schildert die Polizei als gut, die Behörden als höflich. Der Hafen wird durch die niedrige sandige Insel Loanda gebildet, welche von etwa 1300 Menschen bewohnt ist; viele von ihnen sind Fischer. Bei starkem Südwestwind schlagen die Meereswellen über einen Theil dieses Eilandes und bringen viel Sand mit, der nach und nach den Hafen ausfüllt; in denselben wird auch während der Regenzeit viel Boden von den Anhöhen über der Stadt herabgeschwemmt, und so liegt jetzt derselbe Hafen, in welchem ehemals die größten Schiffe dicht beim Zollhaus ankern konnten, bei Ebbezeit trocken, und die Fahrzeuge müssen nun etwa eine englische Meile nach Norden hin ankern. Das Wasser, welches die Stadt verbraucht, wird zumeist aus dem Flusse Bengo geholt, weil das aus den Brunnen etwas brakig ist. Als die Holländer sich bis 1648 im Besitze der Stadt befanden, hatten sie angefangen einen Kanal zu graben, um Wasser aus dem Coanza bis nach Loanda zu leiten, die Portugiesen haben aber ein so nützliches Werk nicht zu Ende geführt. Living-

Digitized by Google

stone fand keinen einzigen englischen Kaufmann dort, was ihm um so mehr auffiel, da fast der ganze Handel durch englische Kattune vermittelt wird, welche über Lissabon kommen. Zwei nordamerikanische Kaufleute waren am Platze und handelten mit Baumwollenzeugen, Schiffsbrot, Butter, Mehl und dergleichen.

Loanda ist zurückgekommen, seitdem der Sclavenhandel nicht mehr schwunghaft betrieben werden kann. Im Jahre 1839 lagen einmal 37 Sclavenschiffe zu gleicher Zeit vor Anker und warteten auf Ladung. Die Regierung erhielt für jeden exportirten Sclaven eine Abgabe; dieses Einkommen überstieg das jedes andern Handelszweiges, fiel aber sogleich hinweg, als die Unterdrückung der Sclavenausfuhr genehmigt wurde. Doch findet sie unter der Hand noch immer statt. Die portugiesischen Beamten werden so schlecht besoldet, daß sie sich genöthigt sehen, Handel zu treiben; jener mit Sclaven wirft aber von allen den meisten Gewinn ab, und deshalb wird ihm Vorschub geleistet, so viel es irgend die Verhältnisse erlauben.

Die Europäer, welche nach Loanda kommen, trachten dahin, rasch so viel als möglich zu erwerben und dann schnell wieder heimzugehen; sie haben also kein dauerndes Interesse am Aufschwung und Gedeihen der Kolonie. Dazu kommt, daß die portugiesischen Gesetze den Ausländern Erwerb von Grundbesitz nur dann erlauben, wenn dieselben sich naturalisiren lassen; dazu ist aber nur selten Jemand bereit, und so bleibt der Unternehmungsgeist Fremder von Angola ausgeschlossen. Die Garnison besteht aus Strafcompagnien, deren Mitglieder aus Portugal hinübergeschickt werden; diese Leute betragen sich auffallend gut. Loanda ist allnächtlich ganz in der Gewalt von bewaffneten Verbrechern, welche der Stadt zu Schutz und Wache dienen. Livingstone meint, daß möglicherweise das Klima diese Menschen so zahm mache, wie denn auch die Eingebornen ein schüchterner Schlag seien, der mit den muthigen Kaffern gar nicht verglichen werden könne. So liefen z. B. die Bewohner von Ambriz wie eine Heerde Schafe davon und überließen den Portugiesen ihr Land und ihre Kupfergruben. Selbst die Stiere sind weniger wild als anderwärts, und man reitet nicht auf Ochsen, sondern auf Bullen.

Die portugiesischen Behörden erkannten Livingstone's Bemühungen, eine Verbindung zwischen dem fernen Innern und der Küste anzubahnen, dankbar an, und gaben ihm als Geschenk für Sekeletu eine Oberstenuniform und ein Pferd, und alle Makololo und Makalaka, die den Reisenden so treu begleitet hatten, bekamen einen Anzug. Die Kaufleute schenkten alle möglichen Handelsartikel und zwei Esel, damit künftig am Liambye diese Thiere

Digitized by Google

gezüchtet werden könnten, denn ihnen ist die Tsetse nicht gefährlich. Auch erhielt der Reisende Empfehlungsbriefe an die Behörden des portugiesischen Afrika.

Livingstone's Nachrichten über Loanda sind sehr dürftig, und wir wollen dieselben ergänzen, indem wir von Minutoli's „Portugal und seine Kolonien im Jahre 1854," Stuttgart und Augsburg 1855, 2 Bde., und G. Tams' „Reisebericht über die portugiesischen Besitzungen in Südwest-Afrika," Hamburg 1845, benutzen.

Diese Besitzungen bestehen aus der Provinz Angola und Benguela. Sie erstrecken sich vom linken Ufer des Ambriz oder dos Ambres, 7 Gr. 50 Min. s. Br. bis zum Cabo negro, 17 Gr. 50 Min. s. Br. der Küste entlang in verschiedener Ausdehnung nach dem Innern hin, und man nimmt ihren Flächeninhalt auf etwa 17,000 Geviertmeilen an. Dieses Gebiet wurde schon 1486 von den Portugiesen entdeckt, aber erst 1574 in Besitz genommen. Damals ankerte Paolo Dias de Novaes vor der Mündung des Coanza, und gründete bald nachher die Stadt Loanda. Bald gerieth er in Streitigkeiten mit dem Landesherrn, dem Könige von Congo, und die portugiesische Herrschaft wurde erst um 1620 befestigt. Aber 1641 erschienen die Holländer, welche sich bis 1648 in Angola behaupteten. Seitdem sind die Portugiesen in ungestörtem Besitz geblieben und haben sich nach und nach weiter nach Süden und Norden hin ausgedehnt, während sie zugleich nach dem Innern hin ihren Einfluß befestigten. Die Zahl ihrer Unterthanen, Vasallen und zinspflichtigen Stämme, welche ihre Hoheit anerkennen und in Friedenszeiten einen bestimmten Tribut bezahlen, auch zuweilen Hülfstruppen stellen, mag sich auf etwa eine halbe Million Köpfe belaufen; die amtlichen Berichte geben 486,463 an.

Das „Königreich Angola" hat folgende Eintheilungen: 1) Die Hauptstadt San Paolo de Loanda mit 9622 Seelen, wovon 691 Weiße, 491 Mulatten, die übrigen Neger sind. 2) Die Presidios Muxima, Massingano, Cambambe, Pedras de Pungo (Dongo), Ambaca und San Jose d'Encoga. 3) Die Districte Icolo e Bengo, Dande, Golungo, Barra de Columbo.

Das „Königreich Benguela" mit der 1) Hauptstadt Cidade Filipe de Benguela mit 2438 Einwohnern, unter denen nur 39 Weiße. 2) Die Presidios Novo Redondo, Cocreda und

Digitized by Google

Moſſamedes. 3) Die Diſtricte Dombe Guizamba, Bailundo, Hambo und Bihe, Sambos, Huila. Die Geſammtzahl der Weißen in beiden Königreichen beträgt nur 2132 Seelen, nach anderen Angaben gar nur 1553, an Mulatten 31,471, und 556,163 Schwarze; hier iſt aber die Bevölkerung des 1838 vom Könige von Ginga eroberten Landſtriches Guiloango Guiaſſama oder Duque de Braganza mitgerechnet.

Die veranſchlagte Einnahme beträgt 237,570,990 Reïs, die Ausgabe dagegen 264,242,604 Reïs, ſo daß ſich eine Fehlſumme von mehr als 26 Millionen Reïs ergiebt, während dieſe Kolonien eine Quelle des Reichthums für Portugal werden könnten. Höchſter Beamter iſt der Generalgouverneur in Loanda. Die Beſatzungen in den Preſidios beſtehen aus 50 bis 90 Mann, und die Geſammtzahl aller zum Kriegsdienſt Verpflichteten, mit Einſchluß von 20,000 Mann Landſturm (Negros empacaſſeiros) 23,777 Mann, wovon nur 66 Reiter. Die Befeſtigungen ſind nur theilweiſe in gutem Zuſtande; alle zuſammengenommen haben 236 Stück Geſchütze und vier Mörſer.

Das feuchte und glühende Klima von Angola iſt mehr oder weniger ungeſund, je nach der Einwirkung der Atmoſphäre auf die ſtehenden Waſſer und die abkühlenden Luftſtrömungen. Am ganzen Küſtenrande iſt es ſchlecht; tödlich für den Europäer iſt es in Bengo, Catumbella, Coanza, Cubo und Longar; als friſch, trocken und geſund (d. h. immer nur bedingt) auf den nach dem Innern hin liegenden Hochebenen von Ambaca, Bihe und Andongo; ſodann auch im Diſtrict von Moſſamedes. Europäer gewöhnen ſich ſchwer an das Klima, und ſehr nachtheilig wirkt das ſchlechte Trinkwaſſer mit ſeinem unreinen, ſalpeterigen oder ſchwefeligen Beigeſchmack. Selbſt die Stadt Loanda holt ihren Bedarf aus dem ſchmutzigen und ſchlammigen Bengofluſſe. Mit Beginn der Regenzeit ſtellen ſich bösartige Dyſenterien ein; während aber in der kühleren Jahreszeit die Europäer ſich weniger unwohl befinden, ſind dann die Eingebornen Pleureſien und andern Leiden unterworfen. Die Furcht der Europäer, während der Regenzeit nach Angola zu kommen, iſt ſo groß, daß man in Portugal eine Sendung oder eine gerichtlich ausgeſprochene Verbannung dorthin einem Todesurtheile gleich erachtet.

Der Boden iſt im Allgemeinen in dem Küſtenſtriche bergig, ſandig, ſteinig und wenig fruchtbar, dagegen ſind die Niederungen an den Stromufern thonhaltig und ergiebig. Auf den Hochebenen gedeihen Baumwolle, Zuckerrohr, Kaffee, Tabak, Orſeille und Weizen. An Nutz- und Schiffbaubolz iſt großer Reichthum vorhanden, nicht minder an feinen und harten Hölzern, die ſich für Tiſchler-

Digitized by Google

arbeiten und Schnitzwerk eignen; auch treffliche Färbehölzer sind vorhanden. Die Erde birgt Kupfer, Eisen, Blei, Zinn, Salpeter und Quecksilber, auch sind Steinkohlen gefunden worden; doch werden nur die Eisengruben von Oeiras und zwar in sehr ungenügender Weise bearbeitet. Die Ausfuhr von Wachs beträgt jährlich etwa 3000 Centner; im Uebrigen ist der Handel seit dem Verbote der Sclavenausfuhr, wie Minutoli sagt, zurückgegangen. Die Verwaltung der an sich so reichen und ergiebigen Provinz war unzweckmäßig; Erziehung und Unterricht sind vernachlässigt worden, auch ist Mangel an tüchtigen Geistlichen. Kein Beamter geht gern nach einer so ungesunden Kolonie; ist er dort, so läßt er sich in Handelsspeculationen ein, um schnell etwas zu erübrigen und wieder heimzukehren. Die Beamten sind bestechlich. Die Zahl der gerichtlichen Verurtheilungen ist von Jahr zu Jahr gestiegen, und meist wurden gerade Europäer davon betroffen. Angola und Congo bilden einen Kirchensprengel; erst in der allerneuesten Zeit wird etwas mehr als früher für das kirchliche Bedürfniß gesorgt; in den 36 Kirchspielen der Provinz waren bis zum Jahre 1830 nur acht Geistliche vorhanden. Für die Schulen geschieht immer erst wenig. Die für lateinische Grammatik in Loanda wurde 1853 von 8 Afrikanern besucht, die Elementarschule von 10 Weißen und 136 Schwarzen, die Mädchenschule von einer Europäerin und 7 Negerinnen.

Zu Loanda wohnen in der untern Stadt die Kaufleute, in der obern die Beamten. Von den Privatgebäuden sind nur 145 von Stein; es waren vorhanden 56 Wirthshäuser, 30 große Kaufgewölbe, mehrere Conditoreien, Billards und Kaffeehäuser, 15 Cabriolets, 75 Pferde, 14 Maulthiere und 12 Esel. Auf die vier Provinzen von Angola kamen 31,745 Feuerstellen und 240,000 Bewohner, wovon 55,000 Sclaven. Die Flecken oder Libatas, und die Dörfer oder Sanzalas, welche von Schwarzen bewohnt werden, sind gewöhnlich etwa zwei Meilen von einander entfernt. Jeder Ort hat einen Sova, Vorsteher, dem ein Macota, Beigeordneter, zur Seite steht. In Benguela sind alle Sovas getaufte Leute, in Angola nicht.

Als Dr. Tams zu Schiffe vor Loanda ankam, gewährte ihm die Stadt einen sehr schönen Anblick vom Fuße der bergigen Küstenterrasse, welche hart an's Meer stößt. Sie ist bis oben hin bebauet. Die Menge der europäisch aufgeführten, zum Theil sehr großen Häuser mit rothen oder blauen Dachziegeln, die weiß oder gelb angestrichenen Mauern, die Thürme der Kirchen und des Hospitals und das auf der Höhe liegende Regierungsgebäude sammt dem Fort überraschten den Reisenden dermaßen, daß er eine europäische Stadt vor sich zu sehen glaubte. Auf der See-

Digitized by Google

seite ist Loanda durch drei starke Festungswerke gut gesichert, nach der Landseite dagegen offen. Den Eingang zum Hafen deckt das Fort San Pedro; ein zweites, S. Francisco de Penedo, ist auf einem künstlich angelegten Vorsprung in den Hafen hineingebaut; und dieses ist unter den verschiedenen Anlagen das stärkste; das dritte heißt Fort S. Miguel. Mehrere gottesdienstliche Gebäude sind verfallen, von den drei vorhandenen Kirchen ist der Dom die schönste. Die Nazareokirche fand der deutsche Arzt am Weihnachtsabend hell erleuchtet und gedrängt voll Schwarzer. „Indessen war die Geistlichkeit, ein Mulatte und ein Neger, in kirchlichem Ornat, in ihrem versteckten Stuhl eifrig bemüht, die sie Besuchenden auf's Beste zu bewirthen. Als ich mit dem Physikus und dessen Frau zu ihnen kam, säumten sie nicht, uns einen Tisch mit Wein und brasilianischem Backwerk vorzusetzen, wobei es an Aufforderung zum Essen und Trinken nicht fehlen ließen, und es für Pflicht zu halten schienen, mit gutem Beispiel voranzugehen. Da nun ein Gast nach dem andern ging und kam, so konnte es freilich nicht Wunder nehmen, daß die beiden frommen Herrn endlich taumelnd die Kirche verließen. Der eine wurde unterwegs in eine Schlägerei verwickelt." Das alte Jesuitencollegium ist längst verfallen. Die Straßen sind, mit Ausnahme zweier, welche von der Unterstadt zur Oberstadt führen, nicht gepflastert, und nur vor wenigen Häusern findet man kleine Strecken mit einer Muschel, der Arca senilis, zierlich belegt.

Das Christenthum ist den Negern in Angola kaum in die Haut gedrungen; überhaupt sind nur wenige von ihnen getauft, und alle befolgen heidnische Bräuche. Es wiederholt sich also auch in dieser Gegend der alte Erfahrungssatz, daß der Neger in Afrika sich ablehnend gegen die Religion der Europäer verhält und nur an den äußern Gebräuchen der katholischen Kirche einigen Geschmack findet. Tams fand Gelegenheit eine Menge von Kabinda-Negern zu beobachten, die nach Loanda schiffen, um dort durch Arbeit etwas zu verdienen und mit dem Ersparten in ihre Heimat zurückzukehren. Manche von ihnen sind Ruderer im Hafen. Jeder trug einen kleinen Götzen unter seinem Schurz und hielt mit demselben stille Unterredungen. Kabinda-Neger kamen in die Kajüte der Europäer, um die Gesellschaft zu unterhalten. Der Schwarze setzte sich mit überschlagenen Beinen auf den Boden, nahm das mit schmutzigen Lappen umwickelte Götzenbild in die Hand und bespie diesen Manipancha mit Branntwein oder Wasser, um ihn zur Unterhaltung geneigt zu machen. Darauf murmelte er unverständliche Gebete und hielt den Manipancha an's linke Ohr; denn er will wissen, ob der Gott antworte. Geschieht das nicht, so

Digitized by Google

beriecht er dem Götzen einen gewissen Körpertheil, und dann fängt er an zu zucken; nun hat der Manipaucha zu sprechen angefangen. Der Neger hält die Figur fest in der rechten Hand, sieht sie an und berichtet, was der Gott ihm offenbart habe. Nie befragt ein Neger sein Orakel nach Dingen, die ihm fern liegen, wohl aber giebt er Bericht darüber, ob die zu Hause gebliebene Frau treu sei oder nicht. Von der Untrüglichkeit des kleinen Schutzgottes und Propheten ist der Schwarze völlig überzeugt. Alle Götzen, die man bei den verschiedenen Stämmen in Angola sieht, haben an irgend einer Stelle eine Lücke, die mit schwarzem Harz ausgefüllt wird. So ist z. B. der aus Holz geformte Kopf zum größten Theil hohl und mit Harz gefüllt; ähnliches geschieht mit dem Bauche, der Brust oder dem Rücken. Tams sah keinen einzigen Götzen ohne ein solches Abzeichen. Bei näherer Untersuchung findet man in dem Harze gewöhnlich einen Schatz, etwa ein Stückchen feinen europäischen Tuches, eine Glasperle, einen Ring oder dergleichen, und der Götze erlangt dadurch noch einen besondern Werth. Für die Fabrikation dieser Götzen hat man besondere Künstler, die während der Arbeit unter besonderer Aufsicht der Priester stehen.

Tams unternahm von Loanda aus einen Jagdausflug nach dem Bengoflusse während der Regenzeit bei abscheulicher Hitze. Der Bengo ist sehr schmal; er hat zu beiden Seiten dichten Wald mit mannigfaltiger Pflanzenabwechslung; hohe Bäume wechseln mit niedrigem Gestrüpp, alles ist behängt mit herrlichen Schlingpflanzen, die mit den schönsten Blüthen prangen. Ueberall gewahrt man den üppigsten Reichthum der Natur, aber auch den scheußlichen Alligator, und giftige Schlangen und Moskitos in ungeheuren Schwärmen. Dazu kommt das geradezu tödliche Klima, welchem mehrere deutsche Matrosen und die beiden Naturforscher Großbendner und Wrede erlagen. Sie hatten auf dem Bengo das tödliche Fieber eingeathmet.

Benguela erstreckt sich der Küste entlang vom Cap Negro im Süden bis nach Novo Redondo im Norden, etwa 80 Meilen, und reicht im Innern bis an den Coanza. Die Stadt S. Filire oder Felipe wurde 1617 gegründet, hat aber auch jetzt erst 650 Feuerstellen und ein paar tausend Bewohner. Der Hafen ist vortrefflich und gegen alle Winde geschützt, und die Stadt macht einen angenehmen Eindruck, aber den Gouvernementspalast fand Tams so wenig ansehnlich, „daß dies Gebäude in Deutschland recht gut die Rolle eines Viehstalles oder einer Wagenremise übernehmen könnte. Die Wände alle sehr dick, Spuren von ehemaligem Kalk, kein Fußboden, alles entsetzlich schmutzig, die Thüren nur halb

oder gar nicht schließend, theils altmodig, theils modern, wie aus allen Welttheilen zusammengetragen." Die Straßen sind breit und regelmäßig, zeigen aber mehr Ruinen als bewohnte Häuser; ein wilder Negerstamm, die Jaggas, hatten einen Ueberfall gemacht und die Stadt ausgeraubt. „Die schwarze Einwohnerschaft macht keinen behaglichen Eindruck; Körperform und Gesichtsbildung sind zwar nicht häßlich, oft sogar schön, aber die abenteuerliche Haarfrisur, das wunderliche Anmalen des Gesichtes mit rother und weißer Erde, das Tättowiren über den ganzen Körper, die meist eigenthümlichen Verzierungen durch Thierhäute, Vogelfedern, Thiergebisse, Glasperlen ꝛc. geben ihnen gar zu oft ein abscheuliches Ansehen. Ueberall sieht man auf der Straße Gesellschaften in ausgelassener Heiterkeit nach einer schlechten Musik sehr unzüchtige Tänze aufführen; man hört sie auch in ihrer immer melancholischen Weise Lieder singen, die oft stundenlang dauern und doch nichts weiter sagen als z. B. Benguela ist eine schöne Stadt und hat schöne Frauen." Als Tams sich dort befand, besaßen nur drei Einwohner Pferde, die aus Brasilien herübergebracht worden waren; sie ertragen das Klima keine zwei Jahre lang. Sobald die Dunkelheit einbricht, eilt Jeder besorgt nach Hause, selbst der Neger verläßt die Straßen oder liegt bei hoch brennendem Feuer vor der Thüre, oder geht mit brennender Fakel, um sich gegen wilde Thiere zu schützen. Früh von 5½ bis 8 Uhr sind die Geschäftsstunden; nachher zieht der Europäer, welcher die Sonne wie die Pest fürchtet, sich in sein Haus zurück; der freie Neger legt sich vor seiner Hütte nieder, raucht und sonnt sich, tanzt und singt aber nicht. Die Luft flimmert, und obwohl die Sonne immer mit Nebel überzogen ist, steht der Thermometer doch im Schatten auf 27 bis 28 Gr. R., oft auch auf 32 Gr. Dann verlassen nicht einmal wilde Thiere ihre Schlupfwinkel; nur der Sclave muß aus dem zwei Legoas entlegenen Flusse Catumbella Wasser holen oder Waaren an den Hafen hinabtragen. In Benguela wurde der Sclavenhandel von Portugiesen und einigen Italienern so schwunghaft betrieben, daß 1838 etwa 20,000 Neger zur Ausfuhr kamen.

Die Stadt Benguela liegt nach Tams auf 12 Gr. 34 Min. s. Br. Angeblich waren 1841 etwa 300 Weiße dort vorhanden mit den Soldaten. Unter ihnen räumt der Tod alljährlich dermaßen auf, daß während der sogenannten Carneirade, der großen Regenzeit, immer zwei Drittel vom Fieber hinweggerafft werden. Alles war im Verfall, und ein Fort auf der Landseite seit dem Ueberfalle der Jaggas nicht einmal wieder hergestellt worden. Unser Reisender meint, einige Forts nach der Landseite hin wären nöthig schon wegen der großen Schaaren von Elephanten, welche

Digitized by Google

zuweilen, wenn im Innern Dürre herrſcht, in unzähligen Maſſen in die Ebene von Benguela hineinbrechen und den Hütten gefährlich werden. Schon öfter habe man Artillerie gegen ſie anfbieten müſſen. Waſſer holt man aus dem Catumbella, weil das aus den Brunnen ſchlecht und ungeſund iſt; auch jenes muß erſt filtrirt und kann ſelbſt dann von Europäern nur mit Zuſatz von Branntwein genoſſen werden. Kein Weißer in Benguela iſt geſund oder ſieht geſund aus; wer das Klimafieber überſteht, behält eine vergrößerte Milz und dicken Bauch. Das Fieber unterſcheidet ſich faſt durch nichts vom Abdominaltyphus, nur hat es einen ungemein raſchen Verlauf. Die Reconvalescenz wird häufig durch Wechſelfieber Jahre lang ausgedehnt; es bilden ſich Fieberkuchen, mit denen die Unglücklichen in der Regel zu Grunde gehen, ſobald ſie zum zweiten Mal von der Krankheit befallen werden. Tams ſprach einen Portugieſen, der dreiundzwanzig Jahre lang an der Küſte, zumeiſt in Benguela, ſich aufgehalten hatte; er ſagte, daß ein Tag, an welchem er ſich frei von Unwohlſein fühle, ihn ganz beſonders ängſtige. Selbſt den eingeborenen Negern iſt das Klima nicht zuträglich; während der kleinen Regenzeit leiden ſie häufig an Wechſelfiebern und behalten Entartungen der Milz. Wer aus dem Innern in Geſchäften nach S. Felipe kommt, entfernt ſich wieder ſo raſch er nur kann.

Weit zweckmäßiger für eine Niederlaſſung als San Felipe de Benguela iſt der etwas nördlich vom Cap Negro liegende Hafen Moſſamedes, weil das Klima recht geſund ſein ſoll. Hundert weiße Soldaten haben dort an den Wällen eines neu zu errichtenden Feſtungswerkes gebaut, und keiner von ihnen erkrankte. Mit Unterſtützung der Regierung haben ſich dort Portugieſen aus Pernambuco in Braſilien niedergelaſſen, und einer Angabe des Herrn von Minutoli zufolge gedeiht dieſe Kolonie.

Nördlich von Benguela, unweit der Grenze von Angola, finden wir den Küſtenplatz Novo Redondo, nach Tams nicht, wie gewöhnlich angegeben wird, unter 11 Gr. 45 Min. ſ. Br., ſondern auf 11 Gr. 13 Min. ſ. Br. Bei dem großen Reichthum des Umlandes an afrikaniſchen Produkten könnte derſelbe ſehr bedeutend werden, wenn er einen guten Hafen hätte. Auch iſt das Klima ſo ungeſund, daß ſchon eine Durchnäſſung, namentlich von Seewaſſer, für ſehr gefährlich gilt. Der Ort liegt etwa 150 Fuß über der Meeresfläche und beſteht aus etwa 100 Negerhütten; der ganze Bezirk zählt nur 11 Weiße, meiſt Italiener; die Portugieſen haben dort ein Fort angelegt.

Digitized by Google

Viertes Buch.

Livingstone's Rückreise von San Paolo de Loanda nach Linyanti.

Sechzehntes Kapitel.

Ein Ausflug nach Massangano am Coanza nach dem Bezirk Cazengo. — Der Lucalla. — Aufenthalt in Golungo Alto; Ambaca und Pungo Andongo.

Am 24. September 1854 brach Livingstone von London wieder auf. Die Officiere der Kriegsschiffe hatten ihn mit einem neuen Zelte versorgt und der Bischof stellte zwanzig Träger zu seiner Verfügung, denen er rohe Baumwollenzeuge, Schießbedarf und Glasperlen mitgab. Auch erhielten alle seine Begleiter Musketen. Diese Leute nahmen eine Menge europäischer Waaren mit in ihre Heimat, welche sie durch ihren Fleiß erworben hatten.

Zunächst ging die Wanderung nach der Mündung des schon früher erwähnten Flusses Benga oder Senza, nach dem Bezirk Icollo i Bengo. Während wir bei Minutoli die Volksmenge desselben auf 8526 angegeben finden, betrug sie nach Livingstone 6530 Schwarze, 172 Mulatten und 11 Weiße. Das flache, aufgeschwemmte Land eignet sich gut zum Anbau des Zuckerrohrs. Am 28. September befand sich der Reisende in Kalungwembo. In dieser Gegend fand er die Märkte und Raststätze gut mit Lebensmitteln versorgt, welche von Frauen dorthin gebracht werden. Diese sind fleißig, während die Männer, ganz nach Negerart, wenig arbeiten. Jene sieht man durch die Felder gehen mit einem Topfe auf dem Kopfe, einem Kinde auf dem Rücken und die Hacke über der Schulter. Sie bringen auch Baumwolle zu Markte, und Livingstone kaufte ein Pfund für den Werth von etwa 8 Pfennigen, während Landesbewohner sie gewiß um die Hälfte billiger erhalten. Rings um die Hütten wächst Baumwolle, wahrscheinlich von amerikani-

Digitized by Google

ſcher Art, welche durch das Klima hier perennirend geworden iſt. Die Frauen ſpinnen und die Männer beſorgen das Weben. Das Stück Zeug iſt gewöhnlich 5 Fuß lang und 15 bis 18 Zoll breit; der Webſtuhl iſt ſo einfach, wie man ihn überall auch in Centralafrika findet und wie er auch auf den alten ägyptiſchen Denkmälern abgebildet iſt. Die Arbeitslöhne ſind ſehr gering; ſelbſt Zimmerleute, Maurer, Schmiede und dergleichen kann man für den Werth von 32 Pfennigen täglich haben und Feldarbeiter für die Hälfte.

Die geſellſchaftlichen Verhältniſſe im Diſtrict Golungo Alto macht der Reiſende durch folgende Tabellen anſchaulich:

238 Hausväter oder Freiſaſſen.	3603 privilegirte Herren, d. h. ſolche, welche Schuhe tragen dürfen.
4224 Patrone oder Beſitzer von Weilerhütten.	
23 Vorſteher, Sowas.	18 Landſtreicher.
292 Macotas, Beigeordnete.	717 alte Männer.
5838 Träger.	54 blinde Männer und Frauen.
126 Zimmerleute.	81 lahme Männer und Frauen.
72 Maurer.	570 Sclavinnen.
300 Schuhmacher.	770 männliche Sclaven.
181 Töpfer.	980 Schmiede.
25 Schneider.	4065 Knaben unter 7 Jahren.
12 Barbiere.	9578 Freie weiblichen Geſchlechts.
206 Eiſengießer.	393 Landbeſitzer.
486 die am Blaſebalg arbeiten.	300 weibliche Gärtner.
586 Kohlenbrenner.	199 Wildethier-Jäger.
173 Eiſengräber.	314 Mattenmacher.
184 Milizſoldaten.	6012 Mädchen unter 7 Jahren.

Dieſer Diſtrict hat 25,120 Heerde oder Feuerſtellen (nach von Minutoli nur 6950 mit 64,384 Einwohnern), etwa 300 Götzenhäuſer, 600 Schaafe, 500 Ziegen, 398 Gärten. Im Bezirke Icollo i Bengo lebten 3232 Perſonen in wilder Ehe.

Die Stadt Maſſangano liegt ſüdlich von Golungo Alto, an der Mündung des Lucalla in den Coanza, und der Weg dorthin führte durch den wegen ſeines Kaffeebaues bekannten Diſtrict Cazengo. Aber der Kaffee dort iſt nicht durch die Portugieſen angepflanzt worden, ſondern die Jeſuiten haben einſt Mokkabohnen dorthin verpflanzt, welche ſich von ſelbſt weit und breit ausgeſaamt haben; dieſelben Geiſtlichen haben auch manche andere Pflanze in Angola eingebürgert. Für die Verbreitung des Kaffeebaumes iſt ein Vogel thätig, welcher nur die äußere Rinde der Bohne frißt, dieſe letztere ſelbſt aber auf die Erde fallen läßt, wo ſie dann keimt und Wurzeln ſchlägt. Die Pflanze ſelbſt verträgt den Sonnenbrand

Digitized by Google

nicht, sondern will im Schatten aufwachsen, und man findet in den Wäldern keineswegs selten natürliche Kaffeepflanzungen, bei denen weiter keine Arbeit erforderlich ist, als daß man das Unterholz entfernt.

Livingstone fuhr in Begleitung des Commandanten von Cazengo den Lucalla hinab bis Massangano. Der Fluß kann von der Mündung in den Coanza aufwärts mit Nachen bis dahin befahren werden, wo er den Luinha aufnimmt, und an diesem Punkte stehen noch Mauern einer längst in Trümmern zerfallenen Eisengießerei, welche 1768 auf Befehl des Ministers Pombal angelegt wurde. Das Ganze war von Stein, der Mörtel bestand aus Oel und Kalk; man hatte einen großen Wasserdamm angelegt, und die Oertlichkeit schien nicht ungesund zu sein. Aber acht Eisenarbeiter aus Schweden und Spanien, welche als Lehrmeister für die Eingebornen dienen sollten, erlagen bald dem Fieber,und damit waren Pombals Pläne vereitelt. Doch ist die Arbeit hier so billig,daß solche kostspielige Anlagen gar nicht nöthig erscheinen; die Regierung beschäftigt auch immer noch Eingeborene, welche in jedem Monate 480 bis 500 Stangen Roheisen liefern. Sie erhalten als Zulage einige tausend Stück Cacusu; dieser Fisch ist im Coanza sehr häufig und die dortigen Fischer zahlen ihren Tribut in dieser Waare. Der Commandant des Bezirks Massangano hat jeden Morgen ein Anrecht auf dreihundert solcher Fische; sie bilden einen Theil seiner Besoldung. Auch Muscheln findet man im Coanza, und den Paizemulher oder Frauenfisch; dieser ist die afrikanische Varietät des Manati. An den Ufern des Lucalla wachsen Orangen, Bananen und die Oelpalme (Elais guineensis); auch sieht man Pflanzungen von Mais, Manioc und Tabak. Vor jeder Hütte am Ufer steht ein Gerüst, welches die Leute besteigen, wenn sie Wasser aus dem Flusse schöpfen wollen; sie sind dort sicher vor den Alligatoren, gegen welche sie sich auch durch kleine Pfahlwerke im Wasser zu schützen suchen. Baobab's sind häufig; die Tabakspflanzen erreichen in der flachen Gegend bei Massangano eine Höhe von acht Fuß und haben 36 Blätter von 18 Zoll Länge und 6 bis 8 Zoll Breite. Rindvieh kann wegen der Tsetsefliege nicht gehalten werden.

Massangano steht auf einer etwas hohen Landzunge, welche vom linken Ufer der Lucalla und dem rechten des Coanza gebildet wird, und hat mehr als eintausend Einwohner; der ganze District zählt 28,063, wovon nur 315 Sclaven (nach von Minutoli nur 13,114, wovon 400 Sclaven). Das Fort befindet sich in erträglich gutem Zustande. Die Eingeborenen in diesen Gegenden haben eine außerordentliche Furcht vor großen Kanonen, und deshalb ist

Digitized by Google

die Herrschaft der Handvoll Portugiesen von Dauer gewesen. In Pungo Andongo liegt ein Kanonenlauf über Pfählen und Stangen, flößt aber doch ebenso viel Respect ein, als ob er in völlig kriegsmäßigem Zustande wäre. Jenes Fort steht auf dem hohen Ufer am Coanza, der hier 150 Schritte breit und für große Kähne von seiner Mündung bis nach Cambambe, etwa 30 englische Meilen oberhalb Massangano, befahren werden kann; dort aber liegt ein Wasserfall. Die Stadt, bei welcher 1650 vier Galleonen gezimmert worden sind, welche nach Rio in Brasilien fuhren, liegt auf 9 Gr. 37 Min. 46 Sec. s. Br.; zwei Kirchen und ein Hospital sind verfallen; Geistliche und Schulmeister fehlen, und zwei Klöster, in welchen einst schwarze Benedictiner gelebt haben, liegen in Trümmern. Der ganze District eignet sich zum Reis- und Zuckerbau, und Cambambe insbesondere für Baumwolle; allein die Barre vor der Mündung des Coanza macht ein Einlaufen von Seeschiffen unmöglich. Die Anfänge eines Kanals von Calumbo nach Loanda sind eben Anfänge geblieben; nachdem die Portugiesen 1811 etwa 6000 Schritt weit gebaut hatten, blieb das nützliche Werk liegen. Das Land zwischen Massangano und Loanda ist flach, und dieses ebene Gelände setzt sich am Nordufer des Coanza bis zum Rande des Cassandschebeckens fort. Livingstone meint, die Anlage einer Eisenbahn vom Meere bis in die fruchtbaren Districte von Cassandsche, Pungo Andongo, Ambaca, Cambambe, Golungo Alto, Cazengo, Muchima und Calumbo würde von großem Nutzen sein. Als die Holländer Angola im Besitz hatten, war Massangano von Bedeutung; sie wußten in kurzer Zeit etwas aus dem Orte zu machen; seit 1648 sind aber die Portugiesen wieder im Besitz, und damit begann auch der Verfall. Livingstone blieb dort vier Tage.

Die Gegend an der Nordseite des Coanza gehört einem unabhängigen Stamme, den Kisama, welche unbezwungen geblieben sind. Solche Menschenexemplare, deren Beobachtung dem Reisenden möglich war, boten in ihrer körperlichen Erscheinung viel dar, das an die Hottentoten oder Buschmänner erinnerte; sie trugen um den Unterleib Streifen weicher Rinde, die bis auf das Knie herabhingen. Ihr Land ist reich an Salz und mit diesem treiben sie Handel; sie bringen dasselbe in Krystallen von 12 Zoll Länge und 1½ Zoll im Durchmesser zu Markte. Es wird überall im Land ausgeboten, und bildet neben dem Baumwollenzeuge das gewöhnliche Austauschmittel. Die Kisama sind tapfer; als sie von den Portugiesen bis in ihre Wälder verfolgt wurden, zapften sie alle Wasserbehälter ab. Für diese dienen (gerade wie in Kordofan) die ungeheuern hohlen Stämme des Baobab, in welchen sich Regenwasser

Digitized by Google

sammelt und lange gut hält. Es fehlt in der sumpfigen Gegend an gutem Trinkwasser, und die Portugiesen mußten sich zurückziehen. Das Land der Kisama erhebt sich landeinwärts allmälig bis zu den Bergketten der Libollo, die gleichfalls ein unabhängiger Stamm sind.

Als Livingstone Golungo Alto wieder erreichte, fand er einige seiner Leute fieberkrank und gelbsüchtig; einer litt sogar an zeitweiligem Irrsinn. Der Reisende benutzte seinen gezwungenen Aufenthalt, um nach dem in der Nähe gelegenen Kloster Hilarion in Bango einen Ausflug zu machen. Klostergarten, Kirche und Schlafsäle der Mönche fand er noch in gutem Zustande, aber Bücher und Kirchengeräthe waren nach Loanda gebracht worden. Die Einwohner hatten die Jesuiten und Kapuziner, welche sich ihrer stets freundlich angenommen, noch in bestem Andenken, aber die Priester, welche nach jenen gekommen waren, standen in keiner Gunst.

Bango liegt in einem prächtigen Thale, das etwa 4000 Feuerstellen zählt. Der Häuptling oder Vorsteher hatte sich dicht neben dem Hilarionkloster ein zweistöckiges Haus erbauen lassen, mochte aber, eines Aberglaubens wegen, nicht in demselben schlafen. Die Gesellschaft zerfällt bei diesen Negern in viele Abstufungen. Jener Häuptling z. B. ist Sowa oder Vorsteher, hat seine Beiräthe und steht ziemlich unabhängig von den Portugiesen da. Sobald ein Diebstahl verübt worden ist, ersetzt der Sowa dem Geschädigten Alles, hält sich aber seinerseits am Eigenthum des Diebes schadlos. Unter den verschiedenen Klassen nehmen die eben erwähnten Beiräthe den höchsten Rang ein, den niedrigsten aber, abgesehen von den Sclaven, die Träger. Eine um eine Rangstufe höhere Klasse, als diese letzteren, hat vom Häuptling das Vorrecht erkauft, Schuhe tragen zu dürfen; die Milizsoldaten zahlen ihm dafür, daß sie zum Dienst vorgemerkt werden, weil sie dann nicht mehr verpflichtet sind, als Träger herbeigezogen zu werden. Sie theilen sich in Herren und kleine Herren, sind natürlich alle schwarz, bezeichnen sich selber aber als weiße Leute, während sie von jenen, welche das Privilegium, Schuhe zu tragen, nicht besitzen, als Schwarzen sprechen. Alle diese Klassen sind rechte Faullenzer und Tagediebe, die sich von ihren Frauen ernähren lassen; diese müssen arbeiten, während die Männer ihre Zeit mit Nichtsthun und Zechen vergeuden. Sie trinken Palmwein, der aus dem abgezapften Safte der Oelpalme bereitet wird. Frisch ist er unschädlich, aber sobald er gegohren hat, wird er berauschend und heißt Malova. Im Rausch verüben die Neger allerlei Unfug und Rauferei, schlagen einander Löcher in den harten Kopf, und Livingstone sah einen, der seines Vaters Hütte in Brand gesteckt hatte.

Digitized by Google

Der Reisende bezeichnet die Empacasseiros, den Landsturm, als eine Art von Brüderschaft und Freimaurerei, in welche nur Jäger aufgenommen würden, die sich auf ihre Sache tüchtig verstehen und mit dem Schießgewehr gut umzugehen wissen. Als Abzeichen tragen sie ein Stirnband von Büffelhaut, leisten Dienste als Expreßboten und gelten für sehr zuverlässig. Unter den eingeborenen Truppen sind sie bei Weitem die besten; denn die eigentliche Miliz hat kriegerisch nicht viel zu bedeuten, ist aber als Polizeimannschaft verwendbar.

Die Hauptlustbarkeiten der Angolaneger bestehen in Leichenbegängnissen und Hochzeiten. Man setzt ein heirathsfähiges Mädchen allein in eine Hütte, salbt die Schöne mit Oel ein und wendet allerlei Zaubermittel an, damit ihr ja die Fruchtbarkeit nicht fehle. Es gilt für einen großen Segen, Söhne zu gebären, und es kommt nicht selten vor, daß Frauen einen Mann verlassen, weil sie von ihm nur Mädchen bekommen. Bei den Tänzen singen sie wohl auch als Spottlied: „die und die hat keine Kinder und wird auch keine kriegen, was als ein beleidigender Schimpf gilt und angeblich schon solche Frauen zum Selbstmord getrieben hat. Nachdem die Braut einige Tage in der Hütte gesessen hat, holt man sie heraus, um sie in eine andere zu bringen; dort schmückt man sie mit soviel Putz, wie die Mittel der Familie irgend erlauben. Nun kann sie öffentlich ausgestellt werden, man begrüßt sie als Dame und macht ihr Geschenke. Der Mann giebt ihr eine besondere Hütte, gleich seinen übrigen Frauen, denn Vielweiberei ist, nach Negerart und trotz aller Gegenbemühungen des Bischofs von Loanda, ganz allgemein. Tanzen, Schmausen, Trinken dauert noch Tage lang nach der Hochzeit. Im Fall einer Trennung geht die Frau in's väterliche Haus zurück, und der Mann erstattet zurück, was er für sie als Kaufpreis gegeben. Bei Mulatten erreicht derselbe manchmal einen Werth von 60 Pfund Sterling.

Ein Todter bleibt ein paar Tage lang über der Erde; und die Angehörigen beiderlei Geschlechts trommeln, tanzen, schmausen, trinken und schweifen aus nach Herzenslust; denn der Angolaneger legt großen Werth darauf, eine recht kostspielige Leichenfeier für seine Angehörigen auszurichten. Er verkauft zum Beispiel trotz guten Angebots ein Schwein nicht, und sagt: „Ich will es für den Fall behalten, daß einer meiner Freunde stirbt." Am letzten Tage der Leichenfeier wird allemal ein Schwein verzehrt und der Kopf in den nächsten Bach oder Fluß geworfen. Diese Neger sind sehr streitsüchtig und hartnäckig und zanken viel über Land und Boden. Der Commandant hält in jeder Woche eine Gerichtssitzung. Vor

Digitized by Google

ihm erschienen zwei Neger, welche über einen jungen Palmbaum uneinig waren, dessen Werth nicht zwei Groschen betrug. Der Richter ermahnte sie, von der Klage über einen so geringfügigen Gegenstand abzulassen, weil schon die Kosten mehr betrügen, als das Ganze werth sei. Der Kläger sagte indessen: „Nein; ich habe ein Stück Baumwollenzeug für den Schreiber und Geld für dich mitgebracht; ich will mein Recht haben." Es freuet einen Neger, wenn er sagen kann, er habe einen andern vor Gericht gezogen.

Der portugiesische Commandant von Golungo Alto, das für eine gesunde Station ausgegeben wird, erkrankte am Fieber und wurde von seinen Sclaven schmählich bestohlen; wie denn überhaupt in jenem Negerlande ein Gefühl der Unsicherheit allgemein ist, während bei den Betschuana in Kolobeng sich Niemand am Eigenthum vergreift. Die Portugiesen sind in so geringer Anzahl, daß schon die bloße Klugheit gebietet, die Schwarzen bei guter Laune zu erhalten. Jener Commandant lud die Häuptlinge zu sich ein; der Sowa von Kilombo erschien in Generalsuniform, und der Sowa von Bango trug einen knallrothen mit Flittergold besetzten Rock; er hatte auch eine Musikbande mitgebracht, sechs Trompeter und vier Trommelschläger, die recht gut spielten. Die Negerhäuptlinge legen hohen Werth auf Titel, welche ihnen denn auch die Regierung verleiht; jener von Bango war zum Major aller Sowa's ernannt worden.

Erst im December waren die Fieberkranken einigermaßen im Stande aufzubrechen, und die Wanderung ging nun von Golungo Alto nach Ambaca (9 Gr. 16 Min. 35 Sec. s. B., 15 Gr. 23 Min. östl. Länge). Im October und November hatte es viel geregnet und gedonnert, die Luft war sehr feucht und ein Gefühl von Kälte überkam die Haut, obschon der Thermometer nicht fiel. Diese gesteigerte Feuchtigkeit ist ebenso gefährlich, als ein plötzliches Sinken des Wärmemessers und bewirkt bei den Eingeborenen viele Krankheiten. Diese Jahreszeit heißt deshalb auch, wie wir schon früher nach Tams bemerkten, Carneirado, weil Krankheiten die Leute abschlachten wie das Vieh. Jene Jahreszeit aber, welche den Europäern am wenigsten unzuträglich ist, wirkt sehr nachtheilig auf die Eingeborenen. An dem kleinen Flusse Quango waren auch Kinder fieberkrank

Nachdem Livingstone den Lucalla überschritten, machte er einen Umweg nach Süden hin, zu den berühmten Felsen von Pungo Andongo, und bemerkte gleich jenseits des Baches Lotete einen Wechsel in der Vegetation; denn schon hier traten die Bäume auf, welche auch südlich vom Chobe vorkommen. Das Gras stand in

Digitized by Google

Büscheln, und man sah zwei Arten Weinreben. Das Fort Pungo Andongo (9 Gr. 42 Min. 14 Sec. s. Br. 15 Gr. 30 Min. östl. L.) liegt inmitten einer Gruppe von merkwürdigen säulenartigen Felsen, die sich bis zu etwa 300 Fuß erheben und aus Conglomerat und Sandstein bestehen, auf welchem letztern sie auch ruhen. Man hat fossile Palmen gefunden, und vielleicht liegen dort auch Kohlen, wie unter dem Sandsteine von Tete am Zambesi. Diese gigantischen Pfeiler sind durch eine Meeresströmung aus Südsüdosten gebildet worden; die Conglomeratstücke bestehen aus Gneiß, Glimmer, schiefrigem Sandstein, Trapp und Porphyr. Zwischen diesen Felsen fließen kleine Bäche, und im mittlern Theile steht das Dorf, ringsum von beinahe unersteiglichen Felsensäulen umgeben. Die zu dem Orte hinführenden Wege können mit leichter Mühe vertheidigt werden, und die Jinganeger, welchen das Land ursprünglich gehörte, haben sich dort auch lange gehalten. In einen jener Felsen ist die Spur eines menschlichen Fußes eingehauen worden; die Sage will wissen, daß er von der berühmten Königin herrühre, welche einst in dieser Region herrschte. In der Geschichte von Angola steht verzeichnet, daß die Dona Anna de Souza im Jahre 1621 nach Loanda kam; sie erschien dort als Abgesandte ihres Bruders Gola Bandy, der als König über die Jinga herrschte. Der Gouverneur wollte diesem Frieden gewähren, falls er sich zu einem Tribut verstehen wolle. Sie entgegnete ihm aber: „Man spricht vom Zahlen eines Tributes erst, wenn man die Leute besiegt hat, vorher aber nicht; ich komme, um über den Frieden zu reden, nicht aber von Unterwerfung.“ Diese zungenfertige Negerin blieb einige Zeit in Loanda, erreichte ihren Zweck, wurde von den Missionären getauft, mit Ehren überhäuft und ging dann wieder in ihre Heimath. Die getaufte Dame fand es aber für angemessen, ihren Bruder zu vergiften, als Königin über die Jinga zu herrschen und mit den Portugiesen lange Kriege zu führen. Als sie 1627 in einer großen Schlacht besiegt worden war, spielte sie wieder die Christin, gebärdete sich als höchst frommes Mitglied der heiligen Kirche, und erreichte ein hohes Alter. Die Jinga aber leben noch heute, etwas nördlich von ihrem alten Lande, als ein unabhängiger Stamm; wie denn überhaupt niemals ein afrikanischer Stamm ausgerottet worden ist.

Die Portugiesen hielten früher Pungo Andongo für ganz besonders ungesund, und eine Verbannung nach den schwarzen Felsen galt für eine noch härtere Strafe, als jene nach irgend einem andern Punkte; jetzt weiß man aber, daß gerade dieser Distrikt der gesundeste Punkt in ganz Angola ist. Er hat reines Wasser und leichten Boden, und das offene wellenförmige Land dacht sich ab nach

Digitized by Google

dem nur wenige Meilen entfernten Coanza, welcher hier die Grenze der portugiesischen Besitzungen bildet; jenseits nach Süden und Südwesten erblickt man die hohen Berge im Lande der Libollo. Auch nach Südosten hin liegt Gebirgsland, in welchem die unabhängigen und tapferen, aber gastfreien und im Verkehr rechtschaffenen Kimbonda oder Ambonda hausen. Sie halten viel Rindvieh und sammeln Wachs, das sie an die Portugiesen verkaufen. Die Ako oder Hako, ein Zweig dieses Volkes, wohnen auf dem linken Ufer des Coanza, und bringen Wachs, wofür sie von den Portugiesen Sclaven einhandeln. Livingstone schreibt: „Ich sah, daß ein Knabe von Matiamwo mit Waaren im Werth von 12 Schillingen, drei Thalern, bezahlt wurde. Ich kaufte ein Paar gut gearbeitete Stiefel von gegerbtem Leder für 5 Schilling und acht Pence, und gerade so viel zahlten die Portugiesen für ein Pfund Elfenbein. Jener Sclav war also so viel werth, wie zwei Paar Stiefel oder zwei Pfund Elfenbein." Dort in Pungo Andongo erfuhr der Reisende die schlimme Nachricht, daß alle Kartenskizzen, Berichte und Tagebücher, welche er in Loanda dem Schiffslieutenant Bedingfeld anvertraut hatte, auf See verloren gegangen seien; aber sogleich fing der energische Mann wieder an, den Verlust so gut als möglich zu ersetzen, und schrieb bis gegen Ablauf des Jahres Notizen nieder. Bei dem Commandanten Pires hatte er eine freundliche Aufnahme gefunden.

In der Umgegend von Pungo Andongo liegen viele alte Grabstätten der Jinga; es sind einfache große Steinhügel, auf denen Trink- und Kochgeschirre stehen. Manche dieser Hügel sind kreisrund, von zwei bis drei Schritten im Durchmesser und haben die Gestalt von Heuschobern. Von Inschriften findet sich natürlich keine Spur. Die Eingeborenen von Angola haben eine Vorliebe, ihre Todten gerade an Stellen zu begraben, die viel begangen werden, namentlich an Kreuzwegen. An und um die Gräber pflanzen sie Euphorbien, auf das Grab selbst legen sie Wasserflaschen, zerbrochene Tabakspfeifen, Töpfe und manchmal auch einen kleinen Bogen mit Pfeilen. Die portugiesische Regierung hat bestimmte Punkte zu Todtenäckern angewiesen und das Begraben auf Kreuzwegen verboten, die Leute aber halten trotzdem zäh und fest am alten Herkommen.

Das Land zwischen dem Coanza und Pungo Andongo ist mit Büschen und niedrigen Bäumen bestanden, hat auch hübsche Weiden, und Gladiolus, Amaryllis toxicaria, Hymanthus blüheten gerade wie im Caplande. Für den Ackerbau ist, bei dem Mangel an Schwung der Portugiesen und der Trägheit der Schwarzen, so gut wie gar nichts geschehen; nie ist ein Pflug angesetzt,

Digitized by Google

nie ein Stück Feld für den Weizenbau bewässert worden, man kennt kein anderes Werkzeug, als die schon beschriebene Hacke, und läßt die Feldarbeit von Sclaven verrichten. Vorzugsweise wird Manioc angebaut, was nur sehr geringe Mühe verursacht; er bildet das Hauptnahrungsmittel und ist gewiß ein vielfach nützlicher Artikel, giebt aber dem Körper keine nachhaltige Kraft. Ueberhaupt haben die halbblütigen Portugiesen (Mulatten) bei weitem weniger Energie als ihre weißen Väter.

Der Coanza ist schiffbar bis Cambambe, das etwa 30 Legoas unterhalb Pungo Andongo liegen mag; dort befindet sich ein Wasserfall, ein anderer liegt höher aufwärts an der Mündung des Lombe (9 Gr. 41 Min. 26 Sec. s. Br. und etwa 16 Gr. östl. L.); dieser letztere reißt manchmal Flußpferde und Elephanten mit sich fort, denn der Fluß hat heftige Strömung über ein felsiges Bett. Die Quelle des Coanza soll nach Osten oder Südsüdosten hin liegen, in der Gegend von Bihe, dessen Lage noch nicht genau bestimmt worden ist. Als Livingstone sich in Sanza befand, sagte man ihm, der Ort liege südlich von da, etwa acht Tagereisen entfernt, und diese Angabe wurde ihm anderweitig bestätigt. Wahrscheinlich liegt die Quelle des Coanza nicht weit von Sanza entfernt.

In Pungo Andongo, dessen gesunde Lage der Reisende so sehr rühmt und dessen Temperatur er als angenehm schildert, bekam er nichts desto weniger das Fieber und mußte das Zimmer hüten. Dort besuchte ihn ein Geistlicher, ein ächter Neger, der vor einiger Zeit mit einem Prinzen von Congo in Lissabon gewesen war. In Loanda gab es nur drei oder vier Priester, lauter Farbige, und weder in Congo, noch in Angola wissen die Eingeborenen viel vo mChristenthum, obwohl sie demselben nicht abgünstig sind; aber das Fieber ist so vorwaltend, daß nicht einmal farbige Geistliche sich im Innern aufhalten wollen; die protestantischen Missionäre würden also dort auch nicht leben können. Der Fürst von Congo ist angeblich Christ und soll ungefähr ein Dutzend Kirchen in seinem Lande haben; früher war in seiner Hauptstadt San Salvador eine Mission, und manche Leute in seinem Lande, so wird wenigstens behauptet, sollen lesen und schreiben können. Die Leiche des Königs von Congo wird in Zeug eingewickelt und bleibt so lange unbegraben, bis ein Priester aus Loanda geholt worden ist, um den Nachfolger zu weihen; demnach hätte also Congo gar keine Geistlichen.

Digitized by Google

Siebzehntes Kapitel.

Von Pungo Andongo über Caſſandſche (Kaſſandſche) und Cabengo bis an den Kaſai. — Die Ausdehnung der portugieſiſchen Beſitzungen und der Handel. — Aberglauben und Zauberei. — Pombeiros. — Fieber und abermals Fieber. — Uebergang über den Quango. — Die Ambakiſtas und die Baſchindſche. — Zuflüſſe des Congo oder Zaire. — Land und Leute. — Leichenbegängniß in Cabengo. — Die Gewäſſer im Lande Londa. — Matiamwo. — Das Thal des Loembwe. — Verkehr mit Kawawa.

Am Neujahrstage 1855 verließ Livingſtone Pungo Andongo, ging am rechten Ufer des Coanza bis zur Einmündung des Lombe und erreichte bei dem Dorfe Malandſche den Weg, auf welchem er früher nach der Küſte hingewandert war. Von dieſem Punkte geht der Weg nach dem neuen Diſtricte Herzog von Braganza über den Lucalla und mehrere Zuflüſſe deſſelben durch eine ſehr fruchtbare Gegend. Das Land weſtlich von Braganza wird als gebirgig, wohlbewäſſert und waldreich geſchildert; wilder Kaffee wächſt in Menge, und die Bewohner bauen ihre Hütten von Kaffeebäumen. In jener Gebirgsgegend ſollen der Dande, Senza oder Bengo und Lucalla entſpringen; die nach Norden hin wohnenden Stämme ſind unabhängig, denn die Macht der Portugieſen beſchränkt ſich eigentlich nur auf das Gebiet zwiſchen den Flüſſen Dande und Coanza, etwa 300 engliſche Meilen landeinwärts bis zum Quango.

In Sanza (9 Gr. 37 Min. 46 Sec. ſ. Br. 16 Gr. 59 Min. öſtl. L.) hoffte der Reiſende etwas Weizen zur Ausſaat für die Makololo zu erhalten, von dieſer Getreideart gab es aber nicht ein Korn in Angola. In Tala Mungongo (9 Gr. 42 Min. 37 Sec. ſ. Br. 17 Gr. 27 Min. öſtl. L.) traf er mit einem Eingebornen aus Bihe zuſammen und ſah unterwegs viele Träger, welche für die angoleſer Kaufleute Wachs und Elfenbein brachten; manche ſchafften dieſe Artikel auch für eigene Rechnung bis an die Küſte. In dieſer Gegend iſt eine ſehr gefährliche rothe Ameiſe häufig, die beſonders gern Fleiſch frißt. Der Commandant von Tala Mungongo hatte eine Kuh ſchlachten laſſen, welche er die Nacht über vor der Gefräßigkeit dieſer kleinen Inſekten nur dadurch ſichern konnte, daß Sclaven ununterbrochen ein Strohfeuer unterhielten, um die zudringlichen Gäſte abzuwehren. Sie ziehen gleich einer Armee in großen Schaaren heran, und wehe dem Menſchen, welcher zwiſchen ſie hinein tritt! Sie fallen ihn wüthend an, verſchonen auch Bruſt und Geſicht nicht, und ihr Biß brennt wie Feuerfunken; aber ſie begnügen ſich nicht

Digitized by Google

einmal mit dem Beißen, sondern drehen sich auf der Wunde rund herum, nachdem sie sich einmal mit den Freßzangen eingebohrt haben, und zerreißen das Fleisch. Auch Thiere haben von ihnen zu leiden, und Furcht kennen sie nicht, suchen vielmehr den Kampf. Aber sie sind gerade in einem solchen Lande, wo sie ohnehin eine weite Verbreitung haben, sehr nützlich, weil sie viel abgestorbene Thiere verzehren und menschliche Wohnungen von allen weißen Ameisen und anderm Ungeziefer vollkommen säubern, auch viele schädliche Insekten und Kriechthiere verzehren. Ratten, Mäuse, Eidechsen, selbst Pythonschlangen fallen ihnen zum Opfer. Ihre Nester bauen sie nahe unter der Erdoberfläche; Hügel, wie die weiße Ameise, bauen sie nicht, wohl aber machen sie manchmal Gallerien bis zu den Zellen dieser letzteren, um dann weniger von der Sonnenhitze zu leiden.

Am 15. Januar stieg der Reisende die Höhen von Tala Mungongo in Zeit von einer Stunde hinab; er zählte seine Schritte, und es waren deren 1600, die senkrechte Höhe mag also zwischen 12—1500 Fuß betragen. Oben kochte das Wasser bei 206 Gr., unten bei 204 Gr.; dort zeigte der Thermometer im Schatten 72, hier 94 Gr. F. Die Temperatur war den Tag über an den kühlsten Stellen zwischen 94—97 Gr. F. Die Bäche, welche das Thal von Cassandsche durchschneiden, waren nun trocken; der Lui und der Luare hatten aber Ueberfluß an brakigem Wasser. An den Ufern stehen wilde Dattelbäume und Palmen, die Guava trug eben reife Früchte; auch wächst dort ein Baum wie der Mango, trägt aber keine Früchte. In den Flüssen findet man eine eßbare Muschel, deren Schale in allen aufgeschwemmten Flußbetten bis südlich nach Kuruman vorkommt. Auf den Grasplätzen sieht man viele schwarze Lerchen mit gelben Schultern; auch der schwarze Centropus senegalensis mit langem Schweif ist häufig, ebenso der Lebututu (Tragopan Leadbeaterii), ein großer Vogel, der einem wälschen Hahn gleicht; er sieht am Boden schwarz aus, aber beim Fluge sieht man, daß die äußere Hälfte der Schwingen weiß ist. Er frißt Schlangen, die er sehr geschickt hinter dem Kopfe packt; den Namen hat er von dem Geräusch, welches er macht, und man trifft ihn bis nach Kolobeng hin.

Der Commandant von Cassandsche kam eben von einem Zuge gegen Rebellen zurück, deren Dörfer er verbrannt hatte; sie selber waren entflohen. Man sollte dem Anscheine und der Lage zufolge diesen Ort nicht für ungesund halten; doch leiden alle portugiesischen Einwohner an Milzerweiterung in Folge von Wechselfiebern, und sehen höchst kränklich aus. Viele Kinder wer-

Digitized by Google

den vom Fieber hinweggerafft; ein Kind des Commandanten lag eben krank. Die Mutter, eine Mulattin, ließ einen Zauberer holen. Dieser warf seinen Würfel, versetzte sich in Ekstase und gab vor mit dem Barimo in Verbindung zu stehen. Sein Orakel lautete: Das Kind werde von dem Geiste eines portugiesischen Kaufmannes getödtet, der einst in Cassandsche gelebt. Damit verhielt es sich folgendermaßen: Als jener Kaufmann starb, traten die übrigen portugiesischen Handelsleute zusammen und kauften die von ihm nachgelassenen Waaren, deren Betrag dann an die Gläubiger des Abgeschiedenen in Loanda geschickt wurde. Die Schwarzen hatten keinen Begriff von Handelsbeziehungen, die schriftlich abgemacht werden, glaubten, jene Männer hätten ganz einfach den Nachlaß des Verstorbenen gestohlen, und waren überzeugt, daß nun der Geist des Letztern das Kind umbringen wolle, weil dessen Vater, der Commandant des Ortes, bei jenem Handel betheiligt war. Sie halten die Weißen in allen Zauberangelegenheiten für dümmer als sich selbst; die Mulattin kam und verlangte vom Commandanten einen Sclaven, welcher dem Zauberer als Gebühr für seine Bemühungen gegeben werden sollte. Statt desselben bekam er indessen eine Tracht Schläge, welche ihm seine Entzückung so gut vertrieb, daß er spornstreichs hinwegrannte. Die Mutter wollte trotzdem von europäischer Heilart nichts wissen, das Kind starb, und sie schrie und heulte bis dasselbe begraben war. Dabei halfen ihr andere Frauen, und ein Instrument mit kreischendem Ton gab eine entsetzliche Musik von sich.

Der Verkehr mit den Weißen hat auf die Landesbewohner noch keinen sittigenden Einfluß geübt. Alljährlich verlieren viele Menschen ihr Leben in Folge schrecklichen Aberglaubens, und die Behörden können nur in seltenen Fällen einschreiten, weil Alles, was vorgeht, geheim gehalten wird. Die vermeintlichen Unschuldsproben enden fast immer mit dem Tode. Ein Mann, welcher der Zauberei oder Hexerei beschuldigt worden ist, legt oft weite Strecken zurück, um seine Unschuld durch die Probe zu beweisen. Solche Leute geben an den Dua, einen Zufluß des Cassandsche, trinken Gift und kommen um. Als Livingstone in jenem Orte war, beschuldigte ein Mann seine Schwägerin, sie habe ihm eine Krankheit angehext, und sie erbot sich die Probe zu bestehen, weil sie sich unschuldig fühlte. Der Commandant verbot es ihr und rettete dadurch ihr Leben. Falls ein starker Magen das Gift auswirft, dann wiederholt der Ankläger seine Beschuldigung, und so kommen allein im Thale von Cassandsche jährlich Hunderte um's Leben. Diese Art von Aberglauben ist in der ganzen Region nördlich vom Zambesi verbreitet, und scheint auf eine nahe Ver-

Digitized by Google

wandtschaft oder gemeinschaftliche Abstammung der dort wohnenden Völker hinzudeuten. Alle glauben auch, daß die Seelen der Abgeschiedenen noch unter den Lebenden verweilen und in gewisser Weise von den Nahrungsmitteln derselben mit genießen. Bei Krankheiten opfert man Hühner und Ziegen, um die Geister zu besänftigen; man nimmt an, sie trachteten dahin, die Lebenden von der Erde mit ihren Freuden hinwegzunehmen. Ein Mann, der einen andern getödtet hat, bringt ein Opfer, um den Geist desselben zu beruhigen, und es soll eine Sekte geben, welche Menschen erschlägt, um ihnen ihr Herz zu nehmen und dem Barimo zu opfern.

Der Häuptling wird aus gewissen Familien gewählt, bei den Bangala im Cassandschethale zum Beispiel aus drei Familien der Reihe nach. Der Bruder geht bei der Vererbung dem Sohne vor; die Söhne der Schwester gehören ihrem Bruder, welcher nicht selten die Neffen verkauft, um seine Schulden zu bezahlen. Durch solche Gebräuche wird dem Sclavenhandel mehr Vorschub geleistet als durch Kriege. Manche Leute tragen zwanzig bis dreißig Zauber gleichzeitig am Leibe, und sie meinen dann, daß wohl der rechte und wirksame unter so vielen sein müsse.

Die Kaufleute von Cassandsche treiben mit den angrenzenden Gegenden einen ausgedehnten Handel, welchen die sogenannten Pombeiros oder eingeborene Handelsleute vermitteln. Zwei derselben, Pedro João Baptista und Antonio José, waren von dem ersten portugiesischen Kaufmann, welcher sich in Cassandsche niedergelassen, weiter in's Innere gesandt worden, und sie kamen 1815 aus den östlichen portugiesischen Besitzungen mit einem Briefe des Gouverneurs von Mozambique zurück; „damit, so wird bemerkt, sei die Möglichkeit einer so wichtigen Verbindung zwischen Mozambique und Loanda bewiesen.“ Weiter kennt man aber kein Beispiel, daß portugiesische Unterthanen das Festland in der ganzen Breite durchzogen hätten. Von wirklichen Portugiesen hat niemals einer diese Reise gemacht, und der erste Europäer, welcher sie überhaupt unternahm und dem sie auch gelang, war eben Livingstone.

Der Commandant von Cassandsche schickte Pombeiros an den früher schon ausführlich erwähnten Häuptling Matiamwo ab, mit welchem er gern in gutem Einvernehmen bleiben wollte. Sie hatten einen Werth von etwa 50 Pfund Sterling, und bestanden in Baumwollenzeugen, einem großen Teppich, einem Lehnstuhl mit Baldachin und Vorhängen von rothem Kattun, einer eisernen Bettstelle, Moskitovorhängen, Glasperlen und dergleichen mehr; auch erhielt er einige Oelbilder, die ein angehender schwarzer Maler zusammengekleckst hatte, und einen Böller. Von Zeit zu Zeit

Digitized by Google

haben Portugiesen diesen Häuptling besucht, aber jenseit des Quango darf eigentlich kein Portugiese mehr wohnen, weil die Politik der Regierung von Angola es für nachtheilig hält, daß ihre Unterthanen weiter in's Innere vordringen. Der gesammte Ausfuhrhandel dieser Provinz betrug 1849 den Werth von 103,778 Pfund Sterling. Es kamen zur Ausfuhr:

Elfenbein	1969	Centner,	im Werthe von	48,225 Pf. Sterl.
Palmöl	8111	„	„ „ „	12,196 „ „
Kaffee	836	„	„ „ „	1,672 „ „
Gummi	4910	„	„ „ „	6,874 „ „
Wachs	1653	„	„ „ „	9,918 „ „
Häute	2686	Stück,	„ „ „	952 „ „
Orseille	630	Tons,	„ „ „	23,940 „ „

Livingstone stellt Betrachtungen über die Schönheiten des Landes Angola an, das sehr angenehm sei und nur einen einzigen Fehler habe, nämlich das Fieber. Er meint, wenn es im Besitz der Engländer wäre, so würde es diesen eine Menge tropischer Produkte liefern. Das glauben wir auch, aber es würde sie nimmermehr liefern ohne Zwangsarbeit, also Sclaverei. England hat Besitzungen an der afrikanischen Küste genug, aber was und wie viel liefern sie ihm? Es gehört die ganze Befangenheit eines Philanthropen und Missionärs dazu, um zu glauben, daß jemals Neger ohne Zwang tropische Erzeugnisse für den europäischen Handel anbauen würden. Von Niederlassungen weißer Menschen kann in Angola oder Benguela gar keine Rede sein, denn das Land ist pesthauchend, und nirgends, weder im Hochlande noch an der Küste, bleibt ein Europäer gesund; wozu also luftige Hoffnungen von Missions- und Handelsstationen in einem solchen Lande? Livingstone selbst beweist auf jeder Seite seines Buches wie die Verhältnisse sind, und es bleibt deshalb unbegreiflich, daß er sich überhaupt nur einer Täuschung hingeben kann. Was hilft „ein angenehmes Land," in welchem von allen dorthin kommenden Europäern 95 Procent bald wegsterben und die übrigen 5 Procent nie gesund werden. Das Klimafieber bildet den Schlagbaum und den Schutzdamm für die Barbarei Afrika's, die ewig bleiben wird und die kein Kaufmann und kein Missionär beseitigen kann, weil sie in den Verhältnissen liegt. Noch bevor der Reisende den Quango erreichte, erkrankten abermals mehrere seiner Leute am Fieber, fanden aber Aufnahme bei einem Portugiesen, welcher sich, dem Verbot der Regierung zum Trotz, jenseit der Grenze niedergelassen hatte. Dieser Mann hieß Wilhelm Tell. Er hatte das Fieber; es war Ende des Februarmonats, und der Thermometer stand auf 96—98 Gr. im Schatten. Tell schenkte den

Digitized by Google

Makololo eine schöne Art von Hühnern und Tauben; diese Betschuana halten sehr viel auf einen guten Schlag Vieh, und trugen den Hahn stolz im Lande der Balonda herum, denn er war ja ein Beweis, daß sie am Meere gewesen waren. Leider wurde er unterwegs von einer Hyäne zerrissen.

In dem schon früher erwähnten Dorfe Cypriano's erfuhr der Reisende, daß die Quelle des Quango acht Tagereisen oder etwa hundert englische Meilen von dort entfernt liege, im Lande der Basongo, und zwar in einem Gebirge, das Mosamba heißt. Ein Häuptling auf der andern Seite des Flusses war vor Kurzem der Hexerei beschuldigt worden; er hatte die Unschuldsprobe nicht bestanden, und seine Leiche war in den Quango geworfen worden.

Zwischen dem Lui und dem westlichen Ufer des Quango liegt das Land der Bangala, durch welches Livingstone eben gekommen war, auf dem östlichen Ufer liegt das Land der Schindsche oder Baschindsche (Chinge oder Baschinje). Dort traf man wieder die schon früher erwähnten Ambakistas, wißbegierige Leute, welche gern lesen und schreiben lernen, und so eifrig auf Handel erpicht sind, daß man sie wohl auch als die Juden von Angola bezeichnet hat. Man verwendet sie als Schreiber und Handlungsdiener, weil sie eine zierliche Handschrift haben, und auf eine solche legen die Portugiesen großen Werth. Physisch können sich die zierlich und fast weiblich geformten Ambakistas mit den europäischen Portugiesen nicht messen, sind aber sehr geschickt und gewandt. Livingstone bemerkt: „Man sagt, daß Mischlinge nach wenigen Generationen wieder schwarz werden, also die Farbe der ersten Mutter annehmen." Das ist nicht richtig; von selbst werden sie nicht wieder schwarz, sondern nur dann, wenn sie Kinder mit Negerinnen zeugen; bei diesen ist dann allemal der Rückschlag zum Schwarzen entschieden vorwiegend. Die Natur hat eine Abneigung, Mischlinge verschiedener Racen dauernd fortzupflanzen.

Die schwarze Bevölkerung von Angola ist, wie schon bemerkt, durch die Berührung mit den Weißen nicht etwa besser geworden; der Reisende sagt, sie habe auch keine so kräftige Körperbildungals die unabhängigen Stämme. Das macht der Branntwein, welcher in beträchtlicher Menge bis zu den Häuptlingen tief im Innern vertrieben wird. Aber die Handelsleute haben große Mühe, die Fässer weithin zu befördern, weil die Träger in schlauer Weise Rohrhälmchen hineinstecken, viel Branntwein herausziehen und statt desselben Wasser einlaufen lassen. Um diesen Betrug zu verhindern, werden manchmal Vorlegeschlösser an den Spund gelegt, die

Digitized by Google

aber auch oft abhanden kommen, wie denn überhaupt die Träger lügen und stehlen.

Die Baschindsche tragen das niedrige Gepräge der Negerrace weit stärker als die Balonda und Basongo; ihre Farbe ist schmutzigschwarz, der Vorderkopf niedrig und zusammengedrückt und die Nase platt und nach der Seite hin sehr erweitert; in die Knorpel derselben stecken sie Rohr oder Stäbchen; die Lippen sind wulstig und die Zähne werden spitz gefeilt. Diese Leute beschäftigen sich mit Ackerbau, für dessen Ertrag sie Salz, Fleisch, Tabak und dergleichen von den Bangala eintauschen. Von Kleidung kann bei ihnen keine Rede sein, da sie um den Unterleib lediglich einen Gürtel tragen, der aus losen herabhängenden Stücken Thierfell besteht. Das Haar flechten sie in phantastischer Weise, manche Frauen zum Beispiel so, daß der Kopfputz einem europäischen Hute gleicht; andere flechten es in Büscheln oder so, daß es förmlich Stränge bildet.

Es regnete alle Tage, doch fand Livingstone einige günstige Augenblicke zu Beobachtungen am Quango, welchen er unter 9 Gr. 50 Min. s. Br. 18 Gr. 33 Min. östl. L. berührte. Bei dem schon früher erwähnten Dorfe des Häuptlings Sansawe kam dieser unserm Reisenden in sehr würdiger Weise entgegen; er saß nämlich rittlings auf den Schultern eines andern Mannes, dessen Obliegenheit es war den Fremden anzureden, denn dieser Gerittene war Sprecher der Gemeinde. Es handelte sich abermals darum Geschenke zu erpressen.

Der Reisende stieg nun die östlichen Anhöhen hinan, welche das vom Quango durchströmte Cassandschethal auf dieser Seite begrenzen; die Abdachung ist hier sanfter als jene von Tala Mungongo auf der Westseite, hat aber eine Höhe von 5000 Fuß über der Meeresfläche, und das Thal selbst eine solche von 3500 Fuß; das Wasser kochte oben, bei einem Thermometerstand von 96 Gr., bei 202 Gr., unten, bei 75 Gr. Thermometerstand, bei 205 Gr. Nun ging Livingstone nach dem Centrum dieser Region hinab und hoffte bald das Land der Chiboque oder Quiboque im Rücken zu haben; aber am 19. April schlug ein Wechselfieber, das sich bei ihm schon am 16. März eingestellt hatte, in ein rheumatisches Fieber um, das ihn zweiundzwanzig Tage an sein Zelt gefesselt hielt. Er hatte auf einer mit Wasser bedeckten Ebene schlafen müssen, der Regen war in Strömen herabgefallen, der Thau sehr kalt. Unter solchen Umständen war es ihm doppelt unangenehm, daß seine Begleiter mit den Landeseinwohnern in Streit geriethen. Ein Makololo hatte einem Chiboque einen Schlag auf den Bart gegeben; die Landsleute des letztern verlangten Genugthuung, und

Digitized by Google

schon waren Schüsse gewechselt, als Livingstone, krank und äußerst abgemattet, sich emporraffte und mit einer sechsläufigen Drehpistole vor den Häuptling hintrat, während seine Begleiter die Streitäxte in den Händen hatten. Nach manchem Hin- und Herreden wurde auch dieser Streit beigelegt. Unser Reisender schildert den Charakter der Neger, sowohl in Angola als auch weiter im Binnenlande, als feig; nur wenn sie einen Erfolg gewonnen haben, werden sie übermüthig, und schon ein theilweiser Sieg könnte hinreichen, das ganze Land in Aufstand zu bringen. Durch einen solchen würde in Angola die Herrschaft der Portugiesen gefährdet. Die Häuptlinge haben einzeln genommen nur eine sehr geringe Macht, und der Reisende konnte mit seinen Leuten, die nun alle mit Musketen bewaffnet waren, sich eines Jeden leicht erwehren; aber jene sind alle stammverwandt, und sie würden keinen Anstand nehmen, gemeinschaftliche Sache zu machen, wenn sie sichere Aussicht auf gute Beute gewännen. Aber mit den Kaffern des Caplandes können sie in keiner Hinsicht einen Vergleich aushalten.

Die Reise ging so langsam vorwärts, daß im Laufe eines Monats nur an zehn Tagen je sieben Meilen zurückgelegt wurden; an den übrigen lag man still, theils des Fiebers wegen, theils um Lebensmittel herbeizuschaffen. Am Quilofluſſe (auf Livingstone's Karte Kwilo) rastete ein Pombeiro, der acht hübsche Frauenzimmer an einer Kette führte; er wollte sie nach Matiamwo's Lande bringen und dort gegen Elfenbein vertauschen; allem Anschein nach waren sie von den Portugiesen auf dem oben erwähnten Zuge gegen die rebellischen Cassandsche gefangen worden. In Angola und auf der Ostküste spricht man von den Sclaven, überhaupt von den Negern, nur wie von Thieren und bezeichnet sie auch als solche. Man sagt z. B. „du Vieh, bring Feuer;" nennt sie brutu, diabo, bicho, ruft sie als „Hunde" an, und Tams (S. 99.) fand in Loanda die Ansicht allgemein, der Neger sei kein Mensch; der Portugiese pflegt zu sagen são macacos, d. h. sie sind Affen. Die Pombeiros, mit welchen Livingstone eine Zeitlang zusammen war, hatten Basongoneger als Träger gemiethet, mußten dieselben jedoch streng überwachen, weil sie bei jeder Gelegenheit stahlen.

Der Loange (Loandsche) ist ein tiefer aber schmaler Fluß, der weiter abwärts breiter wird, so daß viele Flußpferde in ihm leben; er bildet auf der Westseite die Grenze von Londa. Dann überschritt der Reisende den Pezo und bald nachher den Chicapa, den er am 25. März auf 10 Gr. 10 Min. s. Br. 19 Gr. 42 Min. östl. L. erreichte; er war dort 60 Schritte breit und floß nach NNO. zum Kasai. Die Gegend hat große Aehnlichkeit mit dem schon früher beschriebenen Flachlande von

Digitized by Google

Londa. Die Bewohner derselben sind auf allen Seiten von düsteren Wäldern umgeben und haben eine weit beschränktere Kunde von der Geographie ihres eigenen Landes als bei den Hügelbewohnern der Fall ist; so erfuhr der Reisende nur mit Mühe, daß der Quilo sich in den Chicapa ergießt. Er gewann hier die Ueberzeugung, daß alle Zuflüsse, welche der Kasai von Westen her empfängt, mit alleiniger Ausnahme des Quango, von der westlichen Seite nach dem Centrum des Landes strömen, und dann allmälig, gleich dem Kasai selbst, eine nördliche Richtung nehmen; nachdem dann der Quango und der Kasai sich vereinigt und so eine ungeheure Menge Wassers aufgenommen haben, indem sie den Abzug für so viele Nebengefließe bilden, ergießen sie sich vermittelst des Zaïre oder Congo an der Westküste in's Meer.

Nachdem der Reisende den Kamaue überschritten, der von SSW. kommt und in den Chicapa fällt, erreichte er am 30. April den Loadschima (Loajima), der etwa 25 Schritte breit war. Die Anwohner hatten eine hellere Olivenfarbe als die weiter westlich Wohnenden. Die Frauen flechten ihre Massen wolligen Haares derart, daß die einzelnen Zöpfe strahlenförmig um den Kopf herum stehen und vermittelst eines Reifens zusammen befestigt werden. In der englischen Ausgabe Livingstone's sind verschiedene Arten von Haarputz der Neger abgebildet worden, gewiß ganz richtig. Unbegreiflich bleibt aber, daß der Reisende seine Erlaubniß gab, die Physiognomien der Neger in einer Weise zu verfälschen, die eine durchaus irrige Vorstellung geben muß. Die Köpfe haben nicht eine Spur von Negertypus und sind durchaus idealisirt, deshalb auch wissenschaftlich gänzlich unbrauchbar. Leute mit so schönen und theilweise edlen Gesichtsformen, dergleichen nie ein Neger gehabt hat, würde kein Portugiese als Macacos, als Affen, bezeichnen.

Auch die Anwohner des Tambaflusses waren olivenfarbig; sie feilen ihre Zähne so spitz, daß das Lachen einer Frau dem Grinsen eines Alligators gleicht; die Menschen in jenen Gegenden lieben den Putz ungemein, viele Männer gebärden sich als Stutzer, ihre Schultern glänzen immer von dem Oel, welches aus dem starkgesalbten Wollhaar herabträufelt, und dabei behängen sie sich mit allerlei, das bei ihnen für Zierrath gilt. Manche pauken den lieben langen Tag auf einer Art von Trommel herum, und wer in der Nacht die Augen öffnet, greift flugs nach seiner geliebten Pauke; manche hören gar nicht auf, obwohl kein Zuhörer sich um diese Musik kümmert. Andere treten nie aus der Hütte, ohne über und über mit Bogen und Pfeilen behängt zu sein, oder sie tragen ein Schießgewehr, an welchem ein Stück Fell von jedem

Digitized by Google

Wild befestigt wird, das sie erlegt haben. Andere gehen nie aus, ohne eine Art von Kanarienvogel in einem Käfig mit sich herum zu tragen. Die Frauen hätscheln kleine Schooßhunde, die aber — gegessen werden. Die Dörfer liegen in unregelmäßigen Hüttengruppen im dunkeln Wald umher; jede einzelne Wohnung ist mit Anpflanzungen von Bananen, Baumwolle und Tabak umgeben; neben denselben steht gewöhnlich ein Gerüst zum Trocknen von Manioc, auch hängen die Käfige für das Geflügel hoch, und auf den Dächern sind Körbe angebracht, in welchen die Hühner ihre Eier legen. Die Frauen sind munter und handeln mit den Fremden. Die tief ausgetretenen Pfade sind in dieser Gegend nur etwa einen Fuß breit; in den Wäldern mußten die Reisenden sich mit Hilfe einer Axt Bahn brechen, und die Träger der Pombeiros sehen sich manchmal genöthigt, die Schlingpflanzen mit ihren Zähnen abzubeißen. Das Thierleben ist spärlich, nicht einmal Vögel sind in Menge vorhanden, denn die Neger fangen Alles weg, was irgend eßbar ist, und überall sieht man Schlingen oder Löcher, die den Beweis liefern, daß nach Mäusen und Maulwürfen gegraben worden ist. Diese Afrikaner könnten Hühner und Schweine in Hülle und Fülle halten, wenn sie nur einen geringen Theil der Zeit, welche sie mit Mäusegraben und Vogelstellen vergeuden, auf Ackerbau und Viehzucht verwenden wollten.

Der Moamba ist unter 9 Gr. 38 Min. s. Br. 20 Gr. 13 Min. 34 Sec. östl. L. ein dreißig Schritte breiter Fluß; in ihm leben, wie im Quilo, Loandsche, Chicapa und Loadschima, Alligatoren und Flußpferde; von diesen letzteren sieht man nichts, außer den Fußspuren an den Ufern; sie stecken die Nasen kaum aus dem Wasser und sind so vorsichtig, daß sie nicht einmal laut schnaufen. Am Moamba, wie an den Abhängen nach dem Quilo und Chicapa hin, läßt sich der geologische Bau dieser Gegend gut beobachten; obenauf lagert eisenhaltiges Conglomerat, das an manchen Stellen aussieht, als sei es geschmolzen, denn die rundlichen Knoten gleichen Schlackenmassen, sind aber an der Oberfläche glatt; wahrscheinlich sind sie durch das Wasser abgelagert worden, weil sie kleine vom Wasser abgeriebene Kiesel aller Art enthalten. Unter dieser Masse liegt ein blaßrother gehärteter Sandstein, und unter diesem ein trappartiger Basalt (Whinstone); unter dem letztern dann ein grobkörniger Sandstein, der weniger Kiesel enthält, und in Verbindung mit diesem dann und wann ein weißer Kalkstein, ferner noch Bänke von losen runden Quarzkieseln. Von dem flachen Oberlande werden die Abhänge länger je weiter man nach Osten kommt, und überall findet man an denselben Moräste, die mit Gruppen immergrüner Bäume eingefaßt sind. Von diesen Moräste

Digitized by Google

sind manche eisenhaltig. Die ebenen Plateau's zwischen den Flüssen, sowohl östlich wie westlich vom Moamba, waren weniger bewaldet als die Thalniederungen der Flüsse; die Bäume standen weit auseinander, und auf weiten grasbedeckten Flächen war nicht einmal ein Strauch zu sehen. Das Ganze machte einen Eindruck der Oede; Vögel waren nur spärlich zu bemerken, höchstens hin und wieder eine Art Meise, einige Sylviadae und Drymoica, und der schwarze Dicrurus Ludwigii, der in jener ganzen Region vorkommt; aber alle diese Vögel halten sich nur in der Nähe der Flüsse auf. Ameisen sind in großer Menge vorhanden, gewöhnliche Fliegen und Moskitos dagegen nur selten. Die Luft war ruhig und drückend heiß, die Reisenden waren froh, wenn sie schattige Bäume erreichten. Bevor sie Cabengo am Ufer des Chibombo erreichten, hatten sie noch zwei kleine Flüsse, den Kanefi und den Fombedschi, zu überschreiten. Von da an war die Gegend weniger spärlich bevölkert, Lebensmittel waren ungemein wohlfeil und in großem Ueberflusse vorhanden; für ein Huhn und zwanzig Pfund Mehl wurden anderthalb Yard Kattun der geringsten Sorte gegeben; der portugiesische Capitän Neves in Cassandsche hat einmal von den in der Nähe seines Ortes wohnenden Bangala 380 Pfund Tabak für den Werth von zwei Pfund Sterling gekauft. Im mittlern Londa könnte er dafür kaufen 7500 Stück Hühner, oder dafür 7000 Menschen einen Tag lang mit 7000 Hühnern und obendrein jeden noch mit 5 Pfund Mehl speisen. Man bezahlt die Waaren mit Kattun und Salz, und vier Personen können sich an Fleisch und Pflanzenkost einen Tag über reichlich sättigen, wenn sie alle zusammen den Werth eines Penny, 8 Pfennige, zahlen. Die Neger jener Gegend genießen vorzugsweise Manioc und Lotsamehl, die beide sehr viel Stärke enthalten und Herzbrennen verursachen, wenn man sie lange Zeit hintereinander ohne Hinzuthun anderer Speisen genießt. Livingstone will bemerkt haben, daß sie ihm die Sehkraft schwächten, was auch bei Thieren der Fall ist, welche längere Zeit mit rein stärkehaltigen Stoffen gefüttert werden. Sobald man Erdnüsse, welche viel Oel enthalten, zum Manioc genießt, schadet das letztere nicht.

In der Nähe von Cabengo gewahrte man wieder Spuren der Elennantilope. Dieser Ort liegt auf 9 Gr. 31 Min. s. Br. 20 Gr. 31 oder 32 Min. östl. L.; dort wohnte Muanzanza, ein Unterhäuptling Matiamwo's. Außer zweihundert Hütten sind noch etwa ein Dutzend viereckiger Häuser vorhanden, die aber auch nur aus Stangen und Pfählen bestehen, zwischen welche man Gras hindurchgeflochten hat; sie gehören portugiesischen Mulatten aus Ambaca, welche sich als Agenten der Kaufleute zu Cassandsche

Digitized by Google

hier aufhalten. Der Thermometer zeigte früh 58—60 Gr., an geschützten Stellen auch wohl 64 Gr. F. Morgens 6 Uhr; mitten am Tage 80 und Abends 78 Gr. F.

Livingstone verweilte einige Tage in Cabengo, wo eben ein Begräbniß mit Tanzen, Wehklagen und Schmausen gefeiert wurde. Dort traf er eingeborene Handelsleute, welche die weit nach Norden hin liegende Gegend des Häuptlings Luba besucht hatten; auch sprach er einige aus der Stadt Mai, die weit abwärts am Kasai liegt. Von diesen Männern zog er Erkundigungen ein. Wer von Cabengo nach der Stadt Mai's geht, hat nur zwei größere Flüsse zu überschreiten, nämlich den Loadschima und den Chibombo. Der Kasai fließt etwas östlich von Kasai und in der Nähe befindet sich ein großer Wasserfall. Die Handelsleute schilderten den Kasai als sehr groß, und er nehme dort seine Richtung nach Westen. Ein alter Mann, welcher gerade zu seinem Häuptling Mai zurückkehren wollte, wurde von Livingstone veranlaßt, sich so hinzustellen, als sei er zu Hause und dann den Punkt anzuzeigen, an welchem der Quango und Kasai sich vereinigen. Er wandte sich sogleich nach Westen, wies nach dieser Richtung hin und sagte: „Wenn wir fünf Tage (etwa 35—40 englische Meilen) wandern, dann kommen wir an jene Stelle." Er sagte ferner, der Kasai nehme noch einen andern Fluß auf, den Lubilasch. Unter den Balonda giebt es nur eine Meinung in Betreff des Kasai und Quango. Sie alle sagen, der letztere fließe in den erstern (betrachten also jenen als Hauptarm), und nachdem beide sich in einander ergossen, nehme der Strom den Namen Zaire oder Zerézeré an. Der Kasai ist schon vor der Vereinigung viel breiter als der Quango, weil er so viele Zuflüsse erhält. Außer den schon oben genannten Flüssen, welche der Reisende überschritt, sind noch zu nennen: der Chibombo, an welchem Cabengo liegt; 42 englische Meilen von demselben nach Osten hin fließt der Kasai selbst, 14 Meilen jenseits der Kaunguesi, 42 Meilen noch weiter östlich der Lolua. Dazu kommen dann noch viele kleinere Gewässer, welche alle den Kasai vergrößern helfen.

Etwa 34 Meilen östlich vom Lolua oder 132 Meilen OSO. von Cabengo liegt die Stadt des Matiamwo*); dieser ist, wie schon früher einmal bemerkt wurde, der oberste Häuptling aller Balonda. Mai soll NNW. von Cabengo liegen, 32 Tagereisen oder 224 englische Meilen entfernt, etwa auf 5 Gr. 45 Min.

*) Die Städte werden in jenen Gegenden nach dem Häuptling benannt; man kann also sagen: Mai oder Stadt des Mai; Matiamwo oder Stadt des Matiamwo.

Digitized by Google

s. Br. Die Hauptstadt des Luba, eines andern Häuptlings, liegt noch acht Tagereisen weiter in derselben Richtung, oder auf 4 Gr. 50 Min. s. Br. Den aus Mai kommenden Handelsleuten nach zu schließen sind die Neger in jener nördlichen Gegend ebenso uncivilisirt wie die in Londa; sie tragen eine Art Bekleidung, welche sie aus der innern Rinde eines Baumes verfertigen. Der Häuptling Luba will, gleich manchen seiner europäischen Genossen, von keinerlei Neuerung etwas wissen und läßt weder fremde Handelsleute noch Schießgewehr in sein Land. Wer etwa dorthin kommt, muß sich kleiden wie der gemeine Mann in Angola; Luba handelt nur mit Muscheln und Glasperlen; seine Leute erlegen die Elephanten mit Speeren, vergifteten Pfeilen oder in Fallen; die Zähne, welche aus jenem Lande kommen, sind größer und schwerer als in anderen Gegenden.

Den Erkundigungen zufolge, welche der Reisende einzog, ist klar, daß die Gewässer der Londaregion ihren Abzug nach Norden und dann nach Westen haben. Luba und Mai liegen offenbar tiefer als Cabengo, das nur etwa 3500 Fuß Höhe über dem Meere hat. Er erfuhr, daß der Kasai von der Küste her nach dem innern Lande hin nicht schiffbar sei, weil unweit der Stadt Mai der obenerwähnte Wasserfall liegt. Auch überzeugte er sich, daß in der ganzen Gegend nach Norden hin, zwischen Cabengo und dem Aequator, kein großes Reich vorhanden ist. Deshalb hätte er gern den Oberhäuptling aller Balonda, den Matiammwo, besucht. Balonda und einheimische Handelsleute versicherten ihn, ein beträchtlicher Nebenfluß des Zambesi entspringe östlich von Matiammwo's Stadt und ströme dann nach Süden hin. Livingstone sagt selbst, daß er diesen ganzen Fluß, selbst bis dorthin, wo er bei Masiko sich nach Westen wendet, auf seiner Karte zu weit nach Osten hin gelegt habe; er that es, als er noch glaubte, daß sowohl Matiammwo als Cazembe weiter östlich lägen, als er jetzt anzunehmen Ursache hat. Die Bewohner jener Gegend an dem Flusse heißen Kanyika und Kanyoka, Matiammwo will aber keine weißen Leute dorthin lassen, weil er von jenen viel Elfenbein bezieht und die Concurrenz abhalten will. Der Reisende meinte, er könne möglicherweise diesen Nebenfluß bis nach Masiko hinabfahren und dann in das Thal der Barotse gelangen; deshalb war er einen Augenblick geneigt, das Unternehmen zu wagen; allein seine Mittel reichten nicht aus, und nach Allem, was er vernahm, würde auch Matiammwo seiner Weiterreise nach Süden gewiß große Hindernisse in den Weg gelegt haben.

Matiammwo's Land soll stark bevölkert sein, aber der Handelsverkehr ist von keiner großen Erheblichkeit. Die Bewohner erhalten

Digitized by Google

Baumwollenzeuge, Salz, Schießpulver, grobes irdenes Geschirr und Glasperlen; dafür geben sie Elfenbein und Sclaven. Rindvieh halten sie nicht, weil der Häuptling allein dieses Vorrecht besitzt und eine Heerde hat. Der gegenwärtige Matiamwo soll, wie man sagte, mild und gerecht regieren, und sendet manchmal Boten in weite Fernen, um einem Unterhäuptling, gegen welchen begründete Klagen eingelaufen sind, den Kopf abschlagen zu lassen. Er hat uneingeschränkte Gewalt, aber doch bei weitem nicht so viel Einfluß über seine entfernter wohnenden Unterthanen wie z. B. Sekeletu über die Makololo und Makalaka.

Der Reisende beschloß von Cabengo ab eine Richtung nach Südost einzuschlagen. Er bemerkt, daß einige Kinder des verstorbenen Matiamwo ihn anbettelten, und daß die Balonda im Allgemeinen recht umgänglich seien, auch wären sie an Gestalt und Gesichtsausdruck weniger häßlich als die näher nach dem Meere hin wohnenden Neger. Die Frauen lassen die Zähne in ihrem natürlichen Zustande, stecken aber ein Rohr durch den Nasenknorpel. Die Leute sind frisch und munter und vertreiben sich die Zeit mit Geschwätz, Leichenlustbarkeiten und Hochzeiten. Das thierische Leben ist entschieden vorwaltend, wie überhaupt bei den Negern, und daraus erklärt sich wohl auch die Unzerstörbarkeit dieser Menschenrace.

Am 21. Mai brach Livingstone von Cabengo auf, überschritt mehre kleine Flüsse, die von der linken Seite her in den Chibombo fallen, und sah in einem derselben baumartige Farren (Cyathea Dregei); der Stamm war vier Fuß hoch und hielt zehn Zoll im Durchmesser. Er bemerkte ferner Gras von zweierlei Art, das an feuchten Stellen eine Höhe von *vierzig* Fuß hatte. Die Dorfbewohner gaben sich stets Mühe, die Reisenden so lange als möglich bei sich zurückzuhalten, um mit ihnen Handel zu treiben, und wollten nicht eher einen Führer stellen, bis sie ihren Zweck erreicht hatten. *Nyakalonga*, Schwester des verstorbenen Matiamwo, zeigte sich sehr freundlich und zuvorkommend, nicht minder *Bango*, dessen Dorf auf 12 Gr. 22 Min. 53 Sec. s. Br. 20 Gr. 58 Min. östl. L. steht. Dort schlachtete Livingstone seine letzte Kuh, welche seit einiger Zeit keine Milch mehr gab; ein Stück davon sandte er als Geschenk an Bango, der aber nichts davon genießen wollte: denn, sagte er, das Rindvieh ist menschlich und lebt in seiner Heimat wie ein Mensch. Einige andere Stämme essen zwar Fleisch vom Rindvieh, mögen aber dergleichen nicht halten, „denn Ochsen bringen Feindschaft und Krieg.“ In dieser ganzen Gegend fehlt es an größeren Ortschaften; jeder Häuptling will in einem besondern Dorfe gebieten, sei dasselbe auch noch so klein; es schmeichelt

Digitized by Google

seiner Eitelkeit, wenn er nur Herr ist, gleichviel ob auch nur über ein paar Familien.

Die Gegend war flach und zum großen Theil mit Gras bestanden, das um diese Jahreszeit gelb war; manche Büsche und Bäume waren dagegen grün, andere schüttelten ihr Laub ab. Bäume, welche weiter im Süden in den Wintermonaten unbelaubt stehen, sind hier nur eine sehr kurze Zeit ohne Blätter. Manchmal reicht aber ein Südwind, welcher Kälte bringt, selbst bis nach Cabengo und giebt der ganzen Vegetation ein winterliches Ansehen. Die zarten Sprossen der immergrünen Bäume sehen dann auf der Südseite wie verbrannt aus. Die Blätter des Manioc, des Kürbis und anderer zarten Pflanzen werden getödtet, während dergleichen an geschützten Stellen in den Wäldern nicht der Fall ist. Das ganze Innere von Südafrika hat eine bestimmte kalte Winterzeit, deren Intensität nach der Breite verschieden ist. In den mittleren Theilen der Capcolonie ist der Winter oft sehr streng und es fällt Schnee; diesen sieht man dagegen in Kuruman nur selten, hat aber dafür scharfen Frost. Dieser reicht sogar bis zum Chobe hinauf, und theilweiser Winter kommt auch im Barotsethale vor, aber im Norden des Orangeflusses treten Kälte und Nässe nie zusammen auf, im Winter regnet es selten oder nie, und daher rührt es wohl auch, daß das Klima im Betschuanalande so gesund ist. Ob nördlich vom Barotsethale überhaupt jemals Frost vorkommt, ist zweifelhaft, allein der Südwind bringt den Thermometerstand wohl bis 42 Gr. F. und macht einen sehr kalten Eindruck.

Am 30. Mai ging die Wanderung vom Bango bis an den Loembwe, der gen NNO. fließt; er hat 60 Schritte Breite, 4 Fuß Tiefe und gleich allen Flüssen in dieser Gegend morastige Ufer. Auch hier liegen die Dörfer weit auseinander und sind auf sehr engen Pfaden nur schwer zugängig. Der Anblick des weißen Mannes erfüllte die Bewohner mit Schrecken, und sie waren offenbar froh, wenn derselbe vorüberging, ohne auf sie einzuspringen. Selbst die Hunde zogen den Schweif ein und liefen fort, als hätten sie einen Löwen gesehen; die Frauen wagten kaum hinter den Zäunen hervorzulugen, und die Kinder fingen an zu schreien. Selbst unter den Betschuana stellten die Mütter ihren Kindern den weißen Mann als einen Popanz hin, der kommen solle, um die Unartigen zu beißen.

Oestlich vom Loembwe (Loembue) ist das Land offen, und fast allstündlich folgt ein kleines Flußthal dem andern, und durch jedes rinnt ein Bach mitten durch einen Morast. Dort war die

Digitized by Google

Wanderung sehr beschwerlich und unangenehm. Hin und wieder kam man an Stätten vorüber, wo dem Barimo Opfer gebracht worden waren, die meist aus Nahrungsmitteln bestanden, und selbst in den verlassenen Dörfern standen noch die Götzenbilder sammt den Verschlägen, unter welchen sich die Zaubertöpfe befanden. In dieser Gegend wird auch der Ochsenkopf als Fetisch verehrt. Der Reisende erzählt, daß er nur ein einziges Mal Zank und Streit gesehen habe. Eine alte Frau schalt einen jungen Menschen wohl eine Stunde lang heftig aus; er hörte Alles ruhig an, wurde aber am Ende ungeduldig und erwiderte einige Worte. Darauf sprang ein anderer Mann auf ihn zu und rief: Wie darfst du meine „Mama" schelten? Beide packten einander, rissen sich hin und her und daraus entstand ein Ringen. Die Alte, welche an der Schlägerei schuld war, bat die Reisenden um Einmischung, sie ließen sich aber nicht dazu verleiten. Die beiden Männer rannten fort und jeder drohte mit der Muskete wieder zu kommen, aber nur der eine ließ sich blicken. Livingstone bemerkt, dieser Vorfall sei für ihn von Interesse gewesen, weil er im Betschuanalande nie gesehen habe, daß unbewaffnete Männer einander schlagen; sie schimpfen einander wohl mit großer Zungenfertigkeit und fluchen mit großem Lärm, im Allgemeinen endet aber der Zank damit, daß Beide hell auflachen.

Alle diese Balondaneger waren sehr erpicht auf den Handel; auch sie, gleich ihren Landsleuten, wollten die Fremden möglichst lange zurückhalten. Lebensmittel sind so wohlfeil, daß man ein Huhn für einen Schuß Pulver erhält. Wer eine Muskete besitzt, trägt immer ein Mäßchen bei sich, das einen Schuß Pulver faßt. Die Frauen gehen fast ganz nackt; den Rock ersetzt ein erschrecklich kleines Flickchen Zeug, das nicht einmal Franzen hat; alle waren auf den Ankauf von Kattunstreifen förmlich versessen und über etwas größere förmlich entzückt. Für ein nur zwei Fuß langes Stück gaben sie ein Huhn und einen Korb mit 20 Pfund Manioc-mehl. Die Reisenden hatten aber nur noch sehr geringen Vorrath und nicht mehr viel abzugeben. Da hielten die Mütter ihnen ihre nackten Kinder entgegen und wollten für diese ein Lümpchen kaufen; sie sagten, bei Nacht hätten sie keine andere Bekleidung als das — Feuer; die Kleinen wärmen sich dadurch, daß sie dicht an die Eltern kriechen. Die Frauen tragen die Kinder nicht in einem Felle oder einem Stücke Tuch, sondern flechten einen vier Zoll breiten Gürtel aus Baumrinde, der von der einen Schulter nach der andern Seite herabhängt, wie der Schnappsack eines Soldaten, und darin muß das Kind sitzen. Das Land ist sehr fruchtbar und erzeugt Erdnüsse und Manioc in Ueberfluß. Baum-

Digitized by Google

wolle sieht man nicht, und von Hausthieren nur Hühner und kleine Hunde; der Häuptling hält auch einige Ziegen.

Am 2. Juni erreichte Livingstone das Dorf Kawawa's, der eine wichtige Person in dieser Gegend ist, denn seine Ortschaft zählt etwa ein halbes Hundert Hütten. Er hatte mit ihm anfangs freundlichen Verkehr und wohnte einer Art von Gerichtssitzung bei. Im Dorfe wurde eben eine Leichenfeier begangen, und man hatte einen armen Mann sammt dessen Frau angeschuldigt, den Verstorbenen durch Hexerei umgebracht zu haben. Bevor Kawawa noch ein Wort der Vertheidigung gehört, sprach er: „Ihr habt eines von meinen Kindern getödtet. Bringt nun alle eure Kinder hierher, damit ich davon für mich eines auswähle, um den Verlust zu ersetzen." Nun vertheidigte sich die Frau sehr gewandt, doch half es ihr wenig; denn Anklagen wie die obige werden von den Häuptlingen erhoben, damit sie sich Sclaven zum Verkaufe verschaffen. Kawawa meinte wahrscheinlich, der Weiße sei gekommen, um Sclaven einzuhandeln. Als er sich in dieser Erwartung getäuscht sah, und vernommen hatte, daß es den Chiboque gelungen war, einen Ochsen zu erpressen, verlangte auch er ein solches Geschenk und fragte: Soll ein Mann nicht einen Ochsen essen, wenn dieser ihm in den Weg kommt? Außerdem verlangte er eine Muskete, Schießpulver, einen schwarzen Rock, einen Mann und ein Buch, aus welchem er sehen könne, wie Matiamwo's Herz gegen ihn gesinnt sei, und das ihn warne, falls dieser ihm den Kopf abschlagen wolle. Diese Forderungen wurden abgeschlagen, weil ein weißer Mann keinem Schwarzen Tribut zahle, und als Kawawa dann seine Leute mit Bogen, Pfeilen und Speeren vorrücken ließ, schien die Sache ernsthaft zu werden. Livingstone mußte mit seiner Drehpistole vortreten und seine Begleiter anweisen zu feuern, sobald der erste Angriff erfolge. Nun erst zog der Häuptling sich zurück, gab aber den Fährleuten Befehl, die Reisenden nicht über den Kasai zu schiffen. Sie brachten demgemäß die Kähne fort, allein die Batoka hatten sich die Stelle gemerkt, wohin sie geschafft worden waren, und holten später einen dieser Nachen, so daß der Uebergang ganz gemächlich stattfand. Am andern Morgen waren Kawawa's Leute nicht wenig erstaunt, die ganze Gesellschaft am andern Ufer zu erblicken. So befand sich nun Livingstone wieder auf dem rechten Ufer des Kasai.

Digitized by Google

Achtzehntes Kapitel.

Siebenundzwanzigster Fieberanfall. — Der Lotembwe. — Der Dilolosee als Wasserscheide zwischen dem indischen und atlantischen Ocean. — Regen im Norden und im Süden des Aequators. — Arabische Berichte über die Region östlich von Londa. — Wahrscheinliche Wasserscheide zwischen dem Zambesi und dem Nil. — Katima's Stadt. — Freundliche Aufnahme bei Schinte. — Fahrt den Liba hinab. — Gesellschaftliche Zustände. — Ankunft in Libonta. — Aufenthalt zu Naliele und Gonye. — Ankunft zu Linyanti. — Das Klima des Barotsethales. — Die Makololo. — Beschluß am Zambesi hinab nach der Ostküste zu geben.

An der rechten Seite des Kasai liegen jene großen Ebenen, welche Livingstone früher überfluthet gefunden hatte; jetzt stand das Wasser nur noch an manchen vertieften Stellen. In den Lüften schwebte der Geier, Wild war vorhanden, aber außerordentlich scheu, Raupen krochen an den starken Grashalmen empor und auch Schmetterlinge und Wasserjungfern fehlten nicht, obwohl Winterszeit war. Ziegenmelker, Schwalben und ein feuerrother Bienenfresser, schwarze Lerchen mit gelben Schultern, hübsche weiße Reiher und andere Wasservögel belebten die Landschaft. Mit Vergnügen ruhete das Auge auf einer kleinen Blume, welche in so großer Menge vorkommt, daß sie dem Boden seine Farbe verleiht, sie überzieht ihn gleichsam mit einem goldenen Teppich, vom hellen Citronengelb bis zum dunklen Orange. Ein paar hundert Schritte weiter tritt dieselbe Blume in blauer Farbe auf, vom hellen Blau bis zum dunklen Purpur, und wieder an andern Stellen ist sie leberfarbig. Selbst die Farbe der Vögel wechselt in dieser Gegend. Eine andere Pflanze, welche mit unserm europäischen Sonnenthau (Droseria anglica) Aehnlichkeit hat, ist in Menge vorhanden; der Stengel wird nur zwei bis drei Zoll hoch, die Blätter sind mit röthlichen Haaren bestanden, und an jeder Spitze befindet sich eine klebrige Flüssigkeit, so daß das Ganze wie mit Diamanten übersäet erscheint. Die Spitzen der Haare schwitzen die reine aber klebrige Flüssigkeit aus, welche auch während der Sonnenhitze nicht verschwindet und an der sich Insekten fangen.

Auf dieser Ebene wurde Livingstone vom Fieber heimgesucht, und zwar zum siebenundzwanzigsten Male. Am 8. Juni ging er über den Lotembwa und war nun wieder auf dem Wege, welchen er auf der Hinreise genommen hatte. „Der Lotembwa ist hier etwa eine Meile breit, drei Fuß tief und voll von Lotus, Papyrus, Aron, Binsen und anderen Wasserpflanzen. Während ich denselben überschritt, achtete ich nicht darauf, in welcher Rich-

Digitized by Google

tung er strömte; ich hatte aber früher bemerkt, daß der Lotembwa auf der andern Seite des Dilolo-Sees nach Süden hin floß, und nahm an, daß das Wasser hier einfach eine Verlängerung desselben Flusses über den Dilolo hinaus sei und in diesem großen Sumpf entspringe, den wir früher auf unserer Wanderung nach Nordwesten hin nicht gesehen hatten. Als wir aber zum südlichen Lotembwa gelangten, erfuhren wir von Schakatwata, daß der Strom, über welchen wir gekommen waren, nach einer entgegengesetzten Richtung floß, nämlich nicht in den Dilolo, sondern in den Kasai. Die Erscheinung, daß derselbe Strom nach verschiedenen Richtungen hin läuft, war auch diesem Mann auffallend. Ich selber achtete nicht auf die Strömung, weil ich als selbstverständlich annahm, daß sie nach dem See hin gehe, ich zweifle aber nicht an der Richtigkeit der Aussage und nehme an, daß der Dilolo-See die Wasserscheide zwischen den Strömen bilde, welche nach Osten und nach Westen fließen. Ich wäre gern umgekehrt, um einen Gegenstand von so großem Interesse näher zu erforschen, ich befand mich aber sehr unwohl, spie Blut und hatte überdies auch keinen Anlaß, die Aussage des Eingebornen für unrichtig zu halten. Die Entfernung zwischen dem Dilolo und den Thälern der Flüsse, welche in den Kasai fallen, beträgt nicht mehr als 15 englische Meilen, und die dazwischen liegenden Ebenen sind ganz flach. Wäre ich umgekehrt, so hätte ich gefunden, daß dieser kleine Dilolo-See einen Theil seines Wassers in den Kasai, einen andern aber in den Zambesi abführt, also zugleich in den atlantischen und in den indischen Ocean. Ich gebe die Thatsache so, wie sie mir klar wurde, und nun erst begriff ich die wahre Gestalt der Stromsysteme und des Continentes. Ich hatte gesehen, daß die verschiedenen Flüsse dieses Landes an der Westseite von den Höhenzügen nach dem Centrum hinfließen, und hatte von Eingebornen und von Arabern erfahren, daß die meisten Flüsse an der Ostseite dieser großen Region dort einen ziemlich ähnlichen Lauf von einer hohen Kette nehmen und insgesammt zwei Abzüge zum Meere haben, nach Norden und nach Süden. Den nördlichen Abzugskanal bildet der Congo, der nach Westen hin strömt und in den atlantischen Ocean fällt, den südlichen der Zambesi, welcher nach Osten hin geht und in den indischen Ocean mündet. Ich stand also auf der Wasserscheide dieser beiden Systeme, die aber nicht mehr als 4000 Fuß über dem Meere liegt, und 1000 Fuß niedriger als die westliche Höhenkette, über welche ich gekommen war. Statt hoher schneebedeckter Berge, von welchen die geographische Speculation geträumt hatte, sah ich ausgedehnte Ebenen, über welche man monatelang reisen kann,

Digitized by Google

ohne eine andere Bodenerhebung zu sehen als Ameisenhügel. Im mittlern Afrika liegt also eine Hochmulde.

„Aus dem Charakter der Regenzeit in dieser außerordentlich feuchten Region erklärten sich einigermaßen die periodischen Ueberschwemmungen des Zambesi und vielleicht auch jene des Nil. Der Regen scheint dem Laufe der Sonne zu folgen, denn er fällt im October und November, wenn die Sonne auf ihrer Bahn nach Süden über diese Region hinweggeht. Im December erreicht sie den Wendekreis des Steinbocks und dann ist es trocken; December und Januar sind die Monate, in welchen man in den Gegenden unter jenem Wendekreise (von Kolobeng bis Linyanti) Dürre befürchtet. Die große Regenzeit fällt in den Februar, März und April, wenn die Sonne nach Norden zurückgeht; jene Ebenen, welche im October und November wie Schwämme den Regen einsogen, werden dann übersättigt, und von ihnen kommen jene Fluthen klaren Wassers, welche das Uferland am Zambesi überschwemmen. Wahrscheinlich haben die Ueberschwemmungen des Nils ähnliche Ursachen. Beide Ströme haben ihren Ursprung in derselben Region, aber die Zeit der Ueberschwemmung fällt nicht zusammen, wahrscheinlich weil sie an verschiedenen Seiten des Aequators liegen. Das Wasser des Nils wird im Juni trübe, es erreicht seinen höchsten Stand im August, also in jener Zeit, in welcher die oben erwähnte Uebersättigung ihren höchsten Grad erreicht hat. Dieser Gegenstand verdient die besondere Beachtung von Reisenden, welche die Gegend zwischen dem Aequator und dem zehnten Grade südlicher Breite besuchen. Der Nil zeigt kein starkes Anschwellen, wenn die Sonne am weitesten nördlich steht, also den Wendekreis des Krebses erreicht hat, sondern wenn sie nach dem Aequator zurückkehrt, genau sowie sie im entgegengesetzten Falle auf den Zambesi wirkt. Das hier Gesagte beruht auf meinen eigenen Beobachtungen und auf Nachrichten, die ich im Innern Angola's von Portugiesen eingezogen habe. Langjährige Beobachtungen, welche die Herren Gabriel und Brand zu Loanda an der Westküste angestellt haben, stimmen damit überein. Es regnet in jener Stadt zwischen dem 1. und 30. November; December und Januar sind dagegen heiß und trocken. Um den 1. Februar beginnen die stärkeren Regen und halten bis zum 15. Mai an; zwischen dem 20. Mai und Anfang Novembers fällt kein Regen. Die mittlere Regenmenge beträgt von 12 bis 15 Zoll im Jahre; 1852 nur 12, 034, aber 1853 ergab sie 15, 473 Zoll. Ich war nicht in der Lage, die Regenmenge in Londa bestimmen zu können, bin aber fest überzeugt, daß sie hier weit beträchtlicher ist, als an der Küste. Ich bemerkte, daß der Regen am 28. April

Digitized by Google

plötzlich aufhörte, und die kleinere Regenzeit in der Mitte Octobers anfing.

„Mitten im Binnenlande, zu Naliele im Barotsethale, traf ich Araber aus Zanzibar, deren Mittheilungen zufolge die Gegend östlich von den Theilen Londa's, durch welche ich gekommen war, mit diesen letzteren ziemlich einerlei Gestaltung hat. Sie sprachen von sumpfigen, häufig baumlosen Steppen, deren Bewohner Gras und Getreidestengel als Brennholz benützen. In jener Richtung liege ein großer seichter See, Tanganyenka genannt, zu dessen Ueberschiffung mit einem Kahn man drei Tage gebrauche. Er stehe in Verbindung mit einem andern Namens Kalagwe (Garague?), der weiter nach Norden liege. Es ist vielleicht jener, den die Marawim Nyanja nennen. Aus diesem See komme in vielen kleinen Gießen der Loapula, dieser östliche Arm des Zambesi, der von Nordosten her strömt und an der Stadt Casembe vorbeigeht. Das südliche Ende dieses Sees liegt zehn Tage nordöstlich von der eben genannten Stadt; diese letztere ist wahrscheinlich mehr als fünf Tagereisen weit von Schinte's Stadt entfernt, und ich kann ihr also nur etwa bis auf 150 Meilen nahe gekommen sein. (— Auf Livingstone's Specialkarte liegt Cazembe mehr als vier Längengrade nordöstlich von Schinte. —) Wahrscheinlich bildet dieser See die Wasserscheide zwischen dem Zambesi und dem Nil, wie der Dilolo-See jene zwischen dem Liba und Kasai. Wie dem aber auch sein möge, die Erscheinungen der Regenzeit thun dar, daß es unnöthig ist, das Dasein hoher, schneebedeckter Berge anzunehmen. Ueber diese Verhältnisse erhalten wir vielleicht durch Capitän Burton nähere Auskunft.

„Die ursprüngliche Thalbildung des Continentes bestimmte den nördlichen und südlichen Lauf des Zambesi in dessen Centrum ebensowohl wie jene des nun nicht mehr vorhandenen Stromes, welcher einst vom Linyantibecken zum Orange floß; sie bestimmte ferner den südlichen und nördlichen Abfluß des Kasai und des Nils. Wir finden zwischen 6 und 12 Gr. s. Br. eine Erhebung in dem großen Längenthale, von welchem die Quellgewässer dieser Ströme nach verschiedenen Richtungen abfließen. Den Aussagen der Eingeborenen zufolge, liegt die feuchte Region, welcher wahrscheinlich Zambesi wie Nil ihren Ursprung verdanken, innerhalb jener Breiten; nun fragt sich aber, weshalb innerhalb dieser Breiten so beträchtlich viel mehr Regen fällt, als in den correspondirenden nördlich vom Aequator? Weshalb entstehen in Dar Fur keine großen Ströme wie in Londa und der von hier nach Osten liegenden Region? Auf dem Ocean herrschen in den Breiten der ange-

Digitized by Google

deuteten Region in einem großen Theile des Jahres Nordost- und Südostwinde vor; sie reichen mit ihren Luftströmungen, wenigstens auf der einen, südlichen Seite des Aequators, weit bis über die Mitte des Festlandes hinein und treffen in Angola mit dem Seewinde zusammen, welcher vom atlantischen Ocean herwehet. Schon in einem frühern Kapitel ist bemerkt worden, die geringe Regenmenge in der Kalahariwüste werde dadurch verursacht, daß die Luftmasse ihre Feuchtigkeit verliert, sobald sie aufsteigt und dann über die nach dem Binnenlande hin abfallenden Ketten gleitet. Ein Blick auf die Karte von Afrika kann zeigen, daß dieselbe Ursache in sehr starkem Maße bei den abessinischen Gebirgen wirksam ist und so die Region um Dar Fur zu einer dürren macht; und diese Seitenketten liegen dem Aequator viel näher als jene, welche die Feuchtigkeit von der Kalahari abhalten. Der Nil empfängt in jener Gegend außerordentlich wenige Zuflüsse. Zwischen 6 und 12 Gr. s. Br. kennen wir also keine steil abfallende laterale Gebirgskette, wissen aber, daß eine Hochebene als Scheide daliegt; wahrscheinlich verursacht die südliche und nördliche Richtung der Südost- und Nordostwinde einen Zusammenfluß der beiden großen Luftströmungen, und an den Seiten sowohl, wie oben auf dieser Hochscheide häuft sich die Feuchtigkeit und lagert nicht, wie gegenüber Dar Fur und der Kalahariwüste, die Feuchtigkeit an den Ostabhängen der Gebirgszüge ab. Ich lege diese Erklärung ganz unmaßgeblich den Meteorologen von Fach vor. Auf der Scheidehöhe habe ich oft beobachtet, daß die Luft bei Nacht ganz ruhig war, sobald aber die Sonne am frühen Morgen durch die oberen Schichten der Atmosphäre brach, fing es plötzlich stark zu regnen an. Dann bemerkte ich auch nicht selten den niedrigsten Temperaturgrad."

Der Dilolo-See ist ein recht hübscher Wasserspiegel, sechs bis acht englische Meilen lang, eine bis zwei breit und so ziemlich dreieckig. Aus dem einen Winkel zieht ein Streifen in den südlichen Lotembwa ab. Der See liegt auf 11 Gr. 32 Min. 1 Sec. s. Br. 22 Gr. 27 Min. östl. L. Am 14. Juni besuchte Livingstone einige Dörfer, welche unter dem schon früher erwähnten Häuptling Katema standen. Wenn in dieser Gegend Jemand fragte, wie es dem oder jenem Freunde gehe, erhielt er gewöhnlich die Antwort: „Ba bola," d. h. es geht besser, oder auch: „er ist in der Genesung," als ob Krankheit etwas Alltägliches wäre. Die Sterblichkeit dort ist groß. Am 19. Juni wurde der südliche Abfluß des Dilolo überschritten; der Seeabzug war dort 1¼ Meile breit; er fließt in den Lotembwa; der See bildet einen Abzug für die umliegende Ebene und kann gewissermaßen als eine Quelle betrachtet werden. Das Wasser an der Furthstelle reichte dem Reisenden

Digitized by Google

bis an den Gürtel und war voll Schilf und Binsen. Er ging dann etwa drei Meilen östlich und kam an den südlichen Lotembwa, der in einem zwei Meilen breiten Thale floß und neunzig Schritte breit war; seine vielen Inseln sind mit Waldbäumen bestanden. In der Regenzeit wird das Thal überfluthet und nach dem Aufhören derselben die Gegend sehr ungesund. Die Wanderung ging über die Ebene am nördlichen Ufer des Liba (in welchen der Lotembwa sich ergießt) und überschritt denselben. Das Wasser hatte jetzt, mitten im Winter, Morgens früh eine Temperatur von 47 Gr., die Luft von 50 Gr. F., dabei war sie feucht und kalt; aber am Tage brannte die Sonne, und die Temperatur stieg im kühlsten Schatten auf 88 und 90 Gr., und fiel Abends auf 76 bis 78 Gr.

Beim Häuptling Schinte fand Livingstone eine freundliche Aufnahme und wurde als alter Bekannter begrüßt. Aufmerksam hörte jener an, was er über die Reise nach Loanda erfuhr, und begriff nun, daß die Mambari ihn stets übervortheilt hatten. Der Reisende hatte aus Angola verschiedene Sämereien mitgebracht, z. B. von Orangen, Nierenbaum, Flaschenbaum (Anona) und Feigen, ferner Kaffee, Aracas (Aracas pomifera) und Papaws (Carica papaya), und sie wurden hier an einer umzäunten Stelle eingepflanzt. Die Leute wußten den Werth solcher Früchte wohl zu schätzen, hatten aber nur wilde, von welchen eine häufig vorkommende eßbar ist, und wenn man sie kocht, ein Oel giebt, mit welchem man Kopf und Leib einsalbt. Der Reisende pflanzte Samen von der Oelpalme (Elaeis guineensis) und erklärte ihnen die Wichtigkeit dieses Baumes. In jener Gegend kommen nur wenige Palmen vor. Alle Völker in Centralafrika sind zum Ackerbau geneigt (lassen aber ihre Frauen die meiste Arbeit verrichten). Livingstone's Begleiter theilten an ihre Freunde allerlei Sämereien aus; manche hatten sogar Zwiebeln, Knoblauch und dergleichen mitgebracht. Der Thermometer stand früh Morgens von 42 bis 52 Gr., Mittags von 94 bis 96 Gr., Abends etwa auf 70 Gr. Nach der Tageshitze spürte man die Kälte sehr empfindlich, und die Balonda verlassen vor 9 oder 10 Uhr Morgens ihr Feuer nicht. Schinte's Dorf liegt auf 12 Gr. 37 Min. 35 Sec. s. Br., 22 Gr. 47 Min. östl. L.

Am 6. Juli wurde die Reise fortgesetzt zunächst nach einem Dorfe, in welchem Schinte's Schwester Nyamoana nun wohnte; ihren frühern Wohnort hatte sie nach Landessitte verlassen, weil dort ihr Mann gestorben war. Jetzt hielt sie sich in ihrer neuen Residenz am Lofuje auf, und borgte dem Reisenden fünf Nachen, in welchen er den Liba hinabfahren wollte, der in dieser Gegend volle zweihundert Schritt breit war. Die Balonda verfertigen hier

Digitized by Google

kleine, sehr scharf und spitz gebaute Kähne, in welchen höchstens zwei Menschen Platz haben, und mit denen sie auf dem Wasser jagen. Livingstone's Begleiter bezahlten das Stück mit einem Strange Glaskorallen, der so lang war wie der Kahn, und er selber rieth ihnen, solche Schiffe nach dem Lande der Makololo zu bringen, wo sie Kühe dafür erhalten würden.

In der Nähe des Makondabaches, 13 Gr. 23 Min. 12 Sec. s. Br., war die Tsetse-Fliege in großer Menge vorhanden und stach viele Ochsen, die einige Zeit nachher verendeten. An den weiblichen Häuptling Manenko wurde eine Botschaft geschickt; bald nachher erschien ihr Mann Sambanza und brachte Lebensmittel als Geschenk; sie selber war gerade unpäßlich. Sambanza schloß mit den Makololo in folgender Weise Herzbruderschaft. Er legte seine Hand in jene Pitsane's, dann wurden in die Hände, die Magengrube, auf die rechte Wange und auf die Stirne beider Theile kleine Einschnitte gemacht, und vermittelst einiger Grashalme nahm man etwas Blut erst von dem einen, dann von dem andern Manne. Jedes wird in einen besondern Biertopf gethan, und der eine trinkt des andern Blut. Von da an sind sie unzertrennliche Freunde und Herzbrüder. Während das Bier getrunken wird, schlagen die Umstehenden mit kurzen Keulen auf die Erde und murmeln zur Bestätigung des Vertrags allerlei Worte. Der Rest des Bieres wird herumgereicht. Diese Feierlichkeit heißt Kasendi, und wer mit einem Andern Herzbruderschaft geschlossen hat, ist verpflichtet, seinem Freunde von Allem Kunde zu geben, was diesem möglicherweise Nachtheil bringen kann. Livingstone kam einst durch Zufall zu einer solchen Blutsverwandtschaft. Er löste einer Negerin eine Geschwulst aus und dabei spritzte ihm etwas Blut in's Auge. Als er dasselbe wegwischte, sagte sie: „Du warst vorher ein Freund, jetzt bist du mein Blutsverwandter, und wenn du wieder einmal zu uns kommst, so laß es mich wissen, damit ich für dich koche." Die Begleiter des Reisenden hatten in jedem Dorfe der befreundeten Balonda einen Molekane, d. h. Freund, und einige nahmen sich dort auch Frauen. Die Balondahäuptlinge sehen dergleichen Verbindungen gern, weil sie dadurch mit den gefürchteten Makololo in gutes Einvernehmen kommen.

Eine kleine Strecke unterhalb der Vereinigung des Liba und und Liambye traf Livingstone eine Schaar Jäger vom Stamme der Mambowe, welche getrocknetes Fleisch von Flußpferden, Büffeln und Alligatoren mit sich führten. Sie sind sehr gewandt und überlisten das Wild dadurch, daß sie sich Antilopenköpfe mit den Hör-

Digitized by Google

nern aufsetzen, oder auch Kranichsköpfe. So schleichen sie durch das Gras, bis sie der auserkorenen Beute ganz nahe sind.

Am 27. Juli, also neun Monate, nachdem der Reisende Loanda verlassen hatte, traf die Karawane wieder in Libonta ein, wo sie mit Jubel empfangen wurde. Die Frauen kamen ihr tanzend und mit lautem Lulliluruf entgegen, küßten ihren Verwandten und Bekannten die Hände und Wangen und warfen Staub in die Höhe. Die Männer saßen mit afrikanischer Würde in der Kotla, wo man die Wanderer als Leute begrüßte, die aus dem Grabe auferstanden seien, denn der angesehenste Zauberer hatte das Orakel gegeben, sie seien längst todt. Livingstone dankte Allen, setzte auseinander, weshalb die Rückkehr sich so lange verzögert habe, und überließ die Erzählung der Einzelheiten seinen Begleitern. Einer derselben, Pitsane, sprach dann eine Stunde lang und erzählte, wie wohlwollend die weißen Leute gewesen seien. Er habe viel mehr gesehen, als er erwartet. Livingstone habe für die Makololo nicht allein den Pfad zu den Weißen eröffnet, sondern auch unterwegs alle Häuptlinge versöhnt. Darauf erhob sich der älteste Mann unter den Anwesenden und antwortete. Er spielte tadelnd darauf an, daß Sekeletu des weißen Mannes guten Rath nicht befolgt und während dessen Abwesenheit zwei Raubzüge unternommen habe. Andere Redner folgten, und am nächsten Tage wurde ein Gottesdienst gehalten. Die dunkelfarbigen Reisenden trugen weiße Kleidung nach europäischem Schnitt und sahen mit ihren rothen Mützen ganz stattlich aus; sie hatten Flinten und gaben sich Mühe, so zu marschiren, wie die Soldaten, welche sie in Loanda gesehen hatten. Man nannte sie nur Livingstone's Batlabani, d. h. die Braven, Muthigen, und sie wurden von Weibern und Kindern wie Weltwunder angestaunt. Es verursachte auch keine üble Stimmung, daß alle so arm zurückgekommen waren, wie sie ausgezogen, denn nun sei „einmal der Pfad geöffnet und man werde Schlaf (Ruhe) haben." Auch auf der Weiterreise, das Barotsethal hinunter, zeigten sich die Bewohner ungemein freundlich, und jedes Dorf gab wenigstens einen Ochsen, manchmal aber zwei.

Livingstone verließ am 31. Juli Libonta, nachdem er an verschiedenen Stellen Palmsamen ausgestreut hatte; die Pflanzen sind aufgegangen, aber von den Mäusen abgefressen worden. Im Dorfe der Häuptlings Chitlane fand er eine Kolonie von Anostomus lamelligerus. Diesen Vogel nennen die Eingeborenen Linkololo; er brütet an gewissen Stellen im Rohr in großer Menge gesellschaftlich, und die noch nicht flüggen Jungen gelten im Barotsethale für einen großen Leckerbissen; sie sind sehr fett und schmecken geröstet ganz vortrefflich. Derselbe Vogel kommt auch am Liambye

Digitized by Google

in großer Menge vor. Jenes Dorf liegt, gleich allen anderen im Thale, auf einer Wurth, um gegen Hochwasser geschützt zu sein; sobald dasselbe sich zurückgezogen hat, werden die Menschen krank. Die ganze Gegend ist sehr ungesund auch in Folge des beträchtlichen Temperaturwechsels, der an jedem Tage stattfindet. In Chitlane steht ein ächter indischer Banianenbaum, der sich vermittelst seiner Zweigwurzeln über eine große Fläche ausgedehnt hat und von den Bewohnern More oa moatu, d. h. Baum mit Beinen, genannt wird. Diese Bäume der Ficusfamilie betrachtet man überall von dem Lande der Barotse an bis nach Loanda mit Ehrfurcht und glaubt, daß sie vor Unheil schützen.

Im August zog der Reisende wieder in Naliele ein, wo seine Begleiter sehr herzlich aufgenommen wurden. Manchen wurde eine eigenthümliche Ueberraschung zu Theil, denn sie fanden, daß ihre Frauen andere Männer geheirathet hatten. Dergleichen hat indessen bei den Negern nicht viel auf sich, sie trösten sich leicht und der eine sagte: „Es giebt so viele Weiber wie Gras, und ich kann mir eine andere Frau nehmen; sie mag laufen." Die Anderen dachten ebenso, und ohnehin haben ja die Neger Vielweiberei, oder, genauer ausgedrückt, sie leben in Promiscuität. Livingstone hebt übrigens ausdrücklich hervor, daß er stets mit Achtung und Wohlwollen von ihnen behandelt worden sei, und hegt die Ansicht, daß sie Niemandem Böses zufügen werden, der freundlich gegen sie ist und sich ihrer annimmt. Uebrigens herrscht zwischen dem Eroberervolke der Makololo und den Barotse, welche deren Unterthanen sind, eine gewisse Spannung; die Letzteren sagten dem Missionär, er möge den Makololo nicht glauben, denn sie seien Lügner. Zwischen 7 und 27 Gr. s. Br. scheint während der letztverflossenen zweihundert Jahre kein Erdbeben stattgefunden zu haben; weder irgend eine Ueberlieferung noch eine geologische Erscheinung deutet darauf hin, mit alleiniger Ausnahme der Wasserfälle von Gonye. Auch scheinen Orkane in jener Gegend zu fehlen. Hier bestehen die Felsen aus röthlichgrauem Sandstein, der fast horizontal liegt, von Madreporen durchlöchert und mit Eisen geschwängert ist, das eine Art von glasirtem Ueberzuge bildet.

Am 22. August war der Winter zu Ende, die Bäume am Ufer begannen zu knospen und zu blühen. In dreizehn Nachen fuhr der Reisende mit seinen Begleitern auf dem schönen Strome Zambesi bis nach Sescheke hinab. Auch jetzt wieder fiel es ihm auf, wie reich und mannigfaltig in dieser Gegend das Thierleben war. Sobald das Wasser zu steigen beginnt, erscheint der Ibis (I. religiosa) in Schwärmen von etwa einem halben hundert Stück; mit ihnen kommen auch andere Wasservögel, und auf einer einzi-

Digitized by Google

gen Sandbank wurden einmal nicht weniger als dreihundert Pelikane gezählt; auch Enten verschiedener Art und Procellaria turtur sind ungemein häufig. Sehr unwillkommen ist eine Hornisse, welche ihr Nest an Baumzweigen aufhängt, den Menschen wüthend verfolgt und deren Stich so empfindlich ist, wie der Schlag von einer elektrischen Batterie; er zieht Bewußtlosigkeit nach sich und verursacht einen sehr heftigen Schmerz. Aber dieses Insect, welches die Betschuana Murotuani nennen, ist nur in der Nähe seines Nestes dem Menschen gefährlich. Die Tsetse kommt zwischen Nameta und Sekhosi vor, findet aber in einem langbeinigen Insecte einen erbitterten Feind, der auf sie und andere Fliegen zuspringt, sie aussaugt und dann wegwirft.

In Linyanti fand Livingstone alle Sachen, welche er dort im September 1853 zurückgelassen, in gutem Zustande. Das Volk versammelte sich, um einen Bericht über die Reise zu hören und die aus Loanda mitgebrachten Gegenstände in Empfang zu nehmen. Die Heimgekehrten wußten allerlei wunderbare Dinge zu erzählen und hoben besonders hervor, daß sie erst dann umgekehrt seien, als die Welt ein Ende gehabt und das Land aufgehört habe. Ein alter Mann fragte, ob sie denn auch Ma Robert (Frau Livingstone) gesehen hätten, worauf sie dann zugestanden, daß jenseits von ihrer Welt Ende doch auch noch etwas liege. Die Geschenke, welche den Beweis von der wohlmeinenden Gesinnung der Weißen gaben, wurden mit großer Freude in Empfang genommen, und Sekeletu wurde angestaunt, als er am Sonntage beim Gottesdienst in seiner neuen Uniform erschien und zum Preis und Ruhm Livingstone's eine Rede hielt. Der Häuptling traf sogleich Vorkehrungen, um durch den Araber Ben Habib, der von Zanzibar gekommen war, eine Ladung Elfenbein nach Loanda zu senden. Dieser erreichte sammt seinen Makololo- und Barotsebegleitern wirklich den portugiesischen Hafen.

Während Livingstone's Abwesenheit hatten die Makololo ihrem Hange zum Rauben nicht widerstehen können, zwei Fehden begonnen und Vieh weggetrieben, und der Missionär hielt darüber eine sanfte Strafrede, aber nur unter vier Augen. Der Wunsch, mit der Seeküste eine lebhafte Verbindung zu gewinnen, war allgemein, und in einer Volksversammlung wurde lebhaft erörtert, ob man nicht wohlthue, wenn der ganze Stamm weiter nach Norden ziehe und sich im Barotsethale ansiedele, weil er dort dem Absatzmarkte näher sei. Dagegen wurde von alten Leuten eingewandt, daß man damit die Vertheidigungslinie aufgebe, welche vom Chobe und Zambesi gebildet werde, und durch die man gegen die feindlichen Matebele gedeckt sei; auch ist das Barotsethal sehr ungesund und

Digitized by Google

erzeugt Fieber, sobald nach der Ueberflutbung das Wasser verschwindet; es wird desbalb nur zu Stationen für das Vieh benützt, welches trotz einer Art Lungenseuche, die sich zuweilen einstellt, trefflich gedeibt. Das Fieber ist auch für die Missionäre ein großes Hinderniß und bemmt deren Thätigkeit. Die große Feuchtigkeit, der üppige Pflanzenwuchs, die starke Hitze, die Zersetzung einer Menge gährender vegetabilischer Stoffe, die dichten Wälder, durch welche kein freier Luftzug gebt, das Alles trifft zusammen, um ein höchst ungesundes Klima zu erzeugen, welches auch auf den eingeborenen Afrikaner sehr nachtheilig einwirkt. Außer diesem Fieber, das freilich schlimmer ist, als alles andere, kommen sonstige Krankheiten kaum vor. Man kennt keine Auszehrung und keine Skropbeln; Geistesstörungen sind selten; Pocken und Masern haben einmal vor dreißig Jabren Viele hinweggerafft, kamen aber dann nicht wieder. Merkwürdig ist, daß die Eingeborenen die Impfung anwandten.

Livingstone gesteht auf hundert Stellen seines Buches zu, daß das Klima in dieser ganzen Region von Innerafrika im höchsten Grade ungesund sei. Das ist, wie eben bemerkt, der Fall bei Eingeborenen selbst, es kann also unmöglich dem Europäer zusagen. Desbalb sind uns folgende Bemerkungen des Reisenden in hohem Grade auffallend: „Es ist wahr, daß ich sehr vom Fieber litt, aber was mir begegnete, kann in der Sache nichts entscheiden. Ich mußte Monate lang auf der feuchten Erde schlafen, war Regengüssen ausgesetzt, meine Füße und Beine wurden täglich mehrmals naß, ich lebte von Kaffee ohne Zucker und von Manioc, und der fortgesetzte Genuß des letzteren griff meine Augen an; dazu war ich häufig den Sonnenstrahlen ausgesetzt, wenn der Thermometer im Schatten 96 Gr. F. zeigte. So viel werden Missionäre, die nach mir kommen, nicht auszubalten baben." Das Letztere mag richtig sein, es bleibt aber, unserer Ansicht nach, für jeden Weißen in hohem Grade gewagt, sich vorübergehend oder gar dauernd in einem solchen Lande aufzubalten. Er muß sicherlich auf das Schicksal gefaßt sein, welchem die Missionäre z. B. an der Guineaküste nicht entgeben, wo allemal von Fünfen schon nach ein paar Jahren Vier vom Tode binweggerafft werden, während der Letzte mit einem für immer siechen Körper in seine Heimath zurückeilt. Wir lesen eben (Mai 1858), daß auf Livingstone's Rath nicht weniger als achtzig männliche und weibliche Missionäre im Laufe des Sommers nach Innerafrika abgeben wollten, „um dasselbe zu civilisiren." Wir wünschen ihnen den besten Erfolg, aber die Zeit wird lehren, ob in fünf Jabren noch ein balbes Dutzend von ihnen übrig ist. Auf keinen Fall wird ihr Bekehrungseifer irgend erhebliche Früchte

Digitized by Google

tragen. Bekanntlich haben die Missionäre sich in ihren Hoffnungen auf Afrika, namentlich soweit die Negerländer in Betracht kommen, noch stets getäuscht, und Nichts berechtigt zu der Annahme, daß ihre höchst sanguinischen Erwartungen künftig auf ein anderes Ergebniß zu rechnen haben. Doch Livingstone mag seine Ansicht hier vortragen.

„Ich glaube, daß das Innere dieses Landes für den Philanthropen ein weit einladenderes Feld darbietet als die Westküste, wo die Missionäre verschiedener Vereine seit langer Zeit mit ganz erstaunlicher Hingebung und nie ermattendem Eifer gearbeitet haben (ohne etwas auszurichten). Dort sind die Fieber heftiger und führen den Tod rascher herbei als hier; denn vom 8. Gr. nach Süden hin nehmen sie fast allemal die intermittirende Form an, welche am wenigsten gefährlich ist. Sie erweitern die Milz, und dieser Krankheit tritt man am besten entgegen, wenn man das Klima wechselt, was leicht geschehen kann, sobald man sich in die Gegenden begiebt, welche südlich vom zwanzigsten Breitengrade liegen. Ich will übrigens nicht gerade sagen, daß die vielen afrikanischen Stämme etwa nach Unterricht begierig seien; sie sind nicht jene nachforschenden Geister, von welchen aus anderen Gegenden berichtet wird; sie verlangen gar nicht nach dem Evangelium, denn sie wissen nichts von ihm und seinen Wohlthaten, aber sie legen dem Unterricht auch keine Hindernisse in den Weg. Jeder Häuptling ist stolz darauf, wenn ein Europäer ihn besucht oder in seinem Orte wohnt, und überall im Innern ist für Leben und Eigenthum nichts zu besorgen. Die große Schranke, welche Afrika abgeschlossen hielt, besteht in der Ungesundheit der Küsten und den unfreundlichen Gesinnungen der Gränzstämme, aber diese Hindernisse werden hoffentlich durch die neueren Verkehrsmittel überwunden, welche eine rasche Beförderung ermöglichen."

Wir können nicht umhin, diese Ansicht für einseitig zu erklären; denn daß auch das Innere in hohem Grade ungesund und gefährlich für europäische Leiber ist, weiß Jedermann; Barth hat es neulich wieder bestätigt, und sind Richardson und Overweg nicht etwa im Innern am Klimafieber gestorben?

Livingstone's Reise nach Loanda hatte gezeigt, daß ein für Fuhrwerke geeigneter Weg dorthin nicht vorhanden ist, und er beschäftigte sich nun ernstlich mit dem Plane, bis an die Ostküste vorzudringen. Araber aus Zanzibar waren bis Linyanti gekommen und hatten unterwegs keine feindlichen Stämme angetroffen; sie versicherten den Schotten, daß die nordöstlich von Cazembe wohnenden Häuptlinge der Batutu, Baroro und Bagogo seiner Reise kein Hinderniß in den Weg legen würden. Sie erzählten ferner,

Digitized by Google

zehn Tagereisen jenseit Cazembe gehe der Weg um das Ende des Tanganyenko-Sees herum, an dessen südlichem Ufer man Nachen finde. Die Ueberfahrt dauere drei Tage, und Nachts schlafe man auf Inseln im See, der etwa 40 bis 50 englische Meilen breit sein mag; da aber die Kähne mit Stangen fortgeschoben werden, so bleibt kein Zweifel, daß auch dieser See nur als eine Seelache zu betrachten ist. Unterwegs treffe man viele kleine Flüsse und drei große Ströme. Es schien also keinem Zweifel unterworfen, daß in jener Richtung die Ostküste erreicht werden konnte, dem Reisenden lag aber daran, wo möglich auf dem Wasser und nicht zu Lande dorthin vorzudringen, am liebsten auf dem Zambesi. Die Makololo kannten alles Land nach Osten hin bis an den Kafue, weil sie in früheren Zeiten in der Gegend gelebt hatten, wo dieser Fluß sich mit dem Zambesi vereinigt, und sie riethen ihm auch, diese Richtung einzuschlagen. Doch standen große Schwierigkeiten im Wege; zunächst die Victoria-Wasserfälle bei Gonye, dann der felsige und zerbrochene Charakter des nördlichen Ufers, endlich der Umstand, daß an beiden Ufern die Tsetsefliege in großer Menge vorkommt und keine Viehzucht erlaubt; nur allein Ziegen können dort gedeihen. Trotz alledem beschloß Livingstone den Weg am Zambesi abwärts einzuschlagen, und zwar am nördlichen Ufer hin bis Tete, „weil diese Station, die äußerste der Portugiesen im Binnenlande, auf Bowdich's Karte irrthümlich auf das Nordufer verlegt ist." *)

Inzwischen war mit Ende Septembers die Jahreszeit herangekommen, in welcher der Regen sich einstellen mußte. Schon wurde der Himmel mit Wolken überzogen, der Ostwind hatte eingesetzt, aber die Hitze war noch sehr stark. Die Makololo riethen zu längerem Verweilen, das auch schon deshalb nöthig schien, weil die Reise sicherlich Fieber im Gefolge gehabt hätte. Das Land am 17. und 18. Gr. s. Br. hat noch Dürre und viel Staub; dort beginnt erst die feuchte Nordregion, und jenes hat einen Uebergangscharakter von der einen Region zur andern. Im October zeigte der Thermometer den Tag über im schattigen Wagen 100 Gr. F. und stieg auf 110 Gr., Abends im Dunkeln zeigte er im Luftzuge 89 Gr., um 10 Uhr Abends 80 Gr. und fiel dann all-

*) Hier ist Livingstone entschieden im Irrthum. Wir haben das Werk von Bowdich vor uns liegen; es führt den Titel: An account of the discoveries of the Portuguese in the interior of Angola and Mozambique etc. London 1824. 8. Die Karte, auf welche der Reisende sich bezieht, ist bei Seite 86 eingeheftet: a sketch of the interior of Mozambique and Benguela; und auf ihr ist Tete sehr deutlich am Süduser eingetragen. A.

Digitized by Google

mälig, bis er bei Sonnenaufgang 70 Gr. zeigte. Während der größten Hitze halten sich die Menschen in ihren Hütten auf, die bei Tage recht kühl, bei Nacht aber drückend heiß sind. Sie trinken Bier, gerathen durch vieles Trinken in Schweiß, aber diese Verdunstung scheint ihnen ein Gefühl von Kühle zu verursachen. Bei Mondschein wird bis nach Mitternacht lustig getanzt, die Frauen stehen dabei und klatschen in die Hände, die alten Leute sitzen umher, sehen zu und sagen: „Es ist doch wirklich sehr hübsch!“

Der Araber Ben Habib, welcher aus Zanzibar nach Linyanti gekommen war und demnächst nach Loanda aufzubrechen gedachte, wünschte eine zwölfjährige Tochter Sebituane's zu heirathen. Diese Handelsleute geben sehr klug zu Werke; durch solche Ehebündnisse suchen sie mit den verschiedenen Stämmen in freundschaftliche Verbindung zu kommen und der mohammedanischen Religion Eingang zu verschaffen. Die kleine Makololoprinzessin war ein hübsches Geschöpf und ihre Hautfarbe nicht dunkler als jene der Araber; wir begreifen aber, daß der christliche Missionär seinem Busenfreunde Sebituane den Rath gab, sie nicht mit einem Mohammedaner zu verheirathen. Uebrigens werden die jungen Mädchen nicht um ihre Einwilligung befragt; doch ereignete sich folgender Vorfall. Um eine hübsche Dienerin Sekeletu's bewarben sich nicht weniger als fünf Stutzer zu gleicher Zeit; der Häuptling ließ sie alle vortreten und stellte dem Mädchen frei, sich beliebig einen Mann zu wählen. Zwei traten freiwillig zurück, aus den übrigen erkor sie dann den hübschesten.

Am 20. October stieg zu Linyanti der Thermometer in der Sonne auf 138 Gr. F.; im Schatten bei Tage auf 108 und bei Sonnenuntergang auf 96 Gr. Livingstone ist der Meinung, daß das Blut des Europäers eine höhere Temperatur habe als das des Afrikaners. Das Quecksilber, welches er unter seine Zunge hielt, zeigte 100 Gr., bei den Afrikanern nur 98 Gr. In der Stadt herrschten viele Krankheiten; in derselben stand noch eine große, nicht ausgetrocknete Pfütze, und selbst die Ebene zwischen Linyanti und Sescheke war noch nicht frei von Wasser, das allerdings in jenem Jahre einen höhern Stand als gewöhnlich erreicht hatte, so daß man die 120 englischen Meilen zwischen beiden Punkten in gerader Linie mit Kähnen durchschiffen konnte. An vielen Stellen befanden sich Lachen, aus denen ein starker Geruch von Schwefelwasserstoffgas emporstieg, sobald man sie bewegte; andere Stellen zeigten Salpeterausschlag, und die sich zersetzenden Pflanzenstoffe erzeugten eine Malaria und folglich auch Krankheiten. Der weiße Arzt wurde in Linyanti, das etwa siebentausend Ein-

Digitized by Google

wohner zählte, ununterbrochen, selbst bei Nacht, in Anspruch genommen, und es scheint, als ob er durch seine Arzeneien mehr Vertrauen bei den Leuten erweckt habe, als durch seine guten Lehren. Einst sprach er mit den Intelligenteren von Sonnen- und Mondfinsternissen „und von jener andern Welt, wo Jesus herrscht;" sie sagten ihm bei dieser Gelegenheit, daß das, was er ihnen erzähle, nicht ganz verloren sei. Sie fügten hinzu: die Jüngeren sprächen viel über die seltsamen Dinge, welche er ihnen zu hören gäbe, die älteren Leute pflegten aber zu äußern: „Wissen wir, wovon er spricht?" Andere meinten: „Wenn wir Worte über andere Sachen hören, so können wir sie behalten. Wenn du uns aber wunderbare Dinge erzählst, dergleichen wir nie gehört haben, so wissen wir nicht, wie es sich damit verhält, und sie laufen aus unserem Herzen weg." So sprachen die am meisten Begabten unter den Makololo; „auf die Mehrzahl bringen die Lehren gar keine merkbare Wirkung hervor; sie wenden nichts gegen die Wahrheit ein, bleiben aber ganz erstaunlich gleichgiltig und sagen wohl: wir wissen aber davon nichts, oder: wir verstehen es nicht." — So geht es freilich den meisten Missionären, sobald sie den Halbwilden Wunder und abstracte Dinge vortragen, und sie sind bei den Wilden vorzugsweise deshalb willkommen, weil sie materielle Vortheile bringen, Verbesserungen in Ackerbau oder Viehzucht einführen, zweckmäßige Geräthschaften liefern, Handelsverbindungen anbahnen, und was dergleichen mehr ist.

Vor dem Arzt Livingstone gaben sich diese Makololo ganz offen; er hat manches Jahr unter ihnen gelebt, gesteht aber doch ein, daß er sich immer noch kein vollständiges Bild von ihrem Charakter entwerfen könne. Manchmal verüben sie sehr gute und manchmal sehr schlechte Handlungen, und ihr wohlwollender Freund war nicht im Stande, die Beweggründe für das eine wie für das andere herauszubringen, er gelangte aber am Ende zu der richtigen Ansicht, daß sie, wie anderwärts die Menschen auch, ein seltsames Gemisch von gut und böse seien. Die Wohlthätigkeit in europäischer Weise kennen sie nicht, obwohl häufig Fälle sich ereignen, in denen sie Güte und Freigebigkeit zeigen, aber der Reiche ist wohlwollend gegen den Armen, weil er von diesem Gegendienste erwartet, und einem armen Mann, der keine Verwandten hat, reicht man, wenn er krank ist, nicht einmal einen Trunk Wasser; seine Leiche wird nicht begraben, sondern auf das freie Feld geworfen, wo die Hyänen sie verzehren. Nur Anverwandte werden sich dazu verstehen, eine Leiche anzurühren. Livingstone hat manche Fälle kaltblütiger Grausamkeit erlebt; z. B. daß man Sclavinnen verhungern ließ; er fand aber auch Gelegenheit, manche Unglückliche zu retten. Sein Freund

Digitized by Google

Sescheke, der ihn sehr freigebig mit Nahrungsmitteln versorgte, nahm am Mahle Theil, so lange der aus Angola mitgebrachte Zucker reichte, welchen er gern aß; nachher scheint er fortgeblieben zu sein. Das Zuckerrohr wächst im Barotsethale, die Makololo verstehen aber nicht, Zucker daraus zu verfertigen; als Livingstone die Bereitung desselben erklärte, bat ihn der Häuptling, so viel Elfenbein mitzunehmen, als nöthig sei, um dafür die nöthigen Werkzeuge anzuschaffen; auch wollte er Röcke, Flinten, Glasperlen, Draht und dergleichen Dinge mehr haben. Die aus Loanda mitgebrachten Esel gediehen gut, weil der Stich der Tsetse nicht nachtheilig auf sie wirkt; aber die Musik dieser Langohren erschreckte anfangs die dunkelfarbigen Menschen mehr, als das Gebrüll des Löwen.

Als am 27. October 1855 der Regen mit Nordostwind eintrat, bereitete Livingstone sich zu seiner Abreise vor. Sekeletu's Mutter versorgte ihn mit einigen Nahrungsmitteln für die Reise, und der Häuptling gab ihm Begleiter, von welchen der eine, Sekwebu, der früher lange Zeit als Gefangener unter den Matebele gelebt hatte, das Land zu beiden Seiten des Zambesi genau kannte. Bevor der Missionär Abschied nahm, schärfte er den Makololo dringend ein, sich fortan der Raubzüge und Feindseligkeiten gegen ihre Nachbarn zu enthalten und mit denselben in Frieden zu leben.

Digitized by Google

Fünftes Buch.

Livingstone's Reise von Linyanti den Zambesi abwärts nach Kilimane an der Ostküste.

Neunzehntes Kapitel.

Die Victoriawasserfälle des Zambesi. — Ansichten über die alte Hydrographie des südafrikanischen Festlandes; frühere Seen und neuere Strombildungen. — Die Batokaneger und deren Barbarei. — Schädeltrophäen. — Ausreißen der obern Schneidezähne. — Der Ungnesifluß. — Ruinen einer großen Stadt. — Landschaftlicher Charakter und Fruchtbäume.

Am 3. November 1855 verließ der Reisende, von Sescheke und etwa zweihundert anderen Männern begleitet, das gastliche Linyanti. Die Wanderung begann unter gewaltigen Regengüssen, Blitz und Donner; die Makololo hatten ihm jetzt, wie schon früher zur Reise nach Angola, alle Mittel verschafft, ohne welche er die beschwerliche und gefahrvolle Expedition nach Osten hin gar nicht hätte unternehmen können. Sekeletu gab ihm zwölf Ochsen, von welchen drei zugeritten waren; Hacken und Glasperlen, um dafür Nachen einkaufen zu können; und außerdem noch Butter und Honig. Geld hätte ihm nichts genützt, da Gold und Silber in jenen Gegenden ganz unbekannt sind. Zuerst begab er sich nach Sescheke. Da wo der Chobe in den Zambesi mündet, liegt die Insel Mparia; weiter abwärts hat der Strom eine beträchtliche Breite und Tiefe und bildet dann abermals zwei große Inseln, auf welchen früher Batokaneger lebten, die aber von den Makololo ausgerottet worden sind. Die Barotse glauben, daß dort irgendwo im Zambesi sich ein fürchterliches Ungeheuer aufhalte, welches die Kähne festbanne. Zehn Meilen weiter abwärts liegt die Insel Nampene, in deren Nähe die Wasserfälle des Zambesi beginnen. Dort verließ er die Nachen, ging zu Fuß den Ufern entlang,

Digitized by Google

dann über den Lekone oder Lekwinefluß und erreichte bald Sekote's Insel, welche den Namen Kalai führt. Sekote war der letzte Inselhäuptling der Batoka, und Livingstone sah noch dessen Kotla mit einer Anzahl Menschenschädeln geziert, die auf Stangen hingen. Das Grab dieses wilden Häuptlings war mit Elephantenzähnen geschmückt, die als Leichensteine dienten; es war trotzdem unangetastet geblieben, weil das Volk glaubt, Sekote habe einen Zaubertopf vergraben, der Pestilenz über das Land bringen werde, sobald man ihn öffne.

Von dieser Insel Kalai aus besuchte Livingstone den großen Wasserfall des Zambesi, welcher bei den Eingebornen die Benennungen Mosioatunya oder Schongwe führt; die erstere bedeutet so viel als Rauch, der ein Geräusch von sich giebt. Der Reisende hatte stets den guten Grundsatz befolgt, afrikanischen Gegenständen keine englischen Namen beizulegen; hier macht er die einzige Ausnahme, indem er den gewaltigen Katarakt nach der Königin Victoria benennt. Als dieser in Sicht kam, stiegen in einer Entfernung von fünf bis sechs Meilen Dunst- oder Rauchmassen empor, und das Ganze nahm sich aus, als ob große Strecken dürren Grases abgebrannt würden. In größerer Nähe konnte man fünf Rauchsäulen erkennen, deren Gipfel sich mit den Wolken zu vereinigen schienen; unten waren sie weiß, nach oben hin wurden sie dunkel und sahen aus wie Rauch. Die ganze Scenerie war außerordentlich schön, weil die Inseln wie die Stromufer einen prächtigen und mannigfaltigen Schmuck der Vegetation zeigten; der gewaltige, massenhafte Baobab steht neben luftigen Palmen, deren federartige Blätter sich scharf an dem blauen Himmel abheben, der silberfarbene Mohonono, welcher an die libanotische Ceder erinnert, sticht anmuthig ab von dem dunkeln Motsurri mit cypressenartigem Wuchs und scharlachrothen Früchten, andere Bäume erinnern an unsere Eichen und Ulmen. Diesen interessanten Punkt Innerafrika's hatte nie zuvor eines Europäers Auge erblickt. Schade, daß dort eine Gebirgslandschaft fehlt; der Katarakt ist auf drei Seiten von etwa 300 bis 400 Fuß sich erhebenden bewaldeten Höhenzügen umgeben.

Etwa eine halbe Meile oberhalb des Falles stieg Livingstone aus seinem Nachen in einen kleinern Kahn, welchen Ruderer lenkten, die mit den Strömungen genau bekannt waren und ihn glücklich bis zu einer Insel brachten; sie liegt mitten im Flusse und am Rande des Abgrundes, in welchen das Wasser sich stürzt; er konnte aber dorthin nur gelangen, weil der Wasserstand niedrig war. Von dort aus gesehen, schien es als ob das Wasser sich in der Erde verliere, denn der gegenüberliegende Randabfall der Spalte,

Digitized by Google

in welcher es verschwand, war nur etwa 80 Fuß entfernt. Das Verhältniß wurde erst klar, als der Reisende bis an den Rand kroch und dort in den tiefen Spalt blickte, welcher von Ufer zu Ufer über die ganze Breite des Zambesi reicht. Er sah nun, daß ein dreitausend Fuß breiter Strom (fast um ein Drittel breiter also als der Rhein bei Mainz) etwa hundert Fuß hinabstürzte und dann plötzlich in ein Bett von fünfzig bis sechszig Fuß Breite (15 bis 20 Yards) eingeengt wurde. Dieser gewaltige Katarakt ist ganz einfach eine Spalte in dem harten Basaltgestein vom rechten zum linken Ufer des Stromes, und von diesem letztern aus verlängert sie sich auf einer Strecke von dreißig bis vierzig Meilen weit durch Hügelland. Wenn man auf der rechten Seite der Insel in diesen Spalt hinabblickt, sieht man nichts als eine dichte weiße Wolke, die damals gerade zwei schöne Regenbogen zeigte; zugleich erhob sich aus dieser Wolke ein hoher Dampfstrahl bis zu einer Höhe von zwei- oder dreihundert Fuß. In dieser Höhe verdichtete er sich, wurde dunkel wie Rauch und fiel wie ein Regenschauer herab, der die immergrünen Bäume stets feucht erhält. Auf der linken Seite der Insel sieht man bis auf den Grund hinab; das Wasser bewegt sich dort als eine weiße rollende Masse nach der Verlängerung des Spaltes hin, der am linken Ufer abzweigt. Von der linken Seite der Insel ist ein großes Felsstück hinabgestürzt und ragt aus demselben hervor; von demselben ließ sich abnehmen, daß die Entfernung, bis zu welcher hin das fallende Wasser reicht, etwa hundert Fuß beträgt. Die Wände dieses gigantischen Spaltes fallen senkrecht ab und bestehen aus einer gleichartigen Gesteinmasse. Der Rand der Seite, über welche das Wasser hinabstürzt, ist zwei oder drei Fuß abgerieben, und einzelne Stücke sind hinabgefallen, so daß das Ganze etwas gezackt aussieht. Jener, über welchen das Wasser nicht hinabfällt, ist dagegen ganz gerade, mit Ausnahme der linken Ecke, wo man einen Riß erblickt und ein Stück dem Hinabfallen nahe zu sein scheint. Aber im Allgemeinen ist das Ganze wohl noch in demselben Zustande wie zur Zeit, da dieser Spalt sich bildete; das Gestein ist dunkelbraun, bis auf etwa zehn Fuß von unten, wo es durch das alljährliche Hochwasser eine andere Färbung erhalten hat. Auf der linken Seite der Insel hat man einen guten Ueberblick der Wassermasse, welche bewirkt, daß eine der Dampfsäulen emporsteigt; sie springt ganz klar über das Gestein und bildet bis unten hinab so zu sagen ein dichtes ununterbrochenes Vließ, so weiß wie Schnee. Sie wird so zu sagen in Wasserstücken zerbrochen, welche alle in derselben Richtung stürzen; jedes derselben gab verschiedene Strahlen von Schaum von sich, etwa so wie Stahl-

Digitized by Google

stäbchen in Oxygengas Funken sprühen. Diese schneeweiße Decke erschien gleich Myriaden Kometen, die sich alle nach einer Richtung hin bewegen und hinter ihrem Kerne einen Schaumstreifen zurücklassen.

Die fünf Dampfsäulen werden offenbar durch den Druck gebildet, welchen das Wasser durch seinen eigenen Fall in einen unnachgiebigen und keilförmigen Raum erleidet. Die beiden zur rechten Seite und eine auf der linken waren die stärksten, und die Ströme, von welchen sie gebildet werden, sind größer als die Fälle des Clyde bei Stonebyers in Schottland bei Vollwasser. Livingstone ist der Meinung, daß der Zambesi oberhalb der Fälle tausend Yards breit sei, so breit also wie bei Tete. Die Makololo sagten, der Spalt sei weiter nach Osten hin noch viel tiefer; an einer Stelle sei der Abhang so sanft abgeböscht, daß sie in sitzender Stellung hinabrutschen können.

An drei Stellen unweit der Katarakten brachten Batokahäuptlinge dem Barimo Opfer dar; sie wählen für diese Opferstätten solche Plätze, an denen sie das Getöse des Wasserfalles hören. Den Fluß selbst betrachten sie mit heiliger Scheu, und in einem Gesange der Ruderer heißt es: „Der Liambye! Niemand weiß woher er kommt und wohin er geht."

Der Reisende ging dann nach der Insel Kalai zurück (17 Gr. 51 Min. 54 Sec. südl. Br., 25 Gr. 41 Min. östl. L.) und pflanzte dort Pfirsich- und Aprikosenkerne und Kaffeebohnen, traf auch mit einem Makololo die Verabredung, daß derselbe für eine Umhägung Sorge tragen solle. In diesem Garten schnitt er seinen Namen mit der Jahreszahl 1855 in einen Baum. Den Katarakt sah er, wie schon bemerkt, bei niedrigem Wasserstande, und bei solchem sind die Dampfsäulen aus einer Entfernung von sechs englischen Meilen sichtbar, aber bei Hochwasser gewahrt man sie zehn Meilen weit und hört dann auch das Getöse. Auch bis in diese Gegend waren Mambari gekommen, um von den Batoka Elfenbein und Kinder zu kaufen. Die schwarzen Wilden mochten die letzteren für Glasperlen nicht losschlagen, als ihnen aber eiserne Hacken angeboten wurden (sie selbst verfertigen nur hölzerne), nahmen sie keinen Anstand, ihre Kinder wegzugeben.

Am 20. November schied Livingstone von Sekeletu und den Makololo. Seine Reisegesellschaft bestand aus 114 Begleitern, welche das Elfenbein für Rechnung des Häuptlings nach der Küste schaffen sollten. Er schlug die Richtung nordwärts nach dem Lekone ein und kam durch eine hübsche Gegend, welche einst stark von Heerden besitzenden Batoka bevölkert gewesen ist. Diese wurden von dem Makololo-Eroberer Sebituane ausgerottet oder ver-

Digitized by Google

trieben, auch brachten Büffel die Tsetse in's Land und die Heerden verschwanden.

Am Lekone stellte der Reisende Betrachtungen über die hydrographischen Verhältnisse dieser Gegend an. Es schien ihm, als ob sein Pfad sich an dem hohen Ufer des alten Bettes hinziehe, in welchem seiner Meinung nach der Zambesi geflossen sei, bevor der oben erwähnte Kataraktenspalt entstand. Jetzt windet sich in demselben der Lekone, aber in entgegengesetzter Richtung, in welcher der frühere Fluß geströmt haben muß. Denn sowohl der Lekone wie der Unguesi fließen nach rückwärts dem Centrum der Gegend zu und in einer dem Strom des Hauptflusses entgegengesetzten Richtung. „Es war klar, daß wir aufwärts stiegen, je weiter wir nach Osten kamen. Das Niveau der untern Abtheilung des Lekone liegt etwa 200 Fuß über jenem des Zambesi bei den Katarakten und weit höher als Linyanti. Als noch der Strom in jenem alten Bette floß, statt wie jetzt durch den Kataraktenspalt, muß das ganze Land zwischen diesem und der Hügelkette jenseits Libebe im Westen, der Ngami-See und der Zouga (Suga) im Süden und das Land nach Osten hin bis jenseits Nchokotsa einen großen Süßwassersee gebildet haben. Für die Ausdehnung und das Vorhandensein eines solchen ausgedehnten Seebeckens sind in jener ganzen Region und von 17 bis 21 Gr. südl. Br. Beweise in Menge vorhanden. Dieser ganze Raum ist mit einem mehr oder weniger weichen Bette von Tuff gepflastert; da, wo die Ameisenfresser tiefe Löcher wühlen, kommen Süßwassermuscheln zum Vorschein, wie man sie jetzt noch im Ngami-See und am Zambesi findet. Das Barotsethal bildete einst einen See von ähnlicher Beschaffenheit; ein dritter lag jenseit Masiko und ein vierter am Orangefluß. Diese Seen erhielten ihren Abzug durch Spalten, als der Boden sich erhob; jener bei den Victoriafällen gewährte Abfluß aus diesem großen Thale und ließ nur einen kleinen Wasserspiegel da zurück, wo sie am tiefsten war, nämlich den jetzigen Ngami-See. Die Fälle bei Gonye gewährten dem See des Barotsethales einen Ausgang. Auch der Congo findet seinen Weg zum Meere durch einen engen Spalt, ebenso der Orange im Westen; während andere Spalten in der östlichen Kette, wie die Victoriafälle und jene östlich vom Tanganyenka-See, den centralen Gewässern einen Abzug nach Osten hin ermöglichten. Alle bis jetzt entdeckten afrikanischen Seen sind seicht und bloße Rückstände früherer, viel größerer Wassermassen, und es kann kein Zweifel sein, daß dieser Continent in alten Zeiten weit reichlicher bewässert war, bevor ein natürlicher Abwässerungsproceß anfing, der nun schon seit langer Zeit fortdauert." — In dem großen centralafrikanischen

Digitized by Google

Binnenthale weist die ganze Gestaltung der Flüsse darauf hin, daß dort einst ein großer See langsam abgewässert worden sei, denn sie haben sich ihre Betten genau so ausgeschnitten, wie die Abläufe oder Furchen, vermittelst welcher das Wasser aus Sümpfen oder Lachen abläuft, welche durch Regenwasser entstanden sind. Im ganzen Stromgebiet des Liambye hat kein Fluß an den Ufern sanfte Böschungen oder Abdachungen, sondern ein seichtes Bett und in diesem eine Furche oder Stromrinne, welche scharf in den Kalktuff eingeschnitten ist; dazu kommen dann noch die Strecken, welche bei Hochwasser überschwemmt werden. Sobald das Letztere der Fall ist, gleichen die Flüsse einer Kette von Seen. Zu dieser überschwemmten Strecke hin dacht sich nicht etwa ein Hochland ab, denn der größte Theil der Gegend liegt höchstens 50 Fuß höher als das Wasser, und selbst die felsigen Ufer des Liambye unterhalb Genye und die Höhenzüge, welche das Barotsethal einfassen, erheben sich nur 200 bis 300 Fuß über das allgemeine Niveau. Viele Flüsse, insbesondere der Chobe und Simah, haben einen sehr gewundenen Lauf und bilden eine Anastamose, ein mannigfach verschlungenes Netzwerk. Die Eingeborenen versicherten den Reisenden, sie könnten in einem Nachen den Simah hinauffahren, dann in den Chobe und auf diesem abwärts in den Liambye gelangen, oder den Kama hinaufrudern und dann den Simah hinabkommen. So ist es auch mit dem Kafue, der auf solche Weise mit dem Liambye im Norden verbunden sein, und sich vom Loangwa abtrennen soll; die Makololo sind in Nachen aus dem einen in den andern gefahren. Diese Verflechtung mag nicht in so ausgedehnter Weise vorhanden sein, wie die Eingeborenen glauben, aber das Land ist so flach und die Ströme sind so gewunden, daß kein Grund vorliegt, das Vorhandensein eines solchen Netzwerkes nicht anzunehmen. Die Nachrichten, welche Livingstone früher im Lande selbst erhielt, fand er auf seinen späteren Reisen bestätigt.

In dem Dorfe des Batokahäuptlings Moyara, im Lekonethale, zeigte sich abermals die Barbarei dieser Neger. Der Sohn des verstorbenen Häuptlings lebte mit seinem halben Dutzend Weibern und wenigen Hintersassen in dem verfallenen Orte, wo vierundfünfzig Menschenschädel auf hohen Stangen bleichten. Die Köpfe hatten einst alle auf dem Rumpfe von Matebele gesessen, welche auf der Flucht vor dem Makololo Sebituane hier von den Batoka erschlagen worden waren. Manche waren noch Knaben; Livingstone fragte den Sohn, weshalb der Vater so junge Menschen um's Leben gebracht habe, und die Antwort lautete: „um seinen Grimm und seine Tapferkeit zu zeigen.“ Er fügte hinzu, daß er die Knochen verstecken werde, wenn etwa einmal die Matebele kämen, um Rache

Digitized by Google

zu nehmen, und war offenbar sehr stolz auf jene Siegeszeichen. Früher wurden fast allemal die Fremden, welche sich in das Land der Batoka wagten, von diesen erschlagen, und darin lag wohl auch ein Grund, daß die Portugiesen zwischen Kakonda und Tete keine Kette von Handelsposten anlegen konnten, denn der Weg würde durch das Gebiet der ungastlichen Batoka geführt haben. Es dient wohl zum Beweise für das Nichtvorhandensein einer solchen Verbindung, daß die Portugiesen über den Lauf des Zambesi von Norden nach Süden und von den Victoria-Katarakten gar nichts wußten.

Alle Batokastämme schlagen ihren jungen Leuten, Mädchen und Jünglingen, die oberen Vorderzähne aus; sobald das geschehen ist, gelten jene für mannbar. Die unteren Vorderzähne wachsen dann sehr lang und ein wenig nach vornehin, und alle Batoka sehen deshalb sehr widerwärtig aus, auch giebt jener Gebrauch ihrem Gesicht etwas Gealtertes. Namentlich ihr Lachen ist recht häßlich. Die siegreichen Makololo boten Alles auf, um einen so widersinnigen Brauch auszurotten, aber alle Bemühungen und Strafen waren vergeblich. Die Batoka halten nun einmal den Mangel der Vorderzähne für schön und sagen, sie wollten den Ochsen gleichen; wer die oberen Zähne habe, sehe ja aus wie ein Zebra. Es ist bemerkenswerth, daß manche Negerstämme den Ochsen verehren und das Zebra hassen, und das ist unter den Betschuana auch bei den Bakuene der Fall. Die Stämme, bei welchen die Zähne ausgeschlagen werden, haben die Beschneidung nicht. Die Batoka sind von sehr dunkler Hautfarbe, und man findet bei ihnen den Negertypus in seinen unangenehmsten Formen scharf ausgeprägt; die Bewohner des höher liegenden Landes hatten dagegen nicht selten eine Hautfarbe wie Milchkaffee. Livingstone hatte einige Mühe, jene im Zaume zu halten. Seine Begleiter bildeten ein buntes Gemisch. Die Batoka standen unter Aufsicht und Befehl eines Makololo, ebenso die Banaschoa, die Baschubia und Barotse; diese letzteren schwimmen gut und führten Ruder bei sich; sie sollten im Nothfalle Kähne stehlen, falls die Anwohner des Flusses dergleichen nicht gutwillig zur Verfügung stellen wollten. Die verschiedenen Stammgenossen bildeten an den Ruheplätzen und bei den Mahlzeiten besondere Gruppen; der Obmann einer jeden theilte die Speisen aus.

Am 26. November setzte Livingstone über den Unguesi, welcher etwas oberhalb der Stromschnellen in den Liambye fällt. In der Nähe lagen die Trümmer einer großen Ortschaft. Von nun an traten dieselben Baumformen auf, welche der Reisende gefunden hatte, als er nach der Westküste hinabstieg. So bemerkte er z. B.

Digitized by Google

häufig eine Sterculia und den Baobab in voller Blüthe, sodann den Moschukabaum, welchen er einst bei Tala Mungongo gesehen; dieser trägt eine apfelartige Frucht, welche wie eine Birne schmeckt und in großer Menge vorkommt; die Schale ist hart; der Baum wird etwa zwanzig Fuß hoch und hat harte glänzende Blätter von der Größe einer Hand. Die Batoka erklärten, daß in dieser Gegend Niemand Hungers sterbe. Die Maneko ist eine eigenthümliche Frucht mit einer in fünf Abtheilungen gespaltenen hornigen Schale; jede dieser fünf Abtheilungen enthält einen klebrigen Stoff, der wie Zucker schmeckt. Auch der Motsuri und der Manoscho kam in Menge vor. Die Batoka genossen die Njubobne, welche in einer großen Schote liegt. In dieser Gegend standen die Bäume in Gärten, und die Batoka *pflanzen* sogar Bäume, was bei anderen Stämmen nicht vorkommt.

Zwanzigstes Kapitel.

Schwarze und weiße Ameisen. — Hanfrauchen. — Der Kalomosfluß. — Die Configuration des Landes. — Aus dem Thierleben. — Der Mozumafluß und der weiße Berg. — Freundlich gesinnte Batoka und der Häuptling Monze. — Gesunde Lager und fruchtbarer Boden. — Die Elephanten. — Der Kafuefluß. — Das Thierleben am Zambesi. — Die Tsetse. — Die Leute von Ma Mburuma.

In den letzten Tagen Novembers beobachtete der Reisende bei Marimba am Ungnesi viele Regimenter schwarzer Ameisen, die von Raubzügen heimkehrten. Schon zu Kolobeng im Betschuanalande hatte er die Lebensweise dieser merkwürdigen Thiere aufmerksam beobachtet. Sie sind schwarz mit einem leichten Anfluge von Grau, etwa einen halben Zoll lang, und marschiren auf ihren Zügen je drei oder vier in einer Reihe; wenn man sie stört, geben sie einen zischenden oder zirpenden Ton von sich. Alle folgen einigen wenigen Anführern, die nie eine Last tragen, und es scheint, als ob sie der Witterung derselben folgen; denn gießt man Wasser auf ihren Pfad, oder schüttet man auch nur einen halben Zoll hoch Staub auf denselben, so wird der ganze Zug in seinem Marsche unterbrochen und es dauert immer längere Zeit, bis sie den Weg wieder finden. Sie sind erbitterte Feinde der weißen Ameisen, die erschreckt vor ihnen fliehen. Die schwarzen Generale, welche größer sind, als das gemeine Volk, packen eine weiße Ameise nach der andern und versetzen jeder einen Stich, welcher für die Schlachtopfer eine Betäubung nach sich zieht; sie können höchstens noch ein paar Vorderbeine rühren; dann kommen die Gemeinen, schleppen

Digitized by Google

sie fort und verzehren die Beute. Ohne die schwarzen Ameisen würden die weißen Ameisen sich ganz ungeheuer vermehren. Diese letzteren haben in der Oekonomie der Natur eine sehr wichtige Verrichtung, denn sie verscharren absterbende Pflanzenstoffe unter den Boden, ähnlich wie die wilde rothe Ameise thierische Substanzen vergräbt. Die weiße Ameise läßt sich nicht viel sehen, sondern arbeitet in Gallerien, welche sie bei Nacht baut, um nicht von den Vögeln verzehrt zu werden. Auf ein gewisses Zeichen stürzen sie zu Hunderten hervor, beißen das Gras in Halmen ab und machen dabei mit ihren Freßzangen ein Geräusch, wie wenn ein leiser Wind durch Blätter säuselt. Diese Hälmchen schleppen sie bis an den Eingang ihrer Wohnungen. Manchmal bleiben sie einen ganzen Monat lang unsichtbar, sind aber inzwischen nicht müßig; überhaupt ist ihr Fleiß ganz bewundernswürdig, und Livingstone hat einmal beobachtet, daß sie volle sechsunddreißig Stunden an der Arbeit und doch noch frisch und ämsig waren. Bei manchen Beschäftigungen schlagen sie den Takt in eigenthümlicher Weise; manchmal sind Hunderte darüber aus, einen Röhrengang zu bauen, den sie glatt machen. Auf ein Zeichen schlagen alle zugleich drei- oder viermal, so heftig sie nur können, auf den Mörtel, und das dadurch verursachte Geräusch hört sich an, als ob Regentropfen von einem Busche herabfielen. Diese Insecten tragen wesentlich dazu bei, einen fruchtbaren Boden zu bereiten, und ohne sie würden die tropischen Wälder, in welchen ohnehin schon wegen der vielen umgefallenen Bäume schlecht fortzukommen ist, noch viel schlimmer und ungesunder sein.

Die Batoka sind ein körperlich und geistig tief stehendes Volk und obendrein dem Hanfrauchen sehr ergeben. Dasselbe übt eine narkotische Wirkung und verursacht einen sehr heftigen Husten. Dieses Rauchen des Motukwane (Cannabis sativa) ist bei allen Stämmen im Innern verbreitet, und Sekeletu und die jungen Makololo mochten trotz Livingstone's Mahnungen nicht davon ablassen, während die älteren Makololo dieser bösen Angewöhnung nicht fröhnten.

Die Weiterreise führte über Kaonka, durch ein trockenes, gesundes Land, das nur wenige, aber zum Theil gewaltige Bäume trug; einer aus der Ficusfamilie hatte vierzig Fuß im Umfang; das Innere war ausgebrannt worden, und man konnte noch die Spuren eines Lagers und einer Feuerstelle in demselben entdecken. In diesem offenen, hoch gelegenen Lande war viel großes Wild verschiedener Art, das von Niemand verfolgt wird, außer von Löwen; der Thermometer zeigte Morgens 6 Uhr 70 Gr., Mittags 90 Gr. und Abends 84 Gr. Am 30. November wurde der

Digitized by Google

Kalomo überschritten, der etwa fünfzig Yards breit und der einzige Fluß in dieser Gegend ist, welcher nicht austrocknet. Er strömt schnell nach Süden hin, und vereinigt sich unterhalb der Wasserfälle mit dem Zambesi, während der Unguesi und Lekone, sammt ihren Zuflüssen, westwärts fließen, und von nun an alle Flüsse, zu welchen der Reisende kam, ihre Richtung gen Osten nehmen. Er befand sich also jetzt auf dem Gipfel des Höhenzuges, in einer Höhe von etwa 5000 Fuß über dem Meere, denn das Wasser kochte bei 202 Gr. Sowohl die östliche wie die westliche Kette sollen, vergleichsweise natürlich, gesund sein, und in dieser Beziehung wie im ganzen Anblicke des Landes dem sehr gesunden Klima der Region gleichen, welche an die Kalahariwüste grenzt. Auf diesem Höhenrücken liegen weder Quellen noch Sümpfe, und östlich vom Kalomo findet man nur baumlose, wellenförmige Ebenen mit Graswuchs. Die Entfernung zwischen den beiden Höhenketten mag etwa zehn Längengrade oder 600 geographische Meilen betragen. Auf derselben erheben sich keine Berge, kaum einige Hügel, wie der Monakadse, der doch nur höchstens 1000 Fuß über die Ebene ansteigt. Die Gestalt dieser Region gleicht einer breiten Mittelfurche, mit einer ansteigenden Erhöhung, die auf jeder Seite 200 Meilen breit ist; von dieser dacht sich dann auf beiden Seiten das Land nach dem Meere hin ab.

Am Kalomo weiden große Büffelheerden, und nicht minder häufig ist der ihnen befreundete Büffelvogel (Textor erythrorhynchus), welcher eine Art von Schutzgeist für sie bildet. Wenn der Büffel weidet, hüpft der Vogel ruhig am Boden umher und sucht sich Futter, oder sitzt auf dem Vierfüßer und pickt ihm Insecten aus der Haut. Er hat ein scharfes Gesicht und giebt sogleich ein Zeichen, wenn Gefahr zu besorgen ist; er fliegt nämlich auf, der Büffel sieht um sich und flieht. Dann fliegt der Vogel mit ihm oder setzt sich ihm auf den Rücken. Das Rhinoceros hat einen ähnlichen Warner und Begleiter, welchen die Betschuana Kala nennen; es ist Buphaga africana. Das Rhinoceros äset bei Nacht, und der Kala macht es auf jede Gefahr aufmerksam. Eine Species dieses Vogels in Angola hat einen zangenartigen Schnabel, mit welchem es Insecten aus der Haut reißt, und seine Krallen sind so spitz und scharf wie Nadeln; mit denselben hängt es sich an das Ohr des Rhinoceros, ohne demselben wehe zu thun, weil es nur die äußere Haut berührt.

Zum Führer und Leiter hat eine Heerde allemal das scheueste und vorsichtigste Thier, und alle anderen gerathen in Verwirrung, wenn dasselbe erschossen worden ist. Am scheuesten sind immer die Weibchen, welche für ihre Jungen Sorge tragen müssen, und de-

Digitized by Google

[illegible] Die Antilopen [illegible] besondere Heerden; [illegible] Weibchen, und bei [illegible] zusammen eine [illegible] sind getrennt; die [illegible] so lange bis sie [illegible] bei den Negern [illegible] wollen, stimmen [illegible] Häuptling, [illegible] Häuptling, [illegible] Die Götter [illegible] im Bakotalande [illegible] Weibchen maß 8 Fuß [illegible] voll ausgewachsene [illegible] bis 10 Zoll Höhe [illegible] größer. Der afrikanische [illegible] namentlich durch [illegible] Weibchens hatte 4 Fuß [illegible] Breite. Ein Eingeborener [illegible] afrikanische Elephant gezähmt [illegible] wir haben noch alte Münzen [illegible] wie er im Zwiegespann einen [illegible] von der ältern Faustina, die [illegible] vom Kaiser Septimius Severus. [illegible] daß in Afrika die Thiere nördlich vom 20 Gr. [illegible] leiner sind, als dieselben weiter nach Süden hin. Am [illegible] erreicht der Elephant eine Höhe von 12 Fuß, am Limpopo von 11 Fuß 1 Zoll, am Kalomo von 9 Fuß 10 Zoll; dagegen [illegible] die Zähne größer, je näher man dem Aequator kommt. [illegible] Unterschied in der Größe zeigt sich auch bei den Antilopen [illegible] Hausthieren. Das Rindvieh der Batoka zum Beispiel [illegible] klein und ungemein hübsch, steht aber dem im Süden [illegible] an Größe nach; übrigens muß bemerkt werden, daß [illegible] mit den Batoka unter derselben Breite leben, [illegible] zu halten. Diese mag ihnen vielleicht von Westen [illegible] kommen sein, wie denn überall das Rindvieh groß ist, soweit [illegible] reicht, z. B. an der kleinen Fischbay, [illegible] Ambriz und überhaupt an der Küste. Auch Ziegen und [illegible] sind nach Norden hin kleiner. In der Gegend am Kalomo [illegible] man häufig den Honigweiser, Cuculus indicator, [illegible] Menschen anzeigt, wo die Bienen ihren Honig [illegible] [illegible] noch, daß er die Suchenden in die Irre und [illegible] unter Livingstone's Begleitern [illegible]

Digitized by Google

von 114 Mann nur einer von ihm getauscht und nicht zu einem Bienenstocke, sondern zu einem Elephanten geführt worden.

Am 3. December 1855 sah der Reisende über den Mozuma oder Dilafluß; etwas südöstlich erhob sich der Hügel Taba Chen oder der weiße Berg, welcher gleich anderen Hügeln sich nur unbeträchtlich über die Ebene emporhebt. Der Mozuma war der erste Fluß, welcher anzeigte, daß man sich nun auf der Abdachung nach Osten befand. Er hatte kein fließendes Wasser, aber an seinen Ufern fand man Braunkohlen, derselben im centralen Innern nicht bemerkt worden waren. Vielfach kam der Reisende an verlassenen, in Trümmern liegenden Ortschaften vorüber, bei welchen er „die einzigen Hieroglyphen fand, welche in diesem Lande vorkommen," nämlich ausgeriebene Steine, auf welchen die Eingeborenen ihr Korn vermittelst runder Quarzsteine in Mehl verwandeln. Diese Verödung war eine Folge verheerender Kriege; einst hatte das Land viele Rindviehheerden, und der Boden wird, weil er schon der östlichen Abdachung angehört, mehr vom Regen befruchtet, als in den weiter nach Westen liegenden Gegenden der Fall ist; zudem ist sie nicht ungesund. Dort wohnen Barotsastämme, welche sich der Herrschaft der Makololo nicht unterwerfen wollten, und von ihnen als Rebellen betrachtet und behandelt werden. Begreiflicher Weise hegten diese Stämme Mißtrauen gegen den Fremden, welcher als Freund der Makololo aus deren Lande kam, und ein wütender Neger bedrohte sogar ernstlich das Leben desselben; die gesammte Wanderschaar mußte wohl auf der Hut sein, um nicht bei nächtlicher Weile überfallen zu werden. Als sie aber diese streitige Region hinter sich hatten, zeigten die Eingeborenen sich wieder freundlich. Auch sie sind Batoka oder, wie sie sich dort nennen, Batonga. Sie kamen aus den umliegenden Dörfern herbei, brachten Geschenke an Lebensmitteln, namentlich Mais und Mafuka, und freuten sich sehr, zum ersten Mal einen weißen Mann zu sehen, der ihnen als Friedensbote erschien. Die Frauen gehen nicht so entblößt wie jene der Balonda, aber die Männer haben gar keine Bekleidung, und aller Begriff von dem, was wir Scham nennen, ist ihnen völlig fremd; ein alter Mann lachte hell auf, als der Weiße ihm seiner Blöße wegen Vorstellungen machte, und sie hielten es für einen guten Witz, als er ihnen rieth, wenigstens Gras um den Unterleib zu binden. Diese Leute haben eine ganz eigenthümliche Art der Begrüßung; sie werfen sich nämlich der Länge nach auf die Erde, wälzen sich von der einen Seite zur andern und klatschen, zum Zeichen der Begrüßung und Dankbarkeit, mit den Händen heftig auf die Hinterbacken. Dabei rufen sie: „Kina bomba!" Das erschien dem Missionär höchst anstößig, und er hätte sie gern von

Digitized by Google

solchen Expectorationen abgehalten, er wurde aber misverstanden, und sie wälzten sich unter lauterm Klatschen nur noch heftiger umher. Alle Batokastämme befinden sich, wie schon bemerkt wurde, auf der niedrigsten Gesittungsstufe; jene in Livingstone's Gefolge waren sehr schwer im Zaume zu halten und an Diebstählen zu verhindern; auch prahlten sie mit Kriegsthaten, welche sie auf früheren Raubzügen unter dem Befehl der Makololo in jenen Gegenden verübt hatten. Der ächte Afrikaner weint nicht; bei den Betschuana in Kuruman hätte dergleichen als „Tlolo" d. h. Ueberschreitung gegolten. Doch erzählt der Missionär, einige Jäger seien „offenbar durch den heiligen Geist" zu Thränen gerührt worden, als er ihnen eindringlich die Leiden Jesu Christi geschildert habe. Die freundlichen Batoka erklärten, sie seien des Friedens sehr bedürftig, und allerdings hatte der Makololo Sebituane in dieser Gegend arge Verheerungen angerichtet. Im ganzen südlichen und centralen Afrika giebt es keinen eigentlichen Staat oder ein Reich in dem Sinne, welchen wir mit dem Worte verbinden oder wie dergleichen nördlich vom Aequator vorkommen. Wir haben schon im ersten Kapitel darauf aufmerksam gemacht. Der Gang der Dinge ist hier im Süden folgender. Ein ehrgeiziger und vom Glück begünstigter Häuptling erobert weit und breit das Land, aber nach seinem Tode fällt alles wieder auseinander. Diese Afrikaner haben keinen Begriff vom Staate und kennen nur die Herrschaft der Gewalt; die urthümliche Rohheit läßt keine Entwickelung zu. Der Häuptling Pingola unterwarf viele Stämme vermittelst eines Blasebalges, mit welchem er die Pfeilspitzen glühend machen ließ, ehe er dieselben in ein Dorf schoß.

In der Gegend, wo Livingstone sich am 10. December befand, wohnte Monze, Oberhäuptling der dortigen Batoka. Das Volk wohnt in kleinen zerstreut liegenden Dörfern, hat große Gärten aber kein Rindvieh, sondern nur Ziegen und Hühner; früher lebte es in großen Ortschaften beisammen, gab jedoch diese auf, um beim Herannahen eines Feindes leichter flüchten zu können. Von dem Hügel Kisekise bei Monze's Dorfe kann man die dunklen Berge erblicken, welche sich am Ufer des Zambesi hinziehen, der hier nach Südosten liegt. Die Batoka sagen, dort hemme die Stromschnelle Kansala die Schifffahrt; oberhalb derselben fließe der Strom ruhig bis in das Gebiet des Batokahäuptlings Sinamane. Von Kansala abwärts hat dann der Zambesi keine Stromschnellen mehr bis zwanzig oder dreißig Meilen oberhalb Tete. Nach Norden hin erschienen Berge am Horizont; wahrscheinlich erheben sie sich an den Ufern des Kafue.

Der Häuptling Monze wälzte sich zwar, gleich seinen Unter-

Digitized by Google

thanen, vor dem Missionär nackt im Staube, rief Kina bomba, und eine seiner Frauen half ihm dabei, trotz der mangelnden Vorderzähne, sehr herzhaft, er war aber sonst ein guter Mann und ergriff den Vorschlag, ferner keine Kinder, sondern nur Elfenbein gegen Waaren zu vertauschen, mit Freuden. Auch versprach er, jeden Weißen, der sich in seinem Lande niederlassen wolle, zu beschützen. Vor Livingstone hatte er nie einen solchen gesehen, wohl aber waren schwarze Handelsleute bei ihm erschienen, welche übrigens lediglich gekommen waren, um Elfenbein zu kaufen. Er hatte gehört, daß weit nach Sonnenaufgang hin weiße Männer zum Cazembe gekommen seien; wahrscheinlich bezog sich diese Nachricht auf Pereira und Lacerda. Die Batoka in Monze's Ortschaften haben eine eigenthümliche Art von Haarputz und flechten ihre Kopfwolle derart, daß sie entweder einen spitzen Trichter bildet oder eine Art von Freiheitsmütze.

Von diesem Dorfe führte der Weg über den Makoe, welcher nach Westen hin in den Kafue fließt; dann an den Chamaibügeln hin über den Nakachinta; dieser strömt ostwärts und mündet in den Zambesi. In den Waldungen läßt der Mokwa reza (Micropogon sulfuratus?) sein Geschrei Pula Pula (Regen, Regen!) hören; vielleicht ist er eine Art von Kukuk, denn er wirft die Eier der senegambischen Krähe aus dem Neste und legt in dasselbe seine eigenen. Diese Krähe steht im schlechten Rufe; man meint, sie verscheuche den Regen, und zerstört deshalb zur Zeit der Dürre ihre Nester.

Den Kafue erreichte Livingstone bei dem Dorfe des Häuptlings Semaluembe am 18. December; dasselbe steht hart am Ufer des Flusses, der hier zwischen Hügelketten fließt. Er wird auch Kahaue oder Baschukulompo genannt, und das Land hat dort etwa dieselbe Erhebung über dem Meere wie bei Linyanti. Die Schlucht von Bolengwe, durch welche der Kafue fließt, liegt unter 15 Gr. 48 Min. 19 Sec. s. B. 28 Gr. 22 Min. östl. L., und etwa eine halbe Wegstunde unterhalb des Dorfes befindet sich eine Furth, wo der Fluß 250 Yards breit, aber felsig und seicht ist. Semaluembe schickte Elfenbein zu anderen Häuptlingen, die am Zambesi wohnen, und erhielt dafür englische Baumwollenwaaren, welche Babisahandelsleute aus Mozambique bringen. Die Neger in dieser Gegend grüßen in der Weise, daß sie in die Hände klatschen. Das Land zwischen dem Fluß und den Hügeln ist sehr wohl angebaut, und überall liegen Dörfer an Stellen, wo sie einem Feinde nicht sogleich in die Augen fallen können. Livingstone sah dort von einem Hügel (Mabue asula, d. h. der Stein, welcher übel riecht), der sich etwa 900 Fuß über das Flußufer erhebt, fünf verschiedene

Digitized by Google

Ketten mit vielen kegelförmigen, baumbedeckten Hügeln. Unten floß der Kafue durch eine bewaldete Ebene seiner Mündung in den Zambesi zu; auf derselben, namentlich am linken Ufer des Kafue, weidete allerlei Wild in einer selbst für Afrika erstaunlichen Menge. Hunderte von Büffeln und Zebras graseten neben majestätischen Elephanten. Diese landschaftliche Scene war ganz prächtig, und die Thiere, welche nie zuvor den Knall eines Schießgewehres gehört hatten, fürchteten sich nicht vor den Menschen. Auch das röthliche Schwein, Potamochoerus, kam häufig vor. Aber etwas weiter abwärts, am Chiponga, war leider die Tsetsefliege, und hier wurde Livingstone seit der Abreise aus Sescheke zum ersten Male vom Regen durchnäßt. Auf der frühern Reise nach Westen hin war er so unvorsichtig gewesen, sich häufig, auch ohne Noth, der Nässe und Feuchtigkeit auszusetzen; jetzt traf er stets Vorkehrungen, trocken zu bleiben, und für sich und seine Begleiter möglichst oft große Feuer anzuzünden. Dazu kam, daß er nun Mehl hatte und sich täglich Brot in einem Topfe backen konnte; ohnehin war diese östliche Gegend viel weniger ungesund als Londa. Am vorletzten Tage des Jahres 1855 verließ er den Chiponda, wo er einen Wald von versteinerten Bäumen fand; sie gehörten zu den Araucarien, und ähnliche versteinerte Arten hat man in Neu-Süd-Wales gefunden. Auch in dieser Gegend schwärmte Wild in ganz ungeheurer Menge; Nachtruhe wurde in einem hohlen Baobab gehalten.

In der Nähe des Zambesi, der jetzt nicht mehr weit entfernt war, ist die Ebene mit dichtem Buschwerk bestanden; die Büffel und Elephanten waren so dreist, daß sie kaum aus dem Wege gingen, und Wasservögel wurden mit leichter Mühe geschossen. Schwerlich hat die Gegend an irgend einem andern Strome ein reicheres Thierleben aufzuweisen. Die Barotse rühmen vom Zambesi, Fische und Vögel desselben seien allezeit fett. Jetzt sah Livingstone ihn wieder, und er war hier viel breiter als oberhalb der Katarakten, denn der Ruf eines Menschen dringt nicht hinüber; auch floß er rascher als bei Sescheke, und sein Wasser war bräunlich-roth gefärbt, was weiter oben im großen Thale, wo er Liambye heißt, nie der Fall ist; er führte viel Schilf, kleines Holz und Bäume mit sich. Der Reisende erreichte hier den Zambesi acht Meilen östlich von der Einmündung des Kafue, die er also nicht sah, und ging am linken Ufer abwärts bis zu einer der vielen Inseln, Menye mekkaba genannt. Parallel mit dem Strome, aber etwa fünfzehn Meilen von einander entfernt, laufen Hügelreihen; auf der Nordseite wohnen Batonga, am südlichen Ufer Banyaï. Der Häuptling der Insel borgte einen Nachen, mit welchem über den sechzig Yards breiten Chongwe gesetzt wurde; der Pflanzenwuchs war ungemein

Digitized by Google

üppig, aber es gab keine anderen Pfade als jene, welche die wilden Thiere getreten hatten. Die Gegend war mit Büffeln, Zebras, Pallahantilopen und Wasserböcken, mit wilden Schweinen, Kudus und schwarzen Antilopen gleichsam übersäet. Zwischen den Hügeln, welche den Zambesi begleiten, war der Regen warm; der Thermometer stand bei Sonnenaufgang auf 82 Gr. bis 86 Gr., Mittags im kühlsten Schatten auf 96 Gr. bis 98 Gr., bei Sonnenuntergang zeigte er 86 Gr., während im Innern solche Regen das Quecksilber bis auf 72 Gr. ja auf 68 Gr. herabdrücken.

Am 6. Januar 1856 kam Livingstone zu einem Dorfe, bei welchem Männer, Frauen und Kinder Unkraut ausjäteten. Diese Neger haben Gärten und sind dem Ackerbau sehr zugethan. Ihre Farbe hat die Abstufungen von Schwarz bis zum hellen Olive gelb, gerade wie es bei den Stämmen in Londa der Fall ist. Nicht alle haben den häßlichsten Negertypus, wohl aber ohne Ausnahme dicke Lippen und platte Nasen; als Stammesabzeichen schneiden sie sich eine Linie von Narben, deren jede einen Viertelzoll lang ist; sie wachsen erhaben aus und reichen von dem Nasenende bis zum Haar am Vorderkopfe. Livingstone bemerkt bei dieser Gelegenheit, daß er auf seiner Reise quer durch Afrika niemals einen Albino sah, während ihm dagegen im Süden einige vorgekommen sind. In Kuruman lebten zwei, eine Frau und ein Mann, deren Haut gegen die Sonnenstrahlen sehr empfindlich war; innerlich angewandtes salpetersaures Silber übte keine Wirkung auf dieselbe. Als der Missionär sich zu Mabolta aufhielt, lernte er eine Frau kennen, die einen recht hübschen Albinoknaben hatte, von dem sie sich lange nicht trennen mochte, obwohl ihr sein Vater befohlen hatte, den Kakerlaken zu tödten. Er hatte die gewöhnliche Gesichtsbildung der Betschuana, aber gelbes Wollhaar. Als der Mann mit der Frau nichts zu schaffen haben wollte, so lange sie den Knaben behielt, brachte sie ihn eines Tages um. Wahrscheinlich werden auch in Londa die Albinos gleich nach der Geburt umgebracht. In jenem Lande sah der Reisende nur einen einzigen Zwerg und in Linyanti eine Zwergin. Man sieht überhaupt in Afrika wenig misgestaltete Leute, weil dergleichen Kinder schon früh bei Seite geschafft werden; Pocken und Masern treten am allerheftigsten bei Halbschlächtigen auf. Ueberall herrschen sehr barbarische Gewohnheiten. Bei manchen Stämmen tödtet man ein Kind, das für tlola erklärt wird, und diese Tlolo oder „Uebertretung," das soll heißen: Verbrechen, Sünde, hat mancherlei Ursachen. Ein Kind, welchem die oberen Vorderzähne eher wachsen als die unteren, wurde bei den Bakaa und wahrscheinlich auch bei den Bakuene, allemal umgebracht; bei anderen Stämmen wird von Zwillings-

Digitized by Google

kindern eins gemordet; ein Ochse, der in der Hürde mit dem Schweife den Boden peitscht, muß sterben, weil er dadurch Tod auf die Menschen herabruft. In Londa wurde ein Hahn, der vor Mitternacht krähete, geschlachtet, weil er sich dadurch Tlolo hatte zu Schulden kommen lassen.

Die Frauen haben im ganzen Maravi-Lande, also von der Mündung des Kafue abwärts, an der Nordseite des Zambesi, einen eigenthümlichen, aber im höchsten Grade verunstaltenden Brauch. Sie machen eine Oeffnung in die Oberlippe und erweitern dieselbe nach und nach dermaßen, daß sie eine Muschel hineinstecken können. Die anderen Neger spöttelten darüber und sagten: sie machen sich ihren Mund zum Entenschnabel.

Die Eingeborenen bezeigten sich freundlich, solange die Reisenden in Gegenden wanderten, bis wohin der Sclavenhandel von den Küsten her noch nicht vorgedrungen war, und in einem Dorfe reichte der Häuptling ihm ein Gefäß, das mit Reis gefüllt war; dieser sei des weißen Mannes Getreide; im Innern kommt derselbe nicht vor. Jener Häuptling fügte hinzu: wenn der Weiße mehr Reis wolle, möge er ihm einen Sclaven geben. Etwas weiter stromabwärts machten die Mburuma eine feindliche Miene und hegten gegen die fremden Ankömmlinge Verdacht. Es war nämlich ein Mann, angeblich ein Italiener, Namens Simoens, mit dem Spitznamen Siriatomba, d. h. iß keinen Tabak, in's Land gekommen, hatte Feindseligkeiten verübt, und Menschen und Elfenbein geraubt. Am Ende war er erschlagen worden, aber die Eingeborenen hegten nun gegen einen Weißen Mistrauen, der mit so vielen Begleitern bei ihnen erschien. Indessen gelang es diesem, die Leute einigermaßen zu beruhigen, und mit ihnen soweit in friedlichen Verkehr zu treten, daß sie von ihm Zaubermittel und Arzneien gegen Krankheiten verlangten. Die Hügel traten im Lande des Häuptlings Mburuma immer näher an den Zambesi hinan und bildeten eine enge Schlucht, welche gleich allen übrigen Mpata genannt wurde. Am Ufer führte nur ein enger Pfad hin, und die Wanderer wählten deshalb den Mohangopaß, welcher durch die östlichen Hügel führt, die mit Bäumen bestanden sind und sich bis zu tausend Fuß erheben. Weiter abwärts hielt man Livingstone für einen Basenga-Handelsmann, dergleichen oft mit Kähnen erscheinen; wahrscheinlich sind sie halbschlächtige Portugiesen. Die Neger waren in dieser Gegend muskelkräftig und fleißige Ackerbauer.

Digitized by Google

Einundzwanzigstes Kapitel.

Von der Mündung des Loangwa in den Zambesi bis nach der portugiesischen Niederlassung Tete. — Die Ortschaft Sembo und deren Ruinen. — Bemerkungen über Cazembe. — Der Häuptling Mpende. — Weiße Handelsleute. – Uebergang auf das südliche Ufer des Zambesi. — Der Bezirk Chicove. — Beiträge zur Naturgeschichte. — Sitten und Gebräuche der Banyaï. — Ankunft in Tete.

Am 14. Januar 1856 war endlich der Punkt erreicht, wo der Loangwa in den Zambesi mündet, es blieb aber noch die Schwierigkeit, über den Fluß zu gelangen, denn die Unterthanen des unfreundlichen Häuptlings Mburuma, von denen einige als Führer dienten, erregten durch ihr verdächtiges Benehmen immer noch Besorgniß. Mit den Europäern haben sie keinen unmittelbaren Verkehr, da der Handel durch die Babisa vermittelt wird. Jene Gegend an der Loangwamündung wurde ehemals von Basenga bewohnt, auch hatten die Portugiesen hier eine Niederlassung, welche den Namen Zumbo führte. Livingstone fand dort noch die Trümmer einiger aus Stein gebauten Häuser und einer Kirche, neben welcher eine zerbrochene Glocke lag; er bemerkte auf ihr keine Jahreszahl, wohl aber die Buchstaben I. H. S. (15 Gr. 37 Min. 22 Sec. s. Br. 30 Gr. 32 Min. östl. L.) Dieser Ort hatte eine prächtige Handelslage, und die Gegend hat überdies auch landschaftliche Reize. Nach rückwärts liegt eine dunkle Masse bewaldeter Berge, der hohe Hügel Mazazue dehnt sich nach Norden hin am linken Ufer des Loangwa, nach Südosten erblickt man offenes Land und in der Ferne den kleinen runden Hügel Tofulo. Hier gedeihet Weizen vortrefflich ohne Bewässerung. Die Kaufleute hatten Wasserverbindung nach drei Seiten hin, nämlich vermittelst des Loangwa nach Nord-nord-west, vermittelst des Kafue und Zambesi nach Westen; sie hatten aber vorzugsweise die Verbindung mit Loanda im Auge, von woher sie Sclaven und Elfenbein holten, die dann nach Osten hin an die Küste geschafft wurden. Uebrigens hat in diesen portugiesischen Besitzungen die Privatthätigkeit der eigentlichen Kaufleute keinen großen Spielraum gefunden, weil die Kolonien eine militärische Verwaltung haben. Da nun, wie wir schon früher einmal hervorhoben, die Offiziere eine durchaus ungenügende Besoldung erhalten, so sehen sie sich genöthigt, nach Handelsgewinn zu trachten, und werden auf solche Weise zugleich Kaufleute. Livingstone meint wohl nicht mit Unrecht, daß die Portugiesen größere Erfolge im Handel hätten gewinnen können, wenn derselbe nach einem andern System betrieben worden wäre. Er erinnert an die von uns schon im ersten Kapitel erwähnten Reisen Lacerda's und Pereira's zum Häupt-

Digitized by Google

ling Cazembe. Die Papiere des Erstern gelangten in die Hände eines Jesuiten, der wahrscheinlich die Absicht hatte, sie zu veröffentlichen, allein auch er starb und so gingen sie verloren. Die von uns mitgetheilten Schilderungen Pereira's über Cazembe's Hofhalt scheinen, soweit unser Reisender in Erfahrung bringen konnte, wenigstens auf unsere Tage nicht mehr zu passen. Die Unterthanen Matiamwo's erklärten den Cazembe für einen Vasallen ihres Herrschers, ähnlich wie Schinte oder Katima, nur ein wenig mächtiger. Daß täglich in Cazembe's Stadt zwanzig Menschen geschlachtet werden, stellten die Neger gegen Livingstone in Abrede; dieser meint indeß, es sei nicht unwahrscheinlich, daß dergleichen bei Pereira's Anwesenheit vorgefallen sei. Denn überall nördlich vom 20 Gr. s. Br., in dem eigentlichen Negerlande, herrscht der Brauch, Menschen abzuschlachten, damit sie die Seele eines verstorbenen Häuptlings begleiten; auch werden nicht selten Menschenopfer dargebracht und einzelne Körpertheile als Zaubermittel gebraucht. Die Versuche, mit dem Cazembe eine regelmäßige Handelsverbindung anzuknüpfen, scheiterten hauptsächlich auch daran, daß man dessen Abgesandten, die in Tete erschienen, nicht erlauben wollte, nach Gutdünken mit Jedermann Handel zu treiben. Da man ihnen keinen freien Verkehr gestatten wollte, so mochte auch er nicht den Portugiesen in seinem Lande das gewähren, was sie ihm versagten.

Bei Zumbo hatte das Christenthum gar keinen Boden gewonnen, und die Bewohner bezeichneten die Kirchenglocke mit demselben Namen, wie die Zaubertrommel ihrer Wahrsager. An der Stelle, wo Livingstone über den Loangwa in einem Nachen fuhr (etwa eine Meile oberhalb der Mündung), war der Fluß welcher eben Hochwasser hatte, wohl eine halbe Meile breit; und der Reisende mußte sich nun bequemen häufig zu Fuße zu gehen, weil zwei seiner Reitochsen in Folge von Tsetsestichen sehr abgemattet waren. In dem dicken und hohen Gebüsch trafen seine Begleiter unerwartet mit drei Büffeln zusammen, deren einer einen Neger auf seine Hörner nahm, ihn etwa zwanzig Schritte weit auf denselben fortschleppte und ihn dann zur Erde warf und stieß. Trotzdem war dem Schwarzen auch nicht ein Knochen zerbrochen, und noch bevor eine Woche verging, konnte er wieder an der Jagd Theil nehmen. Der Zambesi ist bei Zumbo sehr breit und hat viele bewohnte Inseln. Eine derselben hieß Chibanga, und auf ihr lebte ein Schwarzer, der sich in Jacke und Hut dem Weißen vorstellte. Dieser Mann war von der portugiesischen Niederlassung Tete oder Nyungwe gekommen, und von ihm erfuhr man, daß eben zwischen Portugiesen und Kaffern Krieg geführt wurde. Das war eine unangenehme Nachricht, auch blieb es sehr zweifelhaft, ob der Häuptling Mpende

Digitized by Google

den Reisenden Durchzug erlauben werde. Es blieb indessen nichts anderes übrig, als vorwärts zu gehen. Ueberall war die Gegend sehr schön, aber nur spärlich angebaut; sie bildete einen scharfen Gegensatz zu jener um Kolobeng in Betschuana, welche Livingstone vielfach als sehr gesund rühmt; auf jeden Fall ist sie aber nicht angenehm. Er selber schreibt: „Ich werde nie die trockenen, heißen Ostwinde in jener Gegend vergessen, den gelben, schwülen, wolkenlosen Himmel, die Dürre, welche alles Gras und alle Pflanzen welk macht und bei welcher das Vieh abmagert; dabei entsinkt auch den Menschen der Muth und ihre Stimmung wird gedrückt." Am Zambesi fiel dagegen täglich etwas Regen, und Alles war grün und frisch.

Es fehlte an Nachen, um auf das andere Ufer des Stromes überzusetzen und so Mpende's Gebiet zu umgehen. Der Weiße ging also mit seinen 114 Begleitern auf das Dorf dieses Häuptlings zu, der sogleich anfragen ließ, wer sie seien. Manche seiner Leute kamen nahe heran, schwenkten einen rothen Gegenstand in der Luft, zündeten ein Feuer an, in welchem sie Zaubermittel verbrannten, um die Fremden machtlos zu machen und sie zu erschrecken. Von allen Seiten strömten Bewaffnete herzu, die offenbar Lust zum Angreifen hatten, und der Häuptling sandte gar keine Botschaft. Drei von des Reisenden Batoka waren Abends in das Dorf gegangen und hatten um Nahrung gebeten. Da war um jeden ein Mann herumgegangen und hatte das Löwengebrüll nachgeahmt; der Häuptling hatte ihnen statt der erbetenen Nahrung Spreu gegeben. Es gewann allen Anschein, als ob blutige Feindseligkeiten unvermeidlich seien, und Livingstone's Begleiter hätten dergleichen nicht ungern gesehen, weil mehrere Schießgewehre führten und sich ihrer Ueberlegenheit bewußt waren; sie wollten Gefangene machen, die ihnen dann ihr Elfenbein bis an die Küste tragen sollten. Doch nahm die ganze Angelegenheit unverhofft eine Wendung zum Guten. Der Reisende ließ einen Ochsen schlachten; das ist Sitte bei den Makololo, um den Leuten Muth einzuflößen. Er griff einige Späher Mpende's auf und schickte diesem ein großes Stück Fleisch. Bald nachher erschienen zwei bejahrte Männer, um zu fragen, wer der Fremde sei. Die Antwort lautete: ein Lekoa, d. h. Engländer. Einen solchen „Stamm" kannten die Leute nicht; sie hatten gemeint, die Reisegesellschaft bestehe aus Mozungwa, d. h. Portugiesen, mit welchen Mpende Fehde gehabt hatte. Der Schotte zeigte seine weiße Haut, worauf ihm gesagt wurde, er müsse wohl zu jenem Stamme gehören, welcher ein Herz für den schwarzen Mann habe. Damit war ein besseres Verständniß angebahnt, der Fremde fand im Dorfe des Häuptlings warme Fürsprache, und als der Weiße dann einen Boten an Mpende abschickte, der diesen um

Digitized by Google

Ueberlassung eines Nachens bitten sollte, war Alles schon so umgewandelt, daß Mpende rief: „Dieser weiße Mann ist unser Freund; seht nur, er läßt mir sagen, was ihm mangelt!“ Darauf sprach der Bote, ein Makololo Namens Sekwebu: „Ach ihr solltet ihn nur so gut kennen, wie wir, dann würdet ihr wissen, wie hoch er deine und Mburuma's Freundschaft hält; er ist ein Fremder und wünscht, daß du ihn leitest.“ Mpende entgegnete: „Gut, er soll aber über den Strom gehen, denn auf dieser Seite (dem Nordufer) ist das Land rauh und voll Hügel, auch ist der Weg nach Tete länger.“ — „Aber wer will uns übersetzen, wenn du es nicht thust?“ — „Da hast du Recht. Hättet ihr mir das Alles nur früher gesagt; ihr sollt übergesetzt werden.“ Nun erfuhr man auch, daß sein Hofzauberer ihn bewogen hatte, die Fremden nicht näher herankommen zu lassen, und nichts von dem übersandten Ochsenfleisch zu genießen.

Der Zambesi ist da, wo Livingstone ihn überschritt, reichlich 1200 Yards, also vierthalbtausend Fuß breit, von welchen 700 bis 800 Yards auf die tiefe Stromrinne kommen; er fließt 3¾ Meilen in der Stunde. Damals, am 24. Januar, war noch nicht die Zeit des eigentlichen Hochwassers, und der Strom nur zeitweilig angeschwollen, weil in der östlichen Kette viel Regen gefallen war. Die Landesbewohner besaßen Baumwollenzeuge aus englischen Fabriken, welche sie von den Babisa erhielten, seitdem die Basenga durch Krieg verhindert waren, soweit vorzudringen.

Der Reisende befand sich nun so ziemlich unter gleichem Breitengrade mit der Hauptstadt Mozambique und war einen Augenblick unschlüssig, ob er nicht dorthin seine Richtung nehmen sollte; doch blieb er bei seinem ursprünglichen Plane, weil ihm vor Allem daran lag, einen Wasserweg ausfindig zu machen und den Zambesi näher kennen zu lernen. Jetzt lag ihm nach Norden hin das Land der Basenga, die als gute Eisenarbeiter bekannt sind. Jenseit der Sengahügel liegt die Bergkette Maschinga, in welcher früher die Portugiesen Gold waschen ließen, und jenseit derselben wohnen viele Stämme, welche man unter dem Namen der Marawi zusammenfaßt. Die ganze Gegend im Norden des Zambesi ist fruchtbarer als jene im Süden; die Marawi bauen viele Bataten, welche sie unter der Erde in Asche lange Zeit aufzubewahren wissen. Aber alle diese Völker leben in Feindschaft mit den Portugiesen, und es ist deshalb für einen Weißen gefährlich, in ihrem Lande zu reisen.

Am 29. Januar war endlich das südliche Ufer des Zambesi erreicht. Die Häuptlinge jener Gegend stehen mit einander in Einvernehmen, und wenn der eine einem Reisenden den Durchzug

Digitized by Google

durch sein Gebiet nicht gestattet, dann sagen die anderen: jener hat ihm seine Kähne nicht geborgt und muß wohl guten Grund dazu gehabt haben. Auf der Insel des Mozinkwa starb einer von Livingstone's Begleitern, und ein anderer verließ die Gesellschaft und ging zu diesem Häuptlinge, welchem der Reisende dringend anempfahl, den Mann nicht als Sclaven zu verkaufen. Denn in dieser Gegend beginnt der schwarze Handel; Leute aus Tete kommen bis dorthin, und einer, der weit gewandert war, kannte die Engländer, die er mit Nachdruck als Männer bezeichnete, während ihm andere Menschen nur als Dinge galten. Selbst die Sclaven wissen von den Bestrebungen der Engländer, dem Negerhandel Schranken zu setzen, und als jene des Commandanten von Tete erfahren hatten, daß ein Engländer dorthin kommen werde, hatten sie zu jenem gesagt: „Nun kommt unser Bruder, wir werden dich verlassen und mit ihm gehen."

Die Frauen haben auf der Strecke, welche Livingstone hier durchwanderte, die Sitte, nur die Oberlippe mit einem kleinen Einschnitte zu bezeichnen, und in derselben einen Knopf von Zinn zu tragen, das sie von den Portugiesen kaufen und nicht vom Silber unterscheiden können. Aber sie wußten etwas vom Golde, das sie Dalama nennen; im Innern ist weder dieses Wort noch das Metall bekannt. Bis in diese Gegend am Zambesi kommt nordamerikanisches Baumwollenzeug aus den Fabriken von Lowell in Massachusetts.

Der Zingesi, ein sogenannter Sandfluß, (15 Gr. 38 Min. 34 Sec. s. Br. 31 Gr. 1 Min. östl. L.) hatte gerade Hochwasser, war sechzig bis siebzig Schritte breit und reichte bis an den Gürtel. Gleich allen Sandflüssen liegt er zum größten Theile trocken, aber wenn man nur ein paar Fuß tief gräbt, findet man Wasser, das durchgesickert ist und auf einer Thonschicht liegt. Derartige Erscheinungen hat man wohl als „unterirdische" Flüsse bezeichnet. Beim Durchwaten fühlte der Reisende eine starke Reibung von groben Sandtheilen, und das sehr rasch fließende Wasser riß in ein paar Secunden den Sand unter den Füßen weg, so daß die ganze Reisegesellschaft tief einsank, und die Ochsen in den Zambesi hinabgetrieben wurden. In manchen Flüssen, wo die Abreibung sehr stark ist, kann ein Taucher recht gut hören, wie tausende von Steinen an einander schlagen, namentlich auch in der Capkolonie im Vaalriver, auch wenn dieser nicht stark fließt.

Am Zambesi beginnt unterhalb Mpende's Gebiet eine Landstrecke, in welcher eigenthümliche Jagdgesetze in Kraft stehen. Die Besitzungen eines jeden Häuptlings sind genau bestimmt, und gewöhnlich bildet einer der vielen Bäche, welche sich in den Zam-

Digitized by Google

best ergießen, die Grenze. Wenn ein Elephant auf dem einen Gebiete angeschossen wird, auf ein anderes hinüberläuft und dort verendet, dann gehört seine untere Hälfte dem Häuptlinge des letztern. Das Gesetz wird so streng beobachtet und gehandhabt, daß der Jäger seine Beute nicht eher zerlegen kann, bevor ein Bevollmächtigter des betreffenden Häuptlings zugegen ist. Geht er früher an's Werk, so verliert er allen Anspruch auf Zähne und Fleisch. Das Hinterbein eines Büffels fällt dem Manne zu, auf dessen Besitzthum derselbe gegrast hat, und von der Elennantilope, deren Fleisch mit Recht sehr geschätzt wird, erhält er noch mehr als das Hintervierteil. Oberhalb Zumbo kommt keine Spur derartiger Jagdgesetze vor, wohl aber weiter südlich im Lande der Bamapela. Man kann dieselben etwa als eine Durchgangsabgabe bezeichnen. Im innern Afrika gilt die Regel, daß ein Stück Wild demjenigen gehört, welcher dasselbe zuerst, wenn auch noch so leicht verwundet hat, der zweite erhält ein Hintervierteil, der dritte ein Vorderbein. Auch muß dem Häuptling ein Stück abgegeben werden, z. B. die Brust, oder sämmtliche Rippen oder ein Vorderbein. Manche Jäger haben großen Einfluß, weil man sie für Inhaber einer „Elephantenmedicin" hält, und ihnen folgen alle anderen unbedingt; selbst die Portugiesen glauben an derartigen Jagdzauber.

Bei Mosusa's Dorfe, am Flüßchen Chowe, wird etwas Salz aus dem trockenen Sande gewonnen, das erste, welches Livingstone, seitdem er Angola verlassen, gesehen hatte; denn im Lande der Balonda und der Barotse kommt es nicht vor. Die Bewohner dieser Gegend hausen in ihren Gärten in Hütten, die auf hohen Gerüsten stehen, um gegen Elephanten, Löwen und die gefleckte Hyäne gesichert zu sein. Diese letztere ist zwar feig, aber auch wild und grausam und überfällt gern schlafende Menschen; dem Häuptling Mozinkwa hatte eine solche die Oberlippe abgerissen, und manche Leute kommen durch sie um's Leben, namentlich raubt sie Kinder. Sie läuft zwar fort, wenn man sie anruft und lautes Geschrei erhebt, hält aber fest, was sie einmal gepackt hat. In ihren Zähnen und Kiefern hat sie gewaltige Kraft, denn sie kann die dicksten und härtesten Knochen mit großer Leichtigkeit zermalmen. Diese Neger leben in Fülle und Ueberfluß und sind auch sehr freigebig. Fast alle Stämme im Innern, welche wenig oder keinen Verkehr mit Europäern gehabt haben, bieten den Reisenden Nahrungsmittel mit wirklicher Höflichkeit dar, und entschuldigen sich manchmal auch, daß sie nur so wenig zu bringen haben.

Im Anfang Februar fiel starker Regen; am 6. wurde das Dorf Boroma's erreicht, das von manchen anderen Ortschaften umgeben ist; bei allen findet man beackerte Felder. Gegenüber

Digitized by Google

lag eine große Gruppe kegelförmiger Hügel, Chorichori genannt. Der Häuptling selbst erschien nicht; seine höfliche Mutter sagte, der Barimo habe ihn ergriffen, was wohl so viel bedeuten sollte, als er sei betrunken.

Der Pinkwehügel liegt unter 15 Gr. 39 Min. 11 Sec. s. Br. 32 Gr. 5 Min. östl. L., und in dieser Gegend wachsen viele Mopanebäume. In einem derselben hatte ein Eichhörnchen (Sciurus cepapi) eine Menge Sämereien zusammengetragen und Blätter darüber gedeckt. Es sammelt sich Vorräthe nicht für einen kalten Winter, der ja dort nicht vorkommt, sondern für die heiße Sommerszeit, in welcher die Bäume durchschnittlich keinen Samen tragen. Dort waren überall versteinerte Bäume verstreut; manche, horizontal abgebrochen, standen aufrecht, andere lagen in mehrere Stücke zertheilt, und einer hatte 4 Fuß 8 Zoll im Durchmesser; das Holz muß so weich gewesen sein, wie jenes am Baobab, denn es hatte nur sechs concentrische Ringe auf den Zoll. Ein Stück von einem Palmbaum war in Eisenoxyd verwandelt und jede Pore mit Kiesel ausgefüllt. Diese fossilen Bäume liegen auf weichem grauen Sandsteine.

Livingstone ließ hier den Strom zur Linken und schlug eine südöstliche Richtung ein, um das Gebiet einiger Häuptlinge zu vermeiden, von welchen er Weiterungen verschiedener Art besorgte. So kam er durch die Landschaft Chicova, in welcher portugiesischen Angaben zufolge einst Silber gegraben worden ist. Das kann aber nicht der Fall gewesen sein, denn die Eingeborenen wissen nichts davon, und können auch hier Silber und Zinn nicht von einander unterscheiden; wohl aber sagten sie, daß sie Gold aus dem Sande der Flüsse Mazoe und Luia gewaschen hätten; beide münden in den Luenya. In Chicova, wo Livingstone auch Kohle fand, lagert der obenerwähnte graue, weiche Sandstein; beim Flusse Bangue traf der Reisende auf einen sechs Yards breiten Damm von Basalt, der von Norden nach Süden strich; bald nachher sah er noch andere, die eine östliche Richtung nahmen. Der Landstrich von Chicova bildet nicht etwa einen Staat, sondern ist ein geographisches Gebiet, welches alljährlich vom Zambesi überschwemmt wird und sich zum Getreidebau eignet. In Chicova hat der Zambesi die Kebrabasa-Wasserfälle, welche von einer durch den Strom ziehenden Felsenreihe gebildet werden, wahrscheinlich sind sie Basalt. Die Landeseinwohner von Chicova nennen sich Bambiri, gehören aber zum Volke der Banyaï. Der Häuptling Nyampungo war ein höflicher Mann und galt für einen Regenmacher. Viele Stämme pflegten ihn deshalb um Regen zu ersuchen, der in diesen Gegenden nicht in solcher Menge fällt wie in Londa. Sie be-

Digitized by Google

ten zu ihren verstorbenen Häuptlingen und Verwandten; der Gedanke, daß man zu Gott beten könne, war ihnen neu, sie hörten aber andächtig zu. Der Häuptling litt an einer Art Hautausschlag, den man Sesenda nennt; übrigens hält sich das Volk sehr reinlich. Rindvieh hat es nie halten können, weil die Tsetse im Lande ist; die Leute glaubten aber, die Schuld läge daran, daß ihnen die geeignete Medicin dazu fehle.

Der Nake fließt hier erst nach Norden, dann nach Osten, ist etwa sechzig Yards breit aber fast im größten Theile des Jahres trocken; ein anderer Sandfluß, der Molinge, vereinigt sich mit ihm. In dem verhältnißmäßig offenen Lande, wo viele Mopanebäume wachsen, griffen Livingstone's Leute mit großer Hitze einen Elephanten an, dem sie die Knieflechsen mit einer Axt durchhieben und ihn dann völlig abthaten. Einige Banyaï-Elephantenjäger, welche zugegen waren, hatten nie zuvor eine so stürmische Jagd gesehen, und der eine schüttete den ganzen Inhalt seiner Schnupftabaksdose an einen Baum als Dankopfer für den Barimo. Alle übrigen tanzten wild um den erlegten Elephanten, der unangetastet liegen bleiben mußte, bis ein Mann, welcher dem Eigenthümer des Grundes und Bodens von Allem Kunde gegeben, mit dessen Bescheid zurückkam. Er schickte einen Korb voll Getreide, ein Huhn und einige Stränge Glasperlen und ließ sagen, daß er dem Barimo für gutes Glück gedankt habe. Nun erst durfte von dem Fleische gegessen werden. Bald hatte sich eine große Anzahl Hyänen eingefunden, welche zwei Nächte hindurch ihr unheimliches Gelächter erschallen ließen. In manchen Fällen gleicht es täuschend jenem des Menschen, und die Wilden sagen, das Thier lache, weil die Menschen nicht Alles vom Elephanten essen und ihm auch etwas lassen müßten.

In dem hohen Grase zeigt sich besonders nach Eintritt des Regens ein sehr mannigfaltiges Insectenleben. Fast auf jeder Pflanze gewahrt man ein besonderes Insect, und nach der Regenzeit bleibt nur wenig Samen unberührt; selbst stark giftige, wie von Kongwhane und von Euphorbien sind bald aufgefressen, und zwar der Same der erstern von einem scharlachrothen Insect. In manchen Bezirken kommen die Hundertfüße in großer Menge vor; in dieser Gegend hatten sie hellrothen Leib und blaue Beine; auch große Tausendfüße kriechen überall umher; sie thun freilich dem Menschen kein Leid, gewähren aber einen sehr unangenehmen Anblick. Der Gesang der Vögel war reich und mannigfaltig, wenn auch nicht so harmonisch wie in England; in den Ohren eines Europäers klang er fremdartig. Einige Vögel singen wie Lerchen, von denen es hier einige Arten giebt, und zwei ähnlich wie unsere Drosseln.

Digitized by Google

Der Gesang eines andern Vogels erinnerte an unsere Finken, noch ein anderer an unsere Rothkehlchen, doch ist ihr Gesang mit abgerissenen Tönen untermischt. Einer schreit langsam pick, pack, pock, ein anderer giebt einen Ton von sich, wie eine einzelne Saite einer Geige; der Mokwareza oder Regenvogel schreit wie unsere Drossel, wenn man ihn stört, beschließt aber allemal seinen Gesang mit pula, pula, oder wiep, wiep, wiep. Man hört den Schrei einer Art von Repphuhn, das Pumpurupu der Turteltaube, und das Tschicke, tschicke, tschick, tschörr, tschörr des Honigkukuks. In der Nähe der Dörfer hält sich auch ein Spottvogel auf, welcher das Hausgeflügel nachahmt. Den afrikanischen Vögeln fehlt nicht der Gesang, sondern ein Dichter, welcher ihn preist. Bei heißem, trockenem Wetter, oder wenn die Sonne ihre Strahlen heiß herabschießt, ist Alles still, aber sobald Regen gefallen ist, beginnt ein lustiges Singen, das auch früh am Morgen und in der Abendkühle gehört wird. Unter den afrikanischen Vögeln haben nicht viele ein schönes glänzendes Gefieder, und sie weichen in dieser Hinsicht von den brasilianischen ab; die meisten sehen unscheinbar aus. — An Spinnen ist kein Mangel und die große Lezuntabularaupe sehr häufig; sie hat langes graues Haar auf sehr dunklem Leibe und sieht wie ein Stachelschwein in Miniatur aus; bei der Berührung dringen diese Haare in die Hautlöcher und verursachen ein scharfes Prickeln. Unter den Schmetterlingen fliegt einer ganz schwalbenartig; sie sind nicht prächtig gefärbt.

In dieser Gegend bietet die wohlschmeckende Mokorongafrucht, welche auch von Menschen gern genossen wird, den Elephanten einen Leckerbissen; sie ist eine schwarze Pflaume mit purpurrothem Saft, aber wie bei uncultivirten Früchten gewöhnlich, mit sehr großen Samenkörnern. Sie kommt sehr häufig vor, und die Eingeborenen sagen, sie sei ganz Fett, um zu bezeichnen, wie trefflich sie schmecken; denn Fett ist ihnen das Liebste vom Fleische. Der Reisende gewahrte Spuren vom schwarzen Rhinoceros, das dagegen im Norden des Zambesi außerordentlich selten vorkommt. Das weiße (Rhinoceros simus, Burchell,) welches die Betschuana Mohohu nennen, ist hier völlig ausgerottet und wird im Süden bald gar nicht mehr vorkommen. Es lebt vorzugsweise von Gras, ist furchtsam und nicht sehr auf seiner Hut; deshalb wird es dem Jäger, welcher Feuerwaffen hat, leicht zur Beute. Das schwarze ist dagegen viel wilder und hat gar kein Fett am Leibe, es beobachtet große Vorsicht und hält sich viel länger als das weiße. Die Naturforscher zählen vier Varietäten des Rhinoceros auf, Livingstone meint, es gebe deren nur zwei, und daß die Extraspecies gebildet worden seien durch Verschiedenheiten in Größe, Alter und der

Digitized by Google

Richtung der Hörner; er habe einmal ein schwarzes Rhinoceros mit nach unten hin vorstehendem Horne gesehen, wie beim Kuabaoba. Dr. Smith, dem in Fragen dieser Art ein entscheidendes Urtheil zusteht, nimmt drei oder vier Species an. Bleibt man nur bei zweien, so stellt sich heraus, daß sie in äußerm Ansehen und in der Art, wie sie sich nähren, ganz von einander abweichen. In dem großen centralen Thale Afrika's, wo die Flüsse sich netzartig verschlingen, kommt weder die eine noch die andere vor, was sich auch leicht erklärt; sie würden zur Zeit der Ueberschwemmung sehr leicht von den Eingeborenen, welche von ihren Kähnen aus den Angriff unternehmen, getödtet werden. Merkwürdig ist aber, daß Giraffe und Strauß auf dem hohen offenen Lande nördlich vom Zambesi nicht vorkommen. Den Aussagen der Eingeborenen zufolge liegt freilich weiter nach Norden hin ein anderes Netzwerk von Flüssen beim Schuia-See, welches vielleicht dieses Thier verhindert, nach Süden hin sich zu verbreiten. Die Batoka haben in ihrer Sprache keine Benennung für Strauß oder Giraffe, die aber früher in dem Winkel zwischen dem Liambye und dem Chobe vorhanden gewesen sind; vielleicht gelangten sie dorthin vom Norden her, der westlichen Kette entlang.

In dieser Gegend, wo, wie schon gesagt, Mopanebäume in großer Menge wachsen, kommt der Korwe, (Toccus erythrorhynchus) sehr häufig vor, und brütet in den Löchern dieser Bäume. Der Reisende sah ein Nest, welches gerade soweit fertig war, daß das Weibchen hineinkriechen konnte; den Eingang hatte das Paar auf beiden Seiten mit Mörtel beworfen und nur ein herzförmiges Loch gelassen, genau so groß, wie der Vogel ist. Dieser verlängert allemal das Nestloch im Baume nach oben hin, um dort im Nothfalle Schutz zu finden und sich zu verbergen. In einem Neste fand man ein weißes Ei, das jenem der Taube glich. Diesen merkwürdigen Vogel, den rothschnäbligen Hornschnabel, hatte Livingstone auch schon in Kolobeng beobachtet. Er sah an einem Baume nur einen Spalt von einem halben Zoll Breite und vier Zoll Länge, denn wenn das Weibchen einmal zu brüten anfängt, bleibt es für lange Zeit gänzlich eingeschlossen; der Eingang zum Neste wird vom Männchen mit Thon zugemauert und es bleibt nur jener Spalt offen, in welchen der Schnabel hineinpaßt. Das Weibchen bereitet das Nest von seinen eigenen Federn, legt die Eier, brütet sie aus und bleibt bei den Jungen, bis sie flügge sind. Darüber vergehen zwei bis drei Monate, und während dieser ganzen Zeit muß das Männchen allein die ganze eingeschlossene Familie mit Futter versorgen. Dabei wird die Gefangene sehr fett, und gilt bei den Eingeborenen deshalb für einen Leckerbissen, wäh-

Digitized by Google

rend das Männchen abmagert, ganz schwach wird und manchmal bei einem plötzlichen Sinken der Temperatur nach einem starken Regen, betäubt zur Erde fällt und stirbt. Im Lande sagt man, das Korweweibchen brüte oft erst zwei Eier aus, und wenn die beiden Jungen flügge seien, wären zwei andere Eier soweit, daß auch diese Jungen auskröchen. Dann werde das Nestloch zugemauert und das kleine Pärchen von beiden Alten gemeinschaftlich groß gefüttert. Auch der Honigkukuk war überall in Chicova zu finden und verrieth manchen Bienenstock. Hier im Osten bildet das Wachs keinen Handelsartikel, ebenso wenig im Batokalande, wo man dafür auch noch keinen Absatz hat. In Londa dagegen weiß man diese Waare zu schätzen, welche in Angola gern genommen wird und dort einen wichtigen Ausfuhrartikel bildet, und am Quango wird für das Pfund manchmal bis zu fünf Neugroschen bezahlt.

Livingstone hatte sich jetzt den Grenzen der portugiesischen Besitzungen genähert, fand aber noch immer so viel Wild, daß seine Begleiter einmal an einem Tage sechs Büffelkälber erlegten. Neben den Antilopen waren auch viele Hyänen und Löwen vorhanden, die sich eher vermehren als vermindern, weil die Neger glauben, daß die Seelen ihrer Häuptlinge in solche Raubthiere fahren; auch meinen sie, die Häuptlinge verwandelten sich in Löwen, könnten einen beliebigen Menschen zerreißen und dann wieder Menschengestalt annehmen. Desbalb begrüßen sie jeden Löwen, der sich blicken läßt, mit Händeklatschen. Die Luft in den Niederungen des Zambesi war sehr feucht und dampfig, aber kühler als auf dem Hochlande.

In der Gegend, wo die gewöhnlich trockenen Flüßchen Kapopo und Ue überschritten wurden, wachsen viele wilde Weinreben, die überhaupt den ganzen Zambesi entlang in Menge wuchern; im Batokalande findet man eine große schwarze Traube, welche sehr süß schmeckt; die Blätter sind breit und barsch, um den Sonnenstrahlen widerstehen zu können; die meisten Arten haben sehr große Samenkörner und schmecken nicht gut.

Am 20. Februar 1856 gelangte der Reisende zu Monina's Dorf (16 Gr. 13 Min. 38 Sec. s. Br., 32 Gr. 32 Min. östl. L.) das dicht am Sandflusse Tangwe liegt. Dieser Häuptling steht wegen seiner Freigebigkeit in großem Ansehen. Boroma, Nyampungo, Monina, Jira, Katalosa (Monomotapa) und Susa erkennen alle die Oberherrschaft des Nyatewe an, der über alle Landstreitigkeiten zu entscheiden hat. Dieser Verband von Häuptlingen und Stämmen gleicht jenen, welche auch in Londa vorkommen. Katalosa ist der „Kaiser von Monomotapa", von welchem

Digitized by Google

früher so vielerlei gesagt und geschrieben worden ist; dieser Häuptling ist aber keineswegs mächtig und erkennt, wie schon gesagt, die Oberherrschaft des Nyatewe an. Vormals hielten die Portugiesen beim Monomotapa eine Ehrenwache, zahlten ihm Subsidien und ließen bei Leichenbegängnissen eine Salve abfeuern. Die einzige Spur von Größe, welche sein Nachfolger aufweisen kann, besteht darin, daß er einhundert Frauen hält. In Bezug auf das Wort ist hervorzuheben, daß Mono, Moéne, Mona, Mana oder Morena ganz einfach Häuptling bedeutet; es ist viel Verwirrung daraus entstanden, daß man verschiedene Völker mit dem Plural des Namens bezeichnet hat, welchen der Häuptling führt. Wenn man die Benennungen Monomoizes oder Monemuiges und Monomuizes und Monomotapistas auf diese Stämme anwendet, so ist das ähnlich, als wenn man sagen wollte: die Schotten, die Lord Douglases. Motape war Häuptling der Bambiri, eines Stammes der Banyaï, und ist nun in der Person des Kataloſa repräsentirt; auch sein Vorfahr hatte keine Macht von erheblicher Bedeutung. Monomoizes ist gebildet aus Moiza oder Muiza, dem Singular des Wortes Babisa oder Aiza, und dieses letztere ist der Eigenname eines großen nach Norden hin wohnenden Stammes. In der Umwandlung dieses Namens ist derselbe Irrthum wie bei vielen anderen begangen worden, namentlich auch aus Vorliebe für den Buchstaben R. So hat man den Fluß Loangwa in Arroangoa verändert, den Luenya in Ruanha, und die Bazizulu oder Maschona sind zu Morururus geworden.

Die Regierung der Banyaïvölker oder Stämme kann als eine Art von Feudalrepublikanismus bezeichnet werden. Der Häuptling wird gewählt, und man zieht den Schwestersohn des verstorbenen Häuptlings dessen eigener Nachkommenschaft vor, und holt den Nachfolger auch wohl aus einem andern Stamme, wenn in dem eignen Niemand ist, welcher den Wählern zusagt. Sohn oder Tochter des Verstorbenen sind aber allemal unbedingt ausgeschlossen. Der Mann, welchem die Uebernahme der höchsten Würde angeboten wird, muß herkömmlich erklären, daß er solcher Ehre nicht würdig sei; dann aber nimmt er sie doch an, und damit fallen ihm alle Weiber, Kinder und die gesammte Habe des Verstorbenen zu. Zu einem Unterhäuptling, der etwa Lust trägt, sich unabhängiger zu machen und in seinem eigenen Dorfe zu leben, sendet der Häuptling eine Anzahl junger Männer, die ihm einen Besuch abstatten sollen; sie äschern ihm das Dorf ein, wenn er sie nicht mit Händeklatschen empfängt und seine Unterwürfigkeit betheuert. Die Kinder des Häuptlings haben weniger Rechte als die Gemeinfreien, können aber nicht verkauft werden, was auch

Digitized by Google

mit den Gemeinfreien nicht geschehen kann, die eine besondere Klasse bilden, sie ihrerseits haben jedoch Sclaven, die sich in einer sehr herabgedrückten Lage befinden. An Monina's Hofe wurde noch eine eigenthümliche Erscheinung beobachtet. Bei ihm lebten viele Knaben von 12 bis 15 Jahren, alles Söhne von Gemeinfreien aus verschiedenen Districten, welche beim Häuptling „Unterricht" empfangen. Diese Unterweisung wird Banyaï genannt und soll gewissermaßen die jungen Leute nationalisiren, sie zu ächten Banyaï machen, etwa so wie man sagen könnte, ein Engländer solle ächt englisch gemacht werden. Sie sind an strenge Verordnungen gebunden, dürfen nie den Gruß durch Händeklatschen versäumen, wenn ein Höherstehender sich blicken läßt, und müssen beim Essen warten, bis ein Aelterer ihnen Speise reicht. Ihre Eltern geben ihnen Sclaven mit an den Hof, welche ihnen ein Stück Feld beackern, damit sie zu leben haben, und schicken an Monina Elfenbein, von dessen Ertrag er sie kleidet. Sie dürfen nicht heirathen so lange sie am Hofe Unterricht empfangen, und werden entlassen, sobald ein neuer Schub junger Leute eintrifft. Dann gehen sie heim und müssen in ihrem heimatlichen Dorfe über irgend einen Gegenstand eine wohlgesetzte Rede halten, worüber die Eltern sich sehr freuen.

Bei Monina war es eine Zeitlang nicht recht geheuer; seine Krieger führten Abends unfern vom Lagerplatze der Fremdlinge einen Tanz auf; einige besaßen Schießgewehre und die Trommelpauken wurden heftig gerührt. Aber bald nach Mitternacht wurde Alles ruhig, und am andern Morgen konnte die Wanderung ungehindert fortgesetzt werden, und zwar im Bette des Sandflusses Tangwe, wo das Gehen so ermüdend war, wie in tiefem Schnee. Die Gegend war flach, aber in einiger Entfernung zogen hohe Hügel, und etwas nach Süden hin lagen jene von Lobele. Ueberall sind hier die vielen Löwen sehr gefährlich.

Auch in diesem Theile Afrika's herrscht der Aberglaube an die Unschuldsprobe. Unweit von Monina's Dorfe erschien ein Hexendoctor, und alle Frauen des Häuptlings kamen auf das freie Feld um zu fasten. Sie sollten dort den Aufguß von der Pflanze Goho trinken, welcher die Unschuld an den Tag stellt. Ein Mann glaubt zum Beispiel, er sei von einem seiner Weiber behext worden, und sendet zum Hexendoctor. Dieser führt die Frauen in's Feld und läßt sie dort fasten, bis der Gohotrank bereitet ist. Von diesem genießen alle und halten dabei eine Hand zum Himmel empor, um ihre Schuldlosigkeit darzuthun. Wer den Trank wieder ausbricht, gilt für unschuldig; wer darnach purgirt, ist schuldig und wird verbrannt. Die Unschuldigen opfern dann ihrem Schutzgeist

Digitized by Google

einen Hahn. Diese Unschuldsprobe, Muavi, kommt bei allen Negervölkern im Norden des Zambesi vor, und insbesondere halten die Frauen selbst sehr darauf, daß sie stattfinde; sie glauben steif und fest an das Muavi und sind begierig nach dem gefährlichen Tranke. Man findet diesen heillosen Brauch auch bei den Barotse, Baschubia und Batoka, nur mit einigen Abänderungen. Die Barotse zum Beispiel gießen den Trank einem Hunde oder Hahn ein, und schließen auf die Schuld oder Unschuld des betreffenden Menschen daraus, ob das Thier ausbricht oder purgirt. Bei den Banyaï haben übrigens die Frauen großen Einfluß auf die Männer und spielen im ganzen Leben eine wichtige Rolle. Ehen werden in folgender Weise geschlossen. Der junge Mann, welchem ein Mädchen gefällt, setzt sich mit den Eltern desselben in gutes Einvernehmen und lebt in ihrem Dorfe, wo er für die zukünftige Schwiegermutter allerlei Dienste zu verrichten hat; er muß z. B. Brennholz herbeischaffen und vor ihr mit gebogenen Knieen sitzen, denn es wäre eine große Beleidigung, wenn er die Füße ausstrecken wollte. Es kommt vor, daß diese Dienstbarkeit ihm nicht mehr gefällt und daß er zu seiner eigenen Familie zurückkehren will; das darf er thun, muß dann aber alle Kinder zurücklassen, weil diese nach Landesbrauch der Frau gehören. Die Frau gehört dem Manne, der für sie den Eltern eine bestimmte Anzahl von Rindvieh oder Ziegen gegeben hat, ist aber das letztere nicht der Fall gewesen, dann bleibt sie nebst ihren Kindern ihrer Eltern Familie angehörig, aber der Kauf scheidet dieses Familienband.

Die Vögel sangen anmuthig, unter anderen auch ein Kanarienvogel wie in Londa. Nach einem Regen sank der Thermometer 14 Gr. im Verlauf einer Stunde, und seit Anfang Februars hatte der Reisende eine merkliche Abnahme der Temperatur beobachtet.

Livingstone mußte einen weiten Umweg machen, um den Häuptling Katalosa zu vermeiden, der an Reisenden Erpressung verübt. Sein Führer war ein junger Mann, welcher dem früher erwähnten Araber aus Zanzibar, Ben Habib, glich. Er war sicherlich aus gemischtem Blute, aber auch viele unvermischte Banyaï haben eine Hautfarbe wie heller Milchkaffee, und ein Mensch wird für um so hübscher gehalten, je heller seine Haut ist.

Zwischen Monina und Tete findet man nur Sandflüsse, die in der trockenen Jahreszeit kein Wasser haben. Endlich war der Reisende der portugiesischen Niederlassung Tete nahe, hatte aber noch einen Weg über eine pfadlose sehr steinige Strecke zurückzulegen. Am Abend des 2. März befand er sich nur noch acht Meilen von dieser Stadt, war aber so ermüdet, daß er Rast

Digitized by Google

machen mußte. Aber er sandte die Empfehlungsbriefe, welche ihm der Bischof von Angola an den Commandanten von Tete mitgegeben hatte, voraus, und schon früh am Morgen des 3. März erschienen zwei portugiesische Offiziere mit einer Abtheilung Soldaten, um ihn zu begrüßen. Sie brachten ihm ein „civilisirtes" Frühstück mit, das dem abgemagerten Manne, der „dünn wie eine Latte" war, baß mundete. Nachdem er sich erquickt, geleiteten sie ihn nach Tete, wo der Commandant ihn herzlich empfing. Die erste Nachricht, welche er erhielt, war, daß Sebastopol gefallen und der Krieg der Westmächte gegen Rußland zu Ende sei.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die portugiesische Niederlassung Tete am Südufer des Zambesi und deren Commandant Sicard. — Bestandtheile der Bevölkerung und deren Lebensweise. — Handel der Portugiesen. — Ursachen des Verfalles ihrer afrikanischen Kolonien. — Zwei Rebellionen. — Kohlen und Goldwäschereien. — Nachrichten über die Gegend nördlich vom Zambesi. — Vorstellungen der Eingebornen vom höchsten Wesen. — Leichenfeierlichkeiten. — Die Jesuiten. — Faserpflanzen und Arzneigewächse. — Eisen.

Der schottische Reisende wurde von dem portugiesischen Commandanten zu Tete, Tito Augusto d'Araujo Sicard, äußerst freundlich und wohlwollend behandelt; er ließ ihm alle Pflege angedeihen und gab auch seinen Begleitern Lebensmittel. Später erhielten sie Land, um sich den nöthigen Bedarf an Nahrungsmitteln zu bauen, und konnten auf die Elephantenjagd gehen.

Das Dorf Tete (Haus des Commandanten, 16 Gr. 9 Min. 3 Sec. südl. Br., 33 Gr. 28 Min. östl. L.) liegt an einem Abhange, und das Fort, welches von den Anhöhen beherrscht wird, dicht am Zambesi. Der graue Sandstein scheint gleichsam vom Strome weggedrängt zu sein, und die Schichtung ist so zu sagen faltig. Jeder Theil einer solchen Steinrunzel bildet eine Straße, in welcher die Häuser auf dem Vorsprung der Falte stehen. Dann folgt ein breites Thal, und jenseit desselben liegt der länglichrunde Hügel Karueira; die Umgegend ist uneben und steinig, aber jede fruchtbare Stelle angebaut. In den Häusern hält sich das schon früher erwähnte giftige Insect Tampan auf, das hier Carapato genannt wird; sie sind nicht mit Kalk gemauert, sondern mit Schlamm; es giebt aber im ganzen Orte nur dreißig aus Stein

Digitized by Google

aufgeführte Häuser, und die Portugiesen kannten keinen Kalk näher als in Mozambique, obwohl weiter oben am Zambesi Marmor lagert, den sie zu Kalk hätten brennen können. Im Ganzen sind etwa zwölfhundert Hütten vorhanden und höchstens 4500 Einwohner, von denen aber gewöhnlich die Hälfte außerhalb des Ortes lebt. Tete ist im Vergleich zu seinen früheren Verhältnissen nur noch eine Ruine, und die Zahl der dort wohnenden Portugiesen übersteigt, mit Ausschluß der Soldaten, zwanzig Köpfe nicht. Vor einiger Zeit waren 105 Soldaten aus Portugal nach Senna geschickt worden, einer Ortschaft am Zambesi, zwischen Tete und Kilimane; von diesen erlagen binnen Jahresfrist 25 dem Fieber. Darauf wurden die übrigen nach Tete verlegt, wo sie sich besser befinden, leider aber dem Genusse starker Getränke nicht widerstehen.

Das Fort in Tete ist für die Portugiesen wichtig, und ohne dasselbe wäre der ganze Platz ihnen verloren gegangen. Es hat zwar nur wenige Kanonen, aber diese sind besser im Stande, als jene der Presidios im Innern von Angola. Der Verfall der portugiesischen Besitzungen und ihres Handels erklärt sich leicht. Früher exportirten sie viel Weizen, Hirse, Mais, Kaffee, Oel, Zucker, Indigo, Elfenbein und Goldstaub; der letztere wurde in Wäschereien an verschiedenen Stellen im Norden, Süden und Westen von Tete gewonnen. Den Getreidebau besorgen Sclaven, deren die Portugiesen eine große Anzahl haben; auch waschen sie das Gold. Der Eigenthümer zahlte an den Häuptling, in dessen Gebiet er Gold gewinnen wollte, eine kleine Abgabe von etwa sieben Thalern Werth in Gestalt eines Geschenkes und handelte auch von den Eingeborenen Goldstaub gegen Baumwollenzeug und andere Waaren ein. Damit waren beide Theile zufrieden, und jährlich wurde von etwa 130 Gewichtspfunden Gold eine Abgabe an die Regierung bezahlt; jetzt gewinnt man jährlich nur etwa 8 bis 10 Pfund Gold. Denn die Eigenthümer verkauften ihre Sclaven nach der Küste hin, um schneller reich zu werden; aber bald fehlte es ihnen an Arbeitskräften und an Vertheidigern. Kaffee- und Zuckerpflanzungen verödeten, die Goldwäschereien wurden verlassen, denn die Sclaven waren nach Brasilien verkauft worden. Dorthin zogen ihnen dann auch manche Portugiesen nach, und die Regierung sah sich genöthigt, die „Auswanderung" zu verbieten, bei deren Fortgang allmälig die ganze Gegend menschenleer geworden wäre.

Dazu kamen zwei Rebellionen, welche Jahre lang den Verkehr unterbrachen. Ein halbschlächtiger Portugiese aus Goa, Namens Nyaude, hatte sich aufgelehnt und die Regierungstruppen einigemale geschlagen; sein Sohn Bonga nahm Tete ein

Digitized by Google

und verheerte dasselbe zum großen Theil. Ein anderer Mischling, Namens Kisaka oder Choutama, der aus Macao in China gebürtig war, bildete sich ein, er sei von den Portugiesen behext worden, und plünderte alle Pflanzungen im Norden des Zambesi aus, so daß in Tete lange Zeit große Noth herrschte. Man konnte diesen Mann nur dadurch unschädlich machen, daß die Lissaboner Regierung ihm volle Verzeihung angedeihen ließ. Die Noth war groß gewesen, der Handel lag völlig darnieder, endlich kam Sicard als Commandant und stellte die Ruhe wieder her. Wäre Livingstone 1853 nicht nach der Westküste, sondern nach Osten gegangen, so müßte er hier nothwendig mitten in den Krieg hineingerathen sein. Jetzt aber war endlich wieder Friede, und er konnte ungestört in der Umgegend von Tete sich bewegen. Sobald er sich etwas gestärkt hatte, suchte er nach Steinkohlen, dergleichen er auch an mehreren Stellen fand, z. B. im kleinen Flusse Muatize oder Motize, der sich in den Lofubu ergießt, ebenso am Morongoze, am Inyavu und Makare; auch im Lande der Marawi steht Kohle zu Tage. Den Zambesi aufwärts fand er im Bett eines kleinen Flusses, Nyaondo, eine heiße Quelle, Nyamboronda genannt. Die Gegend im Norden und Nordosten von Tete ist sehr malerisch, die Thäler sind fruchtbar und wohl angebaut, und man könnte mit Leichtigkeit Kohle fördern. Der Lofubu ist sechzig Yards breit und hat das ganze Jahr hindurch Wasser. Livingstone meint, die ganze Gegend zwischen Zumbo und Lupata bilde ein Kohlenlager von 2½ Gr. in der Breite, allerdings mit manchen Unterbrechungen. Freie Arbeiter, welche beim Feldbau, beim Goldwaschen und dergleichen beschäftigt werden, erhalten als Taglohn 2 Yards ungebleichten Calico; man könnte sie aber monatlich für 16 Yards haben. Englischer oder amerikanischer Kattun ist dort das Hauptumlaufsmittel, und zugleich Zahlmittel und Werthmesser. Die Fracht für Waaren von der Küste bis Tete beträgt etwa 10 Procent ihrer Kosten und wird vermittelst großer Kähne bewerkstelligt, die man in Senna bauet. In den fünf Monaten vor Livingstone's Ankunft waren für etwa 30,000 Dollars Güter eingetroffen; die jährliche Zufuhr an Baumwollenzeugen, dickem Messingdraht, Glasperlen, Schießpulver und Schießgewehr mag etwa 15,000 Pfd. Sterl. betragen. Die Portugiesen machen im Handel mit den umliegenden Stämmen einen Profit von nur etwa 10 Procent; für ihre Waaren erhalten sie Elfenbein und Goldstaub. Exportirt wird jetzt nur etwas Oel und Weizen, denn die Kaffeeplantagen sind verschwunden; der Indigo wächst wild, aber Niemand kümmert sich um ihn, auch die Senna (Senna acutifolia) wird nicht eingesammelt. Etwas Calumbawurzel, die weiter abwärts

Digitized by Google

am Strome häufig vorkommt, ist den Amerikanern als Färbestoff willkommen. Lebensmittel sind billig; für 2 Yards Calico werden 6 bis 24 Hühner gegeben; Getreide verkauft man in Panjas, Säcken aus den Blättern der Palmyrapalme, die 30 bis 40 Pfd. halten; eine Panja Weizen kostet in Tete 1 Thlr. 20 Ngr. Thee und Kaffee sind theuer.

Die Goldwäschereien werden in der allereinfachsten Weise betrieben; die Arbeiter waschen den Sand in Holznäpfen aus; die Goldtheilchen sind sehr klein. Livingstone prüfte dergleichen von sechs verschiedenen wohlbekannten Plätzen, die im Norden und Nordosten liegen. Sie heißen Maschinga, Schindundo, Missala, Kapata, Mano und Jawa; nach Westen liegt Gold bei Zumbo im Panyane; die Stelle heißt Dambarari; weiter westlich ist früher „das unbekannte Reich des Abutua" seines Goldes wegen berühmt gewesen; nach Osten hin findet man die Goldwäschereien im Maschona oder Bazizulu, weiter östlich die am Manica, wo es in größerer Menge vorkommt. Dort hat die hebraisirende Beschränktheit Salomon's Ophir finden wollen! Man findet dort Gold in der Größe von Weizenkörnern. Unser Reisender meint, das wirkliche Goldfeld umschließe rings die Kohlenlager. Im Bezirk von Manica graben die Eingeborenen nur so tief nach Gold, daß die Erde ihnen bis an's Knie geht; sie meinen der Boden werde einfallen und sie erschlagen, wenn sie tiefer gingen. Ein Stück Gold, das die Gestalt einer kleinen Platte hat, wird allemal wieder eingegraben, weil sie meinen es sei Mutter und erzeuge Junge.

Der Ackerbau wird bei Tete sehr ursprünglich getrieben und zwar vermittelst der Hacke. Man bauet Holcus Sorghum, Mais, Lotsa (so nennen die Balonda das Penniselum typhoideum), Hirse, Reis, Weizen und einige Arten Bohnen, von welchen eine, die bei den Betschuana Litloo heißt, unter der Erde wächst, und Erdnüsse, dann noch Gurken, Kürbisse und Melonen.

Livingstone konnte nur einen Theil seiner Begleiter mit nach Kilimane nehmen und mußte die übrigen in Tete zurücklassen; es wurde aber für alle gut gesorgt, wie denn den Portugiesen das Lob der Zuvorkommenheit und Gastfreundschaft in hohem Grade gebührt. Weiße und Farbige, auch der Geistliche des Ortes, besuchten den Missionär. Keiner von Allen wußte wo die Quellen des Zambesi liegen. Ein weitgereister Eingeborener hatte gehört, daß Weiße am Ngami-See gewesen waren, aber auch er wußte nicht, daß der Zambesi im Innern des Landes floß. Dagegen hatten sie mancherlei über die Gegenden im Norden von Tete zu erzählen. Einer war mit Major Monteiro in Cazembe gewesen und hatte gesehen, daß der Luapura oder Loapula hin-

Digitized by Google

ter jener Stadt in den Luameji oder Liambye fließe, der seiner Ansicht zufolge irgendwie nach Angola hineinströme. Der Umstand, meint Livingstone, daß zuweilen Flüsse gleich diesem nach der Mitte des Continentes hinströmen, habe die Geographen zu der Annahme verleitet, daß Innerafrika aus sandigen Hochebenen bestehe, in welchen die Flüsse sich verlören. Ein Portugiese, Senhor Candido, hatte einen See besucht, der 45 Tagereisen nordnordwestlich von Tete lag; unser Reisender hält ihn für den Marawisee der Geographen, weil der Weg dorthin durch das Land der Marawi führt. Die Anwohner des südlichen Gestades werden Schiwa genannt, jene des nördlichen Mujao, und sie nennen den See Nyaja oder Nyanje, was ganz einfach Wasser oder das Bett eines großen Stromes bedeutet. In der Mitte des Sees steht der hohe Berg Murombo oder Murombola, und auf dieser Berginsel halten die Bewohner viel Rindvieh. Candido berichtete, er sei über den Nyanja an einer schmalen Stelle gekommen und habe 36 Stunden zur Ueberfahrt bedurft. Die Kähne wurden während der ganzen Zeit mit Stangen fortgeschoben; rechnet man nun, daß sie zwei Meilen in der Stunde zurücklegten, so kommt dort eine Breite von 60 bis 70 englischen Meilen heraus. Das Land am See bestand aus flachen, grasbewachsenen Ebenen; sieben oder acht Tage lang fanden die Reisenden dort kein Holz und kochten deshalb mit trockenem Gras und Stroh. Vieh wurde billig verkauft. Candido sagte weiter, aus dem südlichen Ende des Sees strömten zwei Flüsse ab; der eine, gleich dem See selbst Nyanja genannt, münde an der Ostküste unter anderm Namen in's Meer; der andere sei der Schire, welcher etwas unterhalb Senna in den Zambesi fällt. Der Schire wird an der Stelle, wo er den See verläßt, Schirwa genannt. Der See, so sagte man dem Portugiesen, sei lediglich eine Erweiterung und Verbreiterung des Flusses Nyanja, der aus dem Norden her komme und den Berg Murombo umgebe. Dieses letztere Wort bedeutet Vereinigung und hat Bezug darauf, daß das Wasser am nördlichen Ende sich theilt und am südlichen sich wieder vereinigt. Der Schira fließt durch ein niedriges flaches Sumpfland, das von tapferen Leuten stark bevölkert sein soll. Die Portugiesen können nicht auf dem Schire bis zum Nyanjasee fahren, weil in ihm eine Wasserpflanze (die Afacinya, Pistia stratiotes) wuchert und ein Beschiffen mit Kähnen unmöglich macht. Als Livingstone an der Mündung des Schire vorüberkam, trieb eine große Menge derselben in den Zambesi. Candido's Aussagen zufolge waren mehrmals, auch unweit von Tete, im Lande der Marawi leichte Erdstöße bemerkt worden, die von Osten her kamen und immer nur ein paar Secunden dauerten.

Digitized by Google

Aehnliches hat man in Mozambique bemerkt, und auch bei Senna ist einigemale ein einzelner Stoß gespürt worden. Bei diesem letztern Orte liegen wie bei Tete heiße Quellen; vielleicht stehen diese Erderschütterungen in Verbindung mit den thätigen Vulkanen auf der Insel Bourbon.

Candido ist Richter in allen Streitigkeiten der Eingeborenen unter einander und kennt ihre Sprachen vollkommen. Er sagte, daß in dieser Gegend alle Stämme eine klare Vorstellung von einem höchsten Wesen haben, welches alle Dinge geschaffen habe und sie regiere. Sie nennen dasselbe, je nach den verschiedenen Stämmen, Morimo, Molungo, Reza, Moambe. Bei den Barotse heißt es Nyampi und bei den Balonda Zampi. Sie glauben auch an eine Fortdauer der vom Leib abgeschiedenen Seele und besuchen die Gräber ihrer Verwandten, bei welchen sie Opfer von Bier, Nahrungsmitteln ꝛc. darbringen. Bei der Unschuldsprobe halten sie, wie schon bemerkt wurde, zum Zeichen ihrer Reinheit die Hand gen Himmel, und nach überstandener Gefahr oder Krankheit opfern sie ein Huhn oder Schaf, dessen Blut als Libation für die Seele eines abgeschiedenen Verwandten ausgegossen wird. Auch glauben sie an eine Seelenwanderung und stehen in dem Wahne, daß noch lebende Menschen sich in Löwen oder Alligatoren verwandeln und auch wieder ihre wahre Gestalt annehmen können.

Der Commandant von Tete erhielt Besuch vom Sohne des Monomotapa; er hieß Mozungo, das heißt weißer Mann, hatte einen schmalen, spitzzulaufenden Kopf, und war Liebling seines Vaters, der sich ihn zum Nachfolger wünschte. Allein eine mächtige Partei im Stamme übertrug die Gewalt dem schon mehrfach erwähnten Kataloſa, und nun wurde Mozungo der „Sohn" dieses letztern. Den Portugiesen sind mehrmals Gebietsstrecken angeboten worden, wenn sie zum Begräbniß eines verstorbenen Häuptlings Soldaten schicken, Salven abfeuern lassen und die Thronbesteigung des neuen Häuptlings durch ihre Gegenwart verherrlichen würden. Für die Erlaubniß, in den jenseit der Besitzungen des Kataloſa liegenden Gegenden Handel zu treiben, müssen sie allemal 32 Yards Calico und noch einige andere Sachen geben. Dafür gestattet er ihnen den Durchgang, aber auch die verschiedenen Unterhäuptlinge wollen befriedigt sein, und die Jagdgesetze müssen genau beobachtet werden. So wird der Handel erschwert, es ist aber auffallend, daß die Portugiesen früher, da sie mächtiger waren, nicht die freie Schifffahrt auf dem Verkehr durchgesetzt haben.

Etwa zehn Meilen südöstlich hatten einst die Jesuiten eine Niederlassung; dieses Micombo war, gleich allem, was die Jesuiten gegründet, an einer sehr zweckmäßigen Stelle angelegt. Sie

Digitized by Google

haben einen kleinen Mineralbach in einen Sammelteich geleitet, um in trockenen Zeiten ihren Garten bewässern zu können, der nun von Mangobäumen überwuchert wird. Die Jesuiten waren sehr reich; sie schickten an ihre Oberen in Goa viel Gold, das in Heiligenbildern versteckt war, und hatten den Handel mit Gold und Elfenbein in der Hand; deshalb erregten sie den Neid anderer Kaufleute und waren hier nicht so beliebt wie in Angola. Jetzt sind in Tete nur zwei Geistliche, und zwar Farbige; in der einzigen Schule lernen blos die Kinder der Portugiesen Lesen und Schreiben. Wer seinen Kindern eine bessere Ausbildung geben lassen will, schickt sie nach Goa in Indien. Im ganzen portugiesischen Afrika giebt es keinen einzigen Buchladen.

Die Eingebornen pflanzen ein wenig Baumwolle; sie hat aber sehr kurzen Stapel, und nie ist Samen von irgend einer andern Art eingeführt worden. Oelpalmen hat man nicht, wohl aber Erdnüsse, aus welchen man auf ganz roh gearbeiteten Mühlen, die von Eseln getrieben werden, Oel preßt. Aus dem Samen von Gurken gewinnt man ein ganz vortreffliches Salatöl. Von Wichtigkeit für den Handel könnten einige Faserpflanzen werden, z. B. die Conge und die Buaze, die in großer Menge in Marawi wachsen.

Am 2. April begann der Zambesi zu steigen; am 4. trat mit Neumond ein rascher Temperaturwechsel ein, welcher dem Commandanten und dessen Sohn Fieber brachte, das auch den Reisenden und viele Andere ergriff. Der Vorrath an Chinin, das so unschätzbare Dienste leistet, war beinahe erschöpft; die Portugiesen kennen aber eine Art Chinchonarinde, die um Senna und im Delta von Kilimane in großer Menge wächst. Sie ist nicht die ächte Chinchona longifolia; leider konnte sich Livingstone keine Blüthen verschaffen, wohl aber Blätter und Samengefäße; Hooker in London erklärte darnach diese Pflanze für eine Apocynacee (Hundskohlartige), welche mit der in Senegambien wachsenden Malouetia Heudlotii des Decaisne sehr nahe verwandt sei. Bei den Eingebornen heißt sie Kumbanzo; sie benutzen die dicke weiche Rinde gegen das Fieber, während die Portugiesen jene des Baumes selbst anwenden. Jene erstere fand Livingstone sehr wirksam, und seine Begleiter schafften sich für die Heimreise einen Vorrath davon an. Die Neger sind mit der heilenden Kraft vieler Pflanzen wohl bekannt, und oft werden sie in Gegenden, die tausend Meilen von einander entfernt sind, ein und dieselbe in derselben Weise angewandt. Merkwürdig ist, wie Krankheiten sich verbreiten und wie sie festhaften. Die holländischen Boers hatten im innern Lande oft an dem Croup zu leiden; als sie unter Potgieter vor etwa zehn Jahren

Digitized by Google

zuerst an die Delagoabay kamen, war aber keiner davon befallen. Später wurden die dortigen Portugiesen von ihr ergriffen, und litten am Laryngismus stridulus. Aehnliche Fälle sind auf den Südsee-Inseln vorgekommen, wo Schiffe, deren Mannschaft kerngesund war, doch Krankheiten zurückließen.

Treffliches Eisenerz ist in großer Menge vorhanden; Silber und Kupfer hat man bis jetzt noch nicht gefunden; in Cazembe wird Malachit bearbeitet, und Achat ist an vielen Stellen häufig.

Der Reisende hatte sich einen Monat lang in Tete aufgehalten und schickte sich nun an, den Zambesi hinabzufahren. Er wählte aus seinen Begleitern sechzehn Männer, die das Rudern gut verstanden. Die Nachrichten von der Mündung des Stromes her lauteten freilich nicht günstig. In Kilimane war die Ernte misrathen und nicht weniger als achttausend Sclaven waren verhungert. Indessen der Commandant Sicard sorgte nach Kräften für den Fremdling, der unterwegs nichts bezahlen durfte, als Begleiter einen Lieutenant erhielt und sich wohlgemuth in einem großen bequemen Nachen einrichtete.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Fahrt auf dem Zambesi von Tete bis Kilimane. — Lupata oder das Rückgrat der Welt. — Die Niederlassung Senna und ihr kläglicher Zustand. — Die Jesuitenstation Gorongoza. — Die Goldgegend Manica. — Mazaro an der Spitze des Zambesideltas. — Capitän Parkers Bericht über das letztere. — Ankunft in Kilimane. — Livingstone's Bestrebungen und Pläne. — Sein Aufenthalt in England und seine Rückreise nach Afrika; die neuen Pläne. — Ein Blick auf die portugiesischen Besitzungen in Ostafrika.

Livingstone verließ Tete am 22. April und befand sich am 24. am westlichen Eingange zu der Stromenge oder Schlucht von Lupata an einer Insel, welche Lacerda als Mozambique-Insel bezeichnet hatte; seine Angabe, daß sie unter 15 Gr. 1 Min. s. Br. liege, ist unrichtig; Livingstone's Beobachtungen ergaben 16 Gr. 34 Min. 46 Sec. s. Br. 33 Gr. 51 Min. östl. L. Das Lupata-„Gebirge" ist nach portugiesischen Schriftstellern so hoch, daß auf demselben der Schnee das ganze Jahr hindurch liegen bleibe; in Wahrheit handelt es sich aber nur um Hügel, die nicht einmal so hoch erscheinen, wie die Campsie-Hügel in Schottland vom Thale des Clyde aus gesehen. Der westliche Abfall ist am steilsten und steigt vom Strom ab bis etwa 700 Fuß hoch senkrecht an; der östliche ist sanfter und erstreckt sich nach Norden hin ziemlich weit in das

Digitized by Google

Maganjaland; dann nimmt er wieder eine Biegung nach dem Strome zu und endigt in dem 3000 bis 4000 Fuß hohen vulkanischen Berge Morumbala, Senna gegenüber. Auf der Südseite endet der Lupatahügelzug mit dem Berge Gorongoza; wie man aber das Lupata-„Gebirge" als „Rückgrat der Erde" hat bezeichnen können, ist unbegreiflich; der einheimische Name bedeutet nur einen Engpaß mit steilabfallenden Wänden. Der Reisende gebrauchte zur Fahrt durch diese Schlucht zwei Stunden; sie hat viele Krümmungen und ist zwischen zwei- und dreihundert Yards breit. Der Fluß ist dort sehr tief. Am östlichen Eingange zur Lupataschlucht stehen zwei kegelförmige Porphyrhügel, Moenda en Goma genannt, d. h. Fußspur eines wilden Thieres; noch ein anderer Hügel heißt Kassi, d. h. Priester, weil er einen kahlen Scheitel hat. Nachher wurde der Fluß etwa zwei Meilen breit, hatte aber viele Inseln, und das Fahrwasser ist in jedem Jahre ein anderes. Das rechte Ufer unterhalb der Lupataschlucht ist niedrig und flach. Schiramba liegt 8½ Fahrstunden von Lupata. Diese Gegend war noch im Besitz der schon früher erwähnten Rebellen, und das südliche Ufer war von Kaffern verheert worden, welche man hier Landihns nennt. Die Insel Nkuesi liegt gegenüber einem sattelförmigen Berge, gerade unter dem 17. Breitengrade, und die Stromfahrt war sehr angenehm. Am 27. April wurde Pita erreicht und gleich nachher auch Senna; (Haus des Commandanten 17 Gr. 27 Min. 1 Sec. s. Br. 35 Gr. 10 Min. östl. L.) nach 23½ Stunden Fahrzeit von Tete; aber die Fahrt zu Berge nimmt fast ebenso viele Tage in Anspruch.

Senna ist in noch weit größerem Verfall als selbst Tete; selbst das Fort war mit Gras bewachsen, obwohl die Landihns von Zeit zu Zeit den Ort heimsuchen und von den Bewohnern Tribut erheben; sie betrachten die Portugiesen als ein von ihnen bezwungenes Volk, und die Halbschlächtigen machen sowohl mit diesen Kaffern wie mit den mehrmals erwähnten Rebellen gemeinschaftliche Sache. Auf die eingeborene Miliz kann der Commandant sich niemals verlassen, denn sie läuft weg und läßt ihre Offiziere im Stiche. Der jämmerliche Zustand dieser portugiesischen Besitzungen läßt sich gar nicht beschreiben; die Einnahmen decken die Ausgaben nicht, und als Livingstone dort war, hatten die Offiziere seit vier Jahren nicht einen Heller Sold erhalten, während man den aus Portugal herübergeschickten Soldaten einen Theil desselben in — Kattun auszahlte. Jene treiben Handel, um sich zu ernähren, die Soldaten nehmen eingeborene Frauen, welche für sie etwas Feld bestellen, und so werden Mulatten gezeugt, welche gegen ihre weißen Väter und deren Landsleute feindselige Gesin-

Digitized by Google

nung hegen. Ein directer Handel mit Portugal findet nicht statt; einige Banianen aus Bombay bringen englische Waaren. So lange die portugiesische Regierung ein ausschließliches Verfahren befolgt und Anstand nimmt, der Betriebsamkeit von Angehörigen fremder Nationen völlig freie Bahn zu gewähren, so lange kann auch aus ihren Kolonien nichts werden, und der Verfall wird wo möglich nur noch ärger werden. Senna liegt am rechten Ufer des Stromes, in ergiebiger Gegend, ist aber wegen stehender Sümpfe im Orte selbst, an deren Beseitigung Niemand denkt, sehr ungesund. Von einem in der Nähe gelegenen Punkte, Baramuana, hat man eine sehr schöne Aussicht auf den Zambesi und den länglichen und, wie schon gesagt, vulkanischen Berg Morumbala, an dessen nördlicher Seite eine heiße Schwefelquelle liegt. Auf und an dem Berge wohnt ein unabhängiger Stamm; weiter nach Norden hin liegen die Maganjaberge, welche im Morumbala endigen. Nach S.-O. ist das Land flach, aber nach S.-W. steigt das Land in Nyamonga bis zu 4000 Fuß an. Bei klarem Wetter kann man in jener Richtung noch einen anderen Gebirgszug sehen, der Gorongoza heißt; dort hatten die Jesuiten eine Niederlassung in gesunder Gegend und eine Fülle klaren, kühlen Wassers. Hinter dem Gorongozagebirge liegt das Goldland Manica. In Senna bauen Neger Flußschiffe nach europäischem Muster aus Motondoholz, einige haben auch in Brasilien das Zimmerhandwerk gelernt und können hölzerne Häuser bauen. Am besten wäre es, diesen Ort völlig zu verlassen und am Morumbalaberge eine Stadt in gesunder Lage zu gründen; auch Kilimane liegt schlecht und sollte billig mit dem guten Hafen Mitilone vertauscht werden.

Am 11. Mai verließ der Reisende Senna, nachdem der Commandant ihn reichlich mit Vorräthen versehen hatte. Dreißig Meilen abwärts mündet von Süden her der Zangwe, der in seinem obern Laufe Pungwe heißt; und noch fünf Meilen weiter abwärts, kommt man an der 200 Yards breiten Mündung des Schire vorüber, in deren Nähe die Rebellen eine Verschanzung hatten, welche aber von einem portugiesischen Fähndrich mit nur drei europäischen Soldaten erstürmt wurde. Die früher erwähnte Wasserpflanze (Alfacinya, Pistia stratiotes) ist wie ein gigantisches Entenflott oder wie ein Wasserstern, und kommt gemeinschaftlich mit einer andern vor, welche bei den Barotse Njefu heißt und im Blattstiel eine wohlschmeckende Nuß hat. Wahrscheinlich ist diese Wasserpflanze eine Art von Trapa, deren Nüsse auch in Südeuropa und Indien gegessen werden. Das Vorhandensein dieser Pflanze scheint zu bezeugen, daß der Schire aus einer Ansammlung ruhigen Wassers fließt; sie kommen auch in allen ruhig fließenden Ver-

Digitized by Google

zweigungen des Liambye weit nach Norden hin vor; dasselbe ist der Fall mit einer kleinen und hübschen Schwimmpflanze, Azolla nilotica, die man selten in Gewässern mit Strömung antrifft.

Wenige Meilen jenseit des Schire verschwinden die Hügel, der Zambesi fließt in einer ausgedehnten Ebene, und dann beginnt da, wo bei Mazaro der sogenannte Mutufluß oder Kanal abzweigt (18 Gr. 3 Min. 37 Sec. s. Br. 35 Gr. 46 Min. östl. L.) das Delta des Zambesi. Das Volk, welches dort an der Nordseite wohnt, heißt Baroro und ihr Land Bororo, während sich das rechte Ufer im Besitze der Landihns oder Kaffern befindet, welche von den Reisenden Tribut erzwingen. Der Zambesi ist da, wo er bei Mazaro sich theilt, ein prächtiger Strom, mehr als eine halbe Meile breit und ohne Inseln; das Delta besteht in einer ungeheuern Niederung, die mit Schilf und grobem Grase bestanden ist, hin und wieder sieht man einige Mangobäume und Kokospalmen.

Nach Capitän Hyde Parkers Untersuchungen an Ort und Stelle bildet der Luabo oder Cuama den Hauptabflußarm des großen Zambesi. In der Regenzeit, insbesondere Januar und Februar, ist das ganze Land überfluthet, und das Wasser zieht vermittelst der verschiedenen Deltaarme, auch vermittelst des Kilimane ab; aber in der trockenen Zeit stehen weder Kilimane noch Olinda mit demselben in Verbindung. Die Einfahrt zum Luabo ist etwa zwei Meilen breit und leicht zu erkennen; die Barre besteht aus zwei Reihen Sandbänken. Etwa acht Meilen oberhalb derselben liegt ein Dorf, und siebzig bis achtzig Meilen von der Mündung aufwärts liegt Boca do Rio, der Punkt wo der Luabo und der Kilimanefluß zusammenhängen. Die Bewohner des Deltalandes bauen Bananen, Erbsen, Kohl, Tomatos und Zwiebeln; der östliche Theil ist jedoch durch die Kaffern verheert worden, welche sich indeß nie über den Strom hinüber wagen. In manchen Theilen gedeihen Zuckerrohr, Kaffee und Baumwolle; Indigo wächst als Unkraut, und das Rindvieh ist prächtig. Die Eingeborenen werden als ganz intelligent geschildert. Sieben Meilen westlich vom Luabo hat der Zambesi noch eine Mündung. Nach Lieutnant Hoskins Mittheilungen scheint der Zambesi fünf Hauptmündungen zu haben, von welchen der Luabo die am meisten nach Süden gelegene und am besten schiffbare ist; der Cumanaarm und zwei andere, deren Namen Hoskins nicht weiß, liegen zwischen dem Luabo und dem Kilimane. Kauffahrer von nicht großem Tiefgang können über die Barre fahren. Bei gehöriger Vorsicht und angemessenem Gebrauch des Chinin sollen die Fieber nicht sehr gefährlich sein.

Der Mutuarm oder Kanal ist, nach Livingstone, sehr seicht und liegt stellenweise den größten Theil des Jahres hindurch trocken;

Digitized by Google

der Reisende mußte sein Gepäck auf einer Strecke von fünfzehn Meilen zu Lande fortschaffen lassen. Kilimane wird von den Portugiesen die Hauptstadt „aller Flüsse von Senna" genannt; es war deshalb dem Reisenden auffallend, daß dieselbe an einem Punkte steht, der mit dem Zambesi keine directe Wasserverbindung hat. Er erfuhr, daß in vergangenen Zeiten der Mutu einmal breit gewesen sei und von großen Barken das ganze Jahr hindurch befahren wurde; nach und nach hat aber ein Theil dieses Armes sich verstopft. Da, wo der Pangazi von Norden her in den Mutu einmündet, wird dieser letztere wieder schiffbar; darauf ergießt sich wieder ein Fluß, der Luare, in den Mutu, und zuletzt noch der Likuare; diese Stromabtheilung bildet den Kilimane; zwischen diesem und dem Zambesi ist der Mutu nur ein mangelhaftes Verbindungsglied. In Mazaro wurde Livingstone vom dreitägigen Fieber ergriffen, bei welchem Milz und Magen ihm ganz außerordentlich anschwollen. Die Moskitos sind im ganzen Delta eine arge Plage.

Am 20. Mai 1856 erreichte der Reisende den Ort Kilimane (17 Gr. 53 Min. 8 Sec. s. Br. 36 Gr. 40 Min. östl. L.) und befand sich somit an der Ostküste von Afrika. Seitdem er Capstadt verlassen, waren gerade vier Jahre verflossen, und drei Jahre lang hatte er von seiner Familie nichts gehört. Es war ihm sehr willkommen, daß er in Kilimane Wein und etwas Chinin fand, welche seine Landsleute dort für ihn zurückgelassen hatten. Sein Reisezweck war erreicht; er wollte das Innere Südafrika's durchwandern, um Punkte ausfindig zu machen, von welchen aus die Missionäre ihre Wirksamkeit beginnen könnten.

Livingstone's Bemerkung, daß die portugiesischen Kolonien Ostafrika's sich in einem äußerst kläglichen Zustande befinden, sind vollkommen richtig und erhalten von anderer Seite her durchaus ihre Bestätigung. Sie bilden die Provinz Mozambique, über welche Freiherr von Minutoli Nachrichten aus amtlichen Quellen zusammengestellt hat. Die Südostküste wurde zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts von Vasco da Gama entdeckt, und 1506 legte Alfonso de Albuquerque den Grundstein zur Stadt und Festung Mozambique. Die Provinz erstreckt sich von 10 Gr. 38 Min. s. Br. nach Süden hin bis über Cap Corrientes hinaus, und hat eine Ausdehnung von etwa 300 portugiesischen Leguas; die Begrenzung nach dem Innern hin ist unbestimmt. Sie ist in sechs Districte getheilt und wird äußerst unzweckmäßig verwaltet.

Von Süden her ist die erste Niederlassung jene an der Bay von Lourenço Marques, die zweite Inhambane; dann folgen, am Cap St. Sebastian, die an Perlen sehr ergiebigen Baza-

Digitized by Google

ruta-Inseln. Sofala ist so unbedeutend wie Kilimane, und dasselbe gilt, wie wir wissen, von den Ortschaften im Innern. Zur Stadt Mozambique gehören auf dem Festlande der Bezirk von Cabazeira und die Halbinsel Messuril. Weiter nach Norden hin liegt das Cap Delgado. Die Zahl der portugiesischen Unterthanen soll 300,000 Köpfe betragen. In Lourenço Marques findet man weder Kirche noch Geistlichen, weder Schule noch Apotheker oder Arzt. Die Verbindung zwischen den einzelnen Kolonien ist so mangelhaft, daß der Gouverneur zu Mozambique die Einnahme des Castells zu Lourenço Marques durch rebellische Neger erst ein Jahr später über Rio Janeiro erfuhr. In ganz Inhambane leben nur etwa 200 Christen; die Stadt hat nur strohbedeckte Hütten, die Flußmündung versandet immer mehr, und das Klima ist, wie überall an dieser Küste, sehr ungesund. Die verschiedenen Forts sind in kläglichem Zustande. Auch die Festung zu Sofala liegt in Trümmern, und in Folge der schlechten Verwaltung sind nicht weniger als vierzig Ortschaften in einer goldreichen Gegend an Negerhäuptlinge verloren gegangen, welche ihre Unabhängigkeit behaupten. Auch hat man die Barre, welche den Eingang zu dem sehr guten Hafen versperrt, immer höher werden lassen. Die Bevölkerung der Ortschaft Kilimane wird zu 200 Christen, 32 Mauren und 3260 schwarzen Sclaven angegeben. Die Zahl der freien Kolonisten hat sich durch schlechte Verwaltung und Einfälle der benachbarten Negerhäuptlinge sehr vermindert, und die Einfälle der Kaffern thun großen Schaden. Minutoli führt die Thatsache an, daß noch im Jahre 1852 in Kilimane die Beamten eine Anzahl freie schwarze Kolonisten aufgreifen, auf das Schiff Camargo bringen ließen und nach Cuba verkauften. Tete hatte 1806 noch 16 Zuckermühlen und mehrere Baumwollenwebereien; wir haben weiter oben gesehen, in welchem Verfall sich gegenwärtig dieser Ort befindet. Die Stadt Mozambique, auf der gleichnamigen Insel, zählt außer den tributpflichtigen Negern 270 Christen, 102 indische Banianen und Parsis, 1150 Mauren und etwa 7000 Sclaven. Sie ist ein unfruchtbarer Fels, dem sogar Trinkwasser fehlt, wird von drei Forts vertheidigt und hat in den Herbstmonaten lebhaften Verkehr mit den Negerstämmen, welche herbeikommen, um Waaren einzutauschen.

Der Hauptort im Inseldistrict von Cap Delgado ist S. João do Ibo, in welcher, abgesehen von der schwarzen Bevölkerung, 140 Christen und 800 Mauren, d. h. Araber, wohnen, deren Zahl überhaupt in diesen Gegenden beträchtlich anwächst. In der ganzen Provinz Mozambique vermindert sich dagegen die weiße christliche Bevölkerung; sie beträgt keine tausend Köpfe, und 1852 wa-

Digitized by Google

ren nur etwa 400 reguläre Soldaten vorhanden. „Diese Provinz weist einen seltenen Reichthum aus den verschiedenen Naturreichen auf. Sie hat Thiere, werthvolle Gewächse, edle Metalle, Perlen, kostbare Steine in Menge, und dazu kommen der fruchtbare Boden und die vielen schiffbaren Flüsse. Sie könnte ungemein reich sein und gehört zu den allerärmsten Ländern, ist ohne Schutz gegen die immer heftiger von außen heandrängenden Neger- und Kaffernstämme und im Verkehr gelähmt auch durch einen ausgedehnten Schleichhandel."

Kilimane, in welchem Livingstone sechs Wochen verweilen mußte, steht auf einer großen Schlammbank und ist von großen Sümpfen und Reisfeldern umgeben. Am Ufer stehen Mangrovebüsche, und der Ort ist im höchsten Grade ungesund. Jeder vollblütige Mensch bekommt sicherlich das Fieber, und von kräftigen Personen sagen die Leute: „ach, der wird nicht lange leben, der muß bald sterben." Ein Schiff aus Hamburg war auf der Barre gescheitert. Die Mannschaft lebte viel enthaltsamer, als durchschnittlich die englischen Matrosen, aber auch bei diesen Deutschen wirkte das Fieber wie ein langsames Gift. Anfangs fühlten sie sich nur unwohl, dann wurden sie bleich, blutarm, immer magerer und immer schwächer, bis sie endlich fielen wie Ochsen, welche von der Tsetse gestochen worden sind. Der Capitän, ein kräftiger junger Mann, blieb drei Monate lang gesund, wurde dann aber plötzlich niedergeworfen und war hilflos wie ein Kind. Leider hatte er ein lächerliches Vorurtheil gegen das Chinin, den einzigen Hoffnungsanker in dieser Krankheit. Livingstone brachte ihm aber das Mittel bei, ohne daß er etwas davon ahnete, und er wurde gerettet. Dasselbe hat niemals nachtheilige Folgen, wenn es in Verbindung mit einer Arznei gegeben wird, welche den Leib offen hält. Als unser Reisender eben von seinem Tertianfieber hergestellt war, kam die englische Kriegsbrigg Frolic vor Kilimane an, oder vielmehr vor der Barre, von welcher der Ort zwölf Meilen entfernt liegt. Sie brachte für ihn allerlei Vorräthe und 150 Pfund Sterling, wovon er seine Rückreise nach Europa bestreiten sollte. Er beschloß seinen getreuen Begleiter Sekwebu mit nach England zu nehmen. Am 12. Juli verließ er Kilimane und kam am 12. August 1856 auf Mauritius an, wo leider Sekwebu, der die vielen neuen Eindrücke nicht bewältigen konnte, in Wahnsinn verfiel, über Bord sprang und ertrank. Der kühne Missionär ging mit dem Dampfer nach Suez und landete am 12. December in England.

Dort fand er einen in jeder Beziehung würdigen und ermunternden Empfang, der ihm bewies, mit welcher Theilnahme man in

Digitized by Google

Europa seinen Bestrebungen und Unternehmungen gefolgt war. Auch hat es ihm an den wohlverdienten Auszeichnungen nicht gefehlt; von der geographischen Gesellschaft ist ihm die große goldene Ehrenmünze zu Theil geworden, und sein Reisewerk, welches er nach seinen Tagebüchern ausarbeitete, ist in mindestens 30,000 Exemplaren verbreitet. Der wesentliche Inhalt desselben ist unseren Lesern aus den vorstehenden Büchern und Kapiteln bekannt. Auch wissen sie, daß der eifrige Missionär und Entdecker noch in Afrika selbst den Plan gefaßt hatte, wieder dorthin zurückzukehren. Diesen Plan betrieb er bald nach seiner Ankunft mit Feuer und Beharrlichkeit, auch sind seine Anstrengungen mit Erfolg gekrönt worden. Schon im Januar 1858 waren die Vorbereitungen für die neue Reise großentheils getroffen. Die englische Regierung hat das Unternehmen nach Kräften gefördert, den reisenden Missionär zu ihrem Consul in den afrikanischen Besitzungen Portugals ernannt und ihm eine Geldbeihilfe von 5000 Pfund Sterling bewilligt. Außerdem nahmen Missionsvereine und Privatmänner sich seiner an, und leisteten ihm allen Vorschub. In der Februarsitzung der Londoner geographischen Gesellschaft gab Livingstone ausführliche Nachricht über den ganzen Plan. Er will in den ostafrikanischen Gegenden einen hoch und gesund liegenden Platz ausfindig machen, um dort eine europäische Niederlassung zu gründen, von welcher aus „Civilisation und Christenthum" bei den Eingeborenen verbreitet werden können. Zu diesem Zwecke hat er eine förmliche Expedition ausgerüstet, die mit allen erforderlichen Mitteln und Werkzeugen reichlich versehen ist. Zunächst handelt es sich darum, mit einem Dampfer rasch den Zambesi soweit als möglich hinaufzufahren, um aus dem Bereiche des ungesunden Deltas und der Fieberstrecken zu kommen. Als praktischer Seemann und Schiffer ist Capitän Bedingfield mit ihm gegangen, als Pflanzenkundiger Dr. Kirk, der insbesondere für die Verbesserung des Ackerbaues und den Anbau der Baumwolle sorgen soll. Der Geolog und praktische Mineralog Thornton soll die Gold- und Kohlendistricte untersuchen, und dem Maler Baines ist die Aufgabe geworden, Skizzen zu entwerfen und Photographien über Land und Leute aufzunehmen. Im Missionswerke wird Livingstone's Bruder, welcher seit längerer Zeit in Nordamerika gelebt hat, ihm nach besten Kräften mit helfen. Auch wird der Reisende diesmal nicht von „Ma Robert" getrennt sein, da seine wackere Frau ihn begleitet. Auf einem großen festlichen Abschiedsmahle, welches Freunde der geographischen Entdeckungen und hoffende Missionsfreunde dem kühnen Wanderer gaben, erhielt Frau Livingstone ihren Antheil von dem Ruhme, welcher dieser Familie gebührt.

Digitized by Google

Am 10. März 1853 ging Livingstone mit seiner Reisegesellschaft an Bord des Schraubendampfers Pearl, der noch an demselben Tage in See stach. Er steuerte zuerst nach Sierra Leone, von dort nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, wo er am 21. April anlangte und mit großer Begeisterung empfangen wurde. Man veranstaltete ihm ein großes Festmahl und schenkte ihm 800 Guineen. Am 1. Mai steuerte die Pearl nach der Zambesimündung. Sie sollte in den Strom hineinfahren und so weit als irgend möglich vordringen; und unterwegs wird ein kleines Dampfboot zusammengesetzt, das so geringen Tiefgang hat, um auch die seichten Strecken des Zambesi und dessen Nebenflüsse befahren zu können. Dasselbe ist nicht von Eisen, sondern aus Stahl gebaut und ungemein stark und dauerhaft.

In England haben hunderte von Männern und Frauen sich bereit erklärt, dem Missionär in seinem Unternehmen förderlich zu sein, und zehn Wochen nach seiner Abreise, zu Ende des Maimonats, nahmen nicht weniger als achtzig Leute beiderlei Geschlechts in einer großen Versammlung der Missionsvereine Abschied, um sich nach Afrika zu begeben, wo inzwischen für ihre Aufnahme Vorkehrungen getroffen worden sind. Wir wünschen ihnen aufrichtig das beste Glück und zollen ihnen für ihre Hingebung und Menschenfreundlichkeit unsere Anerkennung. Ob sie aber Erfolg haben, ob nicht auch jetzt wieder die schon so oftmals gehegten Hoffnungen, die Barbarei der Negervölker auch nur einigermaßen zu mildern, sich als vergeblich herausstellen, das muß die Zeit lehren.

Livingstone hat am Schlusse seines Reisewerkes ausgesprochen, was er früher erstrebte und was er für die Zukunft erwartet. Wir können es in folgender Weise zusammenfassen.

Das Hochland an den Rändern des innerafrikanischen Centralbeckens ist vergleichweise gesund. Es kommt also vor Allem darauf an, einen unter allen Umständen sichern und permanenten Zugang dorthin zu gewinnen, damit die Europäer so rasch als möglich durch die ungesunden Landstriche kommen und nicht an der höchst gefährlichen Küste verweilen müssen. Der Zambesi ist noch nicht untersucht worden, aber als Livingstone auf demselben unterhalb Tete fuhr, hatte er Wasser genug um „ein großes Fahrzeug" tragen zu können. Vier bis fünf Monate lang ist der Wasserstand hoch; in den übrigen kann er wenigstens Boote von der Größe der kleinen Themsedampfer tragen. Mai, Juni und Juli sind die geeignete Zeit, um durch das Delta zu fahren, und bei Hochwasserstand ist wenigstens unterhalb Tete kein Hinderniß zu besorgen. Dreißig Meilen oberhalb dieses Ortes liegt eine kleine

Digitized by Google

Stromschnelle, aber im Allgemeinen läßt sich sagen, daß der Zambesi 300 Meilen aufwärts von seiner Mündung gut befahren werden kann. Oberhalb jener (Kebrabasa-) Stromschnelle ist der Strom auf einer Strecke von abermals 300 Meilen weit sandig, aber ohne Schlammbänke; und dann hat man den Fuß der „östlichen Kette," d. h. den Abfall der Hochebene erreicht. Ein Schiff, das so weit vordringt, darf aber nicht etwa auf eine Ladung Elfenbein oder Goldstaub rechnen, denn was davon in den Handel kommt, wird von den Portugiesen in Tete aufgekauft. Diese leben, wie oft erwähnt, mit manchen Stämmen in Fehde; Livingstone hofft Erfolg erst bei solchen Völkern, welche von diesen Feindseligkeiten noch unberührt geblieben sind. Alle wollen gern handeln, aber kein einziges hat Bodenerzeugnisse angebaut. Das Land eignet sich für den Baumwollenbau; man will deshalb den Samen von besseren Arten vertheilen und die Eingebornen ermuntern.

Die Stationen zur Verbreitung des Christenthums sollen am Zambesi jenseit der Grenze der portugiesischen Besitzungen angelegt werden, aber so, daß vermittelst der letzteren eine Verbindung mit der Küste unterhalten wird. Eine Kette oder Reihenfolge solcher Niederlassungen an der östlichen Hochebene würde Alles gewähren, was man vorerst beabsichtigt. Die Londoner Missionsgesellschaft läßt jetzt eine Station am Nordufer unter den Makololo, und eine andere am Südufer unter den Matebele gründen; andere Vereine fassen vielleicht das Land der Batoka in's Auge. „Nur muß man gesunde Oertlichkeiten *suchen*." Besser wäre freilich, man hätte sie schon gefunden.

Livingstone meint, daß in seinen Bestrebungen als geographischer Forscher und Lehrer der Bakuene „die Hand der Vorsehung" zu erkennen sei. Vorher, als der Missionär Moffat den Betschuana die Bibel, „diese Magna charta aller Rechte und Privilegien der neuern Civilisation" gab, ging Sebituane als Eroberer gen Norden und verbreitete die Sprache, in welche die Bibel übersetzt wurde, in einer neuen Region, die einen größern Umfang als Frankreich hat. Sebituane rottete zu gleicher Zeit Horden von blutgierigen Wilden aus, unter welche kein weißer Mann sich hätte wagen dürfen; sie würden ihr Dorf mit seinem Schädel geziert haben. Er öffnete für Livingstone den Weg. Während dieser in Kolobeng lebte, traten Jahre entsetzlicher Dürre ein, und die holländischen Boers hatten Krieg mit den Betschuana. Diese Calamitäten bewogen ihn nach Norden zu gehen, „und der gnädige Geist Gottes lenkte den Sinn der Heiden so, daß sie mich mit Gunst betrachteten; daran ist abermals die Hand Gottes wahrzunehmen." Darauf ging Livingstone nach Westen hin; in der Rich-

Digitized by Google

tung nach Osten würde er mitten in den portugiesischen Krieg bei Tete gerathen sein. In Loanda widerstand er der Versuchung, auf dem britischen Schiffe Forerunner sich nach England einzuschiffen; dieses Fahrzeug scheiterte mit Mann und Maus. Dann war die Freundschaft mit Sechele seinen Bestrebungen sehr förderlich.

In der That sind viele glückliche Umstände zusammengetroffen, um seinen Zwecken und Bestrebungen manchen Vorschub zu leisten. Er meint, daß freie Negerarbeit im innern Afrika eine große Menge Baumwolle liefern könne, und beruft sich auf Mauritius, wo in Folge der Aufhebung der Sclaverei die Production nicht etwa zurückgegangen sei, sondern zugenommen habe. Das ist richtig, aber Mauritius, eine kleine Insel, kann mit Afrika nicht in Vergleich gestellt werden. Die freigelassenen Neger haben dort sich so wenig zu einer anhaltenden und regelmäßigen Arbeit herbeigelassen, daß die Pflanzer sich nach Indien wandten, um von dort Arbeitskräfte zu holen. Die Indier bilden schon darin einen Gegensatz zu den Negern, daß sie von Hause aus fleißig und arbeitsam sind. In Mauritius arbeiten sie, laut abgeschlossenen Verträgen, fünf Jahre lang, und gehen gewöhnlich mit dem Ersparten in ihre Heimat zurück, um auf Mauritius anderen Landsleuten Platz zu machen. Da nun diese Insel ihre Blüthe nicht der Arbeit der Neger, sondern jener der indischen Kulis verdankt, so liegt schon damit allein auf der flachen Hand, daß der Vergleich, welchen Livingstone machen möchte, gar nicht paßt. Denn Centralafrika soll ja nicht durch Indier, sondern durch die eingebornen Neger angebaut werden. Und nun bleibt immer noch die große Frage, ob diese sich zur Arbeit, zu stätigem, regelmäßigem Schaffen und andauernder Thätigkeit herbeilassen, und ob sie nicht, nach afrikanischer Weise, Alles auf die Frauen und die Sclaven wälzen. Der Missionär sagt: „In Afrika ist Grund und Boden wohlfeil und fruchtbar, und freie Arbeit an Ort und Stelle zu finden." Aber wo und in welcher Weise? Er fügt hinzu: „Unsere Haupthoffnung beruhet auf den Eingebornen selbst, und wenn gesunde Stationen im Innern aufgefunden werden, wo die Landeserzeugnisse gesammelt werden können, dann ist wohl nur geringer Zweifel, daß die Sclaverei in Nordamerika nach Verlauf einiger Jahre nicht mehr für nothwendig erachtet werden wird." Wir halten diese Erwartungen für mehr als sanguinisch, und wenn der Missionär sagt, daß das von ihm befürwortete System in Angola mit Erfolg angewandt werde, so vergißt er beizufügen, daß gerade in Angola und in Londa die Arbeit zumeist Zwangsarbeit ist. Und wie armselig ist der Betrag der Ausfuhr eines so großen und üppigen Landes, und besteht er etwa in anderen Dingen als in Honig,

Digitized by Google

Wachs, Elfenbein und solchen Producten, bei welchen gar keine regelmäßige Arbeit erforderlich ist? Auch England würde „durch die Energie englischer Kolonisten" in einem so ungesunden Klima nichts ausrichten können; man sieht ja in seinen Niederlassungen in Guinea, daß sich seine freien Neger platterdings nicht zu dem herbeilassen, was die Engländer so sehnlich wünschen, nämlich zum Anbau tropischer Stapelerzeugnisse, namentlich des Zuckers und Kaffee's im Großen.

„Indem wir die Afrikaner in der angegebenen Weise an uns knüpfen, steht zu hoffen, daß eventuell ihre Elevation die Folge sein werde." Diese Hoffnung widerspricht einer sechstausendjährigen Erfahrung, und wir möchten ihr das alte Wort: Aethiops non albescit, entgegensetzen. Wir halten die Hoffnungen des Missionärs für sanguinische Wahngebilde.

Digitized by Google

Sechstes Buch.

Galton's und Anderſſon's Reiſe von der großen Walfiſchbay durch das Land der Damara nach Ondonga im Ovampolande. — Anderſſon's Ausflug nach dem Ngami-See und Fahrt auf dem Tioge.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Plan der beiden Reiſenden. — Die große Walfiſchbay und die deutſchen Miſſionen. — Groß-Namaqualand. — Sitten und Gebräuche der Hottentoten. — Vorbereitungen zur Reiſe in's Land der Damara. — Eigenthümliche Art, Botſchaften zu befördern.

Der Engländer Galton und der Schwede Anderſſon haben, wie wir ſchon früher erwähnten, im ſüdweſtlichen Afrika eine Region beſucht, in welche vor ihnen noch kein Europäer gekommen war, und einen Landſtrich bekannt gemacht, der zwiſchen dem 23. und 18. Gr. ſüdl. Br. liegt, ſo daß wir nun über Südweſtafrika von der Capkolonie bis an die Nähe der Südgrenze von Benguela manche zuverläſſige Kunde haben. Während Livingſtone von Süden her bis an den Ngami-See vordrang, erreichte Anderſſon denſelben vom Weſten her und vervollſtändigte die Nachrichten des Schotten.

Von der Walfiſchbay her kamen die Reiſenden zuerſt in das Land der Damara, eines kriegeriſchen Hirtenſtammes, welchen Einige zu den Bundavölkern rechnen, während Andere Aehnlichkeit in der Lebensweiſe mit den Betſchuana finden. Seit einem Jahrzehnt iſt er von den Namaqua dermaßen bedrängt worden, daß er ſich ſchwerlich in jener Gegend noch lange wird halten können. Nördlich von den Damara wohnen, was man ſeither nicht wußte,

Digitized by Google

wieder Hottentoten und Buschmänner; dann folgt das Land der Ovampo, eines Negervolkes, das in Afrika gewissermaßen als eine Ausnahme dasteht. Diese Schwarzen sind fleißige und geschickte Ackerbauer, friedliebend, nicht grausam, und treiben auch keinen Sclavenhandel. Ihr Land ist gesund, und wenn irgendwo die Missionäre Aussicht haben können, Schwarze einigermaßen zu sittigen, so ist es unter den Ovampo, die sich wahrscheinlich auch nicht spröde gegen Handelsleute verhalten würden. Galton nennt sie die „interessantesten Neger in ganz Afrika." Der Weg zu ihnen durch ein gesundes Land von der Küste her ist gebahnt, und wenn jemals die Portugiesen ihre werthvolle Kolonie Benguela zu irgend welchem Aufschwung bringen sollten, dann ist anzunehmen, daß sie von Mossamedes und der kleinen Fischbay aus einen regelmäßigen Verkehr mit den Ovampo anknüpfen.

Galton hatte früher den Nil und den östlichen Sudan besucht, 1850 beschloß er, die portugiesischen Besitzungen in Südafrika zu besuchen und von der Delagoabay in's Innere vorzudringen; er ließ aber diesen Plan fallen, weil das Klima in so hohem Grade ungesund ist, und beschloß, unbekannte Gegenden im Westen zu erforschen, und die Missionen am Swakop zum Ausgangspunkte für die Wanderungen nach Norden hin zu nehmen. Zu diesem Zwecke schloß in der Capstadt der Schwede Andersson, ein gewaltiger Jäger, sich ihm an, und im August 1850 landeten beide in der Walfischbay, deren Umgegend einen äußerst öden Anblick darbietet; etwas Trinkwasser ist erst drei Meilen landeinwärts zu finden, und Viehweiden liegen dreißig Meilen von der Küste entfernt, bei dem Missionshause Scheppmannsdorf. Als das Schiff in der Bay Anker geworfen hatte, ließen sich sieben Eingeborne blicken; ihr Gesicht glich jenen der Hottentoten, die Hautfarbe war aber dunkler; sie heulten, schnalzten und schwatzten, und machten auf die Europäer den Eindruck wie Affen.

In die Walfischbay mündet der Kuisip, ein Steppenfluß, der höchstens alle fünf Jahre einmal laufendes Wasser hat, dann aber ungeheuer anschwillt. Diese südwestlichen Gegenden Afrika's gehören zu den trockensten der Erde, und leiden, gleich dem Binnenlande unter denselben Breiten, an Wassermangel. In einem an natürlichen Hilfsmitteln so armen Lande wird es schwer halten, die Eingebornen ihrer tiefen Gesittungsstufe zu entreißen, und die Erfolge der eifrigen und unermüdlichen Missionäre sind bis heute gar nicht der Rede werth; denn es fehlt an den Grundbedingungen für ein seßhaftes Leben. Das Hauptnahrungsmittel der dortigen Hottentoten bildet die Narapflanze, ein stacheliger Kürbis, der im Kuisipflusse und an der Walfischbay wächst, und

Digitized by Google

der auch von Hyänen, Antilopen, Hunden, Vögeln und Rindvieh genossen wird. Dieser Kürbis hat die Eigenschaft, dem Sande Festigkeit zu geben; denn sobald derselbe sich über der Pflanze anhäuft, treibt sie Ranken aus demselben heraus, so daß sich ein Hügel bildet, welcher halb aus Sand, halb aus der Pflanze besteht.

In Scheppmannsdorf wohnte der Missionär Bam in einem einstöckigen Gebäude, das der Geistliche mit eigenen Händen hatte bauen müssen; nur Stühle, Tische und ein Pult waren aus der Capstadt. Die Hütten der Eingebornen, welche bei der Mission wohnen, sind armselig. Diese hat eine für jene Gegenden recht hübsche Lage auf einer mit ulmenartigen Bäumen bestandenen Insel im Kuisip, aber ringsum ist alles Sand; ein kleiner Bach rinnt durch den Ort und hat Wasser genug, um drei Morgen Land zu bewässern. Die Eingebornen besuchen die Kirche und singen Gesänge, die zu drei Vierteln aus den bekannten, den Hottentoten und Buschmännern eigenthümlichen Schnalztönen bestehen und einen sehr komischen Eindruck machen. Der Ort bildet einen unregelmäßigen Kreis; in der Mitte desselben übernachten die Ochsen, welche allabendlich von selbst heimkommen und bis zum Morgen dort bleiben; sie sind gesellig, suchen Schutz vor dem Winde und lieben das Feuer. An Holz ist die Gegend so arm wie an Wasser. Bei Scheppmannsdorf wächst die Unna, der eben erwähnte ulmenartige Baum; die Giraffenakazie, auch Kameeldorn genannt, ist so hart und dabei so spröde, daß ihr Holz sich nur schwer bearbeiten läßt.

Nördlich vom Kuisip fließt der Swakop, die große Schlagader für einen beträchtlichen Theil des Landes der Damara und der Namaqua; in ihm liegen auch die besten Wasserplätze, und an seinen Ufern finden wir drei Missionen. Der Kuisip bahnt den Weg in's Namaqualand, aber dieser ist schlecht und Wasser selten. Der untere Swakop heißt Usop (Dosop). und dort wohnen nur einige Ghu Damup zerstreut. Sie reden die Sprache der Hottentoten, und manche sind Sclaven der Buschmänner. Man kann sie als eine Art von ethnologischem Räthsel betrachten. Die Mehrzahl derselben wohnt auf einem hohen Tafelberge, Erongo, zu welchem hinauf nur einige wenige Pässe führen. Er liegt ein paar Tagreisen von der Mission Otjimbingue, die Wasser und Gras für das Vieh in Menge hat, weil hier der Swakop durch eine weite Ebene strömt. Dort wohnte der Missionär Rath, welchem die Eingebornen das Leben sehr unangenehm und sauer machten. Vor Kurzem hatten Namaqua-Hottentoten die drei Tagreisen entfernte Mission Schmelens Hoffnung angegriffen, die dort

Digitized by Google

lebenden Damara erschlagen oder verstümmelt, und den Missionär, welcher ihnen ein Dorn im Auge war, verjagt, weil er ihren Raubzügen Einhalt thun wollte. Er hieß Kolbe und war nach Barmen geflüchtet. Dieses ist die wichtigste unter den deutschen Missionen; ihr Vorsteher war Pastor Hahn, ein Deutscher aus den russischen Ostseeprovinzen, welcher eine Engländerin geheirathet hatte. Dieser verdiente Mann hat später zu Bonn eine Grammatik der Damarasprache drucken lassen. Seine Bemühungen, die Hottentoten zu zähmen, wurden von diesen vereitelt. Sie kamen betrunken zum Missionshause, benahmen sich gegen den Geistlichen in hohem Grade unverschämt und raubten nach Belieben Vieh und Menschen. Es ist ganz unmöglich, zu ermitteln, wie viele Leute bei solchen Raubzügen umkommen, weil die Leichen sofort von den Hyänen aufgefressen werden. Galton sah zwei arme Weiber, denen die Hottentoten die Beine abgehauen hatten, um sich der eisernen Beinringe zu bemächtigen, welche auch dort zu Lande für einen großen Zierath gelten. Die Unglücklichen hatten sich, verstümmelt wie sie waren, die zwanzig Meilen von Schmelens Hoffnung bis nach Barmen in erbärmlicher Weise kriechend geschleppt und das Blut in der Weise gestillt, daß sie die Beinstümpfe in den von der Sonne erhitzten Sand steckten. Ein Namaquaknabe, der ein schreiendes kleines Kind am Boden liegen fand, stach demselben kaltblütig beide Augen aus. So verfahren die Namaqua-Hottentoten, aber die Damara sind nicht im Mindesten anders oder besser, obgleich lange Jahre hindurch Missionäre und Lehrer sich alle erdenkliche Mühe gegeben haben, sie wenigstens einigermaßen der scheußlichsten Grausamkeit zu entwöhnen. Die Enkel bleiben, trotz Predigt und Unterricht, so roh wie die Großväter.

Diejenigen Namaqua-Hottentoten, welche zu nördlichen Grenznachbarn die Damara haben, stammen zumeist aus der Capkolonie, und unter ihnen befinden sich viele Mischlinge von holländischen Vätern und Hottentotinnen. Man bezeichnet sie auch als Urlams (Oerlams), und auf diese sind die eigentlichen Namaqua sehr eifersüchtig; doch machen sie mit ihnen gegen die Damara gemeinschaftliche Sache. Die Hottentoten haben bekanntlich eine gelbe Hautfarbe, und Galton fand unter ihnen manche, die heller aussahen, als sein von der Sonne gebräuntes Gesicht. Dagegen sind die Damara schwarz oder schwarzgrau, aber nicht negerartig. Die Holländer gaben denjenigen Hottentoten, welche bei ihren Dörfern und Viehgehöften sich herumtrieben, den Spitznamen Urlams; das Wort soll so viel bedeuten als ein Schaf, das nicht lammt, ein Geschöpf, das zu nichts gut ist. Vor jetzt

Digitized by Google

etwa vierzig Jahren wohnten die Urlams noch an der Grenze der Capkolonie, am Orangefluß, und unter ihnen lebte ein gewisser Jonker Afrikaner, ein Häuptling, der kühne und glückliche Raubzüge verübte und immer mehr streitbare und beuteluſtige Gesellen zu seinem Stamme heranzog. Als die mit den Damara in Fehde liegenden Namaqua seinen Beistand in Anspruch nahmen, zog er nach Norden und blieb dort, nachdem er große Viehheerden erbeutet hatte. Seitdem wurde er immer mächtiger und schaffte für den Erlös der gestohlenen Ochsen Schießgewehre und Pferde in Menge an. Im Jahre 1840, als durch Sir James Alexander's Bemühungen ein paar Missionen in Jonker Afrikaner's neuem Gebiete gegründet waren, brachte man es dahin, daß er versprach, die Damara in Ruhe zu lassen; aber nach kurzer Zeit brach er den Frieden, und die Raubzüge und Metzeleien hatten noch nicht wieder aufgehört, als Anderſson und Galton ihn besuchten. Dem letztern gelang es, mit ihm eine Art von Friedensvertrag abzuschließen, ob aber der Barbar ihn gehalten hat, steht dahin.

Ueber das Namaqualand giebt Anderſson sehr gute Nachrichten. Dasſelbe zerfällt in Klein-Namaqualand oder das seither den Engländern unterworfene Gebiet zwischen dem Orangefluſſe (Gariep) und dem 31. Breitengrade, und in Groß-Namaqualand, das nördlich von jenem bis zur Grenze des Damara-Landes reicht, im Osten die Kalahariwüſte und im Westen den atlantischen Ocean hat. Dieſes große Namaqualand hat einen Flächeninhalt von etwa 148,000 engliſchen Geviertmeilen (das Damaraland, mit 29,000, iſt ungleich kleiner), aber auf dieſem weiten Raume leben höchſtens 30,000 Menſchen. Mit Ausnahme der Sahara giebt es ſchwerlich eine andere Region, die ſo waſſerarm, öde, unfruchtbar und dünn bevölkert wäre, als dieſe Hottentotenwüſte. Sie iſt „ein verwünſchtes, ein verfluchtes Land.“ Der Küſtenſtrich iſt bis 40 engliſche Meilen landeinwärts eine ſandige Einöde, die an manchen Stellen bis zu einhundert Meilen Breite hat und mit Ausnahme einiger ſpärlichen Punkte ganz unbewohnbar iſt. Der Kuiſip und einige andere Flüſſe haben die Richtung nach dem Meere, während die übrigen nach Oſten landeinwärts gehen und ihren Lauf nach dem großen Fiſchfluß zu nehmen. Dieſer letztere entſpringt an der Nordgrenze des großen Namaqualandes und mündet in den Orangefluß, da wo dieſer noch etwa vier Tagereiſen von ſeinem Einfluß in's Meer entfernt iſt.

Die weiten ſandigen Ebenen ſind von Hügeln und Felſen unterbrochen und mit glitzernden Quarzblöcken überſtreut. Zwei oder drei Tagereiſen ſüdlich von der Miſſion Rehoboth hört das dichte Dornengeſtrüpp auf, welches für das Damaraland charak-

Digitized by Google

teristisch ist, und man sieht nur spärlich Mimosen an den Wasserläufen und dann und wann einen Ebenholzbaum. Sechs Monate hindurch ist das ganze Land knochendürr, und Regen, der stets mit Donnerwettern kommt, ist überhaupt nur selten. Die Namaqua wie die Damara erheben gleiche Klage mit den Makololo, daß nämlich seit ungefähr einem halben Jahrhundert die Dürre und Verdörrung ihres Landes zugenommen habe. In der That ergiebt sich aus vielen Anzeichen, daß früher diese Regionen weit mehr Wasser hatten als jetzt.

Zwischen dem Orangestrom und der Walfischbay steigen, von der See nach dem Innern hin, drei verschiedene Terrassen empor. Hauptgestein ist der Granit; der Quarz kommt in zerstreuten Massen vor oder füllt die tiefen Schluchten und Spalten, welche durch alte Eruptionen verursacht worden sind. Einst müssen hier vulkanische Kräfte wirksam gewesen sein; jetzt kommen nur noch unterirdische Getöse und manchmal ein Erzittern der Erde vor. Auch zeugen, neben der ganzen Bodengestaltung, viele heiße Quellen von vulkanischer Beschaffenheit. Zinn, Blei, Eisen und Kupfer wird häufig gefunden, und das letztere hat oft von 40 bis 90 Procent reinen Metalles. Zehn Tagereisen östlich von der Mission Bethanien liegt meteorisches Eisen in unerschöpflicher Menge; Anderssen sah Klumpen von einigen Centnern Schwere, deren Eisen so rein und hämmerbar war, daß die Eingebornen Flintenkugeln daraus schmiedeten, ohne daß sie es in's Feuer zu legen brauchten. Klein-Namaqualand ist an Mineralien nicht minder ergiebig.

Man theilt die Hottentoten oder Namaqua jener Gegenden in zwei Abtheilungen, die Topnaar's und die Urlam's. Ueber die letzteren ist schon Einiges angemerkt worden; das Wort Topnaar bedeutet der Erste, Höchste, der Große, oder die Leute, welche ursprünglich Groß-Namaqualand bewohnten, und welche, wie wir schon hervorgehoben, einen Gegensatz zu den stammverwandten Eindringlingen, den Urlam's, bilden. Die nördlichen Namaqua zerfallen in viele Stämme, deren jeder einen Häuptling hat. Diese Obmänner führen wunderliche Namen, z. B. Jonker Afrikaner, Amral, Zwartbooi, William Fransmann, Paul Goliath, Bondel Zwartz ꝛc. Die Wohnungen des Volkes bestehen in runden Hütten, die mit Matten in folgender Weise überzogen werden. Die Familie sammelt einen beträchtlichen Theil von der innern Rinde der Mimosenbäume, diese wird getrocknet und gelegentlich in heißes Wasser gethan. Dann nimmt jeder einen Mund voll von den Fasern, kauet sie bis sie weich sind, und nachher verarbeitet man sie in sehr einfacher Weise zu Matten, die sehr zweckmäßig sind.

Digitized by Google

Denn bei trockenem Wetter lassen sie Luftzug hindurch, und bei Regen ziehen sie sich so sehr zusammen, daß kein Tropfen hindurch kann. Matten und Gestell der Hütte ladet man sammt dem spärlichen Hausgeräth auf Ochsen, und kann sich in jedem beliebigen Augenblick eine Wohnung an einer andern Stelle aufschlagen.

Die Namaqua glauben an Hitschibib oder Hitschikobib, es ist aber noch nicht ausgemacht, ob er für eine Gottheit, einen Kobold oder irgend einen vergötterten Hottentoten der Vorzeit gilt. Sie nehmen an, er sei in jedem Grabe Verstorbener; jeder, der an einem solchen vorüberkommt, wirft einen Stein, einen Zweig oder eine andere derartige Opfergabe hin und spricht dabei das Wort Hitschibib aus. Diese Grabhügel erhalten solchergestalt manchmal beträchtlichen Umfang, und man findet sie über das ganze Land zerstreut, auch im Gebiete der Damara, selbst in solchen Gegenden, wo weit und breit keine Steine liegen und wohin dergleichen aus ziemlich weiter Entfernung getragen werden müssen. Auch im Lande der Matebele (der Zulukaffern) sollen, dem Berichte des Capitän Harris zufolge, dergleichen Tumuli vorkommen. Die Hottentoten haben eine allerdings ziemlich unklare Vorstellung, daß sie von Osten hergekommen seien.

Sie haben ferner eine Sage von einem Felsen, auf welchem Fußspuren aller im Lande lebenden Thiere vorkommen sollen. In uralter Zeit lebten Menschen und Thiere in freundlichem Einvernehmen, wurden aber von einer höhern Gewalt aus unbekannten Ursachen zerstreut. Manche behaupten, diesen wunderbaren Felsen gesehen zu haben. Ganz hübsch ist eine Sage vom Hasen, dessen Fleisch kein erwachsener Namaqua genießen darf. Der Mond ließ einmal den Hasen rufen, welchem er den Auftrag gab, folgende Botschaft an die Menschen auszurichten: „Wenn ich sterbe und wiedergeboren werde (d. h. untergehe und wieder aufgehe), dann sollt ihr sterben und wieder lebendig werden.“ Der Hase machte sich auf die Beine, richtete aber die Botschaft nicht genau aus, sondern sagte: wenn ich sterbe und *nicht* wiedergeboren werde.“ Darüber gerieth der Mond in großen Zorn und warf mit solcher Gewalt einen Knittel nach dem Hasen, daß diesem die Lippen getheilt wurden. Man sieht das noch heute. Der Hase aber nahm die Flucht und muß laufen bis zum heutigen Tage. Die alten Namaqua sagen: „Wir sind noch ganz wüthend auf den Hasen, weil er uns eine so schlechte Botschaft gebracht hat, und mögen sein Fleisch nicht essen.“ Ein zum Mann erklärter Jüngling muß sich desselben *gänzlich* enthalten; auf Uebertretung des Gebotes steht Ausstoßung aus dem Wohnorte, die freilich durch eine Brüche gesühnt werden kann; aber solch ein Mann darf nie wieder an der Ziege saugen. Es

Digitized by Google

ist nämlich Brauch, daß die jungen Namaqua eine Ziege zwischen die Knie nehmen und die Milch aus den Zitzen sich in den Mund laufen lassen.

Der Glaube an Hexenkünste und Zauberei ist bei diesem Volk allgemein, und „Zauberdoctoren" beiderlei Geschlechts spielen eine bedeutende Rolle, weil sie angeblich Regen machen können. Wir sehen also, daß diese Regenmacher überall in Südafrika vorkommen, soweit das dürre Land reicht; und überall verstehen sie die Leichtgläubigkeit des Volkes in dreister Art auszubeuten. Und das Honorar ihrer ärztlichen Bemühungen ist nicht gering, da ein Häuptling, welchen sie von einer leichten Erkältung befreien, einen starken Ochsen geben muß, der ärmere Mann aber wenigstens eine Ziege. Solch ein Zauberdoctor heißt Kaiaob, und eine Doctorin Kaiaobs. Sie sagen, daß die Krankheiten von Schlangen herrühren, machen an Leibesstellen, welche schmerzen, kleine Einschnitte und lassen scheinbar eine kleine Schlange, einen Frosch oder irgend ein Insekt hervorkriechen. Uebrigens ist die Lehrlingsschaft eines Kaiaob nicht eben leicht; er muß thierische Gifte verschlingen, sich von giftigen Kriechthieren beißen lassen und sich giftige Stoffe einimpfen. Dafür gilt dann auch eine Mütze, eine Kappe oder irgend ein anderes Kleidungsstück, das er getragen hat, als Hauptmittel gegen alle Krankheiten, und erscheint um so wirksamer, je schmutziger es ist. In schlimmen Fällen wird etwas von diesem Schmutze genommen, mit Wasser verdünnt und von Menschen oder Vieh getrunken. Das ist probat. Anderssson fand beim Häuptling Amral eine Kappe, die unzählige Wunderkuren verrichtet hatte; man sieht also, daß selbst bei den Hottentoten der Glaube selig macht und Wunderkuren verrichtet. Auch Amulette sind äußerst wirksam, insbesondere Zähne und Krallen vom Löwen, von der Hyäne und anderen Raubthieren; auch Holzstückchen, Knochen, getrocknetes Fleisch und gewisse Wurzeln gelten für heil- und wunderkräftig. Die Namaqua sind also, obwohl in einer ihnen eigenthümlichen Weise, ebenso aber- und wundergläubig, wie die Christen in Italien und anderen Ländern. Aber während im civilisirten Europa nach dem Ableben eines Herrschers amtlich getrauert werden muß, veranstalteten sie ein großes Festmahl. Das Fett und die besten Stücke der geschlachteten Thiere wurden für den Thronfolger bei Seite gelegt. Der neue Potentat hatte die Verpflichtung, das rohe Fett gleichsam als eine Krone auf seinen zottigen Wollkopf zu legen, und dasselbe so lange zu tragen, bis es völlig zusammengetrocknet war. Alsdann erst gelangte es in die Hände irgend eines alten Weibes, welches mit einem so köstlichen Amulet Wunder that.

Auch bei den Namaqua, gleichwie bei den Makololo und den

Digitized by Google

Negervölkern im Innern und nach Osten hin, herrscht, wie wir Europäer sagen würden, der Glaube an Währwölfe. Manche Menschen vermögen sich in Löwen, Hyänen ꝛc. zu verwandeln. Es giebt darüber manche Sagen. Einst war ein Namaqua mit einer Buschmännin auf Reisen; diese trug ein Kind auf dem Rücken. Sie waren eine beträchtliche Strecke weit gewandert, als ein Rudel Zebras in Sicht kam. Da sprach der Mann zur Frau: „Mich hungert. Ich weiß, du kannst dich in einen Löwen verwandeln; thue das jetzt und fang ein wildes Pferd, wir wollen es dann verzehren." Die Frau sagte: „Du wirst aber erschrecken." Der Mann jedoch entgegnete ihr, er fürchte sich vor nichts, als vor dem Hungertode. Und während er noch sprach, begann plötzlich Haar auf dem Rücken der Frau zu wachsen, ihre Nägel wurden zu Krallen und ihre Glieder ganz anders. Dann setzte sie das Kind auf die Erde. Der Mann erschrak und kletterte auf einen Baum; das Weib starrte ihn gräßlich an, ging etwas bei Seite, warf ihren Lederschurz weg und rannte als vollkommener Löwe landein, riß ein Zebra nieder und leckte dessen Blut. Dann kam sie zurück und der Mann bat sie, doch wieder Menschengestalt anzunehmen. Aber der Löwe brüllte ihn an. Bald war Schweif und Mähne nicht mehr sichtbar, er ging bei Seite, legte den ledernen Schurz um, kam als Frau zurück und hob das Kind auf. Nun erst kam der Mann vom Baume herab und aß sich satt von dem Zebra. Allein er hat seine Reisegefährtin nie wieder aufgefordert, ein Stück Wild für ihn zu fangen.

Bei den Leichenschmäusen geht es flott her; dabei werden die Thiere nicht abgeschlachtet, sondern erstickt. Fleisch wird nie in rohem Zustande genossen, sondern gekocht und manchmal auch geröstet. Die Sonne stellt sich der Namaqua als einen Klumpen Fett vor, der allnächtlich in's Meer taucht. Dort hält der Befehlshaber eines Schiffes, dessen Bemannung aus weißen Leuten besteht, denselben fest, schneidet für sich ein Stück Talg ab, giebt dem Uebrigen einen Stoß, es versinkt, geht unter dem Wasser rundum und kommt im Osten wieder zum Vorschein. Ehen werden ohne viele Vorbereitungen und Umstände geschlossen. Der Bewerber geht zu den Eltern eines Mädchens, einigt sich mit ihnen, man schlachtet eine Kuh oder einen Ochsen und damit ist die Sache abgemacht. Die Vielweiberei ist unbeschränkt. Eine Frau, welche dem Manne nicht mehr ansteht, wird ganz kurzer Hand zu ihren Eltern heimgeschickt, und dagegen hilft kein Widerreden. Wittwen mögen sehen, wie sie fortkommen und sich durchhelfen. Kinder werden weder gewickelt noch beschnitten; ein neugeborenes Mädchen erhält den Namen seines Vaters und ein Knabe jenen seiner Mutter.

Digitized by Google

Noch vor ein paar Jahrzehnten ließ man alte oder kranke Personen elendiglich umkommen. Um den „lebendig-todten“ wurde eine Art von Zaun gemacht, man setzte ein mit Wasser gefülltes Gefäß neben ihn und überließ ihn seinem Schicksal. Der Missionär Moffat sah einst eine Frau, welche solchergestalt ausgesetzt worden war. Sie sprach zu ihm: „Du siehst, ich bin alt und kann meinen erwachsenen Kindern keine Dienste mehr leisten. Ich bin zu schwach, um das erlegte Wild nach der Hütte zu tragen, kann auch kein Holz mehr einsammeln, um Feuer zu machen, und bin außer Stande, ihnen ihre Kinder auf dem Rücken zu schleppen.“ Auffallend bleibt es, daß manche Namaqua bei einem so höchst elenden Leben ein hohes Alter, bis zu neunzig, ja bis zu hundert Jahren erreichen.

Ein eigenthümlicher Brauch besteht darin, daß bei ihnen ein Vater oder eine Mutter adoptirt wird, und er ist sehr weit verbreitet. Fast jeder europäische Handelsmann hat in jedem Kraal, welchen er zu besuchen pflegt, solch einen adoptirten Vater oder eine Mutter. Die Sache selbst hat aber insofern ihre unangenehme Seite, daß der Mann von seinen neuen Verwandten um ein Pferd oder einen Ochsen angebettelt wird; ja sie verlangen wohl gar den Rock vom Leibe. Im Zwiegespräch ist es herkömmlich, daß der Eine allemal die letzten Worte des Andern wiederholt, zum Beispiel so: — „Als ich am Strom hinging, stürzte plötzlich ein sehr großes Rhinoceros auf mich los.“ Der Andere sagt: „Stürzte plötzlich auf mich los.“ Jener fährt fort: „Es war sehr fett;“ und dieser ruft: „Sehr fett.“ In dieser Weise geht die Unterhaltung weiter.

Die Namaqua sind sehr erpicht auf allerlei Dinge, welche sie für Zierath halten, namentlich solche aus Messing, Eisen und Kupfer. Eine Art von korallen- oder perlenartigen Kügelchen kneten sie aus Harz und Holzkohle, haben eine eigenthümliche Art dieselben zu kneten und zu härten, und machen daraus recht hübsche Sachen. Sie tättowiren den Leib und reiben die Haut mit Fett ein, auf welches sie verschiedene Pulver streuen. Diese werden aus allerlei Pflanzen bereitet und Buku genannt. Die alten Waffen sind in Abgang gekommen und haben dem Schießgewehr Platz gemacht. Der Namaqua ist ein unglaublich träger Mensch. Er liegt tagelang hintereinander in der Sonne, rührt sich kaum und erträgt Hunger und Durst im äußersten Grade, obwohl er ohne irgend eine erhebliche Anstrengung sich Wild und Wasser in der Nähe verschaffen könnte. Auf die Frage, weshalb er denn so entsetzlich faul sei und kein Glied rühre, antwortet er: „Soll ich es etwa so machen, wie die Würmer an der Erde?“ Zur Arbeit wird ihn Niemand vermögen, aber beim Tanz ist er unermüdlich. Auch

Digitized by Google

hat er gelernt, sich starke Getränke zu destilliren. Er sammelt Beeren, läßt sie gähren und dann vermittelst eines eisernen Flintenrohres überlaufen, auch bereitet er eine Art von Meth. Außer berauschenden Getränken schätzt er nur noch sein Vieh; er hat Kühe, Hunde, Ziegen und Schafe, und legt auf die letzteren einen so großen Werth, daß noch vor dreißig Jahren ein Schaf höher geachtet wurde, als eine Frau; gegenwärtig nimmt aber der Tabak die allererste Stelle ein.

Während Anderſſon seine Beobachtungen unter den Hottentoten anstellte, machte sich Galton in der Mission Barmen bei Herrn Rath mit der Sprache der Damara bekannt, und verkehrte mit einigen derselben, die aber in hohem Grade schmutzig und ekelhaft waren. Auch machte er noch manche andere unangenehme Erfahrung. Im ganzen Lande westlich vom Tsobis wuchern die Hakibäume, Dornenstämme, welche nur etwa fünfzehn Fuß Höhe erreichen; der Stamm ist kurz, breitet aber ein buschiges Laubwerk aus. Jeder einzelne Dorn am Baume ist gekrümmt und zwar so, daß er den Mann, welcher in den Busch hineingeht, nicht verletzt, aber entsetzliche Risse macht, wenn derselbe wieder heraus will. Auch eine Art von Schwarzdorn und von Weißdorn ist häufig, beide geben Gummi.

In Barmen unter den Damara, „welche ein Volk von Dieben und Kehlabschneidern sind," erschien beim Missionär Hahn ein Eingeborener, und erzählte von einem großen See, der Omanbonde heiße und nur zehn Tagereisen entfernt sei. Zugleich erbot er sich, Herrn Galton dorthin zu führen. Auch sagte jener Mann, nach derselben Richtung wohne das Ackerbau treibende Volk der Ovampo, und noch weiter entfernt eine Nation, welche keine Knie- und keine Ellbogengelenke habe. Niemand sei im Stande, mit seinen eigenen Händen Speise zum Munde zu bringen, deswegen müßten sie alle paarweis essen und einer füttere den andern. An demselben Tage, da diese Mähr erzählt wurde, brach Nachts ein fürchterliches Gewitter über Barmen herein; so unaufhörlich waren die Blitze, daß Galton dabei nicht nur lesen konnte, sondern jede einzelne Blume genau erkannte. Ein Damara wurde vom Blitz erschlagen; seine Frau heulte darüber ganz fürchterlich und war ganz untröstlich — bis zum Morgen. Dann aber schwand ihr Kummer, weil sie sich zehn Stunden nachher einen andern Mann genommen hatte! Zum Haushalt des Missionärs gehörte auch die Frau des Dolmetschers, eine Hottentotin, bei welcher die Hinterbacken einen ganz ungeheuern Umfang erreicht hatten; sie war in dieser Beziehung eine rechte und ächte „Hottentotenvenus."

Außer schmutzigen Hottentoten und diebischen Damara trei-

Digitized by Google

ben sich bei Barmen Hyänen in Menge umher, und die Frechheit dieses feigen Raubthieres kennt keine Grenzen. Einst schlief ein Mann am Feuer auf dem Rücken; da kam eine Hyäne und biß ihm die Nase ab. Eine alte Buschmännin lag Nachts in ihrer Hütte am Feuer, aber so, daß ihre Beine etwas aus derselben herauslagen. Da erschien eine Hyäne und riß ihr den Hacken ab. Am Morgen wurde die Frau verbunden und schlief Abends in derselben Hütte. Die Hyäne ließ nicht auf sich warten und holte sich wieder ein Stück Fußfleisch. Am dritten Abend ging Galton auf den Anstand, und die alte Buschmännin mußte sich als Köder für das Raubthier hinlegen, welches auch zur rechten Zeit erschien und niedergeschossen wurde.

Während Galton Vorkehrungen zur Reise ins Land der Damara traf, hielt er es für angemessen, die verschiedenen Häuptlinge über den Zweck seines Besuches in Kenntniß zu setzen. Nachrichten aller Art werden in eigenthümlicher Weise befördert. Man giebt dem Boten irgend einen beliebigen Gegenstand, welcher zum Beweise dient, daß er wirklich bevollmächtigt worden ist. Galton glaubte kein besseres „Zeichen" für seinen Boten finden zu können, als einen alten französischen Kürassiersäbel mit stählerner Scheide; er hatte dieses Mordgewehr vor Jahren in Aegypten erstanden. Jetzt leistete es vortreffliche Dienste; denn die Damara legen so hohen Werth auf Eisen, wie wir auf Gold. Von einem Schwert haben sie gar keinen Begriff, und die Kürassierplempe erschien in ihren Augen als ein riesengroßes, äußerst werthvolles Messer. Der Inhaber, — so mußte der Bote bestellen — komme im Auftrage eines großen Häuptlings und eines mächtigen Volkes, das nicht, gleich den Namaqua, raube, sondern mit den Damara in freundlichen Handelsverkehr zu treten wünsche, namentlich ihnen Eisen bringen und dafür Ochsen eintauschen wolle. Das war freilich Alles recht gut; jeder einzelne Häuptling nahm die Botschaft wohl auf, aber fast alle leben in alter Feindschaft und Stammesfehde, und konnten deshalb nicht unter einen Hut gebracht werden. Die Reisenden mußten sich also vorzugsweise auf ihr gutes Glück verlassen.

Digitized by Google

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Ausflug nach Erongo, der Bergveste der schwarzen Ghu Damup. — Besuch bei Jonker Afrikaner. — Reise durch das Land der Damara und über ein sechstausend Fuß hohes Tafelland zur periodischen Seelache Omanbonde. — Ausführliche Schilderung des Damaravolkes.

Anderſſon war gegen Ende Novembers mit den Wägen zu Otjimbingue eingetroffen, während Galton einen Ausflug nach dem Berg Erongo vorbereitete, welcher etwa zwanzig Reiſeſtunden von jener Miſſion entfernt liegt. Außer dem Norweger Hans Larſen, welcher ſich dem Engländer als Begleiter angeſchloſſen, hatte noch kein weißer Mann dieſen Zufluchtsort der Ghu Damup unterſucht. Am 10. December brach Galton von Otjimbingue auf; Dürre und Hitze waren ſehr läſtig. Nach dreiſtündiger Wanderung im trockenen Flußthale des Swakop, klimmte man auf ſehr rauhem Wege weiter und gelangte bald zum erſten Dorfe der Damara, unter welchen ſich Galton in hohem Grade unheimlich fühlte. Zwar ſchien der Geſichtsausdruck dieſer Menſchen ganz friedlich zu ſein, aber bei dem geringſten Anlaſſe brach eine wahrhaft wilde Aufregung hindurch. Sie forderten und bettelten in höchſt unverſchämter Weiſe, faßten Alles an und lachten unaufhörlich. Dieſe Wilden haben übrigens einen ganz prächtigen Wuchs und Körperbau, ſie könnten Bildhauern als Modelle dienen. Sie ſind hoch und ſchlank und werfen das Haupt ein wenig nach rückwärts; das Kopfhaar iſt wollig, das Geſicht oft hübſch geformt, aber der Ausdruck der Züge iſt gemein und abſtoßend. Die Haut erglänzt von Fett und wird roth bemalt. Dieſe ſchönen Wilden ſind aber die allerſchmutzigſten Menſchen und wimmeln von Ungeziefer. In ihrer Sprache bedeutet Kleidung und ſchmutziger Schaum auf ſtehenden Gewäſſern ein und daſſelbe.

Im Damaralande giebt es keinen Baumſchatten, die Hitze war entſetzlich drückend, und der Reiſende wurde vom Fieber ergriffen. Endlich konnte man Waſſer im trockenen Bette des Cannafluſſes graben und gelangte Abends an den Steilabhang eines Berges, wo man ſich 2800 Fuß über der Meeresfläche befand. Am nächſten Morgen wurden zwei Ghu Damups zu ihren Landsleuten vorausgeſchickt, um den Reiſenden anzumelden und Führer zu erbitten. Man ſah den weißen Berg Erongo, der wie eine von Kyklopen aufgethürmte Maſſe da lag. Der Weg führte durch gewaltige Riſſe und über mächtige Platten, die vom Hauptgeſtein abgeſondert lagen. Oben war die Luft erquicklich kühl, und die umhergeſtreuten Felsmaſſen gaben Schatten. Der Gipfel des Erongo

Digitized by Google

bildet eine Reihenfolge von Schluchten, die mit dornigem Gebüsch und Cactus bestanden sind, auch wachsen wilde Feigenbäume. In diesen Einöden leben zahlreiche Leoparden von Affen und Steinböcken (einer Antilopenart), auch rauben sie den Ghu Damup Ziegen und Schafe.

Der Reisende gelangte zu dem „Werft," das heißt Dorf eines Häuptlings. Es lag nicht, wie jene der Damara, welche stets vor Ueberfällen besorgt sind, offen und im Freien, sondern unter Bäumen und war auch besser gebaut. Die Hütten der Damara bilden nur ein einziges Gemach, jene der Ghu Damup sind dagegen ganz eigenthümlich verwickelt. Das Fachwerk besteht aus lebendigen Bäumen. Man wählt eine passende Gruppe aus und flicht die oberen Zweige zusammen, und die in der Mitte stehenden Bäume theilen eine solche Hütte in mehrere Gemächer. Von außen gleicht sie gewissermaßen einem Schneckenhause, und der Eingang ist an der vom Winde abgekehrten Seite. Die Hauptfrau hat ein besonderes Gemach. In den Zimmern fand Galton hölzerne Milchgefäße, Pfeifen und sogar eine Art von gepolsterter Ottomane; das Ganze nahm sich recht behaglich aus, auch war der Häuptling ein höflicher Mann. Seine hübsche Tochter war eine vollendete Coquette, welche eine kleine, an einem Haarzopf befestigte Muschel mit großer Anmuth hin und her zu werfen verstand.

Noch vor drei Menschenaltern war die ganze Gegend zwischen den Südgrenzen des Ovampolandes und des Orangeflusses im Besitz von wandernden Buschmännern und ansässigen Negern, eben den Ghu Damup; nur in der Region, welche man als Kaoko bezeichnet, d. h. der wüste Strich am Meere, wohnten sie nicht. Aber diese Ghu Damup stehen auf einer so niedrigen Stufe, daß sie selbst von den Buschmännern als untergeordnet betrachtet werden, und beide Stämme schlossen keine Ehebündnisse mit einander. Als dann die Damara verheerend eindrangen, wurden viele Buschmänner erschlagen, die Ghu Damup blieben, wie wir gesehen haben, zum Theil unabhängig auf hohen Bergen, wo sie Ackerbau treiben und mit den Ovampo einigen Handelsverkehr unterhalten. Mit diesen sind sie stammverwandt, und man muß sie als Ureingeborene betrachten, während in früheren Zeiten die Buschmänner als eine Art Eroberer zu ihnen kamen, gleich als eine höhere Kaste auftraten und die Bezwungenen zur Annahme ihrer Sprache bewogen. Doch sollen die Ghu Damup in einigen Gegenden auch andere Sprachen reden und das Hottentotische nicht verstehen. Der Ghu Damup wird von Jedermann tyrannisirt und der Name Ghu bedeutet, „gleich anderen Hottentoten-Benennungen, etwas so Schmutzi-

Digitized by Google

ges, daß er nicht übersetzt werden kann. Deshalb haben die Missionäre dem Volke die sehr ungeeignete Benennung Bergdamara beigelegt." Die Gbu Damup stammen ihrer eigenen Aussage zufolge von einem Affen ab. Ein bejahrter Mann sprach zu Galton: „Mein Urgroßoheim war ein Pavian und lebte mit seiner übrigen Familie im besten Einvernehmen, trennte sich aber dann von ihr. Das geschah folgendermaßen. Mein Großvater hatte beim Spielen alle seine Zierathen verloren; er wollte aber gern sein Glück weiter versuchen und bat den Pavian, seinen Bruder, zu meinem Urgroßvater zu geben, und von diesem Glaskorallen zu holen. Er ging auch fort und kam vor einem Kraal Hottentoten vorüber, in welchem viele böse und bissige Hunde waren, die man früher im Lande nicht gekannt hatte. Die bellten ihn an, schnappten nach ihm, und er erschrak darüber so sehr, daß er auf die Berge lief und mit den Menschen ferner nichts zu thun haben wollte. — Weshalb sollten wir und die Paviane nicht Brüder sein? Wir werden, wie sie, von Jedermann verfolgt, wir beide leben auf denselben Bergen, essen dieselben Wurzeln und kratzen sie mit den Händen aus der Erde."

In Otjimbingue traf Galton wieder mit Anderssson zusammen, ging dann abermals nach Barmen und Schmelens Hoffnung, und stattete von dort aus dem schon erwähnten Jonker Afrikaner einen Besuch ab. Den Damara that er kund, daß er als Friedensstifter auftrete, und sein rother Jagdkittel war durchaus geeignet, sein Ansehen beträchtlich zu steigern. Jonkers Dorf heißt Eikhams, und ist ein sehr ausgedehnter, mit einer Art von Pfahlwerk umgebener Kraal. Galton ritt auf seinem Ochsen hinein, gleich zum Häuptling, der ihm niemals gerade ins Gesicht blickte, sich aber nach drei oder vier Unterredungen zu einigen Zugeständnissen herbeiließ. Er allein hatte freilich keine endgültige Entscheidung, denn die Hottentoten sind starre Republikaner, und eine Art von Senat hat das Recht, zu genehmigen oder zu verwerfen. Bei den Verhandlungen ging Alles sehr gemessen und ordentlich zu, auch räumten die Senatoren ein, daß die Räuberwirthschaft allen Theilen zum Schaden gereiche, und so wurde dann endlich eine Art von Vertrag abgeschlossen. Die meisten Hottentoten hatten eine wahre Galgenphysiognomie; manche junge Leute beiderlei Geschlechts hatten einige Aehnlichkeit mit Chinesen.

Von Eikhams machte der Reisende einen Ausflug nach Süden hin zur Mission Rehoboth; sie liegt auf einem weißen Kalksteinfelsen neben einer heißen Quelle in sehr trauriger Gegend, aber das Dorf ist, durch die Bemühungen der Missionäre, ordentlich und sauber.

Digitized by Google

Am 3. März wurde die Entdeckungsreise nach Norden hin angetreten. Die Karawane bestand aus zwei Wägen, das Vieh aus 75 Ochsen, von welchen 57 zum Ziehen abgerichtet waren; Rindvieh insgesammt 94 Stück; Schafe 24. Man gelangte nicht ohne Beschwerde auf ein Tafelland, das sechstausend Fuß über dem Meere liegt, und auf welchem der Oolnataka, Koniati und andere Hügel und Berge sich erheben. Wasser ist selten, aber Wild häufig; man sah die Hartebeeste zu hunderten und einmal nicht weniger als vierhundert Gnu's beisammen. Die beiden Berge Omuvereoom und Ja Kabaca sind von Buschmännern und Ghu Damup bewohnt, welche sich dort gegen Ueberfälle gesichert halten. Von dem erstgenannten Berge kommt der Fluß Otjironjuba herab. Weit und breit ist die Gegend mit Dornbüschen bestanden, und Quellen sind sehr selten. In der ersten Aprilwoche gelangten die Reisenden an das mit Gras bewachsene Strombett des Omoramba und hatten bald einen Blick über den angeblichen See Omanbonde, d. h. Giraffenakazie, Kameeldorn. Er ist eine Verbreiterung des Omoramba, etwa neun Meilen lang und periodisch mit Wasser gefüllt. Der Lauf des Flusses geht nach dem großen Strom im Nationalande, und während der Regenzeit halten sich auch Flußpferde in ihm auf.

Galton und Anderssson hatten nun den fernsten Punkt erreicht, bis zu welchem jemals Namaqua vorgedrungen waren; diese hatten nämlich früher einmal einen Raubzug nach Norden hin bis zum Omanbonde unternommen.

Die Damara sind ein hübsch und kräftig gewachsenes Volk, und manche Männer mehr als sechs Fuß hoch, aber an Ausdauer können sie es mit den Europäern nicht aufnehmen. Die Hautfarbe ist dunkel, doch nicht ganz schwarz, sondern oft wie der Schiefer. In ihrer eigenen Sprache unterscheiden sie zwischen den Ovathoyondo oder schwarzen und Ovatherandu oder den rothen. Das schwarze Auge hat einen sanften Ausdruck. Die Frauen haben oft sehr anmuthige, volle und runde Formen, doch schwindet in Folge ihrer sehr harten und beschwerlichen Lebensweise die Schönheit bald, und die alten sind abschreckend häßlich. Ohnehin gefallen beide Geschlechter sich in unglaublichem Schmutz, der sich auf ihrem Leib in so großer Menge anhäuft, daß eine natürliche Hautfarbe gar nicht mehr zu erkennen ist. Dazu kommt, daß sie sich noch mit rothem Oker und Fett einsalben; schon von weitem wird der Geruch durch diese schmierigen Afrikaner auf höchst unangenehme Weise in Anspruch genommen. Die Bekleidung besteht in einer Schaf- oder Ziegenhaut, die um den Gürtel gebunden oder über die Schultern gehängt wird. Auch dieses Kleid, wenn

Digitized by Google

der Ausdruck erlaubt ist, wird mit Oker und Fett eingerieben und von den Wohlhabenderen mit eisernen oder kupfernen Kügelchen verziert. Bei Regen oder Kälte stülpen die Männer eine Art von Lederkappe auf den wolligen Kopf; die Frauen schmücken sich mit einer Art Schnürleibchen, welches sie aus tausend abgerundeten Stücken von der Schale des Straußeneies zusammensetzen. Verheirathete Männer flechten das Haar zu einem helmartigen Kopfputz zusammen. Knaben laufen ganz nackt umher, die Mädchen haben eine Art von Schurz aus lose neben einander hängenden Strängen. Bei den Männern gilt es für einen Hauptschmuck, wenn sie recht viele lederne Riemen lose um den Gürtel geschlungen haben. Diese Riemen sind oft ein paar hundert Fuß lang und dienen auch als Vorrathstaschen. Schießgewehre sind bei den Damara noch selten; sie haben die bekannte Hassagaye, den Wurfspeer mit breiter eiserner Spitze, die Kierie's, deren Form Andersson nicht näher beschreibt, und Bogen und Pfeile; doch sind sie keine guten Schützen.

Das Volk zerfällt in zwei große Stämme, die Ovaherero, welche dem Meere zunächst wohnen, und die Ovapantieren, doch ist der Unterschied in der Sprache beider nur sehr geringfügig. Die „reichen" besitzen Heerden; jene, welche wenig oder gar kein Vieh haben und vorzugsweise von Wild, wilden Früchten und Wurzeln leben, nennt man Ovatjimba. Der „reiche" blickt auf sie mit tiefer Verachtung herab, macht sie zu Sclaven und betrachtet es als eine sehr unbedeutende Sache, ihnen das Leben zu nehmen.

Aller Wahrscheinlichkeit zufolge werden die Damara verschwunden sein, bevor ein Jahrhundert abläuft, und schon jetzt ist ihre Zahl nicht mehr beträchtlich. Sie sind ein Hirtenvolk, haben in ihrer Sprache kein Wort für Nahrungsmittel, welche man aus Getreide bereitet, und stammen sehr wahrscheinlich aus Nordosten her. Gewiß ist, daß vor etwa siebzig bis achtzig Jahren noch kein Damara im Süden des Kaoko lebte. Damals drangen sie in die von Buschmännern und Ghu Damup (sogenannten Hügel-Damara) bewohnte Gegend ein und unterwarfen die letzteren zum größten Theile. Der Rest entfloh in abgelegene Schlupfwinkel und auf unzugängige Berge, z. B. auf den Erongo. Diese erobernden Damara vereinigten sich jedoch nicht unter einem Oberhäuptling, sondern zerspalteten sich in eine unzählige Menge sehr kleiner Stämme, deren jeder seinen Häuptling hat. Indessen waren sie anfangs nach Osten hin bis zum Ngami See gedrungen und nach Süden hin bis zum 24. Breitengrade. In jener Gegend wurden sie von den Mationa zurückgedrängt, in dieser von den Namaqua, die ihnen bei weitem überlegen sind, seitdem

Digitized by Google

Jonker's Vater mit Pferden und Feuerwaffen den Krieg gegen sie begann, alle Hottentoten jener Gegend wider die Damara in's Feld führte und unablässig den Damara Vieh raubte. Als Anderſſon im Lande war, hatten sie dasselbe schon beinahe völlig eingebüßt und ihre Unabhängigkeit verloren.

Das Land der Damara liegt unter dem Wendekreiſe des Steinbocks, und nur wenige Strecken desſelben ſind bewohnbar. Im Auguſt ſetzen heiße Weſtwinde ein, welche große Dürre bringen. Dann trocknen die Pflanzen ab, und Wirbelwinde, welche eine große Menge von Sandſäulen bis zu vielen hundert Fuß Höhe vor ſich hertreiben, durchziehen das Land. Dieſe Stürme ſind den Damara inſofern willkommen, als ſie kurz vor dem erſten Regen erſcheinen; ſie werden deshalb Regenbettler genannt, Orukums ombura. Im September und October ſind Regengüſſe mit Gewittern häufig; aber der regelmäßige Regen erſcheint erſt im December und Januar und dauert mit einigen Unterbrechungen bis Mai. Dann und im Juni folgt ein ſehr ſcharfer, ungeſunder Oſtwind, bei welchem Einem die Lippen aufſpringen und die Haut ſpröde und trocken wird. Hin und wieder fällt dabei ein kalter, ſchädlicher Regen, und Juli und Auguſt haben ſo kalte Nächte, daß oft halbzoll dickes Eis auf dem Waſſer liegt. Schnee kommt ſehr ſelten vor.

Die Damara ſtammen, wie ſie ſagen, von einem Baum ab. Als Menſchen und Thiere aus demſelben hervorkamen, war Alles dunkel. Da zündete ein Damara Feuer an, worüber Zebra, Gnu, Giraffe und alle andern Thiere dermaßen in Schreck geriethen, daß ſie vor den Menſchen flohen. Aber Kühe, Schafe (welche von einem großen Stein abſtammen) und Hunde ſammelten ſich um das Feuer. Der Urbaum, welchem Damara und Ochſen ꝛc. ihr Entſtehen verdanken, ſoll noch an einer Stelle, Namens Omaruru, vorhanden ſein. Doch giebt es mehrere ſolcher heiligen Bäume, welche alle dieſelbe Ehre in Anſpruch zu nehmen haben.

Der höchſte Götze heißt Omakuru, deſſen Aufenthalt weithin nach Norden iſt; doch hat jeder Stamm ſeinen beſondern Omakuru, wie er denn auch in verſchiedene Kaſten zerfällt, in Canda's. So ſagt Anderſſon, während Galton hervorhebt, daß der Stamm mit der Canda nichts zu ſchaffen habe. Der Erſtere bemerkt: „Die Ovakunyuba ſind die von der Sonne; die Ovakuenombura jene vom Regen ꝛc., und jede Canda hat beſondere Gebräuche und eigenen Aberglauben. Dieſe letzteren übertragen ſich nicht vom Vater, ſondern von der Mutter. Kinder aus der Ehe eines Ovakunyuba und einer Ovakuenombura folgen dem Aberglauben der letztern, und umgekehrt. Sie wiſſen keinen Grund für das Vor-

Digitized by Google

handensein dieser Kasten und sagen, sie seien vom Winde." Wahrscheinlich liegt ursprünglich irgend eine religiöse Vorstellung zu Grunde. Von einem künftigen Leben haben sie gleichfalls keinerlei feste Begriffe, sondern nur verwirrte und sehr schwache Vorstellungen; sie bitten auf den Gräbern der Verstorbenen um Ochsen und Schafe „von der richtigen Farbe", auch bringen sie Speise und Trank auf das Grab und ersuchen den Abgelebten, es sich wohl schmecken zu lassen. Sie hoffen, daß er hingegen ihnen Glück gegen die Feinde, viele Weiber und viele Ochsen geben werde. Die Geister der Todten erscheinen wieder, aber selten in der eigentlichen Leibesgestalt, sondern gewöhnlich als Hunde mit Straußfüßen. Wer aber solch einen Geist sieht, muß bald nachher sterben. Die Hexenmeister heißen Omundu-Onganga oder Omunda-Onday; sie sind gesuchte Aerzte, welche dem Kranken den Mund und die Stirne mit Hyänenkoth einreiben, der für außerordentlich heilkräftig gilt; natürlich kommen Zauberformeln hinzu. Merkwürdig ist der Aberglaube, welcher auf den Genuß des Fleisches Bezug hat. Der eine Mann genießt nicht von einem Ochsen, der schwarz, oder weiß oder roth gefleckt ist; andere verschmähen das Fleisch von ungehörnten Schafen; andere von solchen Ochsen, welche einmal im Joche gezogen haben. Jede Canda hat in dieser Beziehung ihre eigenen Regeln. Manche gehen so weit, daß sie den Rauch des Feuers vermeiden, bei welchem derartiges Fleisch gekocht wird, oder die Gefäße nicht anrühren, in denen es liegt oder gelegen hat. Dem Fette gewisser Thiere schreibt man große Kräfte zu; der Häuptling salbt sich damit ein.

Wenn im Werft eines Häuptlings ein Ochse fällt, dann muß die Tochter, welche seine Lieblingsfrau ihm geboren hat, einen Doppelknoten in ihren aus Strängen bestehenden Lederschurz machen; ein Versäumniß würde große „Plage" nach sich ziehen. Sie legt ferner ein Stück Holz auf den Rücken dieses todten Ochsen und bittet dabei um langes Leben, viel Vieh und dergleichen mehr. Dieses Mädchen wird als Ondangere bezeichnet und ist eine Art Vestalin, denn sie hat das „heilige Feuer" (Omurangere) zu unterhalten. Ein solches brennt vor der Hütte des Häuptlings, wird aber bei Regen und schlechtem Wetter in jene der Vestalin gebracht, welche dasselbe auch trägt, falls ein anderer Ort für das Dorf gewählt wird. Sie ist sehr besorgt, dasselbe nicht verlöschen zu lassen; nach einem sochen Unglücksfall müssen Sühnopfer gebracht werden, und man entzündet durch Reibung ein neues Feuer.

Für jedes Stück Wild, welches ein junger Jäger erlegt, schneidet ihm sein Vater vier kleine Schnitte der Länge nach in den Vorderkörper ein. Speisen müssen zuvor vom Häuptling des

Digitized by Google

Kraals gekostet werden. Milch wird von Männern gewöhnlich nur sauer genossen. Vieh wird gewöhnlich erstickt und nur dann mit Speeren erstochen, wenn ein Opfer dargebracht werden soll. Ein Bote wird vor seinem Ausgang und nach seiner Rückkehr mit Fett eingerieben. Das neugeborene Kind wird gewaschen, — dieses eine Mal und nie wieder, — abgetrocknet und mit Fett eingerieben. Die Knaben werden beschnitten; über den Zeitpunkt dieser Feierlichkeit scheint keine feste Regel zu bestehen. Bei dem Heirathen werden nicht viele Umstände gemacht; man kauft die Frauen. Polygamie ist Regel, doch hat wohl kein Damara mehr als zwanzig Stück. Die Haupt- oder Oberfrau hat Manches vor den andern voraus; ihr Sohn erbt. Jede Frau bauet sich eine besondere Hütte. Die Todten werden begraben. Man zerschlägt der Leiche das Rückgrat mit einem Stein, manchmal schon dann, bevor noch der Geist völlig entwichen ist, und bindet den Kopf auf die Knie; darauf schlägt man eine Ochsenhaut um den Todten und legt ihn, mit dem Gesichte nach Norden, in eine Grube. Die Begräbnißart der Betschuana ist eine ähnliche. Der Verstorbene wird entsetzlich beheult und bejammert; je mehr Thränen auf die Leiche fallen, um so besser. Der Sohn trauert gewöhnlich zwei Monate hindurch um seinen Vater. Arme Frauen, die ein Kind hinterlassen, werden gewöhnlich so begraben, daß man das lebendige Kind mit ihnen einscharrt. Kranke Leute finden keine Theilnahme, sie werden von ihren Verwandten aus der Hütte geworfen, diese thun überhaupt Alles, um den Tod zu beschleunigen, insbesondere dadurch, daß sie Ochsenhäute über den Unglücklichen werfen und ihn ersticken. Galton sagt: „Nur wenige Damara sterben eines natürlichen Todes." Auf das Grab des Häuptlings legt man dessen Waffen, Kriegsschmuck ꝛc. nieder oder hängt sie, in Ermanglung eines Baumes, an eine Stange, die dann noch mit den Hörnern jener Ochsen geziert wird, welche bei der Leichenfeier geschlachtet worden sind. Aehnliches geschieht auf Madagaskar. Solch ein Häuptlingsgrab besteht aus einem mit Dornreisig eingehegten Steinhaufen, damit die Hyänen den Todten nicht ausgraben. Manchmal erhält aber der Häuptling sein Grab in seiner eigenen Hütte.

Fieber und Augenkrankheiten sind sehr häufig. Jenes erscheint zumeist, nachdem die periodischen Regen aufgehört haben, im April und Mai; der Kranke leidet an Kopfweh, an Schmerz im Halse und in den Eingeweiden, allgemeiner Schwäche und Zitterfrost; die Ophthalmie raubt vielen Leuten ein Auge, manchmal aber auch das ganze Gesicht, und die Europäer sind beiden Krankheiten ebenso wohl unterworfen, wie die Eingebornen. Auch giebt es unter den Damara, wie leicht erklärlich, nur wenige sehr bejahrte Leute.

Digitized by Google

Diese verworfenen und tief stehenden Menschen lieben Musik und Tanz; sie haben aus einem Bogen eine Art Instrument gemacht, welchem sie wilde Töne abgewinnen. Sie suchen dabei die Laute verschiedener Thiere nachzuahmen und den Galopp eines Giraffen, den raschen Trab eines Zebra und das Hüpfen des Springbocks. Der Tanz besteht zumeist in mimischer Nachahmung des Gehabens der Ochsen und Schafe. Dabei wird eintönig gesungen und der Takt durch Stampfen mit den Füßen und Klatschen mit der Hand gehalten. Wer eines Andern Hütte betritt, entledigt sich zuvor der Sandalen. Der Damara schwört „bei den Thränen seiner Mutter!" derselben, welche er vielleicht mit einem Ochsenfell erstickt hat. Der Häuptling besitzt nur eine höchst eingeschränkte Gewalt über die Angehörigen seines Stammes. Der Damara ist ein arger Faullenzer; was die Weiber nicht thun, müssen seine Sclaven verrichten. Er hat Zahlwörter bis zu einhundert, aber alles Zählen, das über seine zehn Finger hinausgeht, wird ihm sehr sauer. Die Sonne, welche am Morgen aufgeht, ist eine andere, als die, welche am Abend vorher unterging.

Die Sprache der Damara hat in ihrem grammatischen Bau viel Uebereinstimmendes mit dem Sichuana und jener der Kaffern. Sie ist sehr biegsam und kann von jedem neu aufgenommenen Worte ohne Schwierigkeit Abwandelungen bilden. Als sie das Wort Brot kennen lernten, konnten sie auch leicht das Wort Bäcker bilden. Unbeholfen wird sie aber durch den Mangel an Comparativen und Adjectiven. Jedes Hauptwort hat ein Präfixum, das einen besondern Werth ausdrückt. Omu ist ein Präfixum, das Menschheit bedeutet; Otji ist ein Ding; Omondu bedeutet einfach einen Menschen; Otjimundu aber bringt zu dem Begriff Mensch noch etwas Lebloses und bedeutet — ein altes Weib. Das Präfixum des Hauptwortes, das den Satz regiert, wird durch alle declinirbaren Wörter in demselben fortgesetzt und giebt dem Ganzen das vereinigende Band. Das Vocabularium ist sehr ausgedehnt und in Allem, was auf Vieh Bezug hat, ganz ungemein reich. Aber von Tugenden weiß es nicht viel, es hat gar kein Wort für Dankbarkeit, wohl aber nicht weniger als fünfzehn Ausdrücke für verschiedene Arten niederträchtiger Betrügerei. Ein L kommt in der Sprache der Damara nicht vor, und sie können diesen Buchstaben gar nicht aussprechen, obwohl ihre Kinder, wie jene anderer Völker, das R mit dem L verwechseln. Sobald sie heranwachsen, kehrt die Sache sich um, und überall tritt das R an die Stelle des L. So nennen sie den Missionär Kolbe — Korure, einen Mann Namens Bill — Biro. Den Namen Galton machten sie sich als Bortonio mundgerecht; io ist ein Diminutivaffixum, das

Digitized by Google

Zärtlichkeit ausdrücken soll. Der Name Anderſſon brachte ſie völlig in Verzweiflung, und ſie nannten den Schweden Kabandera, d. h. Vogeltödter.

Die Damara nennen ſich ſelbſt Ovaherero, oder das fröhliche Volk. Doch werden jene im Innern, wie ſchon bemerkt, Ovapantiereu genannt, d. h. die Betrüger. Bei den Namaqua werden ſie insgeſammt als Damup bezeichnet, und daraus iſt im Munde der Urlam's und Holländer Damara geworden. Die Ghu Damup werden oft als Hügel- oder Bergdamara bezeichnet, ſie haben aber, wie wir wiſſen, gar keine Stammverwandtſchaft mit jenen, ſondern ſind die alten Eingebornen des Landes und gehören zu den Negern.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Eine Karawane aus dem Ovampolande. — Ondonga eine Getreidekammer. — Fleißige Neger. — Zuſammentreffen mit dem drei Centner ſchweren Könige Nangoro. — Seine Reſidenz. — Feſtball. — Die ſchwarzen Schönen. — Eigenthümlicher Gegenzauber. — Die Wohnungen und deren Bauart. — Nachrichten über den großen Fluß Cunene oder Rio Nourſe. — Der Mukuru-Mukovanja. — Friedlicher Charakter der Ovampo. — Ihre Lebensweiſe. — Betrachtungen über Sclaverei in Afrika. — Rückkehr Galton's und Anderſſon's nach Barmen.

Von dem trocken liegenden See Omanbonde trat Galton ſeine Wanderung nach dem Ovampoland an. Anfangs bereiteten ihm ſeine Damaraführer große Ungelegenheiten, weil ſie ihn irre zu leiten gedachten und die Richtung nicht gen Norden, ſondern nach Oſten einſchlugen. Doch wurde der gefährliche Anſchlag noch zu rechter Zeit durch einige Frauen verrathen. Jetzt gelangte man zu einem breiten Gürtel hoher Palmen, welche ähnliche Fruchtbüſchel trugen, wie die nordafrikaniſche Dumpalme. Am 17. April wurde Okambuti erreicht, das den äußerſten Punkt des Landes der Damara bildet. Zwiſchen hier und der Grenze der Ovampo liegt ein breiter Landſtrich, welchen Buſchmänner inne haben. Dieſe Entdeckung war von Intereſſe, weil man früher nicht geglaubt und nicht gewußt hatte, daß dieſelben hier ſoweit nach Norden hin vorkommen. In Okambuti blieb Galton beinahe vierzehn Tage, um auszuruhen und alle nöthigen Vorkehrungen zur Weiterreiſe zu treffen. Der Damarahäuptling des Ortes hieß Chapupa, und von ihm erfuhr man, daß Ovampokarawanen von etwa zwanzig bis

Digitized by Google

dreißig Fußgängern mit Glasperlen, Muscheln, Hassagayen und Hackmessern sich einfinden, um gegen diese Waaren Rindvieh einzutauschen. Jene erhalten sie zum Theil von Handelsleuten aus den portugiesischen Besitzungen. Am 26. April wurde wieder aufgebrochen, und bis zum Brunnen oder Wasserloch Otchikango gewandert; man hatte aber immer noch große Noth mit den Damaraführern. Ein Damara hat nicht die Fähigkeit zu verallgemeinern; er hat z. B. keinen Namen für einen Fluß im Ganzen, wohl aber eine Benennung für jede einzelne Strecke eines solchen. Swakop ist ein Namaquaname, die Damara wissen diesen Fluß nicht zu benennen. Ein Damara, welcher den Weg von A nach B und dann wieder von B nach C sehr genau kennt, vermag sich keinen Begriff von einem geraden Durchschnitt zwischen A und C zu machen; er hat kein Gesammtbild der Gegend im Kopfe, wohl aber eine unendliche Menge von örtlichen Einzelheiten, erinnert sich jedes Stumpfes oder Steines, und je kindischer etwas ist, um so leichter prägt es sich ihm ein. Wenn man ihm sagt: Ich will dort an den großen Hügel, wo das Strombett dicht am Fuße desselben hinzieht, so versteht er das gar nicht. Sagt man ihm aber: Ich will unter dem Baume schlafen, etwas seitwärts von der Stelle, wo der weiße und der schwarze Ochse lagen, als der rothe vor ihnen stand und N. N. seine Hassagaye zur Erde fallen ließ, dann weiß er sogleich genau Bescheid. Der Damara sucht seinen Weg Schritt vor Schritt und denkt nie daran, einen Cours einzuschlagen oder festzuhalten. Seine ganze Beobachtung richtet sich auf Spuren, auf Stecken und Steine, er blickt nicht rings um sich, sondern sieht auf den Boden.

Auf dem Wege nach Otchikoto sah man viele Affen und manche Buschmänner, und es war auffallend, welche angesehene Rolle bei ihnen die Frauen spielen; der Mann fragt sie bei jeder Gelegenheit um Rath, was bei den Damara nie der Fall ist. Dort traf auch die langerwartete Karawane aus dem Ovampoland ein. Diese Männer waren häßlich, ungemein muskelkräftig und sahen äußerst entschlossen aus. Sie drangen darauf, die weißen Männer sollten umkehren, benahmen sich aber dabei ganz höflich. Man sah auf den ersten Blick, daß sie eine von den Damara völlig verschiedene Race bilden, denn sie sind Neger und haben große Aehnlichkeit mit den Ghu Damup. Sie hatten den Kopf geschoren und einen Vorderzahn abgebrochen, trugen kleine vierthalb Fuß lange Bögen und eine kleine Hassagaye; auf dem Rücken hing ein Köcher mit etwa zwanzig ausgezackten und vergifteten Pfeilen, auch trugen sie ein Dolchmesser in hübsch gearbeiteter Lederscheide im Gürtel. Um den Hals hatten sie allerlei

Digitized by Google

Stränge zum Verkauf gehängt, und ein Mann trug mehrere Päckchen Waaren auf einer Stange, Körbchen mit Eisenwaaren und Getreide. Diese vierundzwanzig Ovampo standen unter einem jungen Hauptmann, und die Weißen kamen bald mit ihnen in gutes Einvernehmen. Der Capitän fragte, ob sie Regenmacher wären, und band ihnen eine Menge von Lügen auf, z. B., daß im Norden des Ovampolandes eine Gegend liege, deren Bewohner in dürren Jahren ihre Weiber fräßen. Nachher gestand er ein, daß das Alles nicht wahr sei.

Die Ovampo schlafen auf ihren Lagerplätzen nicht an einem großen Feuer oder brennenden Baumstamme, sondern sie legen Steine in mehreren Reihen nebeneinander und machen mehrere Feuer, etwa vier oder fünf in jeder Reihe, und häufen um dieselben einen Kreis von Steinen, so daß die Asche liegen bleibt und der Brand nicht auseinanderfallen kann. Sobald Alles erloschen ist, legen sie sich nieder und haben eine warme, geschützte Schlafstätte. Einige Feuer unterhält man die ganze Nacht hindurch, und die Steine werden nicht kalt. Ihre Speise bestand in Hirse, auch genossen sie Salz, was bei den Damara nie der Fall ist, denn diesen fehlt das heilsame Gewürz. Auch Galton hat sich einmal sechs Wochen ohne Salz beholfen; die Namaqua gebrauchen wenig davon, weil das Bedürfniß danach bei Völkern, welche nur von Milch und Fleisch leben, nicht eben hervortritt. Aber die Hälfte der Damara nährt sich von einer Art Erdnüssen, die sehr unverdaulich ist, nur geringen Nahrungsstoff enthält und in großer Menge genossen werden muß. Die Hottentoten an der Walfischbay leben vorzugsweise von dem obenerwähnten Narakürbis, und auch sie genießen fast nie Salz, obwohl sie dasselbe in Fülle haben. Selbst das Vieh am Swakop geht nicht an die Salzlecken.

Diese Ovamponeger können zählen, denn sie rechneten den Weißen ganz genau vor, daß ihr König Nangoro nicht weniger als 105 Frauen habe, auch zählten sie die Ochsen sehr rasch. Nachdem sie ihre Geschäfte bei den Damara beendet hatten, brachen sie am 22. Mai in Gemeinschaft der Europäer wieder nach ihrer Heimat auf. Sie schicken alljährlich vier solche Karawanen. Während der Wanderung zeigten sich die Damarafrauen in Galtons Gefolge sehr nützlich, sie haben sich überhaupt nicht viel über ihre Männer zu beklagen. Eine Damara kostet nichts, denn sie muß sich ihre Erdnüsse selber suchen, macht dem Manne seine Hütte zurecht, kocht für ihn und ist Lastträger. Sobald er sie mishandelt, läuft sie fort. Sie ist geduldig, hat aber keine besondere Neigung zu ihrem Mann oder zu ihren Kindern, und wechselt mit dem erstern fast allwöchentlich, so daß es schwer herauszubringen ist, wer heute oder morgen

Digitized by Google

oder über acht Tage ihr Ehegespons ist. Die Damarafrauen ziehen in Menge auf Speculation in's Ovampoland; bei dem Haltplatz Otui fand Galton ihrer nicht weniger als 86. Die meisten suchen Männer, andere handeln mit den früher erwähnten Leibchen von Straußeneierschale.

Am 24. Mai wurde Otchikango oder die Paviansquelle erreicht, und zwei Tage später Otchikoto, eine eimerartige Lache, gleich einer kleinern, Orujo genannt, welche die Reisenden Tags vorher gesehen hatten; jene erstere hatte wohl 400 Fuß im Durchmesser, und das Senkblei zeigte an vier verschiedenen Stellen 180 Fuß Tiefe. An diesen tiefen Teich, an welchem Buschmänner wohnen, knüpfen sich viele Sagen, und die Ovampo waren sprachlos vor Erstaunen, als sie sahen, wie die weißen Männer in dem See umherschwammen. Auch gewannen sie eine hohe Meinung von den Fremden, als sie sahen, daß die Schießgewehre derselben viel weiter reichten und sicherer trafen als die Pfeile.

Am 30. Mai führte der Weg am Grabe des Götzen Omakuru vorüber. Die Damara warfen Steine auf den Hügel und riefen dabei in singendem Tone: Tati kuru! Tati kuru! (Vater Omakuru!) Etwas nordwestlich liegt die Salzpfanne Etoscha, deren Ränder scharf begrenzt und bewaldet sind; sie ist neun Meilen breit und um ein Beträchtliches länger. Die Luftspiegelung auf ihr erscheint sehr stark. Die Ovampo wollten nicht glauben, daß ein weißer Mann Töne niederschreiben könne, und erstaunten sehr, als Galton ihnen das Gegentheil bewies. Bei einem Wettschießen blieb er mit seiner Flinte Sieger über Hottentoten, Buschmänner und Damara.

Vier Meilen nördlich von der Salzpfanne steht ein prächtiger Baum; er ist der Vater, welchem alle Damara entsprossen sind. Die Karawane machte Halt, und die Wilden hielten einen Rundtanz. Dann begann ein Gürtel von Dornengestrüpp, der plötzlich aufhörte. Und nun lag das ersehnte Land Ovampo, diese Getreidekammer, mit seinen gelben Aeckern wie ein weiter See da. Ueberall standen Bäume in Gruppen und Palmen aller Größen zerstreut; ein Theil des Landes diente zur Viehweide; man hatte die Getreideähren abgeschnitten und das Korn stehen lassen. Die Gehöfte waren eingehegt und umzäunt. Das Ganze machte den Eindruck üppiger Fruchtbarkeit, es war wie ein Land Gosen. Einer aus der Karawane, der alte Netjo, wohnte in der Nähe; er nahm Galton und Andersson mit in sein Haus, zeigte ihnen seine Vorräthe an Getreide, seine Dreschbühne und seinen Hühnerhof, und seine Frau Nummer Eins brachte Speise und Trank. Die Ernte war schon vorüber, die hohen Stoppeln wurden vom Rind-

Digitized by Google

vieh abgeweidet. Die Ovampo bauen Durra und eine Getreideart, welche dem indischen Badscherra gleicht; sie hat walzenförmige Aehren mit kleinen grauen Körnern, die aber größer sind, als jene der Hirse. Beide Kornarten wachsen bis zu acht Fuß Höhe, und die Schnitter mähen nur die Aehren ab; das Stroh bleibt, wie schon bemerkt, stehen. Jeder Landmann hat von dem Tabak, welchen er bauet, einen Antheil an den Nangoro abzugeben, denn Tabak bildet in diesem Lande das Umlaufsmittel; aber vom Korn wird keine Abgabe entrichtet. Die Felder werden vor der Einsaat mit der Hacke bearbeitet und gedüngt; man bauet auch Erbsen und Bohnen, hat aber keine bestimmte Fruchtfolge. Die Palmen hatten eine Frucht wie die Dum; Fruchtbäume waren zwar nicht in großer Menge vorhanden, aber alle so stattlich, als gehörten sie einem englischen Park an. So hat das Ovampoland erquickenden Baumschatten, welcher in jenem der Damara gänzlich fehlt.

Dieses Ondonga, Land des Kornes, denn so heißt das Land der Ovampo, bietet einen sehr gleichförmigen Anblick dar, und ein Fremder würde sich schwerlich in demselben zurecht oder herausfinden. Das Ganze erscheint wellenförmig, so daß man nirgends wieder eine weite Aussicht hat, und natürliche Landmarken, nach denen man sich richten könnte, z. B. Berge, fehlen gänzlich. Wagen kennt das Volk nicht und hat deshalb nur Fußpfade, welche durch die Getreidefelder führen. Das Gras war völlig abgeweidet, und das Rindvieh wurde nun auf die Stoppeln getrieben. Bei jedem Bauernhofe waren etwa ein halbes Dutzend Kühe und außerdem kleine Ziegen, die aber viel Milch geben. An Wasser war wenigstens kein Ueberfluß, und die Brunnen hatte man bis zu dreißig Fuß Tiefe graben müssen; doch gaben sie immer nur sehr wenig Wasser, und Galton mußte seinen Bedarf, selbst das Trinkwasser, mit Glasperlen bezahlen. Die Ovampo lebten sehr friedlich und freundlich unter einander, waren wohlgenährt und bezeigten den alten blinden Leuten, welche bei den Damara immer schlecht behandelt werden, große Fürsorge. Sie bereiten ein dünnes Süßbier aus Getreide, das nach dreitägiger Gährung recht gut schmeckt. Davon reichten die gastlichen Schwarzen den Fremdlingen dar, wie sie sich denn überhaupt sehr höflich benahmen. Alle sind Bauern, denn Ondonga hat keine einzige große Stadt.

Am 7. Juni trafen die Europäer mit dem Könige zusammen. In der Mitte einer Schaar schwarzer Männer watschelte ein fetter alter Herr daher, der beinahe ganz nackt war und kurzen Athem hatte. Dieser Mann war Seine Majestät Nangoro. Er sah die Fremden scharf an, blieb stehen und lehnte sich auf einen hübsch geschnitzten Stab, welcher eine Art von Scepter vorstellte. Gal-

Digitized by Google

ton überreichte ihm einen hübschen Bogen, der König beachtete aber denselben gar nicht, und jener setzte sich deshalb nieder und schrieb Bemerkungen in sein Tagebuch. Nach etwa fünf Minuten trat Rangoro näher heran, grunzte beifällig, gab dem Engländer einen freundlichen Rippenstoß mit dem Scepter und setzte sich dann. Er hatte einen kleinen Hofstaat um sich, dessen Angehörige allemal hell auflachten, sobald Ihre Majestät geruhten, etwas Scherzhaftes zu äußern; sie machten aber sehr ernsthafte Gesichter, wenn Weisheit von Ihren Lippen strömte. Die Geschenke wurden entgegengenommen, man legte aber auf diese Siebensachen keinen Werth, weil die Ovampo eine Ueberladung mit allerlei Putz nicht lieben; sie verlangen nur solchen, welcher der eben herrschenden Mode entspricht. Der König verlangte eine Kuh, und sie mußte ihm geschenkt werden; einen Ochsen hatte er schon bekommen. Nun kam Alles ins richtige Geleise, und als der König gesehen hatte, wie die Fremden mit ihren Schießgewehren umzugehen wissen, gab er ihnen Erlaubniß, mit seinen Unterthanen zu verkehren und zu handeln. Dann zog er mit Würde ab. Nun strömten Leute in Menge herbei, schwatzten und lachten, rührten aber nichts vom Eigenthum der Fremden an, welche sich auch durchaus nicht über Belästigung zu beschweren hatten. Alle waren lustig und recht hübsch mit Ringen und Glasperlen geputzt; daneben hatte Jeder eine kleine Büchse, in welcher sich ein Haarbüschel befindet; mit diesem bemalen oder bepudern sie sich die Haut. Die Frauen waren muntere, aufgeweckte Personen und tüchtige Arbeiterinnen; sie trugen das Haar vorne kurz, nach hinten war dasselbe fächerartig ausgebreitet. Sie sahen recht hübsch aus, ihr Gesicht war offen und heiter, aber die Züge erschienen grob und erglänzten von Butter und rother Farbe. Ueber ihre höchst verliebte Natur konnte kein Zweifel aufkommen, und manchmal standen sie in verschlungenen Gruppen, genau so wie Canova's Grazien. Den ganzen Tag über summten sie Liebeslieder und raubten den Begleitern Galtons und Anderssons alle Seelenruhe.

König Rangoro giebt an jedem Abend einen Ball, zu welchem die vornehme Welt des Ovampolandes freien Eintritt hat. Den Weißen wurde die Ehre einer Einladung. Nach Einbruch der Dunkelheit drängten sich die Gäste herbei; die meisten trugen brennende Palmenzweige als Fackeln. Im Tanzhofe saß ein Mann, welcher die Banjo oder Negerzither spielte, während ein anderer auf eine Art von Tamtam schlug. Die Tanzenden entfalteten mehr Gewandtheit als Zierlichkeit. Vierzehn Männer bildeten eine Doppelreihe und kehrten einander den Rücken zu, passirten dann trippelnd neben einander und betrachteten sich dabei sehr

Digitized by Google

ſcharf. Dann und wann ſprang Einer hervor und verſetzte einem beliebigen Andern einen herzhaften Tritt auf einen gewiſſen Körpertheil. Das war der Tanz, bei welchem ſehr viel Geſchicklichkeit aufgeboten wurde, dieſen obligaten Tritt zu geben oder ihm auszuweichen. Die Damen riefen lauten Beifall. Nachher folgte eine Promenade, bei welcher alle Anweſenden ſich in eine dichte Maſſe zuſammendrängten und im Hofe, nach dem Takte des Tamtam, einen Rundgang machten; dabei wurde der Takt mit den Füßen geſtampft. Ein dritter Tanz war für die Buſchmänner beſtimmt, welche des Königs Nangoro Leibwache bilden und einen großen Kraal in der Nähe ſeines Hofes bewohnen. Dieſer Tanz beſtand durchaus in Nachahmung der Eigenthümlichkeiten von Thieren oder Menſchen, und nachher folgte noch eine Promenade. Damit war der Ball zu Ende, bei welchem nur etwa vierzig Stück von Nangoro's Frauen zugegen waren; die übrigen mochten vielleicht zu alt ſein, um noch am Tanze Gefallen zu finden. Dieſe Königsfrauen trugen als Auszeichnung einen kupfernen Armring.

Die Ovampo ſind wie alle Schwarzen, und wie die meiſten Weißen, ſehr abergläubig; beſonders fürchten ſie, daß ein Fremder das Leben eines Mannes, mit welchem er gegeſſen hat, hinwegzaubern könne. Zum Abwenden des Unheils bedienen ſie ſich eines Gegenzaubers, der aber wechſelt, je nachdem gerade die Mode iſt. Nangoro hatte einen ſolchen erfunden, der für ſehr probat galt, gegen welchen aber der Engländer Einwendungen zu machen hatte. Der Fremde muß ſich niederſetzen, ſeine Augen ſchließen und den Kopf ſo halten, daß das Geſicht dem Himmel zugekehrt iſt. Dann tritt der Ovampo-Zauberer heran, füllt ſich den Mund mit Waſſer, gurgelt recht ſtark und ſpeiet daſſelbe dem Fremden ſehr kräftig in's Geſicht. Am Ende traf man für die Weißen ein Auskunftsmittel, indem man ihnen Butter zwiſchen beide Augen rieb, und dagegen hatten ſie nichts einzuwenden. Nangoro blieb indeſſen ſehr argwöhniſch; Galton durfte zwar im Palaſte Bier trinken, der König entfernte ſich aber dann.

Nangoro's Haus war wie ein Labyrinth. Es beſtand aus einer Menge von etwa neun Fuß hohen Pfahlwänden; dieſe umſchließen einen unregelmäßigen Kreis, der etwa dreihundert Schritte im Durchmeſſer hält. Zu dem einzigen Eingange führt ein mit Hecken eingefaßter Doppelpfad. Im Innern des äußern Kreiſes befinden ſich noch manche andere Pfahlwände; auf der einen Seite führt ein Weg zum Viehkraal, auf der anderen ein ſolcher zum Tanzhofe; andere leiten zu des Königs Gemächern, zu der Dreſchflur, den Getreideſpeichern, den Frauen- und Dienergemächern.

Eines Morgens kam Nangoro zu den Fremden, um ſich mit

Digitized by Google

ihnen zu unterhalten. Die Rede kam auch auf den „Großen Fluß," welcher vier bis fünf Tagereisen nach Norden hin entfernt war, und den Galton sehr gern besucht hätte. Dazu wollte indeß der König die Hand nicht bieten. Er erzählte, daß die portugiesischen Handelsleute, welche dorthin kommen, den Fluß niemals überschreiten, sondern daß seine Leute (die Ovampo) zu ihnen gingen und von Fährleuten, die zum Stamme der Ovapangari gehören, übergesetzt werden. Galton hatte Manches von diesem Flusse gehört, weil nicht nur viele Ovampo, sondern auch Damara denselben befahren hatten. Er fand mehrere aus Benguela entflohene Sclaven, welche alle Namen, die auf den Karten verzeichnet stehen, z. B. Kakonda, Bihe, Kinkumba ꝛc. kannten und von Häusern mit mehreren Stockwerken als von einem großen Wunder sprachen. Sie sagten, der Fluß ströme von Osten nach Westen, und zwar so reißend, daß Boote auf der Fahrt zu Berge nicht gerade aufwärts fahren, sondern von einer Seite zur andern übersetzen müssen; er sei so breit, daß wohl der Ruf eines Menschen hinüberschalle, man könne aber nicht verstehen, was er sage. Die Tiefe sei beträchtlich und Alligatoren finde man in Menge. Er fließe dem Meere zu und ende dort in einer großen Sumpflache; gleich anderen großen afrikanischen Flüssen verrinne er im Sande. In jener Lache befänden sich viele Strompferde; der Sand zwischen ihr und dem Meere sei so weich und verrätherisch, daß Menschen nicht wagen dürfen, hinüberzugehen. So weit Galton.

Anderſſon bemerkt in Betreff dieses „großen Flusses", welcher kein anderer als der Cunene oder Rio Nourse ist, folgendes: „Manches Jahr vorher, ehe wir das Ovampoland besuchten, entdeckte eine französische Fregatte die Mündung eines prächtigen Stromes, Cunene, zwischen dem 17. und 18. Gr. s. Breite. Man sandte andere Schiffe aus, um dieselbe wieder aufzufinden und den Fluß zu erforschen, seltsamer Weise jedoch konnten sie ihn nicht wiederfinden; nur Capitän Messum, der einen Kauffahrer befehligte, versicherte mich, daß er die Mündung gesehen habe. Ein Irrthum oder Mißverständniß von Seiten der Entdecker konnte nicht angenommen werden, und als wir in Ondonga nachforschten, ergab sich die Bestätigung. Ein entlaufener Sclav aus Benguela sagte uns, daß der Fluß in seinem obern Laufe (oder vielmehr ein anderer Arm) Mukuru-Mukovanja heiße; der untere Lauf werde Cunene genannt. Dieser letztere finde nicht allezeit seinen Weg ins Meer, er müsse wegen der Sandbänke einen unterirdischen Lauf nehmen; zuweilen jedoch durchbreche er diese Schranke. Die Ovampo, welche, wie schon bemerkt, des Handels wegen manchmal den Strom besuchen, sagten, am südlichen Ufer wohnten die Ovapangari,

Digitized by Google

von welchen wir einige in Ondonga sahen, und die Ovabundya. Diese letzteren, so sagten sie ferner, leben zwischen „vielen Wassern", was wohl bedeuten sollte, zwischen verschiedenen Armen und Zuflüssen des Stromes. Die eben genannten Stämme und manche andere jener Gegend scheinen in Sprache und Sitten große Aehnlichkeit mit einander zu haben; von den Damara werden sie alle als Ovampo bezeichnet. Diese Hirten bezeichnen mit jenem Ausdrucke alle seßhaften Völker, welche Ackerbau treiben." Galton fügt noch hinzu, daß die portugiesischen Händler zuweilen mit Pferden kommen; sie bringen Branntwein, Glasperlen, Hassagayen ꝛc. und tauschen dafür Elfenbein und Rindvieh ein. Europäer sind sie auf keinen Fall, weil die Ovampo, welche mit ihnen verkehrt hatten, nie zuvor Menschen mit weißer Haut und schlichtem Haar gesehen hatten. Nangoro war gar nicht zu dem Glauben zu bekehren, daß überhaupt irgend ein Land ausschließlich von weißen Menschen bewohnt sei. Es war sehr zu beklagen, daß dieser Negerkönig bei einem Mistrauen beharrte, das seinen Grund in barbarischem Aberglauben hatte. Er ging nie frei mit der Sprache heraus, und auch jene Ovampo, mit welchen die Fremden einigermaßen vertraut geworden waren, zeigten sich bald schweigsam. Der König blieb bei dem Wahnglauben, daß die Weißen ihm sein Leben hinwegzaubern könnten, und ließ ihnen endlich, am 13. Juni, kund thun, daß sie die Rückreise anzutreten hätten. Nicht einmal eine Art von Krone, wie Theaterkönige sie tragen, und in welcher der drei Centner schwere Besitzer von mehr als hundert Frauen sich gefiel, hatte ihn zu Gunsten der Männer umstimmen können, welche ihm ein solches Kleinod geschenkt. Vielleicht hätten die Dinge eine andere Wendung genommen, wenn Galton nicht so hartnäckig gewesen wäre, die ihm angetragene Hand der Prinzessin Chipanga zu verschmähen!

Anderssson und Galton stimmen überein im Lobe der Ovampo. Sie schildern dieselben als ein streng rechtschaffenes Volk; Diebstahl ist ihnen ein Abscheu; ein Dieb wird vor den König gebracht und zu Tode gespeert. In den verschiedenen Theilen des Landes sorgen Beamte dafür, daß Alles ordentlich zugehe. Ohne ausdrückliche Erlaubniß der Europäer rührten die Leute nicht das Geringste an; und diese konnten Alles ruhig liegen und stehen lassen und sicher sein, daß ihnen nichts entfremdet wurde; ja nach der Abreise schickte man ihnen sogar einige Kleinigkeiten, welche sie vergessen hatten, durch Boten nach. Im Namaqua- und Damaralande hingegen sind Raub und Diebstahl an der Tagesordnung. Bei den Ovampo giebt es keine armen Leute; sie haben große Anhänglichkeit an ihr Land und ein starkes Nationalgefühl. Die

Digitized by Google

Frage, unter wie vielen Häuptlingen sie ständen, erschien ihnen beleidigend, und sie antworteten: „Wir erkennen nur einen einzigen König an," und mit einem Lächeln, das Verachtung ausdrückte, fügten sie hinzu: „Wenn ein Damara ein paar Kühe besitzt, glaubt er schon ein Häuptling zu sein." Die Ovampo sind auch gastfrei; sie genießen zumeist Pflanzenkost. In Bezug auf geschlechtlichen Verkehr haben sie freilich andere Begriffe als die Europäer, und Vielweiberei ist allgemein; doch hat eine unter den Frauen immer den höchsten Rang, sie ist Hauptfrau. Weiber sind wie eine Waare; der Arme kauft eine Frau für zwei Ochsen und eine Kuh, der Wohlhabende muß vielleicht das Doppelte geben; nur der König braucht keinen Kaufpreis zu zahlen, weil die Ehre der Verwandtschaft mit ihm mindestens so viel werth ist, als einige Ochsen. Den Thron erbt der Sohn seiner Hauptfrau; in Ermanglung eines solchen Sohnes erbt die Tochter dieser Frau, und zu Nangoro's Nachfolgerin war dieselbe Prinzessin Chipanga bestimmt, welche so gerne Herrn Galton geheirathet hätte.

Auf religiöse Erörterungen ließen sich die Ovampo nicht ein; sie brachen sogleich das Gespräch ab und sagten: „Husch!" Ihre Wohnungen umgeben sie, wie schon bemerkt, mit einer Pfahlwand. Den Häusern selbst konnte der Engländer keinen Geschmack abgewinnen; er fand sie lächerlich klein. Sie sind kreisrund, haben nur 5 ½ Fuß Durchmesser, 3 Fuß Höhe und dann noch ein kegelförmiges Dach. Die Thür ist zwei Fuß hoch und anderthalb Fuß breit. Nangoro schlief in freier Luft unter einem Dache, weil er viel zu fett war, um in eine Hütte kriechen zu können. In jeder wohnt eine Familie beisammen; Nachts wird eine Matte vor die Thüröffnung gehängt und ein Feuer angezündet. Dabei befinden sich die Leute ganz behaglich. Aller Hausrath ist sehr sauber; ihre Dolchmesser sind hübsch gearbeitet, haben hölzernen Griff und stecken in hölzernen Scheiden, die zuweilen mit viereckig geschlagenem Kupferdraht bezogen sind. Man findet im Ovampolande viel Kupfer. Die Eisenschmiede haben einen Blasebalg, welcher dem Accordion gleicht. In der Wundarzneikunst sind die Ovampo sehr unerfahren. Krankheiten kommen selten vor, mit Ausnahme leichter Fieber, Augenkrankheiten, die häufig sind, und Magenleiden.

Indem Galton bemerkt, daß er diesem häuslichen und gutherzigen Volke das Beste wünsche, fügt er hinzu: „Wenn Afrika civilisirt werden soll, so zweifle ich nicht, daß das Ovampoland dafür einen wichtigen Ausgangspunkt bilden wird. Es ist gesund und muß vom Meere her zugängig sein. Für das gesunde Klima im Süden des Cunene übernehme ich die volle Bürgschaft, und

Digitized by Google

die Portugiesen behaupten, daß das nördliche Ufer ebenso gesund sei. Hier würden Missionäre einen geeigneten Wirkungskreis finden. Die Ovampo haben unendlich mehr Ansprüche auf ihre Fürsorge als die Damara; wir finden bei ihnen über manche Dinge geläuterte moralische Begriffe, und sie fragen und beobachten. Man könnte bei ihnen mit leichter Mühe festen Fuß gewinnen, da man nicht mit einer Unzahl von Häuptlingen, sondern nur mit einem Könige zu thun hat."

Sclavenhandel treiben sie nicht, aber in Afrika ist es schwer, die Grenze zwischen Dienstbarkeit und Sclaverei ausfindig zu machen. Bei Hottentoten und Damara besteht die Sclaverei. Unter den Ovampo dienen viele Damara als Viehhirten, und Buschmänner bilden eine Art von stehendem Heer; beide bilden keine unabhängige Menschenklasse. Der Ovampo blickt auf den Damara mit großer Verachtung hinab, und nie wird eine Ovampo einen Damara zum Manne nehmen; das Umgekehrte dagegen ereignet sich oft. Die Buschmänner scheinen unter den Negerstämmen naturalisirt zu sein, und in den Grenzgegenden sind sie nach Norden hin bis unter den Breitengrad von Kakonga hinauf frei und unabhängig. Von den Ghu Damup fanden die Reisenden im Ovampolande keine Spur mehr. Die Damara, Ghu Damup und Buschmänner drängen sich in vielen Fällen dazu, Sclaven zu werden, und flehen darum. Man nimmt einen Diener und findet, daß man Herr eines Sclaven geworden ist. Diese Leute haben gar keine Ahnung von persönlicher Würde und Unabhängigkeit, sie folgen dem Herrn wie ein Hund; Rachgefühl ist eine sehr vorübergehende Leidenschaft bei ihnen und macht der Bewunderung vor dem Unterdrücker Platz. Der Damara liebt auf der Welt gar nichts, er kann nur bewundern und fürchten, und scheint recht eigentlich für die Sclaverei geschaffen zu sein. Von den Missionären sagen sie: „Die sind klug aber schwach;" die Namaqua jedoch, und Leute wie Jonker Afrikaner, von denen sie beraubt und ausgerottet werden, stehen bei ihnen in der größten Hochachtung.

In Afrika werden Menschen „weggegeben"; damit verhält es sich in folgender Weise. Ein Neger hat eine Zeit lang in eines Andern Dienste gestanden; nun betrachtet er sich als dessen Eigenthum, und ist froh, daß er nicht mehr dafür zu sorgen braucht, was er heute oder morgen thun soll; er ist so träge, daß er gar nicht mehr ohne einen Herrn sein und leben mag, die Unabhängigkeit würde so schwer auf ihn drücken, daß er sie gar nicht mehr ertragen kann; er muß Jemand haben, der ihn unterhält und lenkt. Braucht nun der Besitzer einen solchen Menschen nicht mehr,

Digitized by Google

so giebt er ihn einem Andern, und der Wilde ist ohne Weiteres damit zufrieden. Einen solchen Mann erhielt Galton vom Missionär Hahn.

Am 15. Juli verließen die Reisenden des Königs Nangoro Dorf und trafen am 4. August wieder in Barmen ein. Die Reise hatte fünf Monate in Anspruch genommen. Die Hinreise von Schmelens Hoffnung bis zu Nangoro erforderte 50 Reisetage, die Rückreise 48; diese letztere betrug 462 englische Meilen oder 168 Wegstunden.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Anderssson's Reise über Tunobis zum Ngami-See. — Die traurige Lage der Missionen im Lande der Urlam's und Damara. — Ghanze. — Kobis. — Eindrücke am See. — Dessen Umfang und Beschaffenheit. — Der Tioge als dessen Zufluß und der Zouga als der Abfluß. — Betrachtungen über den Mukurn-Mukovanja. — Der Plan, auf dem Tioge bis Libebe vorzudringen, wird vereitelt. — Rückkehr zu den Batoana am See. — Charakter und Sitten dieses Volkes und der Bayeiye. — Die Bavicko. — Schluß.

Nachdem die Wanderer einen Zweck ihrer Reise erreicht hatten, machten sie im Herbst 1851 den Versuch, vom Westen her bis zum Ngami-See vorzudringen. Sie zogen von Eickhams, einer nun verfallenen Mission am Swakop aus, im Norden der Kalahariwüste, und gelangten nach vielen Schwierigkeiten bis Tunobis, das auch Otjombinde genannt wird. An diesem Punkte, welcher Galton's Bestimmungen zufolge auf 21 Gr. 55 Min. südl. Br. und ebenso auf 21 Gr. 55 Min. östl. L. liegt, mußten sie wieder umkehren. Sie erfuhren von den dortigen Buschmännern, daß in jener Jahreszeit ein Vordringen bis zum See platterdings unmöglich sei, da man auf einer Strecke von vier großen Tagereisen auch nicht einen einzigen Tropfen Wasser finde. Es blieb also keine andere Wahl als umzukehren, und die Rückreise bis zur Walfischbay wurde ohne erhebliche Unfälle gemacht. Es fügte sich, daß gerade ein Schiff aus Europa angekommen war, welches allemal nach einem Zwischenraume von zwei Jahren allen nöthigen Bedarf für die Missionäre jener Region bringt. Galton benutzte diese Gelegenheit nach Europa zu fahren, wo er seine Entdeckungen bekannt machte und von der geographischen Gesellschaft zu London mit der goldenen Denkmünze belohnt wurde. Anderssson dagegen blieb im Caplande und gab seinen Plan nicht auf, unter

Digitized by Google

günstigeren Umständen den Ngami-See zu erreichen. Auch hat er ihn glücklich ausgeführt.

Wir ersehen aus den Erlebnissen und Schilderungen beider Reisenden, daß die Missionen jener Gegend sich in großer Bedrängniß befanden, und daß die Ergebnisse, welche sie erreicht hatten, so gut wie gar nicht der Rede werth sind. Man hatte von den Erfolgen derselben auch in Deutschland übertriebene Erwartungen, man hat sich darüber zum tausendsten Male getäuscht und große Summen nach Afrika geworfen; das Resultat ist aber gleich Null. Freilich werden dadurch die Menschen sich nicht abhalten lassen, immer wieder von vorne anzufangen; Sendboten, deren Aufopferungsdrang und Ausdauer über alles Lob erhaben ist, werden fortfahren, sich in hoffnungslosen Arbeiten bei jenen Wilden abzumühen, und man wird an dem Glauben festhalten, daß künftig und vielleicht die Ausdauer doch wohl noch irgend ein Resultat bringen könne. Wir ehren das Alles, theilen aber jenen Glauben nicht im Mindesten, weil unsere ethnologischen Zweifel einen solchen nicht aufkommen lassen.

Anderſſon fand die Mission Eickhams in völligem Verfall; jene an Elephants Fountain (zwischen 23 und 24 Gr. südl. Br., 19 Gr. östl. L.) hatte des ungesunden Klima's halber aufgegeben werden müssen, und die dortigen Ghu Damup waren Heiden geblieben. Das oft erwähnte Scheppmannsdorf war vom Kuisip, der plötzlich einmal Hochwasser brausend hinabgewälzt hatte, fortgeschwemmt worden. Die Namaqua verwüsteten weit und breit umher Alles, und auch die Missionäre durften ihr Leben nicht mehr für sicher halten. Richterfeld war von jenen Wilden schon einmal überfallen worden, und die Missionäre Rath und Schöneberg konnten von Glück sagen, daß sie nicht erschossen oder abgeschlachtet wurden. Als Rath den Namaqua Vorstellungen über ihre Grausamkeit machte, wurde er von ihnen ausgepeitscht und ein neben ihm stehender Damara erschossen. Auch die Missionäre Hahn und Kleinschmied vermochten gar nichts über Jonker Afrikaner; er sagte ihnen, die Missionäre möchten sich fortscheren, sie hätten dort im Lande nichts zu schaffen.

Anderſſon hatte diesmal eine passendere Jahreszeit gewählt. Schon in der Mitte des Junius befand er sich an dem bereits erwähnten Punkte Tunobis, und erreichte nach einigen Tagereisen Ghanze (zwischen 21 u. 22 Gr. südl. Br., 22 Gr. östl. L.). Das Wort bedeutet: sehr groß und doch sehr klein. Darin scheint ein Widerspruch zu liegen und doch paßt der Ausdruck. „Sehr groß" will sagen, daß die Feuchtigkeit des Bodens auf einer großen Fläche viel Wasser andeutet, während die wirklich vorhandene

Digitized by Google

Wassermenge doch nur sehr gering ist. Ghanze ist eine öde, traurige Stelle, eine große Einsenkung, die mit kleinen Steinen übersäet ist; an der einen Seite erhebt sich eine drei bis fünf Fuß hohe Kalksteinwand und ringsum steht Dorngestrüpp, durch welches sich Elephanten und Rhinoceronten Pfade zum Wasserloche getreten haben. Dieser Punkt war schon 1852 und 1853 von dem englischen Jäger Moyle besucht worden.

Von Ghanze führte der Weg über Kobis (3879 Fuß über dem Meere), wo Wasser in hinreichender Menge war, und dann über dünnen Sand und Dorngestrüpp. Unterwegs traf Anderſſon mit einigen Betschuana zusammen, welche ihn zu ihrem Häuptlinge Lecholetebe geleiten wollten. Zu diesem hatte Anderſſon einen seiner eingebornen Begleiter vorausgesandt, um sich bei diesem Herrscher am See, welcher dem Betschuanastamme der Batoana gebietet, anmelden zu lassen. Er übernachtete in einem dichten Rohrdickicht, aus welchem riesige Baobabs von sechzig Fuß Umfang hervorragten; am andern Tage kam er in eine leicht gewellte Gegend, und endlich, nachdem er einige sich lang hinstreckende Sandhügel überschritten hatte, lag ein großes Wasserbecken vor ihm. Es war der Ngami-See. Der Reisende fühlte sich nun, da er ein so lang ersehntes Ziel vor sich sah, dermaßen ergriffen, daß er absteigen mußte; alle seine Pulse klopften, sein Herz preßte sich zusammen, und er mußte sich an einen Baum stützen, um nicht umzusinken. Nachdem er sich gesammelt, ging er an den See, welchen er nach anderthalb Stunden erreichte. Nun fühlte er sich etwas enttäuscht; seine Erwartungen waren vielleicht zu hoch gespannt gewesen, oder andere Reisende haben jenes Wasserbecken unter günstigeren Verhältnissen und zwar vom östlichen Ufer aus gesehen. Jetzt hatte der See niedrigen Wasserstand und war an der Stelle, wo Anderſſon ihn zuerst sah, ungemein seicht; zu dem bitter und sehr unangenehm schmeckenden Wasser war nur an wenigen Stellen der Zugang möglich; denn sonst lag überall tiefer Schlamm, oder es stand dichtes Rohrgebüsch weit hinein.

Wir vervollständigen hier, nach Anderſſon, unsere früheren Angaben über den See, welcher bei den Eingebornen verschiedene Namen führt. Sie bezeichnen ihn als Inghabe, d. h. Giraffe; als Noka na Botletle, d. h. Botletle-See; Noka na Mokoron, d. h. See der Boote, und als Ngami, d. h. die Wasser. Er bleibt ein recht hübscher Wasserspiegel, obwohl seine Ausdehnung überschätzt worden ist, indem man die Länge auf 100, die Breite auf 16 Meilen angab. Schwerlich hat ein Weißer ihn umgangen, die Ufer sind niedrig, und vielleicht haben Manche die Länge und Breite mit einander verwechselt. Wahrscheinlich beträgt

Digitized by Google

sein Umfang nicht über sechszig oder siebenzig geographische Meilen, die Breite im Durchschnitt sieben und an den breitesten Stellen neun Meilen. In der Mitte ist er am schmalsten, während er nach beiden Enden ausbauscht; deshalb hat man wohl auch seine Gestalt mit einer Brille verglichen. Das nördliche Ufer ist niedrig und sandig, ohne Busch oder Baum, und erst etwa eine Meile vom Wasser entfernt beginnt der Pflanzenwuchs, in welchem die afrikanische Akazie vorwaltet. Das Südufer ist hoch, und das Wasser dermaßen mit einem dichten Gürtel von Schilf und Binsen eingefaßt, daß man nur an einigen wenigen Stellen zu demselben gelangen kann. Offenbar hat der Ngami mehr als einmal beträchtliche Veränderungen erlitten. Die Eingebornen zeigten manche, nun längst mit Vegetation überzogene Stellen, wo sie einst das Flußpferd gespeert hatten. „Ich glaube nicht, daß man ein Emporheben oder Sinken des Landes annehmen dürfe; wahrscheinlich hatte der See auch früher seinen gegenwärtigen Umfang; allein es mag plötzlich einmal eine ungewöhnlich starke Fluth aus dem Innern eingeströmt sein, welche aber wegen der flachen Beschaffenheit des Landes nicht so rasch abziehen konnte, als sie eingedrungen war; so erhielt das Wasser einen ungewöhnlich hohen Stand, der lange anhielt und den Pflanzenwuchs zerstörte."

„Während wir den See beschifften, gingen wir jeden Abend ans Land und zogen die Nachen so weit ans Ufer, als der seichte Wasserstand erlaubte, vielleicht zweihundert Schritte weit vom trockenen Lande. Ich machte den Bootsleuten Vorwürfe, daß sie für unsere kleine Flotte nicht besser Sorge trügen; sie entgegneten aber, es sei keine weitere Vorkehrung nöthig, weil das Wasser (welches schon zu ebben begonnen hatte) bald zurückweichen und die Kähne auf dem Trockenen lassen würde. Am Tage hatte ein frischer Wind geweht, in der Nacht war ruhiges Wetter eingetreten, und am andern Morgen standen die Nachen auf trockenem Boden. Um neun Uhr hatte dann das Wasser wieder seinen gewöhnlichen Stand erreicht." Anderssson scheint für den Ngami-See eine Art von Ebbe und Fluth durch Einwirkung des Mondes anzunehmen, bringt aber dafür keine Beweise vor.

Der See empfängt an seinem nordwestlichen Ufer den Tiogefluß, der nicht viel über vierzig Yards breit, aber sehr tief ist und bei hohem Stande eine beträchtliche Wasserfülle hat. Im Juni, Juli, August und manchmal noch etwas später tritt er aus den Ufern. Seine Quelle ist noch unbekannt, mag aber in beträchtlicher Entfernung liegen, wie Anderssson vermuthet auf demselben Tafellande, auf welchem der Coanza entspringt. Seine Hauptrichtung ist südöstlich, aber der Lauf dermaßen geschlängelt,

Digitized by Google

daß der Schwede nach einer Bergfahrt von dreizehn Tagen in gerader Richtung nur einen einzigen Breitengrad zurückgelegt hatte. Er ist schiffbar, und hatte nur an drei Stellen weniger als fünf Fuß Tiefe. Freilich hatte er damals volles Wasser.

Seinen Ausfluß hat der See, wie wir schon früher ausführlich nach Livingstone geschildert, in einem hübschen Strome, dem Zouga oder Dzuga, der bei der Stadt des Batoanahäuptlings, wo er den See verläßt, etwa 200 Yards breit ist und eine sanfte Strömung hat. Einige behaupten, daß einmal im Jahre der Dzuga in den See zurückgedrängt werde, und zwar vermittelst eines Delta- oder Zweigarmes des Tioge, welchen sie den Dzo nennen, und daß auf solche Weise der Tioge zwiefach in den See falle, nämlich an der nordwestlichen und an der östlichen Seite. Doch müßte die Richtigkeit einer solchen Annahme erst noch bewiesen werden. Der Dzuga fließt etwa 300 Meilen weit in östlicher Richtung und verliert sich dann, wie wir früher schon erwähnten, im Sande und in einer großen Sumpflache. Der Pflanzenwuchs an seinen Ufern wird als sehr üppig geschildert.

Bekanntlich sind alle Speculationen über den Lauf der Ströme im Innern Südafrika's sehr gewagt, und man darf sich auf keine einzige verlassen, bevor nicht Reisende an Ort und Stelle das Nähere erforschen.

Wir haben in früheren Kapiteln gesehen, welchen zum Theil gewiß sehr übertriebenen und lustigen Muthmaßungen über Entwickelung und Zusammenhang der Stromsysteme Livingstone sich hingegeben hat. Auch Anderssson stellt eine Annahme auf, die wir nicht übergehen wollen. Zwei Tagereisen westlich vom Tioge sollen zwei Flüsse vorhanden sein. Der eine ist ein kleiner Arm des Tioge, der sich bald im Wüstensande verliert. Der zweite ist größer, indeß in seiner Quellgegend nur periodisch. Er wird aber in seinem weitern Laufe durch Quellen gespeist, und wird so zu einem nie versiechenden Wasser, zu einem großen Strome, der durch das Land mehrerer schwarzen Völker fließt und zuletzt ins Meer mündet. So berichten Griquas, welche auf der Elephantenjagd weit vordrangen. Diese Ansichten fand Anderssson im Lande der Ovampo theilweise bestätigt; die Einwohner erzählten, wie wir an seinem Orte ausführlich gemeldet, von einem Strome, der immer Wasser hat, dem Cunene, der nur vier bis fünf Tagereisen entfernt lag; sie fügten hinzu, derselbe könne aber nicht verglichen werden mit einem Flusse, Mukuru Mukovanja, der aus dem Ovatjonalande (jenem der Betschuana) komme und von welchem der Cunene nur ein Arm sei. Diese Angaben wurden von den Ghu Damup bestätigt. Während der ersten mislungenen Ver-

Digitized by Google

suche, als Galton und Anderſſon bei Turnobis umkehren mußten, erzählten die Buſchmänner von einem großen Fluß im Norden, der aus dem Lande der Betſchuana komme und nach Weſten ſtröme. Noch ein anderer aber kleinerer Fluß komme aus derſelben Gegend, verliere ſich aber in Sand und Sumpf. Anderſſon folgert aus dem Allem, daß man das Vorhandenſein eines großen, wahrſcheinlich ſchiffbaren Fluſſes annehmen müſſe und eine Waſſerverbindung vom weſtlichen Meere bis in die Nähe des Ngami-Sees möglich ſei. Den Cunene hat Anderſſon 1859 wirklich erreicht.

Es lag in Anderſſons Abſicht ſo weit als möglich in nordweſtlicher Richtung vorzudringen und Libebe zu erreichen, den Hauptort des Stammes Bavicko. Allein die Begleiter, welche er gemiethet hatte, waren nur verpflichtet, ihm bis zum Ngami-See zu folgen, und wollten nicht weiter gehen; es blieb ihm alſo nichts übrig, als den Waſſerweg zu wählen. Es lag im Intereſſe des Häuptlings Lecholetebe, den Fremden nicht weiter landeinwärts dringen zu laſſen. Nichtsdeſtoweniger verſprach er, demſelben behülflich zu ſein und Nachen herbeizuſchaffen. Eine ſolche Willfährigkeit erſchien unter den obwaltenden Umſtänden verdächtig, und ſpäterhin zeigte ſich auch, daß der Betſchuanahäuptling es darauf angelegt habe, den Europäer zu hintergehen. Doch war es immer ſchon ein Gewinn, den Tioge zu beſchiffen, auf welchem früher nie ein weißer Mann das Ruder geſchwungen hatte. Der Nachen, in welchem Anderſſon fuhr, beſtand in einem ausgehöhlten Baumſtamme von zwanzig Fuß Länge, welchen Ruderer vom Stamme der Bayeye raſch und gewandt fortbewegten. Auf dem See wagen ſie ſich freilich niemals weit vom Ufer hinweg, ſo daß der Reiſende zwei Tage bedurfte, um vom Dzuga über den See bis an die Mündung des Tioge zu gelangen. Dieſen fuhr er hinan. Anfangs gewährten die Ufer, welche zum Theil weit landeinwärts überſchwemmt waren, einen einförmigen Anblick, aber am vierten Tage wurden die Ufer höher und von da an trat ein ſehr üppiger Pflanzenwuchs auf. Fächer- und wilde Dattelpalmen ſtanden neben Mimoſen mit ſchwarzen Stämmen, blattreiche Sycomoren neben den zierlichen Moſchoma mit dunkelm Laube. Auch mangelte es nicht an wohlſchmeckenden Früchten, hin und wieder war die landſchaftliche Gruppirung über alle Beſchreibung herrlich. Aber ſobald in dieſer reizenden Gegend das Hochwaſſer abläuft, bleiben mörderiſche Fieber zurück. Das Thierleben trat in üppiger Fülle auf. Ununterbrochen ſah der Schwede Rhinoceronten, Flußpferde, Büffel, Saſſabays, Hartebeeſte, Pallahs, Leches und andere Antilopen, und die Jagd gewährte reichlich Nahrungsmittel für die aus fünfzig bis ſechszig Männern beſtehende Reiſegeſell-

Digitized by Google

schaft. Dann und wann ließ sich auch der Kudu blicken, die zierlichste, anmuthigste und zugleich stärkste aller Antilopen, welche auch im Lande der Damara angetroffen wird und deren Lieblingsaufenthalt steinige, buschbewachsene Hügelabhänge bilden. Ihr Fleisch ist vortrefflich und das Mark der Knochen gibt den größten Leckerbissen. Die Haut ist dünn, außerordentlich biegsam und wird sehr gesucht.

Neun Tage lang fuhr Anderssson den Hauptarm des Tioge hinauf, dann verließ er ihn und steuerte in den Omoroanga Bavarra, eine der vielen Abzweigungen, welche bei Hochwasser von jenem auslaufen und bald wieder mit ihm sich vereinigen. Die Fahrt war sehr lästig und die Schiffer verloren mehrmals den Weg. Lecholetebe hatte dem Reisenden zwei Nachen zur Verfügung gestellt; die Bootsleute luden aber so vielerlei ein, daß der Schwede keinen Platz fand. Er mußte in einer Gegend, wo Sümpfe, Teiche, Bäche und Schlammlöcher aufeinander folgen, stets im Nassen waten, bald schwimmen und bald bis an den Hals im Wasser gehen. Länger als einen Monat wurde ihm der Leib nicht trocken. Endlich, nach zwölftägiger Reise erreichte er das große Dorf, in welchem der Oberhäuptling der Bayeiye wohnte. Es lag an einer reizenden Stelle auf einer kleinen Insel unter Fächerpalmen. Dieser Häuptling sollte, Lecholetebe's Andeutungen zufolge, den Reisenden mit anderen Booten und Ruderern versorgen; allein der Häuptling hatte, sammt allen männlichen Bewohnern, bis auf einen einzigen, den Ort verlassen, angeblich um den Hippopotamus zu jagen. Die Leute kamen auch nach Ablauf einiger Tage nicht zurück, und am Ende brachte Anderssson in Erfahrung, daß Lecholetebe gar keinen Befehl ertheilt habe, ihm Kähne und Ruderer zu geben. Auch konnte er keinen Führer bis Libebe erhalten, und mußte deshalb, mit Erbitterung im Herzen, wieder umkehren.

Anderssson schildert die Wilden, mit welchen er in der Seegegend in Berührung kam, schärfer und mit weniger Zurückhaltung als Livingstone, und wir wollen einige Züge hervorheben, durch welche das früher entworfene Bild vervollständigt wird. Die Batoana sind Wilde unverschämtester Art, und ihr Häuptling Lecholetebe war ein abgefeimter Taugenichts. Sie bilden einen Stamm der Betschuana, und sind vielleicht erst vor einem halben Jahrhundert an den See als Eroberer gekommen, wo sie die Eingebornen zu Sclaven machten. Diese letztern sind Bayeiye, d. h. Männer. Die Regierung ist zugleich monarchisch und patriarchalisch, dabei verhältnißmäßig mild; jeder Stamm hat seinen Häuptling, der seine Würde erbt. Seine Gewalt wird durch die

Digitized by Google

Aeltesten controlirt. Daß Vielweiberei und Beschneidung üblich sind, haben wir schon früher ausführlich erörtert. List und Doppelzüngigkeit gelten für verdienstlich; Rachsucht schlägt allgemein vor, und jeder Betschuana, vom König bis zum Sclaven, ist ein unverbesserlicher Dieb; ihre Raubsucht kennt keine Schranke, sie suchten Andersson das Hemd vom Leibe zu stehlen; sie stahlen Messer, Gabel, und Fleisch aus dem Topfe. Sie nahmen ihm ferner einen Beutel mit 40 Pfund Schrot, und als der Schwede sich darüber bei Lecholetebe, der freilich selbst ein Erzgauner ist, beklagte, lachte der würdige König hell auf und sagte, gegen dergleichen könne er nichts machen, er werde von seinen eigenen Verwandten bestohlen; aber der Weiße möge jeden Dieb an den ersten besten Baum hängen. Die Männer schnupfen Tabak, den sie mit Asche versetzen, damit er recht scharf beiße und Thränen hervorpresse, die Frauen rauchen gern. Der Mann geht auf die Jagd und melkt die Kühe, alle übrige Arbeit ist den Weibern zugetheilt.

Auf der Strecke von der Elephantenquelle bis in die Nähe des Ngami-Sees, also vom 19. bis beinahe zum 23. Grad östl. Länge, streifen Buschmänner umher; am südlichen und östlichen Ufer des Sees wohnen die Batoana; im Norden des Sees, zu beiden Seiten des Tioge, die Bayeiye; nordwestlich von diesen die Matsanyana, gleichfalls am Tioge, und noch weiter nordwestlich die Bavicko, deren Hauptort Libebe ist.

Die Bayeiye wurden, wie wir wissen, von den Betschuana unterworfen. Cooley meint, sie seien vom Westen her in die Gegend am See gekommen, und Anderssons Meinung zufolge sind sie mit den Ovampo und den Ghu Damup nahe verwandt. Aber er sagt auch wieder, ihre Sprache sei jener der Ovaherero sehr ähnlich, d. h. jener der Damara, habe daneben einige Verwandtschaft mit Mundarten, die an der Ostküste gesprochen werden, und drei Schnalztöne, welche an jene der Hottentoten erinnern. Sie sind heitern Gemüths und bei vollem Fleischtopf und einer Pfeife Tabak seelenglücklich, dabei aber Lügner und Diebe, argwöhnisch und betrügerisch. Natürlich haben sie auch Vielweiberei, lieben den Tanz, bei welchem sie die wilden Thiere nachahmen, und haben als Waffe nur den Wurfspeer. Sie lieben starke Getränke und verstehen eine Art Bier zu brauen. Früher besaßen sie Rindviehheerden, welche ihre Bezwinger ihnen genommen haben; nun sind ihnen bloß Ziegen und Hühner geblieben. Ihren Lebensunterhalt gewinnen sie ohne große Mühe dem sehr fruchtbaren Boden ab. Auch wachsen viele wilde Fruchtbäume, die Jagd giebt ihnen reiche Ausbeute und der Fischfang ist ergiebig. Ihr Land ist ungesund und das Fieber rafft selbst die Eingebornen in Menge fort.

Digitized by Google

Die Bavicko wurden unserm Reisenden von Griquas, welche deren Land besucht hatten, als ein fleißiges und rechtschaffenes Ackerbauvolk geschildert. Ihre Kleidung sei jener der, früher schon erwähnten, handeltreibenden Moviza ähnlich, auch verstehen sie das Eisen zu verarbeiten und Libebe ist Mittelpunkt für einen ausgedehnten Binnenhandel. Bis dorthin kommen Mambari aus den portugiesischen Besitzungen und bringen blauen und gestreiften Kattun, eine Art Wollenzeug, Glasperlen und sogar Hornvieh. Auch Ovapangari und Ovapanyama, vom linken Ufer des Cunene, kommen als Handelsleute nach Libebe, dessen Bewohner auch mit den Batoana und den Makololo in Verbindung stehen.

Südafrika wird noch lange Zeit ein gelobtes Land für abenteuerliche Nimrode bleiben, die sich nicht scheuen ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Wir haben in frühern Kapiteln dann und wann einige Jagdgeschichten erzählt, welche einen Beitrag zur Charakteristik der südafrikanischen Thierwelt geben. Wie reich selbst die Wüste erscheint, geht aus der einen Thatsache hervor, daß Galton und Anderssson während ihres kurzen Aufenthalts zu Turnobis nicht weniger als 30 Rhinocerosten erlegten, Anderssson schon in einer einzigen Nacht binnen fünf Stunden acht dieser Riesenthiere und außerdem noch manches andere Stück Wild.

Aber der Entdeckungsreisende in Afrika vermag nichts ohne die Ausdauer eines Kameels und den Muth eines Löwen.

Wir wollen hier noch hinzufügen, daß Livingstone im März 1858 eine neue Reise nach dem Innern Südafrika's angetreten hat. Am 30. Juni fuhr er mit einem Dampfer den Sambesi hinauf und dann einen Zufluß desselben, der von Norden her kommt, den Schire. Dann ging er zu Lande nach dem Schirwa-See, welchen vor ihm noch kein Europäer besucht hatte. Er ist nur durch einen schmalen Streifen Landes von dem Nyanja oder Nyassa-See getrennt, aus welchem jener Schire abfließt. Daß Anderssson bis an den Cunene gelangte, haben wir schon oben erwähnt.

Digitized by Google

Siebentes Buch.

Die Insel Madagaskar.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Weltlage der Insel. — Die Küsten und das Klima. — Erzeugnisse des Pflanzen- und Thierreichs. — Die Provinzen und die verschiedenen Völkerschaften.

Mit vollem Rechte bezeichnet man die Insel Madagaskar als Königin des indischen Oceans. Sie hat einen Flächeninhalt von mehr als neuntausend Geviertmeilen, und eine Länge von etwa zweitausend deutschen Meilen und wird vom Festlande Afrika's durch den vierzig Meilen breiten Kanal von Mosambik getrennt. Die mascarenische Insel Mauritius ist 142, Bourbon (Reunion, Napoléon) nur 112 Meilen entfernt.

Dieses prächtige, fast ganz innerhalb der Wendekreise liegende Eiland hat Afrika gegenüber eine ähnliche Lage, wie England zu Europa. Es beherrscht, am Eingange des indischen Meeres, die Fahrt um das Vorgebirge der guten Hoffnung, den Kanal von Mosambik und gewissermaßen auch den Busen von Aden; man kann dasselbe als einen Schlüssel zu zwei Fahrbahnen im indischen Ocean betrachten. Der Boden ist unerschöpflich fruchtbar, das Klima im Innern gesund, und von den vielen trefflichen Häfen gehören einige zu den sichersten und geräumigsten der ganzen Erde. Bisher sind alle Bemühungen der Europäer, Madagaskar zu erwerben, vergeblich gewesen; sobald es aber einmal gelingt, dasselbe unter die Herrschaft eines civilisirten Volkes zu bringen, dann wird diese Insel auf den großen Verkehr einen hervorragenden Einfluß gewinnen, und vor allen anderen Ländern befähigt sein, mit Nordamerika im Baumwollenbau zu wetteifern.

In Europa wurde Madagaskar durch den berühmten venetianischen Reisenden Marco Polo bekannt, und 1506 durch die

Digitized by Google

Portugiesen aufgefunden, welche der Insel den Namen St. Lorenzeiland beilegten. Später machten die Holländer einige Versuche zu Niederlassungen, und seit der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts haben die Franzosen sich bemüht, festen Fuß zu gewinnen.

Madagaskar wird seiner ganzen Länge nach von einer Gebirgskette durchzogen, die im Innern große Hochebenen bildet, während sie nach beiden Seiten hin zum Meere in Terrassen mit waldbedeckten Ebenen abfällt. Die höchsten Gipfel steigen bis zu zehntausend Fuß über das Meer empor, und die Insel hat deshalb eine große klimatische Mannichfaltigkeit. Von der Hauptgebirgskette laufen drei große Verzweigungen aus. Das Ankaragebirge in der nördlichsten gleichnamigen Provinz des Landes erstreckt sich nach Südosten und läuft im Cap Baldridge an der Antongil-Bai aus; die zweite Verzweigung bildet in der Mitte der Insel gleichsam einen Kranz, welcher die Provinz Ankova umschließt, und führt verschiedene Benennungen in ihren einzelnen Theilen, z. B. Ankaratra, Ambohimiangara, Andragintra und Angavo. Die dritte, das Ambohitsmenagebirge, trennt sich in der Provinz Betsileo von der Hauptkette und endigt an der Südostspitze bei Fort Dauphin. Nach der Ostseite fallen die Gebirge steil ab, und die Terrassenebenen sind nur schmal; nach Westen dagegen haben dieselbe eine größere Entwickelung und eine mehr allmälige Abdachung.

Vom Meere aus gesehen, erscheint Madagaskar wie ein gewaltiges Amphitheater mit riesigen grünen Stufen. Die Insel ist ungemein reich bewässert, aber die ganze Gestaltung der langen, jedoch schmalen Insel verhindert die Bildung großer Ströme. Die ganze Ostküste hat nicht ein einziges Gewässer, das auch nur größere Boote tragen könnte, während einige im westlichen Theile eine Strecke weit für kleine arabische Fahrzeuge tief genug sind. Auch an Seen fehlt es nicht und einige haben einen nicht unbeträchtlichen Umfang; Strandseen liegen an der Ostküste im Lande der Betanimenen, wo sie mit einander in Verbindung stehen und dem Gestade entlang eine Binnenschifffahrt gestatten. Von ihnen sind die Lagunen von Nossi Be (nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen Insel an der Nordwestküste) und von Nassua Massaye die größten. Die Küsten von Madagaskar sind fast überall, namentlich an der Ostseite, sehr niedrig; in der Regenzeit treten die vielen hunderte von Flüssen und Bächen weit über ihre Ufer aus, überschwemmen das Land und führen eine große Menge von Geröll und Schlamm, halbzersetzten Pflanzenstoffen und Thierleichen mit sich hinunter. Alles das lagert sich an der Mündung ab, bildet, in Verbindung mit dem Sande, welchen die Meeresfluth anschwemmt, Dämme, vor welchen das Wasser sich stauet, so daß es keinen rechten

Digitized by Google

Abzug findet. Dadurch entstehen die Barren, welche den Schiffen die Einfahrt in die Mündungen verbieten, und die vielen Sümpfe und Moräste, welche man an der Ostküste der Insel findet. Manchmal bahnt sich das Wasser einen Kanal zum Meere, indem es solche Dämme durchbricht, aber sie bilden sich bald wieder von Neuem. Unter der heißen tropischen Sonne gerathen alle die verwesenden Stoffe von Thieren und Pflanzen in Gährung und entwickeln ungesunde Dünste. Die Küstenfieber auf Madagaskar sind für Europäer allemal lebensgefährlich, und mit Recht hat man die östlichen Gestade einen Kirchhof der weißen Menschen genannt, der sich von Fort Dauphin im Süden bis zur Antongil-Bai im Norden erstreckt. Auch Eingeborne, die aus dem Hochlande an diese Küste kommen, bleiben vom Gallen- und Faulfieber nicht verschont, und sie wird so lange ungesund bleiben, bis einmal die Barren hinweggeräumt und Trockenlegungen in großem Maßstabe vorgenommen werden. Die nördlichen und westlichen Gestade sind viel weniger ungesund, theilweise sogar von bösartigen Fiebern frei; dort treten die Wälder weiter ins Innere zurück und die frische Seeluft hat freien Zugang, auch kommen Sümpfe und Moräste in geringerer Menge vor. Ueberall reichen die Fieber nur etwa sechs bis acht Meilen landeinwärts, weil dann wegen der beträchtlicheren Höhe über dem Meeresspiegel die Luft frischer und gesunder ist. Die Hochebenen im Innern werden ihres guten Klima's wegen gepriesen, namentlich haben die Provinzen Ankova, Betsileo, Antsianek und einige andere Gegenden eine frische Temperatur; vom Juni bis September ist es manchmal recht kalt, im December und Januar liegen Eis und Schnee auf den Gipfeln des Ankaratragebirges.

In den Küstenregionen ist das Klima durchaus tropisch. Die trockne oder gute Jahreszeit dauert vom Mai bis October; dann ist die Hitze mäßig und am Tage wehen starke Seebrisen, welche die Luft reinigen. Die nasse oder schlechte Jahreszeit, welche von den Franzosen als Hivernage bezeichnet wird, setzt Ende Octobers ein, dauert bis gegen Ausgang des April und der Regen ist von Windstößen, Stürmen und oft von gewaltigen Orkanen begleitet. Im Januar und Februar erreicht an der Küste die Hitze ihren höchsten Grad, und gerade dann ist das Klima in den Sumpfgegenden ungemein mörderisch.

Madagaskar liegt im Bereiche des Nordost- und des Südwest-Monsuns. Von Fort Dauphin, 25° s. Br. bis zum 22° s. Br. weht beständig Nordostwind, den man aber zehn Meilen von der Küste auf offener See nicht mehr bemerkt. Auf der Westküste ist der Nordost von October bis April vorwaltend, während im übrigen Theile des Jahres der Wind zwischen Süd und West wech-

Digitized by Google

selt, so lange es Tag bleibt; nach Sonnenuntergang geht er von Süd nach Ost, so daß am Morgen allemal diese letztere Luftströmung vorhanden ist. Die meisten Stürme kommen nicht von der See, sondern vom Lande her. Der Nordost treibt während des Tages die Wolken gegen die Gebirge, an denen sie gegen Abend einen blauen Streifen bilden; während der Nacht werden sie vom Gebirge gleichsam zurückgestoßen und schütten unter Donner und Blitz Regen herab.

Der Pflanzenwuchs dieser Insel ist wunderbar mannichfaltig. Schon 1771 schrieb der berühmte Botaniker Comerson an Lalande: „Welch ein wunderbares Land ist dieses Madagaskar! Ganze Akademien, nicht vereinzelte Reisende müssen kommen, um seinen Pflanzenreichthum zu erforschen. Ich kann den Naturforschern die Versicherung geben, daß Madagaskar für sie recht eigentlich das gelobte Land ist. Die Natur scheint sich dorthin wie in ein ganz besonderes Heiligthum zurückgezogen zu haben, um nach anderen Mustern zu arbeiten, als man sie sonst findet; bei jedem Schritte stößt man auf ungewohnte, wunderbare Formen. Der nordische Dioskorides (Linné) fände hier allein Stoff zu zehn Ausgaben seines Systems und hätte auch dann erst einen Zipfel des Schleiers gelüftet."

Wir wollen einige der wichtigsten Erzeugnisse des Pflanzenreiches anführen. Dahin gehören der Fotaba (Barringtonia speciosa), der Filao (Casuarina equisetifolia), und an der Westküste der Baobab. Tapia edulis dient den einheimischen Seidenwürmern zur Nahrung; der Aviavy ist eine Species des indischen Banianenbaumes; man findet den indischen Betel, Foraha, Callophyllum inophyllum, und drei Arten von Pandanus (P. hofa, sylvestris und longifolius pyramidalis); Bambus; vier Arten von Gummi tragenden Bäumen, zu welchen der Azaina gehört, der sechszig Fuß hoch wird. Er liefert den Eingebornen das Kitsygummi, welches ihnen den Leim ersetzt; aus dem Stamm bereiten sie Nachen; Hymenaea verrucosa liefert Copallack in großer Menge und Wuhema giebt Gummi elasticum; der Roindambo ist eine Art von Smilax; Sassafras und Cubeben kommen in Menge vor, aber Sassaparilla hat man noch nicht gefunden; die Bignonien liefern Wurfspeere und Lanzen, und der Zozoro ersetzt den Papyrus. Hibiscus und Mimosen fehlen nicht und im Sakalawenlande wächst Sandelholz. Dazu kommen Orchideen in großer Fülle, die Orseille oder Färberflechte; der Arivu taon welu, d. h. tausend Jahre Leben, weil man ihn als eine Art von Universalheilmittel betrachtet, schöne Euphorbien, und die Giftpflanze Tanghinia veneniflua. Den Ranivala (Uranisa speciosa) bezeichnen die Europäer als den Baum der Reisenden, weil er in seinen Blättern, nahe am Stiel, frisches

Digitized by Google

Wasser ansammelt; er hat den Stamm einer Palme und Blätter, welche jenen der Banane gleichen, nur sind sie dicker und stärker und bilden am Gipfel einen Fächer. Das Holz dient zum Bau der Häuser, die Blätter werden zum Dachdecken benutzt. An Gewürzen hat die Insel Caryophyllum aromaticum, Curcuma zedoaria, Ingwer, wilden Pfeffer, Capsicum. Zwölf verschiedene Baumarten liefern Oel. Von Reis hat Madagaskar nicht weniger als elf Varietäten; einige gedeihen am besten in hohen trockenen Lagen und geben reichlich ein vortreffliches Korn, wenn auch nicht in so üppiger Fülle wie die Arten, welche sich für nassen Boden eignen. Der Reis ist ein Haupterzeugniß der Insel, auf welcher der Kokosbaum erst seit etwa anderthalbhundert Jahren wächst; auch der Brotfruchtbaum ist eingeführt worden, aber Bataten und Bananen kennt man auf Madagaskar seit unvordenklichen Zeiten; ebenso verschiedene Arten von Ignamen, Manioc, Hirse, Bohnen, Gurken, Melonen, Ananas, Erdnüsse, Kohlarten, Zwiebeln und Kürbisse. Citronen, Orangen, Pfirsiche und Maulbeerbäume gedeihen vortrefflich, nicht minder der Mais, der viel gebauet wird; dasselbe gilt vom Zuckerrohr; der Sagobaum ist einheimisch. Bei den südlichen Sakalawa ist nicht Reis, sondern Pfeilwurz (Arrow root) das Hauptnahrungsmittel. Die englischen Missionäre haben manche nutzbaren Gewächse vom Vorgebirge der guten Hoffnung nach Madagaskar verpflanzt, dahin gehören der Weinstock, Feigenbaum, Granatbaum, Orangen und Mandeln. Unsere Getreidearten, Weizen, Hafer und Gerste, werden von den Eingebornen wenig geachtet, dagegen wird die Kartoffel, welche auf den Hochebenen gut gedeiht, sehr geschätzt. An der Ostküste, bei Tamatawe und Mananzari, gedeiht der Kaffeebaum und liefert eine bessere Bohne als selbst die Insel Bourbon. Tabak kommt im Innern wie an den Küsten sehr gut fort und giebt ein feines, duftiges Blatt; die Baumwolle, für deren Anbau Madagaskar in hohem Grade geeignet ist, läßt im Flachlande wie auf den centralen Hochebenen nichts zu wünschen übrig; drei Arten von Indigo werden zum Färben benutzt. Eine ausgezeichnete Sorte Ebenholz wächst im Innern des nördlichen Theiles, während jene aus den sumpfigen Wäldern von nur geringer Beschaffenheit ist. Ueberhaupt ist die Insel reich an nutzbaren Hölzern; sie liefert Rosenholz, Adlerholz, verschiedene Arten Färbehölzer, die rothe Quinquinarinde und Copalbäume. Die ungeheuren Wälder durchziehen Madagaskar nach allen Richtungen, und entwickeln sich in kräftigster Fülle namentlich auf den niederen Hochebenen, wo sie undurchdringliche Dickichte bilden, in welchen Schling- und Schmarotzerpflanzen in größter Mannichfaltigkeit wuchern.

Digitized by Google

Elephanten und andere afrikanische Dickhäuter fehlen auf Madagaskar; dasselbe gilt von Löwen und Tigern; wohl aber hat dasselbe wildes Rindvieh und verwilderte Hunde und Katzen. Das wilde Schwein ist so häufig, daß die Insel nach ihnen den Namen Nossi Dambo (Eiland der Schweine) führt. Von den beiden einheimischen Arten wird die eine so groß wie unser europäisches Hausschwein, und hat einen längern Kopf als unser wilder Eber; die andere Art ist kleiner und nicht so zahlreich als jene. Der Hund hat Aehnlichkeit mit dem Fuchse, und lebt gern wild in den Wäldern. Unter den verschiedenen Arten Makis ist die eine nicht größer als eine Hauskatze und hat einen vortrefflichen grau, schwarz und weiß gefleckten Pelz. Der Tendrac ersetzt auf Madagaskar den amerikanischen Ameisenbären und hat die Größe eines Kaninchens. Sieben Monate lang schläft er unter der Erde, wird sehr fett und giebt eine vortreffliche Speise; er hat Aehnlichkeit mit dem Igel oder Stachelschweine, das sehr häufig ist; Eichhörnchen und Ratten findet man in großer Menge; einige Fledermäuse werden so groß wie Hühner und ihr Fleisch ist so wohlschmeckend wie das der Hasen. Der Babakutasse wird drei Fuß hoch, lebt truppweise, hat keinen Schwanz und verläßt die dichten Wälder nicht. Von Vögeln nennen wir die Kolibris, Perl- und Reppühner, Fasanen, schwarze Papageyen und blaue Tauben mit rothem Kamme. Von Wasservögeln und Stelzenläufern wimmelt es in den Küstengegenden, in welchen man auch den Kaiman findet; er wird bis zu vierzehn Fuß lang und bei den Antaraye gilt diese Krokodilart für einen Schutzgott. Die Gewässer sind fischreich. Viele Anzeichen deuten darauf hin, daß die Gebirge Madagaskars Gold enthalten, auch soll Silber vorhanden sein; Eisen von vortrefflicher Beschaffenheit findet man an vielen Punkten in großer Mächtigkeit und an manchen Orten wird beim Verarbeiten Steinkohle angewandt. Die Bergkrystalle sind von ausgezeichneter Schönheit.

Also Madagaskar ist eine von der Natur reichbegabte Insel; es hat, wie wir sahen, Reis und Mais, Baumwolle, Safran, Indigo, Tabak, Gewürze, Zuckerrohr, Südfrüchte, Kaffee, nahrhafte Wurzeln; auf den weiten Wiesen finden Millionen Stück Rindvieh saftige Weide; die Wälder liefern Hölzer, die Gebirge außer edlen Metallen und Eisen auch Zinn, Blei, Queckſilber; auch Steinsalz fehlt nicht.

Wir wollen in kurzen Umrissen die geographische Eintheilung der Insel angeben, und auf einige wichtige Punkte aufmerksam machen.

Den nördlichsten Theil der Insel nimmt die Landschaft Ankara ein; die Nordspitze von Madagaskar, Cap Ambra, liegt 12°

Digitized by Google

12′ s. Br. Diese Provinz hat nur wenige Moräste, ist vergleichsweise gesund und wird vom Stamme der Antankar bewohnt, die Getreide und Zuckerrohr bauen, auch viel Rindvieh züchten. Etwas südöstlich von Cap Ambra liegt die Bai Diego Suarez, ein herrlicher Hafen mit dem besten Ankergrunde. Ihre Ufer sind ohne bösartige Fieber, süßes Wasser ist reichlich vorhanden, die nahen Wälder liefern Schiffsbauholz. Die Franzosen haben mehrmals die Absicht gehabt, dort eine dauernde Niederlassung zu gründen. Diese Bucht bildet im Innern fünf verschiedene Hafenbecken oder Rheden; sie ist ein Nebenstück zu jener von Sebastopol in der Krim. Ihr gegenüber, an der Westküste, und nur durch eine Landenge getrennt, liegt die Bucht von Ambawanibe oder Liverpoolhafen. An der Ostküste, südlich von der Diego Suarezbucht, finden wir die Rignybai, Port Louquez, Port Leven und die Wohemarebai, an welcher die Howa einen Posten unterhalten. Zur Provinz Ankara gehören auch die vor der Westküste liegenden Inseln Nossi Be, Nossi Cumba und andere, welche seit dem März 1841 im Besitze der Franzosen sind. Die erstere hat 15,771 Einwohner, gutes Wasser und viele kleine Bäche; das Hauptdorf heißt Helleville, dessen Rhede sicher aber nur klein ist. Die Insel unterhält Schifffahrtsverkehr mit Mosambik, Sansibar und den Komoroinseln, wird von Sakalawa bewohnt, liefert Reis Mais, andere Lebensmittel und Schildpat, auch ist Zucker, Indigo und Kaffee gepflanzt worden. Im Jahre 1856 betrug die Einfuhr 604,696, die Ausfuhr 135,351 Francs. —

Antavaraſti, an der Ostküste, südlich von Ankara. Zu dieser Provinz gehört die schöne Antongilbai, welche tief ins Land eindringt; an ihr liegen mehrere schöne Häfen, z. B. Manhara und Port Choiseul; dieser letztere ist ungesund. An der Antongilbai hatte 1774 der bekannte polnische Graf Benjowski eine Niederlassung gegründet. Weiter südlich, der Insel Ste. Marie gegenüber, liegt das Dorf Tintingue mit einem schönen Hafen, einst im Besitze der Franzosen, welche die ebengenannte Insel noch jetzt innehaben; der Hauptort, Port Louis, ist ungesund, und gerade diese Insel, welche 1856 etwa 5750 Einwohner zählte, ist für eine europäische Ansiedelung der bösartigen Fieber wegen ganz ungeeignet.

Die Provinz Betſimiſaraka oder Land der Betſimiſarak, ist häufiger als irgend ein anderer Theil Madagaskars von Europäern besucht worden; sie kamen des Handels wegen nach dem Hafen Fenerife, der vortrefflichen Reis und gemästetes Vieh zur Ausfuhr liefert, sodann nach dem noch ungesundern Foulpointe oder Wuluwulu, von wo viele Sclaven verschifft wurden,

Digitized by Google

und wo die Howa auf der Stätte einer alten französischen Factorei Befestigungen angelegt haben; endlich nach Tamatawe. Auch dieser Punkt war einst im Besitze der Franzosen, jetzt gehört er den Howa, welche dort eine starke Besatzung unterhalten. Die Stadt liegt auf 18° 11′ 49″ s. Br. 47° 20′ östl. L. von Paris in fruchtbarer Gegend, ist aber ungesund; der Hafen ist bei Süd- und Südostwinden sicher, aber nicht bei Nordost, der vom December bis Ende März weht.

Weiter nach Süden hin, etwa in der Mitte der Ostküste finden wir die Provinz Betanimena, und weiter südlich die Landschaft Antatsimu. Beide sind ohne Häfen, und müssen deshalb den Ertrag ihrer Ernten und ihr Vieh zum Verkaufe nach Tamatawe senden. Sie gehören zu den am wenigsten dünn bevölkerten Gegenden des Landes. Abermals nach Süden liegen die Provinzen Antaimuri und Antarai, beide ungemein fruchtbar; die größte Ortschaft, Matatane, besteht aus etwa achtbundert Hütten. Anossi ist die südlichste Provinz an der Ostküste; sie wird ihrer ganzen Länge nach vom Ambohitsmenagebirge durchzogen, ist sehr fruchtbar und hat manche gesunde Küstenpunkte. An der Sainte Luce- oder Mangafiatabai gründeten die Franzosen im siebenzehnten Jahrhundert ihre erste Niederlassung auf Madagaskar, die sie aber der mörderischen Fieber wegen bald wieder aufgaben. An der Südostspitze liegt, unter 25° 1′ 4″ s. Br., 44° 29′ 8″ östl. Länge v. P. Fort Dauphin, einst ihre wichtigste Besitzung auf der Insel, jetzt im Besitze der Howa. — Die Provinz Andrui umfaßt den größten Theil der Südküste und ist in eine Anzahl kleiner Gebiete getheilt, welche von den Howa noch nicht unterworfen worden sind. Gehen wir nun an der Westküste von Süden nach Norden hinauf, so finden wir Mahafaly und Feeregne, zwei den Europäern noch wenig bekannte Landschaften, welche nur ein Engländer, Robert Drury, durchwandert hat. Hauptbeschäftigung der Einwohner ist die Viehzucht; Häfen sind Tolia und die Bai St. Augustin. Die Andraiwula, welche die Mehrzahl der Bewohner in Feeregne bilden, sind eine von den Sakalawa ganz verschiedene Völkerschaft, die seither ihre Unabhängigkeit behauptet hat.

Im Norden des Cap St. Vincent beginnt das von den Sakalawa bewohnte Land, das sich an der Westküste bis über den 14. Breitengrad zur Passandawabai hin erstreckt. Es umfaßt die drei Haupttheile Menabe, Ambongu und Bueni. Das vormalige Königreich Menabe, nördlich von Feeregne oder Fiarenana, ist unter allen Provinzen der Insel die ausgedehnteste, ungemein fruchtbar, reich an Sandelholz, und der Mais giebt im Jahre drei

Digitized by Google

Ernten. Aber das Land wurde entvölkert durch die langen und blutigen Kriege mit den Howa, gegen welche die Sakalawa sich mannhaft wehrten, und noch jetzt leisten viele von ihnen Widerstand. Die Sieger haben in dem unterworfenen Lande mehrere Kriegsposten angelegt. In der Provinz Ambongu liegt der Magnerineriwald, der größte der Insel; sie hat Steinkohlen und Erdpech; die Balibucht bietet eine sichere Rhede, doch ist die Küste im Allgemeinen seicht und so ungesund, daß sie selbst von den Howa gemieden wird. Bueni, eine der wichtigsten Provinzen wegen ihrer trefflichen Häfen, ist eine ebene Landschaft mit vortrefflichen Viehweiden, aber, gleich Menabe, durch Krieg sehr entvölkert. Doch führen die Häfen in den Buchten von Cadschembi, Bueni und Bombetok noch Vieh aus. An der letztern liegt die Stadt Majunga, welche 1824 von den Howa gegründet wurde, nachdem sie Mudsangbaïe zerstört hatten. Dieser Ort zählte mehr als zehntausend Einwohner, und war Hauptstadt der Antalaot, das heißt der Abkömmlinge der Araber, welche sich früher an dieser Küste niedergelassen hatten. Sie trieben einen sehr lebhaften Handel mit Reis, Vieh, Wachs und Schildpat, und in ihrem Hafen erschienen Fahrzeuge von der afrikanischen Küste, aus Arabien und Indien. Ein Theil dieses Handels ist seitdem auf Majunga übergegangen, wo die Nordamerikaner seit 1830 eine Factorei haben. Weiter nördlich liegt der Howaposten Murunsang oder Nafala, dann folgt die schöne Passandawabucht mit vortrefflichem Ankergrunde.

Im Centrum von Madagaskar liegen fünf Provinzen, sie sind, von Norden nach Süden, folgende: Antsianaka mit sehr ergiebigen Eisenlagern. — Ankova, das Stammland des so mächtig gewordenen Howavolkes, bildet eine große, rings vom Gebirg umschlossene Hochebene, deren mittlerer Theil stark bevölkert und sehr sorgfältig angebaut wird; man kennt sogar die Terrassencultur. Die Hauptstadt ist Tananarive oder Antananarivo, 19° s. Br., 44° 37′ östl. L. v. P. Die Provinz Betsileo wird vorzugsweise von Hirten bewohnt; Wumiru und Maschikora sind uns sehr wenig bekannt.

Wir wissen nicht, wie hoch die Volksmenge von Madagaskar sich beläuft; die Schätzungen schwanken zwischen drei bis fünfthalb Millionen. In manchen Gegenden scheint sie in früheren Zeiten beträchtlicher gewesen zu sein als gegenwärtig, denn man findet in mehrere jetzt unangebauten Strecken Ueberbleibsel von Dörfern, von Dämmen und Bewässerungsanstalten für die Reisfelder. In Folge langer und blutiger Kriege, des Sclavenhandels, des Kindermordes, und des Gifttrankes, der als ein gerichtliches Ueber-

Digitized by Google

führungsmittel gilt, hat sich die Zahl der Männer vermindert und jene der Weiber ist überwiegend.

In Bezug auf Völkerkunde bietet Madagaskar manche eigenthümlichen Erscheinungen dar. Wir finden auf der Insel eine große Anzahl verschiedener, mehr oder weniger zahlreicher Stämme, deren mindestens fünfundzwanzig größere nachweisbar sind; nimmt man aber auch auf geringere Unterabtheilungen Rücksicht, dann beläuft sich ihre Zahl nahe an sechszig. Gewöhnlich theilt man sie der leichtern Uebersicht wegen, und weil allerdings entschiedene Gegensätze und Abweichungen dazu auffordern, in zwei große Gruppen. Die eine hat feinen Körperbau, helle Hautfarbe und schlichtes oder gelocktes Haar; die andere ist größer und kräftiger gestaltet, dunkel gefärbt und das Haar ist wollig oder nähert sich dem Wolligen an.

Bei der hellen Gruppe ist die Haut olivenfarbig, bei vielen Leuten ins Hellbraun hinüberspielend, bei der dunkeln Gruppe schwarz und schwarzbraun. Aber zwischen beiden haben seit Jahrhunderten ununterbrochen viele Vermischungen stattgefunden, und deshalb zeigt die Haut vieler Hunderttausende von Malgaschen eine große Menge von Abstufungen und Schattirungen, die von der einen Gruppe auf die andere übergleiten und vielfache Uebergänge bilden. Bei den rein Olivenfarbigen scheint oft das Roth durch die Wangen. Das Haar bezeichnet man als Tsotra, schlicht, und Ngita, gekräuselt oder gelockt; aber auch hier findet man dieselbe Mannichfaltigkeit der Uebergänge wie bei der Farbe. Ellis nimmt vier Klassen an. 1) Die olivenfarbigen Malgaschen haben schlichtes Haar. 2) Andere olivenfarbige haben gelocktes oder krauses Haar, letzteres oft zum wolligen hinneigend. 3) Schwarze mit schlichtem Haar und 4) Schwarze mit krausem oder wolligem Haar. Durchschnittlich gilt aber, daß die Olivenfarbigen schlichtes, die Schwarzen krauses oder wolliges Haar besitzen. Abgesehen von diesen körperlichen Merkmalen zerfällt die Gesammtbevölkerung in vier große ethnographische Gruppen, die im Allgemeinen auch geographisch sind. Es sind die Howa, etwa 750,000 Seelen; die Sakalawa, mit Einschluß der Bezanozano und Antsianaka, etwa 1,200,000; die Betsileo 1,500,000; die Betanimena und Betsimisaraka, 1,000,000; zusammen ungefähr 4,450,000 Köpfe.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts, bevor Dianampuine, König der Howa, seine Eroberungen über einen großen Theil der Insel ausdehnte, zerfielen die Malgaschen, das heißt, die gesammten Bewohner der Insel, in mehr als fünfzig verschiedene Stämme, deren jeder unter seinem besondern Häuptling stand und von allen übrigen unabhängig war. Jeder Häuptling hatte über das Leben,

Digitized by Google

das Eigenthum und die Dienste seiner Untergebenen unbedingte Verfügung. Seitdem aber die Howa übermächtig wurden, fast alle Theile der Insel durchzogen und Kriegsposten anlegten, ist die Blutvermischung in großer Ausdehnung von Statten gegangen. Doch sind noch manche Stämme vorhanden, die sich eigenartig erhalten haben, wie sich aus ihren Mundarten und besonderen Bräuchen ergiebt. Im Großen und Allgemeinen hat aber auf Madagaskar die Vermischung der Stämme einen beträchtlichen Umfang erreicht, namentlich in Folge der Eroberungskriege, in denen nur ein Theil des unterworfenen Stammes getödtet wurde. Auch lassen sich manche Wanderungen aus einem Theile der Insel in einen andern nachweisen.

Die Sakalawa haben den größten Theil der westlichen Abdachung inne; südlich von Fiarenana bilden die Bewohner ein Mischlingsvolk von Sakalawa und Betsileo. Nördlich von Ankova, zwischen 16 und 18° s. Br. liegt die Provinz Antsianaka, deren Bewohner man gleichfalls zu den Sakalawa rechnet. Alle Sakalawavölker sind schwarz.

Die Betsileo wohnen östlich von den südlichen Sakalawa im Innern. Eine Abtheilung derselben, die Tatsimo, scheinen mit Betamina's gemischt zu sein, deren Land in der Mitte der Ostküste liegt. Die Hauptprovinz der Howa ist Ankova. Aus den Bewohnern derselben bildete Radama, gleich seinem Vater, das Heer, mit welchem er einen großen Theil der Insel bezwang. Das Wort Howa wird oft auf alle olivenfarbigen Leute der Insel angewandt, hat aber auch noch andere Bedeutungen. Ankova ist, wie schon angedeutet, gleichsam das Kernland des olivenfarbigen Stammes, aber Leute mit nicht dunkler Hautfarbe giebt es auch in andern Provinzen, während in Ankova auch viele Schwarze leben, die als Bewohner der Provinz gleichfalls Howa genannt werden; diese bilden sogar (abgesehen vom Districte Imerina, in welchem die Hauptstadt Antananarivo liegt) die Mehrzahl. Aber von den Olivenfarbigen hat die Provinz den Namen erhalten. Die lichten Howa sind nicht Ureingeborne der Insel; sie haben in Sprache und in Gesichtszügen Eigenthümlichkeiten, durch welche sie dem großen malayischen Menschenstamm angehören. Schon deshalb stehen sie als eine merkwürdige Erscheinung da, aber das Räthsel, wie und wann ihre Vorfahren aus dem indischen Archipelagus nach Madagaskar gekommen sind, ist noch nicht gelöst. Wenn ein Europäer in einen Hafenort, etwa nach Tamatawe, kommt, und sieht dort einen olivenfarbigen Mann, so hat er Recht, wenn er denselben als einen Howa bezeichnet; ist aber dieser ein Edelmann, so darf er ihn nicht einen Howa nennen, sondern muß sagen, er sei

Digitized by Google

ein Andriana, und ist er ein Sclav, so wäre wieder die Benennung Howa zu viel Ehre.

Ankova ist von den Howa erobert worden; früher wohnten dort die Wasimba (Vazimba). Dieses Wort hat mehrere Bedeutungen und bezeichnet zunächst die Ureingeborenen im Innern der Insel, gleichviel von welchem Theile der Küste sie gekommen sind. In der Provinz Menabe wohnt ein Volksschlag, der sich durch sehr kleinen Wuchs auszeichnet und den Namen Vazimba führt; er ist wahrscheinlich das „Zwergvolk", welches der französische Reisende Rochon im vorigen Jahrhundert Kimos nannte. Die Provinz Ankova zählt nicht viel über hunderttausend Einwohner, und diese sind, von der Hauptstadt abgesehen, in vielen Dörfern über das Land zerstreut. Letztere bestehen aus etwa fünfzig bis einhundert Häusern, liegen zum Theil auf Hügeln oder schwer zugängigen Höhen und sind mit einem tiefen Graben umzogen. Die Sprache in Ankova kann als die Hauptmundart von Madagaskar betrachtet werden; sie hat eine große Wörterfülle und nicht so viele Nasenlaute als andere Dialekte. Sie selbst nennen diese Sprache Tenin-kova. Von Gestalt sind die Howa im Allgemeinen unter Mittelstatur; die Hautfarbe ist bei vielen heller als bei manchen Südeuropäern, das Gesicht ziemlich platt, die Lippe oft dick und vorstehend, oft aber auch fein und dünn wie bei der kaukasischen Rasse; das Haar schwarz, aber weich, fein, schlicht, oft gelockt; das Auge nußbraun. Die Glieder sind fein geformt, Gang und Bewegungen leicht, frei und anmuthig. An Körperkraft stehen sie hinter den übrigen zurück und können auf Reisen nicht so viele Beschwerden aushalten als diese.

Die Sakalawa sind, namentlich wenn man die ihnen stammverwandten Bezanozano und Antsianaka hinzurechnet, weit zahlreicher als die Howa, welche im vorigen Jahrhundert ihnen unterworfen waren. Damals bildeten sie das mächtigste Volk der Insel, und Ankova mußte jährlich einen Tribut an den König von Menabe, Beherrscher der südlichen Sakalawa, zahlen, bis Radama diesen besiegte. Die Sakalawa sind ein tapferes Volk und bei weitem die hübschesten Leute auf Madagaskar, schlank und kräftig gebaut, mit wohlgeformten aber muskelstarken Gliedern, regelmäßigem Gesicht und offenen Zügen, schwarzem, feurigem Auge, schwarzem, manchmal schlichtem, oft auch gekräuseltem oder wolligem Haar. Sie schreiten kräftig und rasch einher. In ihrem Lande, das so üppig von der Natur gesegnet worden ist, kostet der Lebensunterhalt nur geringe Anstrengung; deshalb sind sie träg, aber im Kriege gewandt und kühn; an Ausdauer fehlt es ihnen. Mit den Europäern unterhalten sie gern freundlichen Verkehr.

Digitized by Google

Die Betsileo, das heißt die Unüberwindlichen, gleichen im Aeußern den Howa, sind aber weniger energisch. Sie treiben mit Vorliebe Ackerbau. Die Betanimena und Betsimisaraka bilden im Grunde nur ein Volk; ihre Gestalt gleicht jener der Howa, doch ist die Farbe durchschnittlich dunkler, das Haar oft wollig gekräuselt. In der Landschaft Matitanana, wo seit vielen Jahrhunderten Araber des Handels wegen erschienen, viele sich niederließen und mit den Eingeborenen vermischten, bezeichnet man diese letzteren als Zafindramina. Die Bezanozano, ein wenig zahlreiches Volk, sind sowohl von den Betsimisaraka wie von den Howa unterschieden; die Hautfarbe ist schwarz, das Haar manchmal gekräuselt, zumeist wollig; der Körper gedrungen, die Bewegung schwer; sie sind die kräftigsten Lastträger auf der Insel. Mit ihnen haben die Antsianaka, „die, welche keinem andern unterworfen sind," große Aehnlichkeit in der Leibesbeschaffenheit. Sie gehorchen jetzt den Howa, deren fünf mit Flinten bewaffnet einmal nicht weniger als dreitausend Antsianaka in die Flucht getrieben haben.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Howa und die Entwickelung ihrer Macht. — König Radama und dessen Regierung. — Die Bestrebungen der Engländer auf Madagaskar Einfluß zu gewinnen. — Verträge über Abschaffung des Sclavenhandels. — Die englischen Missionäre und deren Erfolge. — Rasche Ausbreitung des Christenthums. — Unterrichtsanstalten. — Prinz Coroller. — Radama's Charakter. — Leichenfeierlichkeiten. — Seine Nachfolgerin, Königin Ranovalo. — Landestrauer. — Ein anderes Regierungssystem. — Krönungsfest. — Die Ansprüche der Franzosen auf Madagaskar. — Der Hafenplatz Tamatawe wird von ihnen und den Engländern beschossen. — Erwerbungen der Franzosen; Nossi Be und Mayotta. — Die Landesgötter und die Christenverfolgungen. — Grausamkeit der Königin. — Ihre Erlasse gegen die Christen.

Die Howa waren, wie schon früher angedeutet wurde, bis zu Anfang unseres Jahrhunderts ein wenig bedeutender Volksstamm, welcher die Hochebene in der Mitte der Insel bewohnte. Sie galten mit Recht für gute Schmiede und vorzügliche Weber, und hatten sich noch nicht durch kriegerische Eigenschaften hervorgethan. Auch waren sie den übrigen Bewohnern Madagaskars nicht gefährlich, weil die vielen kleinen Häuptlinge, von denen jeder Herr eines Bezirkes war, sich unter einander befehdeten. Dann aber erhob sich unter ihnen ein kühner Krieger, Dianampuine, der in Tananarive (oder Antananarivo) herrschte, nach und nach

Digitized by Google

seine Nebenbuhler unterwarf und der Zersplitterung im Lande der Howa ein Ende machte. Er wurde König der centralen Hochebene und gewann durch sein kräftiges Auftreten und durch seine unparteiische Gerechtigkeitspflege ein großes Ansehen; selbst das Verbot, berauschende Getränke zu genießen und Tabak zu rauchen, ließen die Howa sich gefallen. Als Dianampuine 1810 in einem Alter von fünfundsechszig Jahren starb, hinterließ er, nach einer Regierung von etwa fünfundzwanzig Jahren, seinem Sohne Radama ein Reich, das nicht nur die Hochebene von Ankova, sondern auch einen großen Theil der Provinzen Antsianaka, Ankaya und Betsileo umfaßte.

Radama gehört zu den wenigen halbbarbarischen Königen, die als Eroberer zugleich ihr Augenmerk darauf richteten, ihr Volk in der Gesittung vorwärts zu bringen. Seine Regierung fällt in eine Zeit, da zwei europäische Seemächte mit Eifer darnach strebten, auf der schönen und großen Insel Madagaskar Einfluß zu gewinnen und sie wenn möglich unter ihre Herrschaft zu bringen. Er ist eine so eigenthümliche Erscheinung, daß es sich wohl der Mühe verlohnt, diesen Beherrscher der Howa näher zu betrachten.

Er war ein Jüngling von achtzehn Jahren, als er den Thron bestieg, nicht weniger intelligent und ehrgeizig als sein Vater, tapfer und von dem Wunsche beseelt mit den Europäern in nähere Verbindung zu treten. In dieser Beziehung kamen die Engländer ihm einen Schritt entgegen, als sie den Vorschlag zu einem Handelsvertrage machten, und den Wunsch äußerten, die beiden jüngeren Brüder des Königs in Mauritius, und zwar auf Kosten der britischen Regierung, in europäischer Weise erziehen und ausbilden zu lassen. Als Radama auf diesen letztern Vorschlag eingegangen war, sandte ihm der Gouverneur von Mauritius, der sehr umsichtige und kluge Sir Robert Farquhar, in der Person des Kapitäns Lesage einen gewandten Unterhändler, welcher in der Hafenstadt Tamatawe einen Häuptling der Sakalawa für sich gewann und dann seine Reise ins Innere antrat. In der Hauptstadt der Howa wurde er unter großem Zulauf des Volkes vom Könige glänzend empfangen. Radama saß, umgeben von Ministern und Soldaten, auf seinem Thron; der große Saal war mit vielen Siegeszeichen ausgeschmückt, und in des Königs ganzem Benehmen zeigte sich ein würdevoller Anstand. Am 14. Januar 1817 leisteten der Engländer und Radama einander den Bluteid, und etwa vierzehn Tage später schlossen Beide einen geheimen Vertrag ab. Lesage ließ in in Tananarive zwei Exerciermeister zurück, welche zunächst die Leibwache des Königs militärisch einübten.

Inzwischen waren die beiden Prinzen auf Mauritius unter

Digitized by Google

Leitung eines sehr gewandten und vielerfahrnen Mannes, des Sergeanten James Hastie, der zu einer großen Rolle auf Madagaskar berufen war, erzogen worden. Dieser brachte sie in ihre Heimath zurück, als eben Radama an der Spitze von mehr als zwanzigtausend Kriegern einen Zug in das Land der Betanimena unternommen hatte, um bis an die Küste vorzudringen und sich einen Hafen zu verschaffen. Er blieb Sieger, unterwarf den Häuptling Jean René, welcher nun die Oberherrlichkeit des Königs der Howa anerkannte. In derselben Zeit wurde er auch von den Engländern als „König von Madagaskar" bezeichnet. Dann ging er nach seiner Hauptstadt zurück, wo Hastie im August 1817 eintraf und mit großer Auszeichnung empfangen wurde. Radama hielt eine Rede an seine Krieger, denen er ein freundliches Benehmen gegen alle Fremden, insbesondere aber gegen die Engländer einschärfte, und legte eine Uniform an, welche der Statthalter von Mauritius ihm zum Geschenk machte. Sie bestand in einem rothen Rocke, blauen Hosen, grünen Stiefeln und einem dreieckigen Hute. Werthvoller war eine Standuhr, über deren Besitz der König eine große Freude zeigte, und eine Erdkarte. Diese betrachtete er täglich mit großer Aufmerksamkeit, studirte die einzelnen Erdtheile, und auch der Gebrauch eines Taschencompasses ward ihm bald geläufig.

Hastie konnte sich übrigens keiner Täuschung darüber hingeben, daß Radama noch völlig in Barbarei befangen war. Eine Schwester des Königs wurde krank und redete während der Fieberanfälle unzusammenhängende Dinge. Bei solchen Vorgängen muthmaßt man, daß dem Kranken irgend etwas angethan worden sei; in dem fraglichen Falle fiel der Verdacht auf die vier Dienerinnen der Prinzessin, und sie wurden deshalb der landesüblichen Probe unterworfen. Man sperrte jede einzelne in eine besondere Hütte, und sie bekamen in vierundzwanzig Stunden nichts zu essen oder zu trinken. Nachher führte man sie ins Freie, wo sie drei Stücke Haut von einem schwarzen Huhn roh mit den Federn verschlingen und dann warmes Reiswasser trinken mußten. Natürlich stellte sich bald Erbrechen ein. Wer nun alle drei Stücke wieder von sich gab und beim Hinauswürgen mit dem Kopfe nicht nach Süden fiel, galt für unschuldig. Leider wurden drei Dienerinnen für schuldig erklärt und mußten also sterben. Einem alten Brauche zufolge soll die Todesstrafe dann sofort vollzogen werden, diesmal fand aber ein Aufschub von einer Stunde statt, weil eine von den Verurtheilten ein Liebling der Mutter des Königs war. Diese kam zu Radama, bei welchem sich Hastie befand, und bat um Gnade; sie wurde aber nicht gewährt, und gleich darauf war der Englän-

Digitized by Google

der Zeuge eines Auftrittes, der die wilde Barbarei der Howa scharf kennzeichnet. Man führte die drei Mädchen nach einem Felsen, schnitt ihnen Finger, Zehen, Arme, Beine und Nase ab und stürzte sie dann in die Tiefe. Dort belustigte sich eine große Schaar von Kindern damit, nach den verstümmelten Leichen mit Steinen zu werfen, und dieses Kinderspiel währte länger als eine Stunde! Am eifrigsten betheiligten sich beide Prinzen, welche Jahre lang auf Mauritius unter europäischer Aufsicht erzogen worden waren. Nicht ein einziger von den vielen Hunderten, welche bei der Hinrichtung zugegen waren, zeigte auch nur die geringste Theilnahme für die unglücklichen Schlachtopfer. Jene Prinzen stürzten mit einer Art von Leidenschaft wieder in die Barbarei zurück, und alle Bemühungen Hastie's vermochten nicht, sie zu zügeln. Ein paar Tage nach jener Hinrichtung erschien der Aeltere Morgens nicht zur rechten Zeit bei seinem englischen Lehrer. Hastie schickte einen Diener, um ihn holen zu lassen, erhielt aber die Nachricht, daß er noch schlafe. Jetzt ging Hastie selbst zu seinem Zögling. Der Prinz lag dicht am Feuerheerde in einem kleinen und armseligen Zimmer, in welchem Alles im höchsten Grad unordentlich war; es starrte förmlich von Schmutz. Als der Engländer ihn scharf darüber anließ, daß er so rasch alle guten Lehren vergesse und wieder ein Barbar werde, wurde ihm entgegnet: der Schmutz halte warm, das Wetter sei kalt!

Dem Statthalter von Mauritius lag vor Allem daran, dem Sclavenhandel ein Ende zu machen, welcher von Madagaskar aus schwunghaft betrieben wurde, und eine Haupteinnahmequelle der Häuptlinge bildete. Nur vermittelst dieses Handels verschafften sie sich ihre europäischen Waaren, namentlich Waffen und Schießbedarf. Radama war geneigt, auf die Anträge der Engländer einzugehen, es kostete ihn aber große Mühe, die Einwilligung seines Volkes zu erhalten. Am 23. October 1817 wurde zwischen ihm und dem englischen Bevollmächtigten Pye ein Vertrag abgeschlossen, welcher 1820 und 1823 erneuert wurde. Radama verpflichtete sich, überall, so weit seine Gewalt auf Madagaskar reiche, die Ausfuhr von Sclaven über See oder aus seinem Gebiete in das eines andern Fürsten auf der Insel, zu verbieten. Wer dieses Verbot übertritt, soll selber zum Sclaven gemacht werden. Als Entschädigung erhält der König von Madagaskar alljährlich von der englischen Regierung: 1000 Dollars in Gold, 1000 Dollars in Silber, 100 Fässer Pulver, jedes einen Centner schwer, 100 englische Musketen, 10,000 Flintensteine, 400 rothe Jacken, ebenso viele Hemden, lange Beinkleider, Paar Schuhe, Tschakos und Gewehrschäfte, 12 Sergeantensäbel mit Gehänge, 400 Stück weißes

Baumwollenzeug, 200 Stück blaues dito, eine vollständige Uniform sammt Hut und Stiefeln, und zwei Pferde. Als nach Ablauf von drei Jahren dieser Vertrag abermals bestätigt und erweitert wurde, kam noch die Bestimmung hinzu, daß England sich verpflichte, zwanzig Unterthanen des Königs in Künsten und Handwerken unterrichten zu lassen und sie zu Goldschmieden, Juwelieren, Schmieden, Webern und Zimmerleuten heranzubilden; auch sollten einige auf Schiffswerften oder in Zeugbäusern beschäftigt werden. Die Hälfte dieser Zöglinge sollte nach England, die andere nach Mauritius gehen. Ferner kam man überein, daß England auf seine Kosten acht Howa zum Unterricht in der Musik übernehmen und derart ausbilden müsse, daß sie als Spielleute für Sr. Majestät Garde brauchbar seien. Später schloß sich an diese Uebereinkunft auch ein Schifffahrts- und Handelsvertrag. Den Engländern kamen diese Vortheile nicht theuer zu stehen, weil die Entschädigung, zu welcher sie sich verpflichtet hatten, jährlich nur eine Summe von etwa zweitausend Pfund Sterling erforderte.

Im Jahre 1820 erschienen die ersten englischen Missionäre am Hofe Radama's und wurden von ihm zuvorkommend aufgenommen; sie mußten an seiner Tafel speisen. Aber das Volk war mit der Abschaffung des Sclavenhandels nicht zufrieden, und in einer großen Volksversammlung wurde das Misvergnügen für Radama so gefährlich, daß er sich während derselben an Hastie wandte und die merkwürdigen Worte sprach: „Da siehst Du selbst, ich bin einem Bündnisse mit England geneigt, aber mein Volk nicht. Alle sind dagegen, auch die welche weder einen Sclaven noch einen Dollar besitzen. Ich habe gehört, daß die Franzosen ihren König getödtet haben, und befürchte, daß es mir ebenso ergehe." Trotz alledem wurde der Vertrag genehmigt. Radama bedurfte Waffen und Pulver, weil er einen großen Kriegszug gegen die noch nicht unterworfenen Sakalawa im Süden unternehmen wollte. Dieser fiel im zweiten Jahre günstig aus. Ramitra, der Oberhäuptling, unterwarf sich und gab seine Tochter Rasalime dem Könige zum Weibe.

Die Missionäre benutzten die günstige Stimmung Radama's um Schulen zu gründen; schon im December 1820 wurde die erste Unterrichtsanstalt eröffnet. Der König ließ den Lehrern Wohnungen bauen, und die Howa zeigten sich wißbegierig. Jene mußten sehr vorsichtig zu Werke gehen, weil es nicht erlaubt war, das Christenthum zu predigen. Um sich in der Gunst des Königs zu befestigen, schärften sie der Jugend hauptsächlich ein: daß Radama seines Gleichen nicht habe, über allen Häuptlingen stehe und alleiniger Herr und Gebieter der ganzen Insel sei. Die jungen Leute wurden auf europäische Weise in den Waffen geübt; bald kam

Digitized by Google

auch eine Buchdruckerpresse aus London; auch wurden Bibeln in der Landessprache vertheilt. Die Fortschritte der Missionäre waren so bedeutend, daß sie 1826 eine große Prüfung mit mehr als zweitausend Schülern vornehmen konnten. Radama war dabei gegenwärtig, äußerte unverhohlen seine Freude und ließ es auch an Aufmunterung nicht fehlen. Zwei Jahre später hatten die Missionäre schon zweiunddreißig Schulen mit mehr als viertausend Zöglingen.

Der Einfluß der Engländer stieg um so höher, da sie den König aufmunterten, die ganze Insel zu unterwerfen und sich insbesondere der Häfen zu bemächtigen. Darüber wurden die Franzosen besorgt, welche ihre Pläne auf den Besitz der ganzen Insel oder doch wichtiger Küstenstrecken vereitelt sahen, sobald Madagaskar unter die Herrschaft eines einzigen Mannes fiel. Sie unterstützten deshalb diejenigen Häuptlinge, welche sich der Howa erwehren oder deren Joch abschütteln wollten, und geriethen mit Radama, welcher von dem was sie thaten wohl unterrichtet war, in Feindschaft. Dagegen wurden die Engländer nur noch mehr begünstigt; ihren Schiffen wurde gestattet, in allen Häfen einzulaufen und von den Waaren nur fünf Procent vom Werthe Zollabgabe zu erlegen; der König erlaubte den Engländern in ganz Madagaskar Handel zu treiben, Schiffe und Häuser zu bauen, ja sogar Plantagen durften sie anlegen.

Im Jahre 1826 starb der obenerwähnte Häuptling Jean René von Tamatawe, Radama's Vasall. Er hatte zu seinem Nachfolger einen Neffen, Namens Berora, ernannt, der sich in Paris befand, um dort eine französische Abrichtung zu erhalten. Deshalb wurde zeitweilig die Verwaltung des Fürstenthums Tamatawe an einen Verwandten Jean René's übertragen. Dieser hieß Coroller, war General im Dienste Radama's und spielte eine hervorragende Rolle. Sein Vater, ein Weißer auf Mauritius, hatte ihn mit einer Malgaschin aus Jean René's Familie gezeugt. Dieser Mischling war klein und misgestaltet, sehr häßlich und schielte, hatte aber einen aufgeweckten Geist und großen Ehrgeiz. Als Rathgeber stand er bei den hervorragenden Männern der Howa in großem Ansehen; er las fleißig den „Fürsten" des Machiavelli, trug dieses Buch stets in seiner Tasche und las den Häuptlingen daraus vor. Mit dem Engländer Hastie stand er in gutem Einvernehmen, und als dieser im October 1826 starb, war Coroller allein das politische Factotum. Hastie wurde in der Kapelle der Missionäre begraben; der König sammt dem ganzen Hofstaat und allen Würdenträgern folgte dem Sarge.

Radama sollte seinen Freund und Rathgeber nicht lange überleben. Seit einigen Jahren hatte er den Ausschweifungen im Ueber-

Digitized by Google

maß gefröhnt, und sein früher so starker und kräftiger Körper war hinfällig geworden. Am 27. Juli 1828 in einem Alter von siebenunddreißig Jahren hauchte er den Geist aus. Sein Ableben wurde sorgfältig verheimlicht; noch am 29. Juli wurde ein feierlicher Kabar, eine große Volksversammlung, abgehalten, um den Eid zu leisten, daß sie den als Nachfolger Radama's anerkennen wollen, den er als solchen bestimme; der König fühle sich schwach und wolle deshalb Vorkehrungen für sein Reich treffen. Am 3. August verlautete dann plötzlich, der Herrscher sei todt, und habe die Krone an seine Wadi Be, die Gemahlin ersten Ranges, übertragen. Sie hieß Ranovalo, und der Kabar erkannte sie an. Viele Jahre lang hat es geheißen, diese Frau habe ihren Gemahl vergiftet, doch glaubt man jetzt nicht mehr an diese Beschuldigung; Radama hatte sich selber zu Grunde gerichtet.

Die Leichenfeierlichkeiten wurden mit großartigem Pomp begangen, nachdem die Königin in einem besondern Befehl die strenge Beobachtung der alten Bräuche eingeschärft hatte. Demgemäß mußte Jeder, weß Alters oder Standes er auch war, die Haare vom Haupte scheeren, mit alleiniger Ausnahme der Königin, einiger weniger Hofdiener, der Bewahrer der Götzenbilder und der Europäer. Alle weiblichen Bewohner der Hauptstadt Tananarive und der umliegenden Gegend mußten „mitomany", das heißt Klaggeheul anstimmen und weinen. Mit geschorenem Haupte fanden sie sich auf dem Platze vor dem Palast ein, warfen sich nieder und erhoben Wehklagen. Niemand durfte während der Trauerzeit sich schmücken, Haupt oder Leib salben, die Lamba (den Mantel) an der Erde schleifen lassen, auch war verboten, einen Hut zu tragen oder in den Spiegel zu blicken. Es war ferner untersagt, eine schmutzige Lamba zu tragen, denn der Verstorbene habe Reinlichkeit geliebt und das Volk solle deshalb die Kleider waschen. Niemand soll ein Pferd besteigen oder sich in einem Sessel tragen lassen. Keiner darf Seide weben, Töpfe machen, Zucker bereiten und edle Metalle verarbeiten, auch darf Niemand zimmern, schreiben oder Hüte flechten; Keiner soll den andern grüßen, irgend ein Instrument spielen, tanzen, singen, mit anderen eine Unterredung halten; alle Liebkosungen zwischen Verheiratheten oder Unverheiratheten sind verboten so lange es Tag ist; Keiner darf in einem Bette schlafen, sondern muß auf der bloßen Erde liegen; es ist verboten auf einem Stuhle zu sitzen oder sich eines Tisches zu bedienen. Das Abscheeren des Hauptes ist in bestimmten Zwischenräumen viermal zu wiederholen. Auf den Reisfeldern darf man während der Trauerzeit arbeiten, damit nicht Hungersnoth entstehe. Radama's Verbot berauschender Getränke wird bestätigt; wer dasselbe übertritt,

Digitized by Google

soll enthauptet werden. Wer am Palaste vorübergeht, muß seine Hand in Wasser tauchen, das sich in einem Kahne befindet; dieses Wasser ist geweiht durch hineingeworfene Erde von dem Grabe, in welchem Radama's Vater ruht. Davon soll Jeder ein wenig auf sein Haupt legen oder essen. Dieses letztere ist bei den Howa gleichbedeutend mit dem Eide der Treue.

Nachdem diese Gebote veröffentlicht waren, fand das Begräbniß statt. Radama „Manjaka", das heißt der große, regierende Häuptling, lag in einem hölzernen Sarge, der mit goldenen Franzen und Eicheln verziert war; getragen wurde er von sechszig höheren Officieren. Sie hatten Trauerflor am Arme und stellten den Sarg in die große Halle des Palastes von Bessakane, wo er bis zum andern Tage stehen blieb. Am 13. August gab die Königin den Missionären und andern in Tananarive befindlichen Europäern Erlaubniß, denselben nach dem Hauptpalaste des Reiches, jenem von Tranuwola, zu tragen. Generalmajor Brady, ehemals englischer Unterofficier, der Prinz General Coroller, der Oberbefehlshaber der Arbeiterwerkstätten Louis Gros und der Missionär Jones hielten die Enden des Bahrtuches. Im Hofe des Palastes hatte man ein großes Leichengerüst aufgeschlagen, zu welchem zwei Stiegen hinaufführten; es war mit einem Geländer umgeben, dessen Säulen vergoldet waren. In der Mitte stand ein Zelt, und statt des Teppichs hatte man Scharlachtuch ausgebreitet. Prinz Coroller, welcher auf Mauritius bei einem Goldschmied in der Lehre gewesen war, zeigte bei allen diesen Verzierungen einen nicht gemeinen Geschmack; auch silberne Lampen, goldene Leuchter und Spiegel hatte er angebracht.

Unweit des Leichengerüstes war das königliche Grab hergerichtet worden. Dasselbe bildete eine dreißig Fuß hohe Terrasse, auf welcher eine Grabkammer stand. Diese war reich verziert; in der Mitte befanden sich ein Tisch, zwei Stühle, eine Flasche mit Wein, eine andere mit Wasser und zwei Becher; das alles, damit der Schatten des verstorbenen Königs, wenn er die Ruhestätte seines Leibes besucht, den Schatten seines Vaters zu Gast laden und bewirthen könne. Nachmittags wurden, altem Brauche gemäß, alle kostbaren Geräthe, deren sich Radama bei Lebzeiten bedient, in das Grab gebracht und vermauert. Man legte silbernes Speisegeschirr aller Art hinein, werthvolles Porzellan aus China, mehrere Pulverhörner, auch eins von Gold von feiner gemeißelter Arbeit, Wurfspieße und Lanzen, Säbel und Schwerter, arabische und malayische Dolche, Taschen-, Stand- und Spieluhren, Tabaksdosen, goldene Ketten, Diamantringe, Edelsteine und Schmucksachen verschiedener Art, Kleider, Wäsche, Hüte und Sporen, Stiefeln,

Digitized by Google

endlich auch Oelbilder, Porträts von Friedrich dem Großen, Napoleon, Ludwig dem Achtzehnten und dem König von England. Dazu kamen dann noch Tausende von spanischen Piastern. Auf dem Grabe wurden sechs herrliche Pferde geopfert, in der Hauptstadt und der Umgegend zwanzigtausend Ochsen geschlachtet. Um sechs Uhr Abends legte man den Leichnam in einen silbernen Sarg, zu dessen Anfertigung vierzehntausend Dollars eingeschmolzen worden waren. Er trägt die Inschrift: „Tananarive, 1. August 1828. Radama Manjaka, der unter den Fürsten seines Gleichen nicht hatte, Souverän der Insel."

Es ist von Interesse, zu lesen wie ein Halbbarbar und Mischling, der mehrfach erwähnte Prinz Coroller, den Barbaren Radama geschildert hat. Er entwirft von ihm nachstehendes Bild: „Radama war etwa fünf Fuß hoch, schlank und zierlich von Gliedern, dabei wohlgestaltet. Seine Hautfarbe war olivengelb, der Kopf rund, das Gesicht länglich mit wenig ausgeprägten Zügen und meist lächelndem Ausdruck. Sein rabenschwarzes Haar hing lang und gekräuselt herab; das kleine Auge war funkelnd, die Nase platter als bei Europäern, aber nicht so stark wie bei anderen Howa. Radama war sehr gesprächig und wußte durch seine Unterhaltung einzunehmen, aber bei aller Anmuth zeigte er sich doch stets pfiffig und sehr verschlagen. Seine natürliche Begabung war nicht gering, und sein Drang, sich zu unterrichten, sehr lebhaft. Dabei finden wir ihn über die Maßen eitel, ruhmsüchtig und ruhmredig; stets lag ihm daran, sich in Pracht und Pomp zu zeigen; in ihm war viel Willkür; aber die Schmeichelei that ihm so wohl, daß sein Volk ihn zuletzt als Gott begrüßte, und das litt er. Seine Gemüthsart war lebhaft und er wurde leicht zornig. Er war ein gewaltiger Jäger, ein vortrefflicher Schütze und stolzer Reiter, tapfer, unerschrocken, stürmisch. Oftmals hat er entsetzliche Ungerechtigkeiten und grausame Handlungen sich zu Schulden kommen lassen, weil er nicht die geringste Widerrede und noch weniger Widerstand ertragen konnte. Seine willkürliche Gewalt galt ihm als das höchste; Niemand durfte ihm Rath geben oder eine Meinung äußern, wenn er nicht darum befragt worden war. Er unterhielt viele Späher, liebte die Angeberei und ging manchmal selber verkleidet in der Stadt umher, um zu horchen was die Leute Abends in den Häusern redeten. Er hielt sein Wort, wenn er es einmal gegeben hatte, aber seinem politischen Interesse gegenüber kannte er keine Rücksicht auf Gerechtigkeit. Während seiner letzten Lebensjahre ergab er sich unmäßig den Frauen und dem Trunke; stets liebte er Kleiderpracht und Reinlichkeit. Wo es

Digitized by Google

darauf ankam, Pomp zu entfalten, gab er Geld mit vollen Händen weg; in andern Dingen war er geizig, auch kann man ihn von Habsucht nicht freisprechen. Auf seinen Reisen oder Kriegszügen vertheilte er Reis, Ochsen, überhaupt Lebensmittel in reichlicher Fülle, und gegen Stämme, welche sich ihm unterwarfen, benahm er sich großmüthig. Die Europäer am Hofe von Tananarive kannten seine schwache Seite und wußten diese zu benutzen; sie allein konnten ihm Vorstellungen machen, und erreichten ihren Zweck wenn sie ihm sagten: „Sire, was wollen Sie beginnen? Was würden die Zeitungen und Geschichtschreiber sagen, wenn Sie Ihren Ruf durch Grausamkeit oder Ungerechtigkeit beflecken?" Dann bekämpfte er seinen Zorn, dankte auch wohl dem Europäer für die Ermahnung, und ließ eine schon von ihm zuerkannte Todesstrafe nicht vollstrecken." —

Andere Berichterstatter heben hervor, daß Radama den größten Werth darauf legte, von Europäern belobt zu werden; er wollte für einen „aufgeklärten Afrikaner" gelten und zeigte in seinen früheren Jahren eine ganz ungemeine Thätigkeit. Von sich selbst hatte er eine übertrieben hohe Meinung; so äußerte er einmal: „Die Engländer haben mir großen Vorschub geleistet, aber Radama mußte kommen, um die Howa groß zu machen." Man hatte ihm aus London einen Anzug geschickt, der viel zu groß für ihn war. Darüber spöttelte er: „Die da halten mich wohl für einen Riesen? Mein Geist ist groß." Ein anderes Mal sprach er: „James Hastie hat mir den Vorschlag gemacht, eine schöne Fahrstraße von Tamatawe bis nach meiner Hauptstadt zu bauen, und die Engländer sollten die Kosten tragen. Es sei doch sehr hübsch, wenn Radama der Große, Beherrscher der Howa, mit seinem Roß auf einem gebahnten Wege reiten könne, wie in einem europäischen Park. Ich weiß aber wohl, daß die Rothröcke bald in Tananarive erscheinen würden, wenn ich eine solche Straße bauen ließe. Sobald die Europäer einmal eine Straße haben, auf welcher sie nach Imerne (der Bezirk, in welchem die Hauptstadt liegt) marschiren können, dann ist es um meine Macht und um jene der Howa geschehen."

Man sieht wohl, Radama war kein gewöhnlicher Mensch; er hatte manche hervorragende Eigenschaft, aber man kann ihn doch nur als einen Barbaren, wenn auch als einen großartigen Barbaren charakterisiren. Für Madagaskar bildet seine Regierung einen neuen Zeitabschnitt. Er unterwarf den größten Theil der Insel seinem Scepter, schuf ein regelmäßiges, theilweise europäisch eingeübtes Heer, schaffte den überseeischen Sclavenhandel ab und legte der Verbreitung des Christenthums keine Hindernisse in den Weg.

Digitized by Google

Auch begünstigte er das Unterrichtswesen und die Verbreitung nützlicher Gewerbe und Künste; unter ihm kam die erste Buchdruckerpresse ins Land, sodann schaffte er einige blutig strenge Gesetze ab und trat altem, grausamem Aberglauben kräftig entgegen. Er war ein aufgeklärter Barbar.

Mit Radama ging ein großer Theil der Schöpfungen zu Grunde, welche unter ihm durch die Europäer begründet wurden. Seine Nachfolgerin Ranovalo, die bis auf den heutigen Tag den Thron von Madagaskar behauptet, war von glühendem Hasse gegen alle Neuerungen erfüllt und ließ ihrer Leidenschaft freien Lauf. Ihre altconservative Wuth suchte und fand Befriedigung in blutiger Grausamkeit, und seit dem Augenblick, in welchem sie die Herrschaft antrat, waren die guten Tage für die Europäer unwiederbringlich dahin. Die Missionäre empfanden bald, daß die Königin ihnen abhold sei und den Priestern und den Hütern der Götzenbilder das Ohr lieh. Als die Sendboten Griffith und Bennet bald nach der Leichenfeier die Hauptstadt verlassen wollten, that Ranovalo ihnen kund, sie sei Gebieterin im Lande und werde den Tag bestimmen, an welchem sie abreisen dürften. Sie blieben dann noch lange genug, um zu sehen, in welcher barbarischen Weise die Gebieterin ihre eigenen Unterthanen behandelte. Sehr viele wurden hingemordet, unter ihnen Radama's Mutter und Schwester. Der Sohn dieser letztern, welcher eigentlich der legitime Thronerbe war, und Prinz Rateffi, sein Vater, Statthalter von Tamatawe, Radama's Schwester, die ein Kind unter dem Herzen trug, wurden auf Ranovalo's Befehl zu Tode gespeert. Eine Anzahl hoher Würdenträger erlitt dasselbe Schicksal, sie hatten angeblich nicht schnell genug Trauerkleider um den verstorbenen König angelegt und das Haupt nicht geschoren.

Eine der ersten Regierungshandlungen des weiblichen „Caligula" bestand darin, daß sie den mit England geschlossenen Vertrag für ungültig erklärte und den britischen Bevollmächtigten Lyall in geradezu abscheulicher Weise mishandelte. Als er die Hauptstadt verlassen wollte, wurde er von einer Menge fanatischer Howa in seinem Hause überfallen; an ihrer Spitze stand Ramawali, Hüter der Götzenbilder, welchem sich eine Schaar von Priestern angeschlossen hatte. Sie erklärten ihn und seine Söhne für Zauberer. In seinen Hof hatten sie eine große Menge von Schlangen gebracht; diese Thiere gelten bei den Howa als Diener des Götzen Ramahawaly und als Verkündiger seines Zornes. Das Volk sollte glauben, der Götze habe eine so große Menge Schlangen vor das Haus des Engländers gesandt, weil derselbe Unglück für Land und Volk bringe; die Priester erklärten, der Gott wolle

Digitized by Google

den Fremdling entfernt wissen, und so schleppten sie ihn dann sofort hinweg. Hinter ihm ging der Hüter des Götzenbildes, und trug das in Scharlachtuch gewickelte Idol auf einer Stange; ihm folgten fünfzig Männer, je zwei nebeneinander; ihr Leib war bis zum Gürtel unbedeckt, und jeder hielt eine Schlange in der Hand. Die Thiere hatten sich um den Arm geschlungen und dieser wurde von den Trägern oftmals emporgehoben, während die in zahlloser Menge folgenden Howa schrieen und heulten. Es war ein Wunder, daß Lyall mit dem Leben davonkam. Auf seine Frage, wodurch er den Götzen erzürnt habe, entgegnete man: „Du bist an ein Dorf herangeritten, welches dem Gotte geheiligt ist, und hättest wissen sollen, daß weder ein Schwein noch ein Pferd dasselbe betreten darf. Auch sind Deine Diener in einen geheiligten Wald gegangen, wo sie Schmetterlinge und Schlangen gesammelt haben." Lyall verließ die Insel; die Mishandlung und das gräßliche Schauspiel hatten aber einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er wahnsinnig wurde und bald nachher auf Mauritius starb. Die Wuth der Götzendiener gegen alle Neuerungen ging weit; sogar die von den Engländern nach Madagaskar verpflanzten Katzen und zahmen Schweine wurden mit Speeren getödtet.

Die Landestrauer um Radama sollte zwölf Monate dauern, wurde aber von der Königin um zwei Monate abgekürzt, und am 11. Juni 1829 fand die Krönung Ranovalo's statt, bei welcher ein barbarischer Pomp entfaltet wurde. Der Tag beginnt auf Madagaskar um sechs Uhr Morgens, und er wurde dem Volke durch Kanonenschüsse verkündet, damit dasselbe sich vor dem Palaste einfinde und seine Huldigungen darbringe. Am folgenden Mittage gaben vierzehn Salven das Zeichen für die große Volksversammlung, die Truppen rückten aus, die Trommeln wirbelten, Trompeten schmetterten vor dem Tranavola, d. h. Silberpalaste, und dann zog die Masse vor den Andohalopalast, um dort die Königin zu erwarten. Die Musikbande war vor der aus dreihundert Mann bestehenden Leibwache aufgestellt, welche die Uniform englischer Grenadiere trug. Die Königin erschien und begab sich nach dem Grabe, in welchem Radama's Vater ruhet; dort schwenkte sie die Fahnen zweier Götzen, nämlich des Manjakatsirva, Gottes der Souverainetät, und des Fantaka oder Eidesgötzen. Nachdem sie ein Gebet gesprochen, gab sie die Fahnen den Priestern zurück, ließ die Thür des Grabes verschließen und bestieg ihren Tragsessel. Dieser war mit dem feinsten Scharlachtuch überzogen und mit goldenen Spitzen verziert. Nun begann der Umzug. Voran gingen die Spielleute, die Soldaten folgten. Die Würdenträger waren europäisch gekleidet. Unter den Leibwächtern befand sich auch

Digitized by Google

eine Schaar Araber; Malgaschen von der Westküste waren nicht mit Flinten, sondern mit Speeren und dolchartigen Säbeln bewaffnet. Den Palankin trugen Officiere der Leibwache; zur Rechten desselben schritten Sängerinnen von der Ostküste einher, zur Linken gingen dergleichen vom westlichen Gestade, hinter dem Sessel sangen Frauen und Mädchen aus der Umgegend der Hauptstadt. Die Palankine, in welchen die Mitglieder der königlichen Familie saßen, waren mit weißem Tuch überzogen; die weibliche Leibwache trug blaue Mäntel und sang Lieder zur Verherrlichung Ranovalo's, welcher die Soldaten und das Volk zujauchzten.

So gelangte die Königin auf den großen Platz, auf welchem die Volksversammlung abgehalten wurde. Man trug sie bis zu dem geheiligten Steine; dieser steht etwa hundert Schritte von dem Gerüst entfernt, auf welchem der Herrscher sich der Menge zeigt. Ranovalo betrat den Stein von Süden her, und wandte dann das Gesicht gen Osten. Während die Spielleute die Nationalhymne anstimmten, traten fünf Generale auf den Stein; jeder hielt in der linken Hand seine Kopfbedeckung, in der rechten ein blankes Schwert. Dann rief die Königin: „Masina, masina, vaho?" d. h. Bin ich geweiht, geweiht? Die Generale entgegneten dreimal: Du bist geweiht; worauf das Volk rief: Mögest Du lange leben, Ranovalo Manjaka! Die Königin stieg an der Ostseite vom Steine herab, nahm die Bilder der Götzen Manjakatsiroa und Fantaka in die Hand, und sprach zu ihnen: „Meine Vorgänger haben euch mir gegeben; ich setze Vertrauen in euch, deshalb verlaßt mich nicht!" Nachdem sie die Götzenbilder in die Hände der Hüter der Idole zurückgegeben, bestieg sie wieder den Tragsessel und wurde nach dem eben erwähnten Gerüste geleitet, auf welchem ein Thron stand. Auf diesem nahm sie Platz. Zur rechten Hand saß ihre älteste Schwester, und dieser gegenüber ein Major der Leibwache, welcher einen großen seidenen Schirm über die Königin hielt. Zur linken Hand stand ein Prinz, hinter diesem saßen die übrigen Mitglieder der Königsfamilie; die einzige Tochter, welche Radama hinterlassen, wurde von einer Wärterin auf den Armen getragen. Auch die Richter, Beamten und viele Edelleute befanden sich auf dem Gerüste, an dessen Enden die beiden genannten Götzenbilder, mit prächtigem rothen Tuch umgeben, von Priestern hoch emporgehalten wurden. Die versammelte Menge bestand aus ungefähr sechszigtausend Köpfen; etwa achttausend waren Soldaten. Ranovalo erhob sich vom Thron, lehnte sich auf die Schulter ihrer Schwester und forderte die Hasina ein, ein Geldstück, welches die Beamten, die Häuptlinge der Provinzen, die Vorsteher der Bezirke, die Ausländer ꝛc. erlegen müssen; denn diese Hasina ist

Digitized by Google

eine symbolische Anerkennung der Herrschaft. Sie wurde geleistet, und dann sprach die Gebieterin: „Ich grüße euch! Wer mich nie zuvor gekannt hat, dem sage ich, ich bin es, Ranovalona, und erscheine jetzt vor euch.“ Das Volk rief: hu, hu! worauf sie weiter sagte: „Gott hat dieses Reich meinen Vorfahren gegeben, diese gaben es Radama, und sie wollen, daß ich dessen Nachfolgerin sei. Ist dem nicht so, meine Unterthanen?“ Alle riefen: Ja, dem ist so! Sie fügte hinzu: „Ich will an dem, was Radama und meine Vorgänger gethan, nichts ändern, wohl aber hinzuthun. Glaubt ja nicht, ich sei außer Stande, das Reich zu beherrschen, weil ich ein Weib bin; sagt niemals: sie ist nur eine Frau, schwach und unwissend, sie kann nicht über uns herrschen. Ich will mit allem Eifer und aller Sorgfalt danach trachten, euch zu beglücken. Hört ihr das, meine Unterthanen?“ Alle riefen: Ja! darauf nahm der erste Minister das Wort, und sprach zum Volke, es könne Vertrauen in die Königin setzen. Nach ihm wandte der Vorsteher der ersten Adelsrangklasse sich an die Königin, versicherte sie der Treue dieser Klasse, und überreichte ihr als Hasina einen spanischen Piaster; dasselbe geschah von Seiten der übrigen Rangklassen, der arabischen Kaufleute, der Europäer, der Generale ꝛc. Der älteste Feldherr versicherte dabei ausdrücklich, daß die Königin sich auf ihr getreues Heer verlassen könne. Es wurde bemerkt, daß Ranovalo nur den Generalen und den Europäern Dank sagte, den übrigen nicht. Die Feierlichkeit war zu Ende, und die Königin begab sich in den Palast zurück.

Ranovalo fand bald Gelegenheit ihre Festigkeit und die Tapferkeit ihrer Truppen zu erproben. Manche der von Radama unterworfenen Häuptlinge trugen das Joch der Howa nur mit Ungeduld, und die Franzosen rüsteten 1829 einen Schiffszug gegen Madagaskar aus. Der Anführer desselben, Gourbeyre, sollte versuchen einen freundlichen Verkehr mit der Königin anzuknüpfen und ihr Geschenke zu überreichen; er sollte ihr aber auch zu wissen thun, daß Frankreich den Hafen von Tintingue wieder besetzen werde, und Anerkennung seines Besitzrechtes auf Fort Dauphin nebst der Antongilbai, sowie andere Punkte verlange, welche es früher inne gehabt. Der Bevollmächtigte verlangte binnen acht Tagen eine entschiedene Antwort. Fürst Polignac, Hauptminister König Karl des Zehnten, schrieb einen eigenhändigen Brief an Ranovalo, in welchem er erklärte, daß Frankreich den größten Werth auf den Besitz von Madagaskar lege, und zu allen Zeiten nach dieser Colonie getrachtet habe, weil es im Besitze derselben für sich ein natürliches Gegengewicht gegen die Uebermacht der Engländer im Osten erblicke. Zu-

Digitized by Google

gleich bot er der Königin Waffen, Schießbedarf, Geld und französische Exerciermeister an, wenn sie die Franzosen an den Punkten, welche sie in Besitz nehmen wollten, unbehelligt lassen würde!

Wir haben gesehen, wie sehr Ranovalo von dem Gefühl ihrer Macht und Herrscherwürde durchdrungen war; wir wissen, daß Radama sich als Gebieter der ganzen Insel Madagaskar betrachtete und von den Engländern als solcher anerkannt wurde. Jene Schritte der Franzosen konnten daher keine anderen Folgen haben, als die Königin mistrauisch zu machen, und in jedem Fremden einen Vorläufer französischer Eroberung zu erblicken. Jener Brief des Fürsten Polignac trägt einen großen Theil der Schuld, daß Madagaskar bis auf die jüngste Zeit den Europäern verschlossen blieb. Wer möchte es auch der Königin verdenken, daß sie Leute fern hielt, deren Absichten so klar ausgesprochen wurden? Sie wollte Königin sein, nicht ein Vasall der Europäer; sie wies das ihr zugemuthete Protectorat von sich. Bis auf den heutigen Tag ist man in Madagaskar vor einem Ueberfall von Seiten der Franzosen besorgt. Manche Howa lesen französisch, und wissen, daß man in Paris die große Insel als eine französische Besitzung betrachtet, welche man zu gelegener Zeit sich aneignen werde. Als vor nun vier Jahren der englische Missionär Ellis, auf den wir später ausführlich zurückkommen, an der Königin Tafel speiste, äußerte ein neben ihm sitzender hoher Würdenträger: „Wir möchten gern mit allen Völkern in Freundschaft und Handelsverbindung stehen. Ich will Ihnen erklären, weshalb wir eine französische Niederlassung zerstört haben. Einige Franzosen kamen auf unsere Insel und siedelten sich an, ohne unsere Regierung um Erlaubniß zu fragen. Sie hatten Sclaven aus Mosambik mitgebracht, schlugen Holz in unsern Wäldern, baueten ein Fort und pflanzten Kanonen auf. Der Beamte der Königin, welcher in jenen Gegenden befehligt, machte ihnen bemerklich, daß sie ohne Erlaubniß der Regierung auf Madagaskar keine Niederlassungen gründen oder gar Festungen bauen dürften, und gebot ihnen, sich zu entfernen. Dessen weigerten sie sich. Die Königin schickte Truppen ab und ließ das Fort der Ungehorsamen zerstören; denn die Königin ist Beherrscherin von Madagaskar. Ich frage Sie, Herr Ellis, finden Sie es recht, daß Leute aus Frankreich oder England oder irgendwo her zu uns kommen, um sich Landestheile anzueignen, ohne die Königin auch nur zu fragen, obwohl das Land ihr gehört? Was denken Sie davon, Herr Ellis? Was würde man in Europa zu Leuten sagen, die dort ein solches Verfahren sich erlauben?" Der Engländer entgegnete, man würde sie festnehmen und sofort der Polizei überantworten.

Digitized by Google

Wir wollen den Fortgang der Feindseligkeiten zwischen den Franzosen und den Howa nicht im Einzelnen schildern, sondern nur hervorheben, daß auch madegassische Beamte sich gegen fremde Kaufleute Willkürlichkeiten erlaubten, welche dann zum Vorwand und Anlaß für neue Verwickelungen und Feindseligkeiten dienen mußten. Die Franzosen reizten die Sakalawa und Betsimisaraka, überhaupt die von den Howa bezwungenen Stämme gegen diese auf, und ließen sie dann im Stiche, weil sie gegen die Truppen der Königin keine dauernden Erfolge errangen. Sie beschossen mehrere Häfen, konnten sich aber wegen des ungesunden Klima's an der Küste nicht überall, wo sie wünschten, festsetzen. Alle ihre Versuche, mit der Königin einen Handels- und Freundschaftsvertrag abzuschließen, blieben vergeblich, und je häufiger französische Kriegsschiffe drohend an der Küste erschienen, um so erbitterter wurde Ranovalo. Im Jahre 1845 traten dann Ereignisse ein, welche die Feindschaft der Howa auf den höchsten Grad steigerten. Wir müssen sie erzählen, damit der Leser sehe, in welcher Weise an den Küsten von Madagaskar Krieg geführt wurde.

Die Franzosen hatten 1840 von einer Königin der Sakalawa sich die Inseln Nossi Be und Nossi Kumba, welche an der Westküste zwischen dem 13. und 14. Grad südlicher Breite liegen, abtreten lassen; auch war ihnen durch dieselbe Königin Tsiumeka das Anrecht auf den größten Theil der Westküste Madagaskars von Cap St. Vincent bis zur Passandawabai, also vom 22. bis 13. Grad südl. Br. zugesprochen worden. Ein anderer Sakalawahäuptling, Tsimiaro, König von Ankara, welches den nördlichsten Theil der großen Insel begreift, verkaufte ihnen, gegen Geschenke und aus Haß gegen die Howa, Nossi Mitsiu und einige andere Eilande vor der Küste. In demselben Jahre erwarben sie von dem arabischen Sultan Andrian Suli die Insel Mayotta, eines der Komoro Eilande. Ueber das alles war Ranovalo sehr erbittert, vorzugsweise aber darüber, daß die Sakalawahäuptlinge in ihrem Widerstande gegen die Howa von den Franzosen unterstützt wurden. Sie sah in jedem fremden Kaufmann einen Feind, und erließ einen Befehl, demzufolge alle Europäer sofort aus Madagaskar vertrieben werden sollten. Das letztere geschah, aber zwei französische Kriegsschiffe unter Romain Desfossés und die von Kapitän Kelly befehligte englische Corvette Conway erschienen vor der Hafenstadt Tamatawe, um ihre Landsleute zu beschützen. Zwölf englische und elf französische Kaufleute wurden von den Howa ausgewiesen und an ihrem Eigenthum geschädigt. Dafür sollten „die Barbaren gezüchtigt" werden. Allerdings waren die Vorrathshäuser eines französischen Kaufmanns geplündert worden, und man

Digitized by Google

hatte sich auch sonst noch allerlei Gewaltthätigkeiten zu Schulden kommen lassen. Es gelang nur mit Mühe die Europäer sammt ihren Familien und einem Theil ihrer Habe an Bord zu schaffen; als man sie in Sicherheit gebracht hatte, begann das Werk der Züchtigung.

Die Festungswerke von Tamatawe bestanden aus zwei Batterien mit Brustwehren ohne Schießscharten, aus anderen nur wenig über den Boden hervorragenden Erdwällen, und einem Fort, das mit den Brustwehren durch verdeckte Gänge in Verbindung war. Das letztere, ein Werk arabischer Baumeister, gewährte einen ganz stattlichen Anblick, hätte aber eine Belagerung durch europäische Truppen nicht lange aushalten können. Als es am 15. Juni von den drei Schiffen aus gleichzeitig beschossen wurde, erwiederten die Howa das Feuer sehr lebhaft und zielten recht gut; man erfuhr, daß die Geschütze unter Leitung eines spanischen Renegaten bedient wurden. Nachdem das Bombardement einige Stunden gewährt hatte, schickten die beiden Befehlshaber Truppen ans Land, welche eine Batterie erstürmten, drei Kanonen vernagelten und die Besatzung in das Fort zurückdrängten. Vor der andern Batterie war der Kampf heftiger und sehr blutig, denn die Howa leisteten tapfern Widerstand; aber nach drei Viertelstunden mußten sie zurückweichen, und büßten ihre Fahne ein. Doch gelang es nicht, ihnen ihre Kanonen zu nehmen, die Landungstruppen hatten alle ihre Patronen verschossen und mußten sich mit nicht unbeträchtlicher Einbuße an Todten und Verwundeten zurückziehen. Dabei steckten sie eine Anzahl Häuser in Brand. Die drei Schiffe hatten binnen wenigen Stunden ungefähr zweitausend Kanonenkugeln gegen Tamatawe geschleudert, und ihrerseits nicht unbeträchtliche Beschädigungen erlitten. Dann segelten sie ab, um in einigen anderen Häfen die dort verweilenden Europäer in Sicherheit zu bringen.

Durch diese Beschießung von Tamatawe wurde der Zorn der Königin Ranavalo gegen die Ausländer auf den höchsten Grad gesteigert, und sie wollte seitdem viele Jahre lang von gar keinem Verkehr mit denselben wissen. Zugleich bebte sie auch vor den grausamsten Mitteln nicht zurück, um alles zu beseitigen, was etwa dem fremden Einflusse Vorschub leisten konnte. Gleich bei der Thronbesteigung war es ihr entschiedener Wille gewesen, nur so viele Ausländer auf Madagaskar zu dulden, als dringend erforderlich waren, um ihre Unterthanen in den Gewerben zu unterweisen und das in dieser Beziehung unter Radama angefangene Werk fortzuführen. Sie sollten auch fernerhin weben, Eisen gießen und verarbeiten, zimmern und Werkzeuge verfertigen. Bis zum

Digitized by Google

Jahre 1835 traf sie in der Stille manche Vorkehrungen, um die Missionäre zu entfernen. Je mehr diese gegen den Götzendienst eiferten, um so mehr zeigte die Königin, daß sie eine Anhängerin der alten Volksreligion sei, und nachdem sie einst von einer Krankheit genesen war, zog sie mit fürstlichem Pomp aus, um vor einem Idole Dankgebete zu verrichten. Als sie an der Kapelle der englischen Missionäre vorüberkam, wurde gerade in derselben gesungen. Sie horchte auf und sprach: „Sie werden nicht eher still sein, als bis einmal einer von ihnen keinen Kopf mehr hat." Die Sendboten gingen wohl nicht vorsichtig genug zu Werke, denn ihre Angriffe auf den althergebrachten Glauben riefen bei einem nicht geringen Theile des Volkes große Erbitterung hervor. Eines Tages erschien ein sehr angesehener Häuptling im Palast, bat um Gehör und sprach zur Königin: „Ich nahe mich Deiner Majestät, um von Dir einen Wurfspeer zu erbitten, einen scharfen Speer. Ich sehe, daß die Fremdlinge die geweiheten heiligen Hüter und Schirmer dieses Landes misachten und keine Ehrfurcht hegen vor den erlauchten Ahnen Deiner Majestät, welchen dieser Boden sein Heil verdankt. Die Herzen Deines Volkes werden durch die Fremdlinge von den Sitten und Bräuchen Deiner Vorfahren und von Deinen eigenen abgewandt. Schon haben viele mächtige Männer sich den Lehren, den Büchern und der von den Fremdlingen gepredigten Brüderlichkeit zugewandt; ich sehe dergleichen im Heer und in der Regierung, ich finde sie unter Freien und unter Sclaven. Mit alle dem bereiten sie die Ankunft ihrer Landsleute vor, und diese werden zu gelegener Zeit über uns hereinströmen und sich um so leichter unseres Landes bemächtigen, je mehr das Volk der fremden Lehre zugethan ist. Das wird die Folge ihres Unterrichts sein. Aber ich will nicht leben, um mit anzusehen, daß solch ein Unheil überunser Land hereinbricht und daß unsere eigenen Sclaven gegen uns verwandt werden. Desbalb verlange ich von Dir einen Speer, um mir das Herz zu durchbohren. Ich will sterben, ehe jene verderbliche Zeit kommt." Die Königin hörte den Häuptling an, verfiel in tiefes Nachsinnen und fing dann vor Wuth und Zorn zu schluchzen an. Sie schwor, das Christenthum solle ausgerottet werden, wenn auch alle Anhänger der neuen Lehre dabei zu Grunde gingen.

Von jenem Tag an wurden alle Festlichkeiten im Palast eingestellt; vierzehn Tage lang schwieg jede Musik, Jeder mußte sich still verhalten, Niemand durfte tanzen oder eine frohe Miene zeigen. Die Königin sann auf einen Schlag. Zunächst ließ sie den Missionären kund thun, sie möchten fortan sich aller Angriffe gegen die Landesreligion enthalten; auch sei ihnen von jetzt an verboten,

Digitized by Google

Unterthanen Ihrer Majestät zu taufen, oder dieselben zur Beobachtung des Sonntags anzuhalten, der kein Feiertag der Howa sei. Als die Missionäre Gegenvorstellungen machten, antwortete Ranovalo mit einem verschärften Befehl, welcher am 1. März 1835 in einer großen Volksversammlung, die aus mehr als fünfzigtausend Menschen bestand, feierlich verkündigt wurde. Derselbe lautete: „Ich will es euch verkünden! Ich bin eine Herrscherin, die nicht betrügt, ihr seid kein betrogenes Volk; ich will euch sagen, was ich thun und wie ich herrschen will. Wer ist der Mann, welcher die herkömmlichen Bräuche unserer Vorfahren und der zwölf Gebieter dieses Landes verändern möchte? Wem hat Dianampuine, wem hat Radama das Reich vererbt? Bin ich es nicht? Nun, wenn einer von euch die Bräuche der Vorfahren und der zwölf Gebieter verändern will, so verabscheue ich das. Ich verabscheue es auch, wenn Jemand die Bilder unserer Götter schmähet, die Weissagung für eine Thorheit erklärt, die alten Gräber umkehrt. Das darf in meinem Reiche nicht geschehen. Man sagt, die Bilder der Götter seien nichts. Aber sind nicht durch sie die zwölf Gebieter eingesetzt worden? Und jetzt sollen sie nichts sein! Die Weissagung, über welche man spottet, und die alten Gräber, sind sie nicht Zeugen ihrer Macht? Der Herrscher betrachtet sie als geheiligt und das Volk sollte sie geringer achten? Wer die alten Gräber der Wasimba zerstört, begeht ein Verbrechen. Was Taufe, Brüderschaften, Bethäuser, und Vorschriften über die Sonntagsfeier anbelangt, so frage ich, wie viele Herrscher denn in unserm Lande sind? Bin etwa nicht ich Alleinherrscherin? Solche Dinge sollen nicht geschehen, sie sind in meinem Lande gesetzwidrig, gehören nicht zu den Bräuchen unserer Vorfahren, und diese will ich nicht abändern, es sei denn, daß meinem Lande Nutzen daraus erwachse. Ich bewillige euch eine Monatsfrist, binnen welcher jeder sich anzeigen muß, wer die Taufe erhalten hat, und Genossenschaften angehört, welche in besonderen Häusern beten. Wenn ihr binnen dieser Frist nicht erscheint und wartet bis ihr von anderen entdeckt und angeklagt werdet, dann trifft euch Todesstrafe. Merkt wohl auf die Frist, welche euch gegeben wird! Ich gebe euch vom heutigen Sonnenuntergang einen Monat; bis dahin müßt ihr eure Schuld eingestanden haben. Also hört, Schüler, auf meinen Befehl. So lange ihr in die Schule geht und in den Häusern der Europäer Unterricht empfangt, beobachtet den Sonntag, aber lediglich soweit es den Unterricht angeht, in allem übrigen nicht. Sobald ihr die Schule verlassen habt, sollt ihr um den Sonntag euch ganz und gar nicht mehr kümmern, denn ich, die Herrscherin, beobachte ihn ganz und gar nicht, und es soll auch im ganzen Lande Niemand ihn halten."

Digitized by Google

Diese merkwürdige Staatsrede zeugt von dem tiefen Grolle, welchen die Königin in der Brust trug. Einige angesehene Häuptlinge bemüheten sich vergeblich um Milderung der Strenge; auch zur Beseitigung der rückwirkenden Kraft des Befehls wollte Ranovalo sich nicht verstehen, ja, am nächsten Tage verkürzte sie die Frist um die Hälfte. Für die Christen gab es keine andere Wahl, als Gehorsam oder Tod, und so kamen sie denn in ganzen Schaaren zu den Beamten, um sich selbst anzuzeigen und die christlichen Bücher abzuliefern. Mehr als vierhundert Officiere und Beamten wurden ihrer Stellen verlustig erklärt, alle übrigen Christen mußten Geldbuße erlegen. Den Missionären war das Feld der Wirksamkeit verschlossen, und am 18. Juni 1835 verließen sie betrübten Herzens die Hauptstadt der Howa, nach fünfzehnjähriger Arbeit. Daß aber diese nicht vergeblich gewesen ist, und viele Saatkeime aufgegangen sind, haben wir in der neuesten Zeit durch William Ellis erfahren, den wir auf seinen Reisen nach Madagaskar begleiten wollen.

Als er zum zweiten Male, im Jahre 1854, die Insel besuchte, verweilte er längere Zeit in Tamatawe und verkehrte in freundschaftlichem Umgange mit einer großen Anzahl Eingeborner, insbesondere auch mit Howa der höheren Rangklassen. Sie gewannen Vertrauen zu ihm und gaben ihm wichtige Aufschlüsse über die inneren Verhältnisse des Landes. Der Missionär war zu jener Zeit der Malagasysprache noch nicht ganz mächtig, konnte aber mit Hülfe eines Wörterbuches und eines neuen Testamentes sich mündlich und schriftlich verständlich machen. Viele Howa waren des Schreibens kundig und zeigten sich ungemein wißbegierig. Sie beklagten, daß die Königin alle öffentlichen Schulen aufgehoben habe, fügten aber hinzu, daß viele Häuptlinge ihren eigenen Kindern Unterricht im Lesen und Schreiben gäben, weil sie die Wichtigkeit des Unterrichts vollkommen zu würdigen wüßten. Auch waren nicht alle neuen Testamente an die Behörden abgeliefert worden, und viele Exemplare gingen ganz oder bruchstückweise unter den eingeborenen Christen vertraulich von Hand zu Hand. Die Königin hatte alle Bücher verboten, in welchen die Buchstaben in Linien quer über die Blattseite gedruckt sind, nicht aber solche, wo die Wörter der Länge nach stehen; sie erlaubte also Fibeln zum Lesenlernen.

Wir wollen den Reisenden selber reden lassen. — Für mich hatten die Unterhaltungen mit manchen Eingeborenen ein hohes Interesse; ich sprach mehrere, die persönlich ihres christlichen Bekenntnisses wegen Verfolgungen erlitten. Einige hatten die Tangena (das Giftwasser) trinken müssen, andere waren ihres Ranges

Digitized by Google

entsetzt, zu Geldbußen oder zu Sclaverei verurtheilt worden, und einige konnten mir Beweise für die erduldeten Qualen an ihrem Leibe zeigen. Als ich in Tamatawe mich aufhielt, waren die eingeborenen Christen seit beinahe zwanzig Jahren auf sich selbst verwiesen, aber sehr viele blieben auch unter so ungünstigen und drückenden Verhältnissen ihrer Ueberzeugung treu. Christlicher Gottesdienst war bei schwerer Strafe verboten; so kamen denn die Getreuen heimlich zusammen, um gemeinsam zu singen und zu beten, zumeist mitten in der Nacht an abgelegenen Berghalden oder in Höhlen und im dichten Walde; sie hatten sich die Urchristen in Palästina zum Muster genommen. Es muß eine schwere Zeit für sie gewesen sein, da überall Verrath lauerte, und oft der Vater den Sohn, der Bruder den Bruder angab. Vor Gericht legten die Christen allemal Zeugniß von ihrem Glauben ab, und dieser war ihr einziges Verbrechen, da man sie eines andern nicht zeihen konnte. Aber das „Buch" und christliches Gebet war verboten, und der Uebertreter konnte wissen, welcher Strafe er anheimfiel; vielen ließ die Königin Straflosigkeit, ja selbst ihre Gnade anbieten, wenn sie abschwören wollten, aber dazu haben sich nur wenige verstanden.

Ranovalo war unerbittlich. Der erste christliche Märtyrer büßte 1837 sein Leben ein, ein zweiter im folgenden Jahre. Drei oder vier Jahre später wurden neun in grausamer Weise ums Leben gebracht. 1846 sehr viele hingerichtet, während es manchen gelang von der Insel hinwegzuflüchten und auf Mauritius ein Asyl zu finden; einige besuchten damals auch England, andere fanden Schutz bei den noch unabhängigen Völkerschaften der Insel. Damals wurden Tausende jeden Alters, Geschlechts und Standes schwer durch die Christenverfolgung betroffen. Viele mußten das Giftwasser trinken und manche starben davon; die Geldbußen betrugen je nach Stand und Vermögen von einem spanischen Piaster bis zu einhundert; Einziehung von Haus und Acker kam häufig vor. Viele Bekenner wurden, dem Befehl der Königin zufolge, auf offenem Markt als Sclaven verkauft, nicht in gewöhnlicher Weise, sondern unter erschwerenden Bedingungen. Der Käufer mußte sich ausdrücklich verpflichten, diese Sclaven unablässig zu den härtesten Arbeiten anzuhalten und sie niemals an ihre Freunde oder Verwandten zu verkaufen; dem Gebote zufolge sollten sie sein „wie Unkraut in der Wüste, ihren Kopf hängen lassen bis sie sterben." Ellis sprach solch einen Sclaven, der vor neunzehn Jahren verkauft worden war; er sah Frauen hingerichteter Märtyrer, die zu Sclavinnen gemacht worden waren. Manche hochgestellte Männer verloren ihren Rang und mußten die schwersten Hand-

Digitized by Google

arbeiten verrichten, namentlich Steine brechen, beim Bau der Regierungsgebäude Steine tragen oder Erde herbeikarren; viele wurden bis auf das Blut gepeitscht. Allein im Jahre 1849 wurden in der Hauptstadt 37 Christen mit Frauen und Kindern als Sclaven verkauft; 42, welche Bücher im Besitz gehabt, wurden Sclaven und die Königin zog ihr Eigenthum ein, sechs andere kamen ins Gefängniß, 2055 mußten einen Piaster bezahlen; von achtzehn, die den Tod erlitten, wurden vierzehn vom Felsen herabgestürzt und vier lebendig verbrannt. Wie barbarisch die abscheuliche Königin dabei verfuhr, ergiebt sich aus Folgendem. Man wickelte die Verurtheilten in zerrissene Matten, steckte ihnen Lumpen in den Mund und band sie zusammen an eine lange Stange. Man hütet sich in Madagaskar, das Blut der Edelleute zu vergießen, und deshalb sollten vier adelige Christen verbrannt werden. Unter ihnen befand sich ein Ehepaar, Andriampinery mit seiner Frau Ramanandalana; letztere trug ein Kind unter ihrem Herzen. Am Scheiterhaufen wurde beiden Gnade versprochen, wenn sie abschwören wollten, aber sie weigerten sich. Nun band man sie, legte sie auf den Scheiterhaufen, überdeckte sie mit Reisig und zündete den Holzstoß an. Während die Mutter sich vor Schmerzen in den Flammen wand, gebar sie ein Kind, das auch den Feuertod starb. Die übrigen Christen wurden gemeinschaftlich mit schweren Verbrechern auf die Höhe eines steilen Felsens geführt, wo man jenen einen Strick um den Hals band und sie fragte, ob sie dem Christenthum entsagen und die Landesgötter wieder annehmen wollten. Statt dessen hielt einer dieser Christen eine feurige Rede im Angesichte des Todes und erklärte, daß er seinem Glauben treu bleibe. Die Hinrichtung begann, und einer nach dem andern wurde in den Abgrund gestürzt. Zuletzt war noch eine junge Frau übrig, welche man so gestellt hatte, daß sie sah wie einer nach dem andern zerschmettert in der Tiefe lag; sie sollte begnadigt werden, wenn sie abschwüre. Aber sie that es nicht und verlangte, mit ihren Freunden vereinigt zu werden. Da sprach der Richter: „Sie hat den Verstand verloren und weiß nicht, was sie sagt; schafft sie fort." Man verbannte sie in eine entfernte Provinz. Diese gräßlichen Auftritte fallen in den März des Jahres 1849; seitdem sind keine Christen mehr hingerichtet, und die Verfolgung ist nicht wieder so heftig geworden. —

Ueber die gegenwärtige Lage der Christen auf Madagaskar drückt Ellis sich mit großer Vorsicht aus, weil er wohl, und wir glauben mit Recht, annimmt, daß sein Werk am Hofe der Königin, an welchem viele Englisch verstehen, gelesen wird; er will also Niemand blosstellen. Er hebt nur hervor, daß die Christen nicht

Digitized by Google

mehr so schlimme Tage haben, wie früher. Der Königin einziger Sohn (den sie etwa zwei Jahre nach Radama's Tode gebar), der Thronerbe, ist vor etwa zehn Jahren zum Christenthum übergetreten, und noch ein anderes Mitglied der Königsfamilie ist seinem Beispiele gefolgt. Einige erbitterte und einflußreiche Gegner des neuen Glaubens sind gestorben und ihre Würden an Männer übertragen worden, welche sich den Christen nicht feindselig zeigen. Als man einen derselben zum Einschreiten gegen sie aufforderte, sprach er: „Derselbe Blitz schlägt nicht zweimal ein." Aber die alten Verbote sind keineswegs abgeschafft, und alle vierzehn Tage wird den Soldaten während der großen Parade in der Hauptstadt ein Befehl eingeschärft, in welchem die Königin sagt: „Wer einen andern tauft, oder sich taufen läßt, den will ich tödten lassen. So sagt Ranovalo Manjaka. Denn sie ändern die Gebote der zwölf Könige ab. Deshalb suchet und spähet, und wenn ihr Jemand findet, der jenes thut, Mann oder Weib, so nehmt ihn fest, damit wir ihn tödten. Denn ich und ihr, wir wollen jene tödten, die solches thun, und wäre es auch die Hälfte des Volkes. Wir wollen sie tödten, weil sie das abändern, was unsere Vorfahren befohlen und gethan haben, und weil sie beten zu den Vorfahren der Ausländer, nicht zu Andrianampoinemerina und Lehidama, und zu den Göttern, welche die zwölf Könige heiligten, und zu den zwölf Bergen, welche verehrt werden. Ich mache allem Volk bekannt, daß sterben muß, wer an diesem Herkommen etwas ändert. Das sagt Ranovalo Manjaka."

Aus diesem Befehl geht ganz klar hervor, weshalb die Königin den Christen so abhold ist. Nach den Gesetzen und überkommenen Gebräuchen der Howa liegt allerdings ein Verbrechen schwerster Art darin, wenn Jemand den Glauben der Väter verläßt. Diesem zufolge sind die Geister der alten Ahnen, welchen die herrschende Familie ihr Dasein verdankt, ein Hauptgegenstand religiöser Huldigung aller Unterthanen, und auf ihre Nachkommen, insbesondere den regierenden König, geht ein Theil der Heiligung über; er gilt gewissermaßen für einen Abkömmling der Götter. Die Königin ist demnach eine geheiligte Person und wird als solche anerkannt, und eben kraft dieser göttlichen Abstammung hat sie das Recht über Tod und Leben. Die Madegassen nehmen an, daß die Religion der Christen auf einer ähnlichen Grundlage beruhe, und glauben demnach, daß dieselben zu ihren, also fremden und ausländischen Ahnen beten. Wer zum Christenthum übergeht, wird gewissermaßen als Hochverräther angesehen. So kann man sich die blutige Strenge Ranovalo's erklären; es leidet aber auch keinen Zweifel, daß die unverschäm-

Digitized by Google

ten Zumuthungen der Franzosen, welche die ganze Insel als ihr Eigenthum ansprechen und der Howakönigin ein Protectorat anboten, viel dazu beigetragen haben, die Lage der Christen auf Madagaskar zu verschlimmern.

Dreißigstes Kapitel.

Ellis in Tamatawe. — Pflanzenwuchs. — Ouviranda fenestralis. — Eingeborene Christen. — Erlebnisse in der Hauptstadt.

Seit der Austreibung der englischen Missionäre war aller Einfluß der Europäer auf Madagaskar völlig dahin. Allerdings gestattete die Königin einzelnen Fremden den Aufenthalt, sie müssen sich aber ein sehr vorsichtiges Verfahren zur Richtschnur nehmen. Nach Verlauf einer Reihe von Jahren begann auch der Handel mit Mauritius wieder; Ranovalo ließ allmälig von ihrer Strenge nach, und von England aus wurden Versuche gemacht, die früheren Verbindungen wieder anzuknüpfen. Sie sind gelungen und wir verdanken ihnen eine sehr interessante und werthvolle Schilderung der gegenwärtigen Zustände Madagaskars.*)

Die beiden Missionäre Ellis und Cameron hatten um Erlaubniß gebeten, der Königin einen freundschaftlichen Besuch machen zu dürfen, und sie war ihnen gewährt worden. Das Christenthum sollten sie freilich nicht lehren, weil es auch jetzt noch eine verbotene Religion ist. Wir erfahren von ihnen, daß kein Unterthan der Königin ohne besondere Erlaubniß der Regierung die Insel verlassen darf. Ellis, welcher längere Zeit in der Hauptstadt verweilte, fand überall gastliche Aufnahme und zuvorkommende Behandlung, und er spricht die Ueberzeugung aus, daß die Angelegenheiten auf Madagaskar eine sehr befriedigende Wendung nehmen würden, wenn Volk und Regierung nicht fortwährend durch die Invasionspläne der Ausländer (der Franzosen) beunruhigt würden.

Ellis ging am 14. April 1853 an Bord eines eisernen Schraubendampfers, verließ am 26. Mai mit seinem Freund und Gefährten Cameron die Tafelbai am Vorgebirge der guten Hoff-

*) Three visits to Madagascar during the years 1853, 1854, 1856, including a journey to the capital, with notices of the natural history of the country and of the present civilisation of the people. By the rev. William Ellis, author of the polynesian researches. London 1858. 470 S.

Digitized by Google

nung, fuhr nach Port Louis auf der Insel Mauritius und landete am 18. Juli zu Tamatawe an der Ostküste von Madagaskar. Die Rhede ist durch Riffe ziemlich geschützt, aber die dort ankernden Schiffe sind den Ost- und Nordwinden ausgesetzt. Der Ort selbst, der mehr einem Dorfe als einer eigentlichen Stadt gleicht, liegt auf einer schmalen Landspitze. Die Freude über den üppigen tropischen Pflanzenwuchs wurde dem Missionär getrübt, als er die Schädel der Franzosen und Engländer sah, welche bei dem früher von uns geschilderten Angriffe von 1845 ihr Leben verloren hatten. Der madegassische Hafenmeister war an Bord gekommen und hatte alle Antworten auf seine Fragen niedergeschrieben, wahrscheinlich um sie sofort nach der Hauptstadt zu senden. Der Kapitän überreichte ihm ein Schreiben der Kaufleute von Mauritius, in welchem diese die Königin baten, den Handel wieder zu erlauben; der Hafenmeister nahm dasselbe, erklärte aber, das Gesuch werde schwerlich eher genehmigt werden, bis eine angemessene Entschädigung für den ungerechten Angriff von 1845 geleistet worden sei. Er äußerte: „Sagt selbst, ob es recht ist, daß fremde Menschen in unser Land kommen und unsere Leute todtschießen, blos deshalb, weil wir bei uns die Gesetze der Ausländer nicht befolgen?" Dieser Hafenmeister sprach englisch, hatte 1837 Großbritannien und Frankreich besucht, und legte wiederholt Gewicht darauf, daß es Pflicht für jeden Fremden sei, die Landesgesetze zu beobachten. Dann lud er Herrn Ellis ein, ihn in seinem Hause zu beehren, das etwa vierzig Fuß lang und zwischen zwanzig bis dreißig Fuß hoch war und der ganzen Länge nach eine breite schattige Verandah hatte. An der einen Seite war ein Gehöft für das Vieh, an der andern ein Garten, in welchem Ellis Tabak, Ananas, süße Kartoffeln, Kokospalmen, Pandanus und einheimische Citronenbäume bemerkte. Von diesen letzteren hat die Insel zwei Arten.

Bald erschien Rainibehevitra, d. h. der Vater großer Gedanken, von der dreizehnten Rangstufe, zweiter Befehlshaber und Oberrichter, ein kräftig gebauter Mann zwischen fünfzig und sechszig Jahren alt und mit Gesichtszügen, welche jenen der Südseeinsulaner glichen. Er trug ein feines gemustertes Unterkleid und darüber die Lamba, d. h. einen Mantel von Seide mit breiten rothen, blauen und gelben Streifen und gelbem und scharlachrothen Franzenbesatz. Seine blaue Tuchmütze war mit Silber gestickt. Dieser Beamte reichte Herrn Ellis freundlich die Hand, hieß ihn im Namen des Statthalters willkommen und brachte sogleich das Gespräch auf Eisenbahnen, Dampfschiffe und elektrische Telegraphen. Nachher wandte er sich an Herrn Cameron, mit welchem er sich „leise über ernste Dinge" unterhielt. Damit deutet Ellis an, daß

Digitized by Google

dieſe Unterredung ſich um chriſtliche Angelegenheiten drehete. Auch dieſer Mann fragte, ob die Engländer einen Angriff gegen die Inſel beabſichtigten; man behaupte, daß eine Flotte im Anzuge ſei. Darüber konnte man ihn freilich vollkommen beruhigen. Ein Zollbeamter erzählte freiwillig, ſeit der großen Verfolgung ſeien nur noch wenige Chriſten im Lande, aber zu dieſen gehöre der Kronprinz ſammt einigen andern Gliedern der Königsfamilie; es ſei zu bedauern, daß man die Schulen geſchloſſen habe, da unter allen Klaſſen der Wunſch rege ſei, die Kinder gut unterrichten zu laſſen.

Es iſt merkwürdig, daß die Eingebornen auf Madagaskar keinen Tabak rauchen; dagegen ſchnupfen ſie ſtark und zwar ein Gemiſch aus gepulverten Tabaksblättern, Salz und der Aſche verſchiedener Kräuter. Dieſes wird auf allen Märkten verkauft. Wenn der vornehme Türke ſeinen Tſchibuktſchik oder Pfeifenträger hat, ſo finden wir bei jedem Mann von Rang auf der großen Inſel einen Diener, welcher ihm die ſehr eigenthümliche Schnupftabaksdoſe nachträgt. Sie beſteht aus einem etwa neun Zoll langen Stück Bambusrohr, das ſorgfältig geglättet und mit Ringen beſchlagen iſt. In daſſelbe iſt eine runde Doſe eingelaſſen, welche das Kraut zum Schnupfen enthält. Der Mann thut etwa ſo viel, wie ein halber Theelöffel faßt, in die flache Hand und ſchüttet es mit großer Geſchicklichkeit derart auf ſeine Zunge, daß die Lippen von der Hand nicht berührt werden.

Ellis begann ſogleich nach ſeiner Ankunft mit großem Eifer die Landesſprache zu erlernen, und war erſtaunt über die große Aehnlichkeit, oder wie er ſich ausdrückt, vollkommene Einerleiheit oder Uebereinſtimmung des Malagaſy mit der Sprache der öſtlichen Polyneſier. Zu ſeiner Ueberraſchung ſprachen die erſteren den Namen der Kokospalme mit derſelben Betonung aus, wie die letzteren; daſſelbe gilt vom Pandanusbaume, Wakua, der ſowohl an den Küſten von Madagaskar wie an jenen von Tahiti ſo häufig vorkommt; auch die Ausdrücke für Blume und viele Theile des menſchlichen Körpers ſtimmten überein; ferner, mit geringen Abweichungen, die Zahlwörter.

Tamatawe zählt höchſtens dreitauſend Einwohner, die zumeiſt in geringen Hütten wohnen; die beſſeren Gebäude gehören den Fremden und den Howabeamten. Der Ort liegt im Lande der Betſimiſaraka, deren wir ſchon als eines kräftig gebauten Volkes erwähnt haben; viele von ihnen ſind Sclaven. Die Howa, als Eroberer und Gebieter, zeigen ſich dieſen Landesbewohnern gegenüber als thätig, intelligent, unternehmend. Alle wünſchten eine Wiederbelebung des Handels; auf der Inſel war viel Reis auf-

Digitized by Google

gespeichert, Hornvieh im Ueberflusse vorhanden, ebenso Geflügel, während Mangel an europäischen Waaren beklagt wurde. Aber der Handel nach Außen mit Engländern und Franzosen war verboten, und nur die wenigen Kaufleute, denen die Königin Erlaubniß zum Aufenthalt im Lande ertheilt hatte, durften sich mit ihm befassen. Das war den Nordamerikanern zu gute gekommen, und einer derselben von deutscher Abstammung, Namens Mack, der seit Jahren an der Westküste viel gereist war, hatte mit der Regierung einen Lieferungsvertrag über Gummi, Wachs und Kautschuk geschlossen, die er zumeist mit Waffen und Schießbedarf bezahlte.

In der Umgegend von Tamatawe sammelte Ellis viele hübsche Pflanzen. Zunächst fielen ihm prächtige Akazienarten auf, namentlich Acacia indica mit herrlichen gelben Blüthen, ein zwergartiges Solanum mit hellblauen und gelben Blüthen, stachligen Blättern und runden gelben Beeren von einem Zoll im Durchmesser; der Catharanthus roseus hatte nicht, wie in unseren Wärmhäusern, kränklich bleiche Blätter, sondern dicken buschigen Stamm mit dunkeln Blättern, aus deren Ende eine rosenfarbige Blume hervorbrach. Mehrere Gardenien standen in Blüthe, eine kleine grasartige Pflanze mit blauen Blumen erinnerte an unser wildes Vergißmeinnicht. Hibiscus und Ricinuspflanzen sah er in mehreren Arten, und drei Varietäten des Indigo. Unter den Bäumen fielen ihm der Aleurites auf, die Kerzennuß, die er schon früher auf den Südseeinseln gesehen hatte, sodann ein paar Arten Eugenia, und mit Entzücken betrachtete er die vielen Orchideen, darunter Angraecum eburneum, A. superbum und das prächtige aber seltene A. sesquipedale; diese alle hat Ellis in gutem Zustande nach England mitgebracht. Das letztere wächst vorzugsweise auf vereinzelt stehenden Bäumen am Rande der Wälder, und zwar auf dem trockensten Theile der Stämme und Zweige dünnblättriger Bäume, etwa zwanzig Fuß über dem Boden, wo viel Licht und Luft ist. Die überhaupt nur spärlichen Blätter sind nicht groß, aber Blumen in Fülle vorhanden. Bei weitem der herrlichste Fund war die Ouviranda fenestralis, das sogenannte Spitzenblatt oder Wasseryam. Sie ist mit Recht als eines der feinsten und zartesten Erzeugnisse des Pflanzenreichs bezeichnet worden. Die Wurzel der Ouviranda ist daumsdick, gewöhnlich neun Zoll lang und breitet sich, obwohl in Zusammenhang bleibend, gleich jener des Ingwers oder Turmerics nach verschiedenen Richtungen aus. Die Pflanze wächst in fließendem Wasser; man findet sie aber auch an Stellen, wo dergleichen in gewissen Jahreszeiten fehlt, und dann sterben die Blätter ab, während die im feuchten Schlamm liegende Wurzel ihre

Digitized by Google

Triebkraft behält und bei Wiederkehr des Waſſers abermals Blätter treibt. Die fleiſchige Wurzel wird gekocht und giebt dann ein dem Yam ähnliches Mehl. Deswegen heißt ſie bei den Eingebornen Waſſeryam, Ouvirandrano, von Uwi, das im Malagaſy und im Polyneſiſchen Yam bedeutet, und Rano, Waſſer. Aus den verſchiedenen Kronen der ſich verzweigenden Wurzel wachſen von unter dem Waſſer heraus die ſchlanken, neun bis zehn Zoll langen, zwei bis drei Zoll breiten Blätter hervor, und verbreiten ſich wagerecht dicht unter der Oberfläche des Waſſers. Sie gleichen aber mehr einem geäderten Gerippe, als einem eigentlichen Blatte, denn ſie ſind, man kann ſagen gegittert, und zwar ſo, daß die Längsfaſern, etwa ein Dutzend an der Zahl, in leicht gekrümmten Linien das Längsgerippe des Blattes bilden, und durch fadengleiche Faſern in der Quere mit einander verbunden werden. Das Ganze gleicht einer feingewebten grünen Spitze. Die Pflanze gedeihet am beſten in fließendem Waſſer von 74° F., alſo etwa 18 bis 19° R., und man findet ſie jetzt in England im Garten zu Kew, in jenem der Gartenbaugeſellſchaft zu Chiswick, im Regentspark und im Kryſtallpalaſte, wo ſie gut fortkommen.

Nachdem Ellis und Cameron etwa vierzehn Tage in Tamatawe verweilt hatten, traf die Antwort auf ihr Schreiben ein. Sie war ſehr höflich abgefaßt, enthielt aber eine Ablehnung; die Königin ſei eben jetzt für längere Zeit dringend mit öffentlichen Angelegenheiten beſchäftigt, und empfehle den Reiſenden die Rückfahrt über das große Waſſer anzutreten, damit ſie nicht von der gefährlichen Fieberzeit überraſcht würden. Dieſer freundſchaftliche Rath mußte befolgt werden; offenbar wollte die Königin erſt Genugthuung für die 1845 erlittenen Unbilden haben; bis dahin galt der Erlaß, welcher den Verkehr mit den Ausländern verbot. Nachdem Ellis noch einige Eingeborne, Häuſer und Pflanzen photographirt hatte, ſchiffte er ſich am 8. Auguſt 1853 wieder nach Mauritius ein, wo die Kaufleute ſofort die von Ranovalo verlangte Entſchädigung von 15,000 Dollars zuſammenbrachten, damit der Handel wieder eröffnet werden könne. Dieſe Summe wurde von Herrn Cameron nach Tamatawe überbracht. Er kam im November mit günſtigen Nachrichten zurück; der Verkehr war für alle Völker wieder frei wie vor 1845, unter der Bedingung, daß alle Waaren beim Eingang oder Ausgang zehn Procent vom Werth erlegen ſollten und daß kein Eingeborner außer Landes geſchafft werden dürfe; auch hatte man die Waarenpreiſe für Käufer und Verkäufer feſtgeſtellt. In dem betreffenden Erlaß der Königin fügt dieſe hinzu, daß ſie keine Beſitznahme irgend eines Punktes dulden werde; neulich habe ſich wieder ein Franzoſe an-

Digitized by Google

gemaßt, im Hafen von Ibaly Häuser und Magazine zu bauen; aber sie werde ihn austreiben, weil er sich einer widerrechtlichen Anmaßung schuldig gemacht.

Ellis verweilte bis in den Junius 1854 auf der Insel Mauritius, wo die Cholera große Verheerungen anrichtete. Es war wohl unvorsichtig, daß er sich gerade damals wieder nach Madagaskar einschiffte, welches er nach wenigen Tagen erreichte. Das Schiff mußte acht Tage Quarantäne halten; dann durfte der Reisende seine Wohnung in Tamatawe beziehen, und konnte nun abwarten, ob er diesmal Erlaubniß zur Reise nach der Hauptstadt erhalten würde.

Als eines Tages ein Häuptling bei ihm zum Besuch war, trat ein Sekretär ein und überbrachte einige Briefe, welche sogleich beantwortet werden mußten. Der Sekretär setzte sich sofort auf eine Kiste neben der großen eisernen Stehlampe, zog Papier, Tinte und Federn hervor, schlug die Beine übereinander, faltete das Papier zusammen, legte dasselbe auf seine Knie und ließ sich dictiren. Dann las er vor, was er geschrieben hatte, der Häuptling unterzeichnete, und nachher wurde Sand aufgestreuet und zwar so, daß der Sekretär mit dem buschigen Ende der Feder den Sand von seinen Füßen auf das Papier strich. In alledem, sagt Ellis, lag etwas Ueberraschendes. Noch vor dreißig Jahren war das Malagasy eine ungeschriebene Sprache; nur ein einziger Malagasche, der auf Mauritius seine Erziehung erhalten, war des Schreibens kundig und schrieb nur in einer fremden Sprache, der englischen. „Jetzt sah ich einen bescheidenen jungen Mann, der sich in einer dunkeln Hütte, wo ein Schreibtisch fehlte, sofort auf einer Matte niedersetzte und zu Papier brachte, was sein Vorgesetzter ihm sagte. Jetzt können mehr als viertausend Beamte auf der Insel schreiben, obwohl 1836 die letzten Missionäre die Hauptstadt verlassen haben."

Auch diesmal erfreuete Ellis sich der besten Aufnahme; nur bedauerten die musiklustigen Eingebornen, daß er nicht musikalische Instrumente, namentlich Geigen, zum Verkauf mitgebracht habe. Auf dem Marktplatze waren viele Früchte zum Verkauf ausgestellt, insbesondere Citronen, Limonen, Orangen, Ananas, Bananen, Pistazien und Manioc; Reis war in verschiedenen Arten und in Menge vorhanden, nicht minder Mais, Hirse und andere Körnerfrüchte. Von ausländischen Waaren sah er besonders weiße und gedruckte Baumwollenzeuge; von einheimischer Verfertigung waren Messer da, Beile, Aexte, Hacken, Spaten, Feilen, Nägel, Waagschalen und Gewichtsstücke, einheimische Zeuge, Lambas, Matten, Körbe und Hüte von geflochtenem Stroh. Außerdem war aller-

Digitized by Google

lei Geflügel zum Verkauf ausgestellt, Hühner, Perlhühner, die einheimisch sind, und Truthühner, die aus der Fremde stammen; ferner verschiedene Arten brauner und schwarzer Papageyen. Auch vierfüßige Thiere, z. B. Tenrecs und die schwarz und weißen Lemuren in Käfigen, wurden feilgeboten; daneben Salz, Tabak und Dosen. Die Geldhändler zerschnitten Dollars in halbe und viertel Stücke, denn Silber ist das allgemeine Umlaufsmittel. Leider wurde auch eine große Menge Rum auf dem Markte verkauft; das wohlthätige Gesetz Radama's, welches den Genuß geistiger Getränke untersagte, war also in Abgang gekommen.

Am 24. Juni schließt das Jahr der Malagasy, und die Neujahrsfeierlichkeiten nahmen ihren Anfang. Drei Tage hindurch wurde all und jede Arbeit eingestellt. Die Vornehmen ließen sich in offenen Tragsesseln herumtragen, und ein großes Gefolge zog hinter ihnen her, während ein paar mit Wurfspeeren bewaffnete Männer voraustrabten und laut den Namen des Mannes von Rang ausriefen. Die Häuptlinge begaben sich auf diese Art in feierlichem Aufzuge zum Statthalter, um demselben, als dem Vertreter der Königin, ihre Huldigungen darzubringen; denn das ist Landesbrauch. Das Volk hatte die besten Kleider angelegt, die Weiber hatten ihr Haar in Stränge und Knoten geflochten, und trugen zum Theil Gewänder aus europäischem Zeuge. Ein altes Herkommen verlangt, daß man familienweise seine Freunde am Neujahrstage besucht. Am Abend muß jedermann ein Bad nehmen; gleich nachher werden Feuer vor den Häusern angezündet. Am Neujahrsmorgen sandte der Schwiegersohn des Mannes, in dessen Hause Ellis wohnte, das Vorderviertel eines Ochsen; ein anderer Bote kam mit zwei Sclaven, die ein Hinterviertel trugen, auch der Hafenmeister schickte ein ausgewähltes Stück Rindfleisch; alles zum Zeichen freundlicher Aufmerksamkeit für den Fremden, bei welchem von früh bis Abend ein Besuch den andern drängte. Manche sprachen mehr oder weniger geläufig englisch, Alle aber ergötzten sich an Bilderwerken und illustrirten Zeitungen. Am andern Tage stellte ein Häuptling, der Adjutant beim Kronprinzen war, seinen sechszehnjährigen Sohn vor, und bat Ellis, denselben in der englischen Sprache zu unterrichten; auch manche andere Männer von Rang fanden sich ein, und der Ausländer wurde überhaupt mit großer Auszeichnung behandelt. So zum Beispiel lud ihn acht Tage nach Neujahr der Statthalter zu einem Gastmahl ein, welches auf Befehl der Königin insbesondere zu Ehren der in Tamatawe anwesenden Fremden veranstaltet wurde. Als diese in das Haus traten, spielte die Musik. Die meisten Malagasybeamten trugen europäische Uniformen, meist rothe Röcke mit

Digitized by Google

blanken Knöpfen, dreieckige Federhüte und goldene Epauletten. Die Anordnung der Tafel war europäisch; auf dem Tellertuch jedes einzelnen Gastes lag ein Zettel mit dem Namen; Ellis erhielt seinen Platz zwischen „der Lady des Hauses" und der Frau eines Oberrichters; gegenüber saß ein Officier, der etwas englisch sprach; ein anderer in grüner Uniform war des Französischen mächtig. Das Mahl bestand aus Suppe, Truthähnen, gebratenen Schweinen, Hühnern, Enten und manchen anderen Gerichten; auch Gebäck verschiedener Art fehlte nicht, und Teller, Schüsseln, Bestecke ꝛc. waren europäisch. Für einen Neuling im Lande war die „Jaka" etwas Ueberraschendes, nämlich Rindfleisch, das ein Jahr alt und vom vorjährigen Feste aufgehegt worden ist. Es ist ein Zeichen der Freundschaft, wenn man mit Jemand eine Jaka genießt; sie wird in schmale Streifen geschnitten und braun gebraten.

Nachdem alle Gäste ihre Plätze eingenommen hatten, erhob sich der Marschall und hielt eine Rede zum Preis der Königin, deren Wille es sei, daß die anwesenden Fremden gastlich bewirthet würden; der Statthalter sei leider durch Unwohlsein verhindert, am Mahle theilzunehmen; deshalb heiße er, der Marschall, an seiner Statt die Gäste willkommen. Dann wurde die Jaka herumgereicht; jeder nahm ein Stück mit den Fingern und verzehrte es langsam und schweigend. An der Tafel befanden sich etwa zwanzig Personen und das Mahl verlief unter Lust und Fröhlichkeit. Hinter den beiden Frauen, welche oben am Tische saßen, standen sechs Sclavinnen; hinter jedem Beamten waren Adjutanten zum Dienst bereit. Die gesammte Dienerschaft wartete trefflich auf. Bevor die Tafel aufgehoben wurde, traten zwei Sclavinnen in den Saal und bereiteten unter Aufsicht der Frau vom Hause Kaffee, der dann umhergereicht wurde. Bald erschienen auch Spielleute und man tanzte. Zum Schlusse wurde die Gesundheit der Königin mit einem Glase Liqueur getrunken.

Einer Reise des Herrn Ellis nach der Hauptstadt Antananarivo würden sich diesmal wohl keine Hindernisse in den Weg gestellt haben, wenn nicht die Furcht vor der auf Mauritius wüthenden Cholera sehr groß gewesen wäre. Die Regierung traf alle möglichen Vorkehrungen, damit die Seuche nicht nach Madagaskar eingeschleppt werde, und gebot für die von St. Louis kommenden Schiffe und Waaren eine vierzigtägige Quarantäne. Aber Ellis durfte ungestört in Tamatawe bleiben, fertigte, zum großen Ergötzen der Eingebornen, viele photographische Bildnisse an, und hatte gute Gelegenheit, Sitten, Gebräuche und Denkungsart der Leute näher kennen zu lernen.

Im Jahre 1856 durfte Ellis auf ausdrückliche Erlaubniß

Digitized by Google

der Königin das Innere von Madagaskar besuchen. Als er zum dritten Male Tamatawe besuchte, fand er diese Stadt sehr zu ihrem Vortheil verändert, der Handel war lebhaft und man hatte sogar einen Gasthof gebaut, den ersten auf der Insel. Der Missionär erhielt vom Kronprinzen einen Brief, worin ihm gemeldet wurde, daß er auf einen freundlichen Empfang rechnen dürfe. Die Königin sorgte dafür, daß sein Gepäck fortgeschafft wurde, und stellte ihm eine Menge Träger. Es giebt auf Madagaskar keine gebahnten Wege, keine Flüsse, die als Fahrstraße benutzt werden können, und keine Lastwagen. Die Reise ging ohne Unfall von Statten. Als Ellis in das eigentliche Howaland kam, fiel ihm auf, daß dort die Dörfer einen anderen Charakter haben, als im Tieflande. Sie stehen zumeist auf Hügeln und sind mit einer hohen und dicken Mauer umgeben, welche nur eine einzige Thoröffnung hat. Vor der Mauer laufen mehrere Gräben hin und die ganze Art der Festungswerke zeugte von weit mehr Umsicht und Geschick als die Anlage der Pahs auf Neuseeland oder der Bergfestungen auf anderen Südseeinseln. Gegen Feuerwaffen helfen freilich alle diese Befestigungen nichts. In diesen Dörfern wurde Ellis von vielen „Freunden" besucht, das heißt Leuten, die insgeheim Christen geblieben waren.

Am 26. August 1856 befand er sich im Angesichte der Hauptstadt. Die Königin hatte ihm drei junge Edelleute entgegen geschickt, die recht gut englisch sprachen und ihn begrüßten. Ein zierlich ausgeschlagener Tragsessel stand bereit und in diesem hielt Ellis seinen Einzug in Antananarivo, das siebentausend Fuß über der Meeresfläche liegt. Im Mittelpunkte, auf dem höchsten Hügel oder wie die Eingebornen sich ausdrücken, auf der Krone der Stadt, Tampombohitra, steht der Palast; er ist etwa sechszig Fuß hoch; die Mauern sind von doppelten Verandas umgeben, deren eine sich über der andern befindet; das Dach ist hoch und fällt steil ab. Oben auf demselben steht ein großer vergoldeter Adler mit ausgebreiteten Schwingen. Das Haus des Kronprinzen liegt neben dem Palaste; auch die anderen Mitglieder der königlichen Familie haben ihre Wohnungen in der Nähe; die Häuser der übrigen Bewohner liegen nicht auf jenem Hügel; sie sind fast ganz aus Holz aufgeführt, haben hohe spitze Dächer, die mit Rohr oder Gras gedeckt sind; manche Gebäude stehen auf künstlich angelegten Terrassen.

Die Königin hielt für den Missionär ein zweistöckiges Haus in Bereitschaft. Vor der Thür stiegen die Edelleute, welche ihn geleitet hatten, vom Pferd und hießen ihn freundlich willkommen. Die Wände des großen Saales waren mit Matten behängt; die

Digitized by Google

Fenster mit Gardinen von sauberem Mousselin. Im Schlafgemach stand ein Bett mit Vorhängen, der Tisch war mit einem Teppich belegt, und Alles sehr reinlich und bequem; auch Lehnstuhl und Spiegel fehlten nicht. Dort fühlte Ellis sich behaglich, und nachdem er sich ein wenig erholt hatte, erschienen bei ihm viele Christen, die ihm Manches über den Kronprinzen mittheilten; er sei ein offener, menschenfreundlicher und verständiger Mann, beim Volke sehr beliebt. Die Königin halte ihn so hoch, und habe schon öffentlich erklärt, daß er einst den Thron einnehmen solle. Das Volk war gerade damals sehr beunruhigt, weil man wieder Angriffe von Seiten der Franzosen erwartete. Das Klima war gesund, Abends und Morgens angenehm kühl.

Am folgenden Mittag erschienen vier Palastbeamte. Sie trugen weite schwarzseidene Mäntel mit breiten Borten und erkundigten sich im Namen der Königin, ob der Fremde sich wohlbefinde; auch fragten sie nach der Königin Victoria und ob in Europa Krieg oder Frieden sei. An demselben Abend fand sich auch der Kronprinz ein. Er ist von gedrungener Gestalt, sehr kräftig gebaut, hat einen kleinen Kopf, rabenschwarzes, etwas gekräuseltes Haar, kleine Augen mit klarem Ausdruck, das Gesicht erinnert in Manchem an europäische Physiognomie, die Lippen sind voll, die Nase ist adlerartig. Er trug einen Schnauzbart, Hosen und Frack von schwarzem Tuch, weiße Halsbinde und eine goldbetreßte Sammetweste. Sein Benehmen war ebenso würdig als freundlich, und man merkte ihm keinerlei Zwang an. Er bemerkte, daß er vor England große Hochachtung habe, und dessen Gesetze loben müsse, weil sie das Leben der Menschen schützen, denn das Leben sei etwas Geheiligtes und man dürfe dasselbe nicht leichtfertig zerstören, vielmehr dem Schwachen eine Stütze verleihen und nicht zugeben, daß ihm Unrecht zugefügt werde. Er zeigte sich überhaupt als ein wohlunterrichteter Mann und sprach mit Einsicht von dem Kriege gegen Rußland und über die politischen Verhältnisse Europa's. Gegen Frankreich war er, gewiß mit vollem Rechte, sehr mistrauisch; er bat den Missionär, zu erklären, was man dort eigentlich unter dem Worte „Protection" verstehe.

„Ich sagte ihm, in einem englischen Blatte hätte ich gelesen, er, der Kronprinz, sei römisch katholisch geworden und ein Bevollmächtigter von ihm nach Rom gegangen, um dort zu veranlassen, daß römische Priester nach Madagaskar kämen. Er erklärte diese Angaben für unwahr; richtig sei jedoch, daß ein katholischer Priester sich in der Hauptstadt aufhalte, der ihn zur Annahme des Katholicismus bereden wolle; derselbe habe auch seiner Gemahlin ein Crucifix, ihm selber eine silberne Medaille gegeben. Wenn,

Digitized by Google

habe der Priester hinzugefügt, Beide diese Gegenstände auf der Brust trügen, dann werde die Prinzessin Mutter werden. „„Aber das ist nicht wahr geworden, denn meine Frau hat kein Kind.““ Er öffnete die Weste und zeigte mir die silberne Medaille.“ Wir erwähnen das hier, weil die Sache einiges Licht auf französische Umtriebe wirft, die wir später erzählen. Ellis erklärte, er sei gekommen, um einen Freundschaftsbesuch zu machen, andere Absichten lägen ihm fern. Die Howa zeigten sich sehr wißbegierig; sie ließen sich die electrische Telegraphie und die Photographie erklären und der Kronprinz erkundigte sich nach dem Zustande der Volkserziehung und des Unterrichtswesens in England. Er verkehrte viel mit den Unterthanen, benahm sich sehr leutselig, besuchte an manchen Tagen zwanzig bis dreißig Häuser und schlichtete Streitigkeiten. Das Volk rief ihm zu: „Möge Dir ein langes Leben beschieden sein, Herr!“ und bezeigten ihm große Ehrfurcht. Als Ellis einst mit ihm die Umgebungen der Hauptstadt besuchte, begegneten ihnen mehrere Beamte; der eine trug einen großen silbernen Speer, der ein Gegenstand der Hochachtung Aller ist. Man nennt diesen Speer den Lügenhasser und meint, er habe die Eigenschaft, Verbrechen zu entdecken. Deshalb ist er auch das Sinnbild für die Regierungsgewalt und wird von den königlichen Herolden getragen. Ein Mann wird angeschuldigt, ein Verbrechen verübt zu haben; dann erscheint der Herold vor seiner Thür, rennt den silbernen Speer in den Boden und Niemand darf das Haus verlassen.

„Zwei Tage später machte ich wieder einen Ausflug. Der Prinz hatte mich eingeladen, ihn und seine Gemahlin, Prinzessin Rabodo, zu begleiten; sie wollten Mahazvarivo besuchen, das Landhaus des verstorbenen Königs Radama. Nachdem mir um Mittag ein Bote angesagt hatte, daß die Herrschaften ihren Palast verlassen wollten, machte ich mich auf den Weg. Ein Palastbeamter gab mir zu verstehen, es sei angemessen, daß ich eine Hasina überreiche, ein Geschenk von einem Dollar, weil ohne ein solches Niemand dem Vertreter der Königin nahe. Bald erschienen zwei andere Beamte von hohem Rang; dann kam der Prinz. Er saß in einem Tragsessel und schüttelte mir die Hand; ihm folgte die Prinzessin; sie hielt mir die Hand entgegen, und sprach, es mache der Königin Freude, daß ich mit ihnen gehe. Ich dankte für so große Freundlichkeit und überreichte einem Beamten die Hasina. Meinen Palankinträgern wurde ihr Platz in dem Zuge angewiesen, der wohl eine halbe Meile lang war. Voran zogen etwa ein Dutzend Reiter auf muthigen Rossen; dann kamen vierzehn geschmückte Tragsessel, in deren einem ein sehr hübscher Jüngling saß, ein

Digitized by Google

Sohn des Prinzen Rambosalama. Neben den Palankins zogen Reiter; hinter jenen kamen die Palastbeamten in Tragsesseln oder zu Fuß, und dann eine Schaar von neunzehn Musikanten; sie spielten Clarinette, Flöten und Pfeifen; einige bliesen Hörner, andere schlugen den Triangel und die Trommel. Officiere hatten den Säbel gezogen. Der Tragsessel der Prinzessin war mit scharlachrothem Tuch bedeckt, das innere mit Rosaatlas ausgeschlagen, Alles mit reichlichem Goldbesatz. Neben der Prinzessin ging ein Beamter mit einem großen rosarothen Schirm, der oben mit einer goldenen Kugel geschmückt war; hinter dem Tragsessel schritten Sclavinnen in blau und weiß gestreiften Mänteln einher. Zu beiden Seiten des Zuges stand eine große Menschenmasse. Der Prinz trug einen schwarzen Frack mit silbernem Stern und über der Brust, unter der Weste, ein breites, roth und grünseidenes Band; die braune Prinzessin hatte ein blaues, mit scharlachrothem Sammet besetztes Kleid nach europäischem Schnitt und mit kleinen vergoldeten Knöpfen; auf dem Kopfe trug sie einen Rosahut mit künstlichen Blumen und einen Spitzenschleier. Eine Hofdame hatte arabische Tracht, die übrigen waren europäisch gekleidet und alle mit Schmuck sehr überladen. An den Officieren bemerkte ich zum Theil europäische Uniformen, blaue Röcke mit rothen Beinkleidern, oder Lambas. Der Zug ging am Palaste der Königin vorüber und hielt vor der Terrasse desselben an, auf welcher man einen großen scharlachrothen Schirm ausgespannt hatte. Dort entblößte Jedermann das Haupt, denn Königin Ranovalo erschien, um sich den Zug zu betrachten. Die Musiker spielten die Nationalhymne; einige Zeit nachher wurde der Schirm weggenommen. Auch eine Musterung der Streitmacht fehlte nicht; am südlichen Ende der Hauptstadt war das Geschütz aufgestellt und in der Nähe standen einige tausend Mann Linientruppen."

Die Königin hatte dem Kronprinzen große Reisfelder beim Dorfe Andondra zum Geschenke gemacht und diese besuchte er mit Ellis an jenem Tage. Die Landleute überreichten Zuckerrohr, Bananen und Batateu, und sprachen einen Gruß. Der obenerwähnte Landsitz Radama's wird von dem Missionär als ein sehr anmuthiger Aufenthalt geschildert. Das aus Stein aufgeführte Gebäude ist von Bananen und Wein umgeben. Die innere Einrichtung war zumeist europäisch; im großen Saale standen silberne Schüsseln mit Obst und Zuckergebäck. Prinzessin Rabodo sprach viel von Musik und erkundigte sich nach der Verlobung des preußischen Thronfolgers mit der englischen Prinzessin. Dann begann ein Ball und der Tag verlief in durchaus heiterer Weise.

Bald nachher hatte Ellis Audienz bei der Königin Rano- [illegible] nigin Ranova

valo. Der Palastbeamte, welcher ihm meldete, daß sie bereit sei ihn zu empfangen, bemerkte dem Fremden, daß er einen goldenen Sovereign und einen silbernen Dollar als Hasina zu überreichen habe. Zugleich drang man in ihn, über seinen schwarzen Anzug einen grau- und rothseidenen Schlafrock zu ziehen. So begab er sich nach dem Palaste, der mit Soldaten umstellt war. Wir haben schon oben einige Andeutungen über dieses Gebäude gegeben. Es ist ganz von Holz, luftig und geräumig, aber dabei sehr stark und fest gebaut, etwa hundert Fuß lang, sechszig tief und siebenzig hoch; das sehr spitzige Dach ist mit Schindeln gedeckt; in der Mitte desselben steht der vergoldete Voromahery, der Vogel der Gewalt, ein Geier oder Adler, das Reichswappen der Howa. Die Königin saß in der oberen Veranda unter einem Doppelschirm auf einem Sitze von grünem Damast und höher als ihre Umgebung; zur Linken saß der Kronprinz, zur Rechten dessen Gemahlin.

Die Königin wird von Ellis in folgender Weise geschildert. Sie hat ein rundes Gesicht, wohlgestalteten Vorderkopf, kleine Augen, kurze aber nicht gequetschte Nase, feine Lippen und eine kräftige Figur, welcher das Ebenmaß nicht fehlt. Sie war damals achtundsechszig Jahre alt und sah ganz gesund aus; an der vordern Platte ihrer goldenen Krone war ein Zauber angebracht, allem Anschein nach ein goldener oder vergoldeter Zahn von einem Krokodil. Die Herrscherin trug Ohrringe und Halsband von Gold und eine weiße mit Gold durchwirkte Lamba. Der Hofstaat, welcher sie auf der Veranda umgab, bestand aus nahe an hundert Personen, die alle eine sehr angemessene Haltung behaupteten. Die ganze Feierlichkeit machte auf den Missionär einen starken Eindruck; nur wurde sein Wohlgefallen an derselben dadurch schwer beeinträchtigt, daß er eine Königin vor sich sah, welche so vielen Christen einen grausamen Tod bereitet hatte.

Die Garde der Königin hielt unter Musik einen Umzug und stellte sich nachher ordnungsmäßig auf. Als der Engländer in die Nähe der Veranda geführt wurde, um die Königin zu begrüßen, verbeugten sich Alle und riefen: „Es ist gut, es ist gut, Königin!“ Sie verneigten sich nach Osten hin, vor dem Grabmale Radama's, das von einem viereckigen Steine gebildet wird. Ellis stand der Königin gerade gegenüber; auf jeder Seite stand ein Dolmetscher neben ihm. Beide waren in England erzogen worden und raunten ihm zu, wie er sich der Etiquette gemäß zu benehmen habe. Auch waren zwei Franzosen zugegen; ein Herr Laborde und ein Priester, welcher sich Hervier nennen ließ, während sein richtiger Name Fenez war. Ellis hielt seine Anrede und überreichte

Digitized by Google

das Geschenk. Nachdem er der Königin seinen Dank dafür ausgesprochen, daß sie ihm gestattet habe sich ihr vorzustellen, drückte er die Hoffnung aus, daß sie nebst ihrer Familie sich wohl befinde. Ein Würdenträger mit grauem Haupt antwortete: „Die Königin und die Angehörigen ihrer Familie befinden sich wohl; Ihre Majestät ließen bei dem Fremden anfragen, ob er während der Reise nicht vom Fieber gelitten habe.“ Darauf bemerkte Ellis, er habe allerdings einige Anfälle von Fieber gehabt. Nachdem er in England viel über Madagaskar und dessen Königin gehört, sei er nun gekommen, diese Insel näher zu betrachten, und jetzt danke er der Königin, daß sie ihm gestattet habe, ihr zu nahen. Als er dann die Hasina einem Palastbeamten einhändigte, nickte Ranovalo beifällig. Der Missionär fuhr darauf in seiner Anrede fort, und setzte auseinander, daß die Engländer seit langer Zeit von freundschaftlichen Gesinnungen gegen die Malgaschen durchdrungen seien; schon vor beinahe einem halben Jahrhundert habe der König von Großbritannien in diesem Sinne sich ausgesprochen und mit dem Herrscher Radama einen Freundschaftsvertrag geschlossen, durch welchen der Sclavenhandel beseitigt wurde. Der verstorbene König habe diesen Vertrag redlich gehalten, Ihre Majestät thue ein Gleiches und dulde auf Madagaskar keine Ausfuhr von Sclaven. Königin Victoria sei Freundin der Königin Ranovalo und wünsche ihr Glück und Wohlergehen. Das schien der Letztern zu gefallen und ihr „Redner“ mußte entgegnen: „sie wisse sehr wohl, daß die Engländer Freundschaft für sie hegen und nicht wankelmüthig seien. So ergehe es auch ihr; sie möge gern in Freundschaft mit England und der Königin Victoria stehen.“ Ellis hob dann hervor, daß England weder Anspruch darauf mache, noch die Absicht hege, sich in die inneren Angelegenheiten Madagaskars zu mischen.

Nach der Feierlichkeit verneigten sich abermals Alle vor Radama's Grabmal, die Europäer entblößten das Haupt, die Musik spielte und der Zug setzte sich in Bewegung. Für Ellis mußte das Ganze ein um so höheres Interesse haben, da es seit zwanzig Jahren keinem Engländer gestattet worden war in Antananarivo zu erscheinen.

Der Franzose Laborde stand damals in hoher Gunst am Hofe. Er lud Herrn Ellis zu Tische, und als derselbe mit einem Palastbeamten sich zu ihm verfügte, erzählte der Letztere, die Königin sei mit Herrn Ellis sehr zufrieden und werde ihn zu einem Hofball einladen. An Laborde's Tafel erschienen auch Hervier und der Kronprinz; der Letztere begleitete den englischen Missionär nach Hause, wo er mit ihm eine lange vertrauliche Unterredung über das Christenthum hatte. Der Prinz hob die Schwierigkeiten

Digitized by Google

hervor, auf welche Fortschritt und Entwickelung in Madagaskar treffen, und fragte nach den Ursachen, weshalb die europäischen Länder gedeihen. Was er sprach, war durchweg human, und Ellis meint, dieser Mann sei von den ernsten Bestrebungen durchdrungen, die Wohlfahrt des Landes nach Kräften zu fördern. Ellis wurde von der Königin zur Tafel geladen. Die Musikanten trugen rothe Uniform, die Dienerschaft hatte als Livree blaue Jacken mit rothem Besatz, die Tafel war völlig europäisch angeordnet. Der Missionär gab einen Trinkspruch zu Ehren der Königin. Abends war Hofball, auf welchem alle Häuptlinge arabisch gekleidet waren; sie trugen flatternde Mäntel, grüne, gelbe, rothe oder weiße; Turbane und Gürtel waren reich mit Juwelen geschmückt. Ranovalo saß auch jetzt wieder unter einem Schirm. Es waren noch zwei Franzosen am Hofe erschienen, so daß jetzt fünf Europäer sich auf dem Hofballe befanden; für sie wurden Stühle im Schatten bereit gehalten.

Ellis war mit seiner Aufnahme in hohem Grade zufrieden, verkehrte viel mit dem Kronprinzen und wurde ehrenvoll entlassen. Als er im November 1856 von Imerine, dem Hochlande der Howa, auf welchem die Hauptstadt liegt, wieder nach Tamatawe zurückkehrte, begegneten ihm unterwegs mehrere Franzosen, auch Priester, welche sich nach Antananariwo begaben. Er selbst schiffte sich am 17. November nach Mauritius ein und war am 13. Januar 1857 wieder in England.

Offenbar hegte Ranovalo bei weitem nicht mehr so viel Mistrauen gegen die Europäer als früher. Sie fanden wieder Eingang, der Handel war eröffnet und Ellis war überzeugt, daß er viel Gutes angebahnt habe. Ließ man die Sachen ruhig weiter gehen, so mußten sie einen befriedigenden Verlauf nehmen. Aber Ränke und Umtriebe französischer Abenteurer und Priester störten Alles, indem sie eine Verschwörung gegen die Königin anzettelten. Die Folge war, daß etwa zweitausend Unterthanen von ihr hingerichtet wurden. Wir haben über die Verhältnisse auf Madagaskar und die Vorgänge in der Hauptstadt nach der Abreise des Herrn Ellis noch keine eingehenden, alle Einzelheiten erörternden Nachrichten; die Hauptsachen aber erfahren wir aus dem Werke des englischen Consuls Lyons Mac Leod über Ostafrika*) und aus dem Privatbrief eines deutschen Kaufmanns zu St. Louis auf Mauritius. In der Verschwörung spielen die obenerwähnten

*) Travels in Eastern Africa, with the narrative of a residence in Mozambique. By Lyons Mac Leod. London 1860. 2 Bände. Vol. II. Kapitel VI. p. 180—206.

Digitized by Google

Franzosen die Hauptrolle; eine Nebenrolle übernahm unsere Landsmännin Ida Pfeiffer aus Wien, welche schon längst eine Reise nach Madagaskar beabsichtigt hatte.

Der Missionär Ellis hatte bei der Königin Ranovalo eine freundliche Aufnahme gefunden; Frau Ida Pfeiffer glaubte auch ihrerseits eine solche erwarten zu dürfen und täuschte sich nicht. Sie ging nach Madagaskar. Nach ihrer Vertreibung schrieb sie unterm 29. September 1857 an Karl Ritter in Berlin: „Wir wurden von der alten Königin und vom Prinzen auf das glänzendste empfangen, lebten die ersten vier Wochen in der Hauptstadt herrlich, dann aber nahm die Sache eine bedenkliche Wendung für uns. Die Königin haßt nämlich die Christen über alle Maßen; es giebt aber dessen ungeachtet etliche Tausend unter dem Volke. Dies wurde der Königin angezeigt (??), während wir in Tananariwa waren. Man beschuldigte uns paar Europäer mit den Christen einverstanden zu sein und mit ihnen viele heimliche Zusammenkünfte abgehalten zu haben. Dies war genug, die Königin gegen uns aufzubringen, daß sie uns gleich auf der Stelle hätte hinrichten lassen, wenn sich der Prinz unser nicht so thätig angenommen hätte. Wir wurden sogleich Landes verwiesen und wie Gefangene mit Militär nach Tamatawe gebracht, expedirt und dort auf ein Schiff geliefert. Wir standen auf dieser Tour unendlich viel aus, man verlängerte die Reise vorsätzlich und dachte, das Klima sollte uns tödten."

In diesem Bericht ist Wahres und Unrichtiges vermischt, vor allen Dingen aber Vieles verschwiegen. Das Sachverhältniß ist folgendes. Die Franzosen haben, wie wir schon bemerkten, ihre Pläne auf Madagaskar nicht aufgegeben, und die Väter der Gesellschaft Jesu sich namentlich im Verlauf der letzten Jahre in verschiedenen Hafenstädten niedergelassen, um Malgaschen zu bekehren. Ihre Hauptstation ist an der St. Augustinbai und sie werden von Réunion aus durch den französischen Gouverneur mit allem Nöthigen versorgt. Sie haben auf Réunion eine Schule zur Erziehung von Mädchen gegründet, die zahlreich besucht ist. Unter den Sakalawa herrscht noch der abscheuliche Brauch, alle Kinder auszusetzen, welche an einem Freitage geboren oder von irgend einem Zauberer als unglücklich bezeichnet werden. Dieser Kinder erbarmen sich die Jesuiten und erziehen sie. Es liegt ihnen daran, das Christenthum auszubreiten, und gewinnt Frankreich auf Madagaskar festen Fuß, so steht ihnen kein Hinderniß entgegen. Sie unterstützen also die Politik ihres Mutterlandes.

Digitized by Google

Im Jahre 1855 erhielt ein Franzose Lambert, von der Firma Minon, Lambert und Compagnie zu St. Louis auf der englischen Insel Mauritius, Erlaubniß von der Königin Ranovalo, die Hauptstadt Antananarivo zu besuchen. Dort ließ er sich in enge Verbindungen mit Howaedelleuten von der Oppositionspartei ein. Einige Zeit nachher ging er nach Paris und hatte zweimal Audienz beim Kaiser Napoleon; mit diesem unterhielt er sich über die Zustände von Madagaskar, wohin er über Capstadt und Mauritius zurückging. Am Vorgebirge der Guten Hoffnung traf er Frau Ida Pfeiffer, welche sich ihm anschloß und als fertige Klavierspielerin ihm nützlich werden konnte, denn die Königin Ranovalo liebt die Musik. Lambert hatte für etwa fünfzigtausend Francs Geschenke aus Paris für Madagaskar mitgebracht. Mit ihm ging Pater Jean, apostolischer Präfect für Madagaskar, der aber seinen geistlichen Charakter, den Geboten der Königin gegenüber, nicht zur Schau tragen durfte, als angeblicher Kaufmann. Für den Nothfall hatte Lambert in der Dalrymplebai einen Schooner vor Anker gelegt, auf welchem die mit ihm einverstandenen Howahäuptlinge eventuell Rettung finden konnten.

Dieser Plan wurde nicht geheim genug gehalten, denn der englische Consul Mac Leod in Mozambique erhielt davon Kunde. Er sandte mehrere Briefe an Ida Pfeiffer, warnte sie, bat sie dringend, sich nicht in ein gefährliches Unternehmen einzulassen und vor allen Dingen England nicht zu compromittiren. Die Königin wisse, daß sie in London gewesen sei und dort Geldunterstützung für ihre Reise erhalten habe. Aber Ida ließ sich nicht warnen, sondern ging 1857 während der gesunden Jahreszeit mit Lambert nach Antananarivo, wo sich Pater Jean bereits eingefunden hatte. In der Hauptstadt traten sie in engen Verkehr mit dem Franzosen Laborde, der, früher Sclavenhändler, jetzt Ceremonienmeister Ranovalo's war. Lambert überreichte seine Geschenke, unter welchen sich auch Pferde und Kameele befanden, und wurde sehr freundlich behandelt. Zum Dank dafür arbeiteten die drei Verbündeten daran, ihren Plan auszuführen, der auf Folgendes hinzielte: „Die Königin soll beseitigt werden und einem andern Herrscher Platz machen. Sie soll ein Jahrgeld bekommen. Der neue Herrscher schließt einen Bundes- und Freundschaftsvertrag mit Kaiser Napoleon. Die römisch-katholische Religion ist das einzige auf Madagaskar erlaubte christliche Glaubensbekenntniß. Die Sclaverei wird abgeschafft."

Inzwischen spielte Frau Ida Pfeiffer bei der Königin täglich Klavier und wurde mit Liebkosungen überhäuft. Die „Ver-

schworenen" glaubten an das Gelingen ihres Unternehmens und hielten sich für vollkommen sicher. Während eines großen Festes bei Hofe sollte die Königin nebst ihren Ergebenen aufgehoben werden. Die drei Franzosen und Frau Pfeiffer nebst vielen in den Plan eingeweiheten Howa waren geladen und saßen bei Tische. Da erhob sich Königin Ranovalo und erklärte, daß sie von einem Anschlage, sie zu entthronen, genau Kunde erhalten habe; die Fremden seien Anstifter dieses Hochverraths.

Sofort wurden die drei Franzosen sammt Frau Pfeiffer verhaftet; vor dem Palast hatte sich eine große Menge Volks versammelt, das eine Todtenstille beobachtete. Die Gefangenen wurden hinausgeführt und harrten der Todesstrafe. Ranovalo ließ sie lange im Ungewissen, und dann verkünden, daß sie das Leben dieser Elenden schonen wolle; sie werde sich damit begnügen, sie zu verbannen; wer von ihnen jemals den Boden von Madagaskar wieder betrete, solle hingerichtet werden. Der Sclavenhändler Laborde weigerte sich zu gehen und wollte den Stab des Ceremonienmeisters nicht abgeben, aber man schaffte ihn mit Gewalt fort und führte die vier Verbannten langsam durch ungesundes Sumpfland. Frau Pfeiffer schwebte zu Port Louis lange zwischen Leben und Tod, fand aber die beste Pflege. In dem Briefe jenes deutschen Kaufmanns lesen wir: „Mit Frau Pfeiffer habe ich von 1857 an bis Mai 1858 auf freundschaftlichem Fuße gelebt und ihr auf das entschiedenste abgerathen, im wunderschönen, von Barbaren bewohnten Madagaskar nach Schmetterlingen zu haschen. Sie wollte aber von ihrem abenteuerlichen Plane nicht ablassen und hat ihre gefahrvolle Reise ausgeführt. Sie wurde von Ranovalo mit Liebkosungen und Leckerbissen überhäuft, aber bald nachher mit einem gewissen Herrn Lambert in Ketten und Banden gelegt und als französischer Spion vor Gericht gestellt. Sie waren nahe daran, getödtet zu werden, doch auf Fürbitte des Thronerben wurden sie als Landstreicher verbannt, nachdem man in ihrer Gegenwart eine Menge von verdächtigen Howa auf das entsetzlichste hingerichtet hatte. Die Verbannten wurden von Soldaten nach Tamatawe transportirt und waren sieben bis acht Wochen auf der Reise, obgleich man den Weg in acht Tagen zurücklegen kann. Die Gegend, durch welche man sie führte, ist eine der ungesundesten der Welt und es war offenbar darauf abgesehen, die Verbannten auf solche Art zu Tode zu martern. Frau Pfeiffer kam hier an, vom gräßlichen Madagaskarfieber leidend, der Franzose Lambert halb verrückt. Letzterer hat sich jedoch wieder erholt und ist damit beschäftigt, afrikanische Feldarbeiter (— Negersclaven —) für unsere Schwesterinsel Bourbon (Réunion) anzuwerben. Man glaubt hier

allgemein, wiewohl es nicht zu beweisen ist, daß dieser Lambert wirklich zu Gunsten der französischen Regierung Ranovalo's Regierung habe stürzen und vorläufig dem christlich gesinnten Kronprinzen zum Thron verhelfen wollen. Was die edle, gute, ausgezeichnete alte Frau Pfeiffer betrifft, so ist sie natürlich derartigen Plänen ganz fremd gewesen und hat mehr an Buttervögel als an Revolution gedacht."

Das letztere ist gewiß richtig; sie wurde misbraucht. Aus Mac Leod's Schilderung erfahren wir übrigens noch einige interessante Nebenumstände. Lambert ging wieder nach Paris und dann abermals nach Mauritius. Aber auf welche Weise entdeckte die Königin die Verschwörung? „Es heißt, daß zwei mitverschworene Häuptlinge der Regierung Kunde gaben. Weiter wird Folgendes mitgetheilt. Unter Lamberts Geschenken befand sich auch ein Schreibetisch für die Königin, und sie fand in einem geheimen Schubfache desselben einen Brief, durch welchen ihr der Anschlag zum Umsturz ihres Thrones mitgetheilt wurde. Gewiß ist, daß die Regierung schon vor der Katastrophe genau von Allem unterrichtet war; ebenso gewiß ist, daß die Warnung durch englischen Einfluß gegeben wurde; ich will aber darüber jetzt nichts Näheres mittheilen."

Es läßt sich natürlich nicht nachweisen, ob die Pariser Regierung mit dem Unternehmen Lamberts zusammenhing; es unterliegt aber keinem Zweifel, daß die französische Politik in fremden Erdtheilen eine große Rührigkeit zeigt und ihren Einfluß überall zu steigern sucht. Madagaskar könnte eine große Fülle tropischer Erzeugnisse in den Handel liefern, namentlich Zucker und Baumwolle; so lange aber die Franzosen ihre drohende Stellung gegen die Königin behaupten, wird die Politik der Howa eine mistrauische sein und die Fremden ausschließen müssen. Die Dinge würden mit einem Schlage in das richtige Geleise kommen und eine befriedigende Gestalt annehmen, sobald Frankreich, nach Englands Vorgange, unumwunden die Selbständigkeit und Unabhängigkeit Madagaskars anerkennen und darüber einen bündigen Vertrag mit Großbritannien und der Königin schließen wollte. Das aber entspricht den Traditionen der Pariser Politik nicht, die seit zweihundert Jahren den Blick auf die schöne Insel im Indischen Ocean gerichtet hält und sie in eine französische Colonie umwandeln möchte. Diesen Zweck wird sie freilich nicht erreichen.

Nies'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

Digitized by Google

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN

DATE DUE

AUG 3 1 1999